UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01619455 7

# Französische Geschichte

## vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert.

---

Erster Band.

# Französische Geschichte

vornehmlich

## im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

**Leopold von Ranke.**

Erster Band.

Vierte Auflage.

Sämmtliche Werke. Bd. 8 1

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1876.

UNIVERSITY OF TORONTO

Das Recht der Ueberſetzung wie alle anderen Rechte ſind vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

HF
R1984fr
667003
31.10.57

Ich wage es, ein Deutscher, das Wort über die französische Geschichte zu ergreifen.

Große Völker und Staaten haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthistorischen, und so bietet auch ihre Geschichte eine zweifache Seite dar. Inwiefern sie ein wesentliches Moment in der allgemeinen Entwickelung der Menschheit bildet oder in dieselbe beherrrschend eingreift, erweckt sie eine weit über die Schranken der Nationalität hinausreichende Wißbegierde und zieht die Aufmerksamkeit und die Studien auch der Nichteingebornen auf sich.

Vielleicht läßt sich behaupten, daß der vornehmste Unterschied zwischen den griechischen Historikern, welche die Geschichte des alten Roms in der Zeit seiner Blüthe und vollen Kraft behandelten, und den römischen selbst, eben darin lag, daß jene die welthistorische Seite ergriffen, diese die nationale Auffassung festhielten und ausbildeten. Der Gegenstand ist derselbe; durch die Gesichtspunkte unterscheiden sich die Schriftsteller, zusammen unterrichten sie die Nachwelt.

Unter den neueren Völkern hat aber keines einen mannigfaltigeren und anhaltenderen Einfluß auf die übrigen ausgeübt, als das französische. Man hat wohl sagen hören: die französische Geschichte, wenigstens in den neueren Jahrhunderten, sei schon die Geschichte von Europa. Ich bin weit entfernt, diese Meinung zu theilen. Von den vier anderen großen Nationen der europäischen Culturwelt umgeben, hat sich die französische gegen die Anregungen, die ihr von diesen kamen, keineswegs verschlossen. Literarische und künstlerische Cultur empfing sie aus Italien; den vornehmsten Begründern der

Monarchie des siebzehnten Jahrhunderts stand das Muster von Spanien vor Augen; die Tendenzen der religiösen Reform schlossen sich an Deutschland, die der politischen an das Beispiel von England an.

Aber unleugbar ist es doch, daß die allgemeinen Gährungen, wenigstens des Continents, seit langer Zeit hauptsächlich in Frankreich entsprungen sind. Mit den großen Problemen des Staates und der Kirche haben sich die Franzosen immer auf das lebendigste beschäftigt und sie mit eigenthümlichem Talent des Ausdruckes allen Anderen nahe gebracht; es ist allezeit ihre Art gewesen, die freien Bestrebungen der Geister, daß ich so sage, zu centralisiren und der ergriffenen Theorie eine praktische Anwendung zu geben. Und mit nichten allein im Reiche der Meinungen suchten sie zu herrschen. Von nationalem Selbstgefühle fortgerissen, ehrgeizig und kriegslustig, haben sie ihre Nachbarn unaufhörlich auch mit den Waffen in Athem gehalten, entweder aus ihren Systemen Ansprüche entwickelnd oder auch ohne dies, bald angreifend, bald gegen wirkliche oder vermeinte Gefahren sich vertheidigend, zuweilen Unterdrückte befreiend, noch öfter bemüht, Freie zu unterdrücken. Dann und wann sind Epochen eingetreten, in welchen die nationale Geschichte von Frankreich durch die Bedeutung dessen, was sich in ihr vollzog, und durch den Umfang der allgemeinen Einwirkung, die sich daran knüpfte, an und für sich einen universalhistorischen Charakter gewonnen hat.

Eine solche Epoche ist die, welche ich in diesem Buche zu vergegenwärtigen unternehme.

Gestalten, wie König Franz I., Catharina Medici mit ihren Söhnen, Admiral Coligny und die beiden Guisen, der große Bourbon Heinrich IV., Maria Medici selbst, Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., gehören so gut der allgemeinen Geschichte an, wie der französischen. Alle diese Persönlichkeiten, durch große und gute, oder auch durch entgegengesetzte Eigenschaften ausgezeichnet, empfingen doch ihr unterscheidendes Gepräge durch ihre Beziehungen zu dem religiös-politischen Kampfe, der das sechzehnte und das siebzehnte Jahrhundert allenthalben erfüllte. Es kam dabei nicht so sehr auf den Gegensatz der beiden Doctrinen an, denen innerhalb Frankreichs weder auf der einen noch auf der anderen Seite viel hinzugesetzt

wurde, als auf das Verhältniß derselben zu dem Staat und den Parteien, die um die Herrschaft kämpften. In welche Lage gerieth oftmals, bestritten, beinah überwältigt, weniger beschränkt als bedroht, die höchste Gewalt: bis sie sich endlich unter den ungeheueren Anstrengungen befestigte und das Königthum aus all den Stürmen in einer Machtfülle hervorging, mit der es in den romanisch-germanischen Nationen noch nie bekleidet gewesen war. Die Erscheinung der unumschränkten Monarchie an sich, die Nachahmung, die sie hervorrief, ihre Ansprüche und Unternehmungen sowie der Widerstand, den sie fand, machten sie lange Zeit zum Mittelpunkte der Bewegungen Europa's und der Welt.

Unendlich viel ist von jeher über die Geschichte dieser Epoche geschrieben worden; zu eigentlichem Verständnisse schien es mir nicht auszureichen. Die gleichzeitigen Schriften, in ihrer lebhaften Färbung, tragen das Gepräge des Augenblickes, in dem sie entstanden sind; Gesichtspunkte der Partei oder der Einzelnen beherrschen sie großentheils. Von der historischen Tradition, wie sie sich seit Mézeray gebildet hat und wie sie zuletzt von Sismondi in erweiterter Ausführung vorgetragen worden ist, haben gelehrte Franzosen vorlängst bemerkt, auf wie wenig festem Boden sie beruht; man hat sie an einzelnen Stellen durchbrochen, aber ist im Ganzen meistens darauf zurückgekommen. Um der Wahrheit der Thatsachen näher zu treten, waren mir die Publicationen urkundlichen Stoffes, welche in den letzten Jahrzehnten in Frankreich zu Tage gefördert worden, sowie einige ältere, in den Niederlanden oder in Italien erschienene, die bisher unbenutzt geblieben sind, von großem Werthe. Vornehmlich aber konnte ich auch diesmal aus zahlreichen ungedruckten Documenten schöpfen. Es sind italienische Relationen aus Rom und aus Venedig, die sich über den ganzen Zeitraum hin erstrecken, spanische und englische Correspondenzen aus einigen der wichtigsten Jahre, jene des sechzehnten, diese des siebzehnten Jahrhundertes; Briefe und Aufzeichnungen französischer Staatsmänner und Könige; Actenstücke ständischer und parlamentarischer Verhandlungen; diplomatische Mittheilungen anderen mannigfachen Ursprunges, von denen vieles in seiner ganzen Ausdehnung vorgelegt zu werden verdiente. Allezeit boten sie mir willkommene Belehrung dar; nicht selten haben

sie meine historische Ueberzeugung entschieden; ich behalte mir vor, ausführlicheren Bericht davon zu geben. Nicht allein in französischen oder englischen, sondern auch in italienischen, deutschen, belgischen Bibliotheken und Archiven fanden sie sich. Denn an dem, was Alle betraf, nahmen auch Alle von jeher Antheil.

Doch nicht eine nach dem Muster alter und neuer Meister gleichmäßig ausgeführte Geschichte wollte oder konnte ich verfassen. Dazu würde ein in ungestörter Benutzung der Archive Frankreichs und seiner Nachbarlande zugebrachtes Leben gehören. Es war mir genug, wenn ich jenseit der gegenseitigen Anklagen der Zeitgenossen und der oft beschränkten Auffassung Späterer, durch ursprüngliche und zuverlässige Kunde zur Anschauung des Objectiven der großen Thatsachen gelangt zu sein glauben durfte. Bei dem Minderbedeutenden wenig verweilend, habe ich das welthistorisch Wichtige um so ausführlicher zu erläutern gesucht.

Ich denke, auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe entnehmen.

# Inhalt.


**Erstes Buch.** Frühere Epochen der französischen Geschichte . 1
Erstes Capitel. Elemente der französischen Nation . . . . . 3
Zweites Capitel. Entstehung eines französischen Reiches . . . . 15
Drittes Capitel. Epoche der englischen Kriege . . . . . 32

**Zweites Buch.** Politik und Krieg in der zweiten Hälfte des funfzehnten und der ersten des sechszehnten Jahrhunderts 51
Franz I. . . . . 71
Heinrich II. und seine auswärtigen Verhältnisse . . . . . 96

**Drittes Buch.** Emporkommen kirchlicher Reformbestrebungen in Frankreich . . . . . 107
Erste Regungen einer kirchlichen Neuerung . . . . . 110
Erinnerung an die Reformation in Genf . . . . . 118
Letzte Zeiten Heinrichs II. . . . . 129
Staatsverwaltung des Cardinals Carl von Lothringen . . . . 140
Ständische und parlamentarische Berathungen. . . . . 157

**Viertes Buch.** Funfzehn Jahre religiösen Bürgerkrieges . . 171
Erstes Capitel. Unruhen von 1562 und 1563 . . . . . 176
Zweites Capitel. Der allgemeine Religionskrieg in Frankreich 1567 bis 1570 . . . . . 189
Drittes Capitel. Gegensatz Coligny's und der Königin-Mutter. — Bartholomäusnacht . . . . . 212
Viertes Capitel. Uebergang der Regierung von Carl IX. auf Heinrich III. . . . . 240

**Fünftes Buch.** Heinrich III. und die Ligue . . . . . 261
Heinrich III. und seine Regierung in den Friedensjahren . . . 263
Blick auf die Literatur . . . . . 271
Verwickelung der auswärtigen Verhältnisse . . . . . 278
Ursprung der Ligue . . . . . 285
Erneuerter Hugenottenkrieg . . . . . 296
Barricaden . . . . . 306
Die Stände von Blois 1588 . . . . . 321
Ermannung und Katastrophe Heinrichs III. . . . . 333

**Sechstes Buch.** Heinrich IV. im Kampfe mit der Ligue . . 341
Erstes Capitel. Erhebung Heinrichs IV. . . . . 343
Zweites Capitel. Feldzug von 1589 und 1590 . . . . . 357
Drittes Capitel. Uebergewicht der Spanier in Frankreich. Liguistisch-spanische Ideen . . . . . 370
Viertes Capitel. Feldzug von 1591 und 1592. Ständeversammlung von 1593 . . . . . 386
Fünftes Capitel. Religionswechsel Heinrichs IV. . . . . 403

# Erstes Buch.

## Frühere Epochen der französischen Geschichte.

## Erstes Capitel.

# Elemente der französischen Nation.

Mancherlei Kriege giebt es und mancherlei Heldenruhm; das vornehmste Lob gebührt denen, welche der Cultur der Menschheit durch siegreiche Waffen neue Schauplätze eröffnet und die Barbarei an bedeutender Stelle überwältigt haben. Einen der größten Namen in dieser Hinsicht, für das Abendland ohne Zweifel den größten von allen, hat sich Julius Cäsar erworben; man könnte keinen Krieg nennen, der eine nachhaltigere und großartigere Wirkung für die Ausbreitung und Befestigung der allgemeinen Cultur der Welt gehabt hätte, als seine Feldzüge im transalpinischen Gallien.

Es wird auffallen, wenn wir die Völkerschaften, welche diesen Boden inne hatten, iberischen und besonders keltischen Stammes, unter der Bezeichnung Barbaren begreifen. In der That zeugen die Arbeiten ihrer Hände, welche aus ihren Gräbern an das Tageslicht kommen, von mannichfaltiger Kunstfertigkeit; sie besaßen städtische Anlagen und andere Anfänge der Gesittung; über ihrem Stammesleben breitete sich eine eigenthümliche Gedankenwelt aus, von der nur zu wünschen wäre, daß sie uns durch irgend ein authentisches Denkmal näher aufgeschlossen würde: aber zugleich finden sich in ihren Sitten Züge nicht sowohl von Rohheit als von Wildheit, die durch eine Religion, welche das Menschenopfer heiligt, und ein angestammtes Selbstgefühl, das alles neben sich verachtet, festgehalten, einen freien Antheil an der Cultur des menschlichen Geschlechts schwerlich hätte aufkommen lassen. Und was auf ethnographischem Standpunkt zweifelhaft sein mag, ist es nicht auf historischem. Die alten Kelten erscheinen als die gefährlichsten Feinde der civilisirten Nationen, an deren Seite sie leben: Jahrhunderte lang haben sie dieselben mit Verderben bedroht. Ihr einziges Geschäft war der Krieg, den sie

führten, wie es ihnen ein angeborner Unternehmungstrieb an die Hand gab, durch keine Naturgrenzen aufzuhalten, in großen Massen, mit unwiderstehlichem Andringen. Sie überflutheten das obere und mittlere Italien und eroberten Rom; sie warfen die noch unüberwundene Phalanx der Macedonier auseinander und führten die delphischen Tempelschätze nach Tolosa fort; der Schiffe, die ihnen den Uebergang nach Asien wehren sollten, bemächtigten sie sich; eben auf diesen gingen sie hinüber; ein Zeitlang war das alte Ilion ihre Burg. Es machte eine Lebensbedingung für die gebildeten Völker der alten Welt aus, sich dieser Feinde zu entledigen.

Nachdem dies in langen schweren Kämpfen geschehen war, hat sie Julius Cäsar in ihrer Heimath aufgesucht und in jenen Feldzügen überwunden.

Dadurch endlich wurden die beiden großen Halbinseln des Mittelmeeres und die daranstoßenden Eilande und Küsten, auf denen sich die griechische und römische Bildung entfaltete, wenigstens für einen langen Zeitraum vor aller Gefahr aus dem Innern des europäischen Continents her gesichert; aber zugleich wurden der Cultur selbst in der Mitte desselben neue Wohnsitze bereitet, Völkerschaften von unerschöpflicher Lebenskraft, tapfer und sinnreich, in ihren Kreis gezogen, ihren Ideen unterworfen. Erst nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimath allenthalben anzubauen[1]) und die Vortheile seiner geographischen Lage für friedliches Dasein zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anwesenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquäducten, Heerstraßen; diese, die das Land in verschiedenen Richtungen durchzogen, waren fast die Hauptsache, denn sie brachten alles in unmittelbare Verbindung mit den Hauptstätten der römischen Einwirkung: Lugdunum ward das transalpinische Rom. Man sollte wünschen, berechnen zu können, wie viel Menschen lateinischer oder italienischer Herkunft sich in dem Lande angesiedelt haben mögen — die ersten Jahrhunderte waren mit einer colonisirenden und civilisirenden Thätigkeit erfüllt, die hier eine neue Welt hervorbrachte — aber kein Zweifel ist, daß sich die Eingebornen den Anziehenden mit freudigem Eifer anschlossen. Aus den Geschlechtern und Stämmen, die das Land von jeher bewohnt hatten, und den Colonien der Ueberwinder, bildete sich ein neues Volk, eine einzige große romani-

1) Strabo IV. 1, 2: *τῦν δὲ ἀναγκάζονται γεωργεῖν, καταθέμενοι τὰ ὅπλα.*

sche Nation. Im zweiten Jahrhundert ist Gallien die bevölkertste, im vierten, wiewohl in der Tiefe sich manche ungebrochene Volksthümlichkeit erhielt, eine der gebildetsten römischen Provinzen. Wo das eigenthümliche Talent der Eingebornen mit einem Zweige der lateinischen Cultur zusammentraf, erhoben sie sich sogleich zu einer bemerkenswerthen Ausbildung. Nirgends gab es eine Zeit lang besser besuchte Schulen als in Gallien; geborne Römer lernten lateinische Beredtsamkeit im Sinne des Jahrhunderts an der Garonne. Das vornehmste Moment der Umwandlung aber lag in der Religion. Man hat bemerkt, daß die Religion der gallischen Druiden die einzige war, welche die Römer in ihrer Besonderheit nicht duldeten; wenn man Altäre findet, auf denen die keltischen Götter zugleich mit den griechisch-römischen abgebildet sind, so erscheinen sie da nur noch als Idole ohne Bezug auf Nationalität und Verfassung; die Menschenopfer mußten verschwinden. Aber man dürfte dies Verbot nicht blos als eine Handlung der Politik ansehen. Kaiser Claudius, der das Druidenwesen zerstörte, war ohne es zu wissen ein Verbündeter der allgemeinen Religion der Menschheit, die eben damals an anderer Stelle in die Welt eintrat. Als sich dann das Christenthum in dem Widerstreit der verschiedenen Götzendienste weiter Bahn machte, wurden auch die romanischen Gallier von seinen Lehren und den Fragen, die es anregte, auf das Lebendigste ergriffen. Man hat es sich dort zur Ehre gerechnet, daß das Haus der römischen Imperatoren, welches in dem Gegensatz der Religionen die Entscheidung zu Gunsten des Christenthums gegeben hat, in Gallien seinen vornehmsten Sitz hatte; ebenda, sagt man, habe Constantin das Zeichen des Christenthums an das Labarum geheftet. Doch dauerte es dann noch einige Zeit, bis auch das Volk sich bekehrte. Erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erschien der pannonische Kriegsmann, der heilige Martin, der seine Person einsetzend vor den Augen des Volkes die Gegenstände seiner Anbetung umstürzte, die konischen Denkmale und heiligen Bäume der einheimischen sowie die Tempel und Bildsäulen der römischen Götter, — denn beide standen und fielen jetzt miteinander — und an ihrer Stelle christliche Kirchen errichtete. Er stiftete das große Münster in Tours, dem zahlreiche andere mönchische Institutionen im Innern des Landes und auf den benachbarten Inseln folgten, Pflanzschulen zugleich für theologische Studien und für den Kirchendienst; Bischöfe der Städte und Bekehrer des Landes gingen aus ihnen hervor. — So vollkommen

waren die Gallier der römischen Welt einverleibt, dem Fortschritt und Verfall ihrer Cultur, dem Wechsel ihrer Religion!

Nothwendig mußten sie dann auch von den äußeren Schicksalen, welche das Reich erlebte, unmittelbar in aller Stärke mitbetroffen werden.

In den früheren Zeiten, wenn die Unterworfenen etwa einen Versuch der Empörung machten, hatte man ihnen gesagt, daß die römische Herrschaft die Feindseligkeiten der Nachbarn von ihnen abhalte, den allgemeinen Krieg der Nationen verhindere. Nach einigen Jahrhunderten aber besaß das Reich nicht mehr die Kraft, eine so stolze, die Gehorsamen schützende, die Feinde zurückweisende Stellung zu behaupten; die Grenzwälle hörten auf, in den Gebieten der Nachbarn weiter vorzurücken, und bald wurden sie von denselben überschritten. Es war nur eine Auskunft für den Augenblick, daß germanische Volksheere in Dienst genommen wurden, um die Grenze zu vertheidigen; mit Nothwendigkeit wurden sie von der jenseit derselben fluthenden Bewegung einer noch halb nomadischen Welt berührt und fortgetrieben; zugleich in die Streitigkeiten der römischen Machthaber verwickelt, nahmen sie eine selbständige und feindselige Richtung nach den inneren Provinzen, so daß die früher mit aller Macht abgehaltenen Elemente zuletzt doch, gleich als könnte es nicht anders sein, in die gallisch-römische Welt vordrangen.

Im südlichen Gallien siedelten sich die einst zur Vertheidigung aufgenommenen Scharen als Herren und Meister an. Die Burgundionen ließen sich von den Oberhäuptern der römischen Provinzialen feste Sitze in den sequanischen und lugdunensischen Bezirken bewilligen, und noch glaubt man die Spuren ihrer Ansiedlung in den Gebirgen zu unterscheiden, während die Ebene und die Städte den alten Besitzern blieben. — Im Zerwürfniß mit der höchsten Staatsgewalt, zuweilen versucht, diese im Mittelpunkt des Reiches selbst in die Hand zu nehmen, dann wieder davon abstehend, stellten sich die Westgothen im aquitanischen Gallien auf; die Verwirrung war bereits so groß, daß die Einrichtungen, welche sie bei ihrer gewaltsamen Besitznahme trafen, den Eingebornen doch noch lieber waren, als der Druck der Tribute, dem sie bisher unterlagen.

Im nördlichen Gallien, wo sich schon früher zuweilen ein Streben nach Unabhängigkeit bemerken ließ, war so eben über den Trümmern des zusammenstürzenden Reiches eine sehr unregelmäßige Gewalt, in der sich, wenn wir nicht irren, schon der Einfluß germanischer Ideen zeigt, eine Art römisch-gallischen Königthums errichtet worden;

allein der in den angestammten Sitten und Gedanken um vieles fester begründeten Macht der immer vordringenden fränkischen Könige war es nicht gewachsen; Chlodwig stürzte es um durch Eine Feldschlacht und bemächtigte sich seines Gebietes. Andere Bestandtheile der eingedrungenen Volkshaufen verschwanden wieder; beinahe ausschließend sehen wir die einst durch Cäsar vom gallischen Boden vertriebenen Germanen sich auf demselben einbürgern. Eine frühere Besitznahme wäre von geringer Bedeutung für die Weltgeschichte gewesen, da sie nur barbarische oder halbbarbarische Völker vereinigt hätte; die damalige eröffnete die größte Aussicht, weil Gallien seitdem romanisirt worden war und die Germanen nun mit der Culturwelt in ein nicht wieder aufzulösendes Verhältniß traten.

Wenn wir fragen, was die Ueberwältigung einer gewissen Regel unterwarf und der zuweilen allmählich vordringenden, zuweilen gewaltsam daherstürmenden Völkerströmung Einhalt gebot: so war es allerdings auch die Idee des Reiches, die von den Germanen anerkannt wurde und in ihr Bewußtsein überging, sodann aber, und zwar noch bei weitem mehr die Religion in der Form der Kirche, wie sie sich in Gallien, ohne daß man genau sagen könnte, auf welche Weise es allenthalben geschehen ist, zu einem hierarchischen Körper gestaltet hatte.

Es ist ein vielleicht nicht von hohem geistigen Schwung ausgegangenes Ereigniß, aber von unausdenkbarer historischer Wirksamkeit so für Gallien wie für die Welt überhaupt, daß Chlodwig mit seinem Gefolge das Christenthum annahm.

Indem diese Kriegsgenossenschaft hierauf den Glauben unter den stammverwandten Franken und anderen Germanen bis an den Rhein und über den Rhein ausbreitete, machte sie der uralten Feindseligkeit der germanischen Völker gegen Römer und Gallier ein Ende. Sonst möchte eine vollkommene Germanisirung, wie sie im Rheinthal, in den Niederlanden und Britannien sich vollzog, auch an der Marne und Seine nicht verhindert worden sein. Die Religion glich, wie ihre Bestimmung ist, den schroffsten Gegensatz der Nationalitäten aus; die Franken konnten die Stätten, wo sie anbeteten, nicht mehr zerstören wollen. Vielmehr schlossen sie sich ihren Bekehrern auch in der besonderen Form des Glaubens und des Dienstes, welche diese ihnen überlieferten, mit frischem Eifer an. Noch war der Streit zwischen dem katholischen und dem arianischen Bekenntniß nicht ausgefochten; das letztere, zu dem sich Westgothen und Burgunder hielten, erlangte durch die Einwanderung dieser Völker eine neue Macht

in Gallien, zum tiefsten Mißvergnügen der rechtgläubigen Bischöfe. Aber eben bei den Franken, mit denen manche von ihnen schon lange in Verbindung standen, fanden sie Hülfe. Der heilige Remigius, der Chlodwig und sein Volk zu Rheims in die Kirche aufgenommen hat, war nicht nur als ein Zerstörer der Götzenbilder, sondern auch als ein glücklicher Streiter gegen die Arianer berühmt. Der Ehrgeiz des fränkischen Heerkönigs und der Religionseifer der romanischen Bischöfe traten in den engsten Bund. Unterstützt von der Bevölkerung des Landes, warfen Chlodwig und seine Söhne die Macht der germanischen Könige, welche Arianer waren, in Gallien nieder und blieben Meister in allen Provinzen, sowie sie ihre Herrschaft weit nach dem inneren Germanien hin ausdehnten. Sie vollzogen, was das römische Reich nicht mehr vermocht hatte, sie wehrten den Andrang des colonisirenden Germanenthums von Gallien ab und bezwangen im Innern die abweichenden Secten. Die Eroberer beschützten die romanische Nationalität und die Einheit der katholischen Kirche. Als dem römischen Reiche seine Waffen versagten, ward der allgemeine Ruin durch die bekehrten Barbaren verhütet.

Wie mancher von den blondgelockten Königen erschien gleichsam als ein Priester Gottes und wollte so erscheinen! Wenn sie ihre Schätze der Kirche zuwandten, so lag ihnen ohne Zweifel daran, die Pracht des äußeren Dienstes zu vermehren; aber zugleich hatte ihre Freigebigkeit auch eine Beziehung auf das besiegte Volk. Die Schriftsteller der Zeit bezeichnen es als den vornehmsten Beweggrund zu den Schenkungen an die Kirche, daß sie genug haben müsse, um freigebig zu sein, damit diejenigen, welche nichts besitzen, doch etwas besitzen; und man kennt die Satzung des Concils von Orleans, nach welcher der Ertrag der von dem Könige geschenkten Ländereien auch zur Ernährung der Armen und zum Loskauf der Gefangenen bestimmt sein soll. Die Kirche brachte die bisher ganz verabsäumte unterste Classe der Bevölkerung und ihr Bedürfniß mit dem Sieger in Beziehung.

Ueberhaupt lag eine absichtliche und systematische Zerstörung der römischen Welt außerhalb der Möglichkeit der Dinge. Romanen waren im unmittelbaren Dienste der Könige; sie erscheinen fortwährend fast als die reichsten Besitzer, die Vornehmsten des Landes. Der Gehorsam und die Pflicht der Unterthanen wurde von den fränkischen Königen in Anspruch genommen, wie von den römischen Imperatoren, das alte Finanzsystem so viel wie möglich aufrecht erhalten, die alte Steueranlage sowohl auf Grund und Boden als auf die

Personen, was ein Fortbestehen der früheren Zustände im Allgemeinen in sich schließt; hören wir doch, daß die Spiele des Circus unter den merowingischen Königen erneuert werden. Man glaubte noch in dem alten Reiche zu leben: die römischen Majestätsgesetze wurden in Anwendung gebracht. Aber zugleich war doch eine Veränderung ohne Gleichen, wie in den Zuständen, so in den Gedanken der Menschen eingetreten. Ihre Summe kann man darin sehen, wenn anders überhaupt große Veränderungen durch wenige Worte zu bezeichnen sind, daß die öffentliche Gewalt als ein persönlicher, durch Vererbung und Vergabung zu übertragender und theilbarer Besitz betrachtet wird. Dem alten Volkskönige steht ein unbedingtes Erbrecht zu; von einer Wahl, einer Theilnahme des Volkes oder der Großen an seiner Erhebung ist in gewöhnlichen Fällen nicht die Rede. Ihm sind die öffentlichen Beamten zu persönlicher Treue verpflichtet, Romanen so gut wie Germanen; er besoldet sie durch Verleihung des königlichen Gutes; an den Palast knüpft sich die Regierung; der Vorsteher des königlichen Hauses ist der oberste Reichsbeamte. Indem nun aber das Amt und die damit verbundene Vergabung auch wieder als persönlicher und unwiderruflicher Besitz erscheint, gewinnt alles eine Tendenz der Unabhängigkeit und Eigenmacht. Bald hören wir die Könige klagen, die einen, daß alle ihre Ehre an die Bischöfe der Städte übergegangen sei, die anderen, daß die weltlichen Großen ihnen Gut und Macht entziehen. Sie sehen sich von selbständigen Magnaten umgeben, die für den Antheil, den sie an der Errichtung des neuen Reiches genommen haben mögen, einen Mitgenuß der Macht in Anspruch nehmen. Das Princip der persönlichen Gewalt, nachdem sie einmal auf andere übertragen worden, lehnt sich gegen den Fürsten auf, der sie im Ganzen als sein Eigenthum betrachtet. Es ist beinahe, als ob der alte gallische Geist der Clientel unter Stammesführern und der Unterwürfigkeit unter die Priester, welcher der römischen Herrschaft gegenüber verschwunden war, aus der Tiefe wieder hervortauchte und sich in dieser Macht der Bischöfe und der Großen erneuerte; — auch die einheimischen Volksthümlichkeiten erscheinen wieder.

Allerdings gewann Gallien unter den Nachfolgern Chlodwigs eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit des Lebens, als es unter den Römern gezeigt hatte; allenthalben regten sich freie Kräfte und erwuchsen in den durch die Dynastie zugleich zusammengehaltenen und getrennten Theilfürstenthümern zu besonderen Gestaltungen; aber damit entfernte man sich auch von dem Zusammenhang und von der

Unterordnung, ohne welche sich ein Staat nicht denken läßt; die Gewaltsamkeit, mit der die Könige sie von Zeit zu Zeit geltend zu machen suchten, brachte nur ihre Schwäche an den Tag, und bald war es zweifelhaft, ob dieses fränkische Königreich sich würde behaupten können.

Denn noch ganz andere Weltmächte gab es, besser geschlossen, oder auf einer freieren Bewegung der männlichen Tapferkeit beruhend, welche die Erde als einen freien Boden zur Erkämpfung der Herrschaft ansahen.

Aus den Wüsten Arabiens hervorgebrochen, wälzte sich die Macht der Nachfolger Mohammeds mit unwiderstehlichen Waffen daher, überwältigte das römisch-griechische Syrien, Aegypten, Afrika, warf das vorliegende germanische Königreich in Spanien in raschem Anlauf über den Haufen und faßte bereits im Bunde mit den Eingebornen diesseit der Pyrenäen Fuß. Wie ließ sich erwarten, daß die an Thatkraft verkommenen, durch innere Parteiung gelähmten Merowinger diesen Sturm bestehen würden? In Gallien schien es gehen zu müssen, wie es in Spanien gegangen war.

Es ist das Verdienst des Hauses, das man später das Carolingische nannte, an der Spitze seines austrasischen Kriegsgefolges diesen mit dem äußersten Verderben bedrohenden Angriffen Widerstand geleistet, die fränkisch-christliche Welt vor denselben errettet zu haben. Jede Gewalt, die sich erheben will, muß sich auf ein großes Verdienst gründen; erst wirkliche Verdienste gewähren Autorität. Dieser Vertheidigung verdankten die Carolinger ihr Emporkommen zur königlichen Würde; die Reihe der Schwächlinge verschwand wie von selbst vor einer Succession großer Männer.

Auch die Carolinger waren im Bunde mit der Kirche, nicht jedoch mit der gallicanischen, die damals nur hauptsächlich auf Vermehrung ihres Güterbesitzes und eine unabhängige Stellung bedacht war — dieser legten sie vielmehr die härtesten Pflichten des Gehorsams auf — sondern mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, die sich soeben von der morgenländischen losriß, und die von der Gefahr, mit welcher der Islam den christlichen Namen bedrohte, einen vollkommenen Begriff hatte; sowohl gegen den Kaiser zu Constantinopel, als gegen die Nachfolger Mohammeds bedurfte sie der Hülfe dieses mächtigen Geschlechts und war ihm dankbar dafür, daß es sie leistete; auf den siegreichen Waffen nicht allein, sondern auch auf der Sanction der Kirche beruhte seine Macht.

In diesen Kämpfen erhielt das fränkische Gallien einen neuen Zusatz germanischer Kräfte durch die Kriegsscharen, welche hauptsächlich die Schlachten lieferten und dann zur Abwehr der Feinde und Erhaltung des Gehorsams angesiedelt wurden. Alles gewann eine größere und strengere Gestalt; die Verbindung mit Deutschland gab einen kriegerischen, die Verbindung mit Italien einen geistigen und wissenschaftlichen Antrieb; jedermann wurde inne, mit seinem Willen oder wider denselben, daß er zu einem umfassenden religiösen und politischen Ganzen, dem wiederhergestellten Kaiserthum, gehörte, dem er mit seiner ganzen Persönlichkeit verpflichtet war. Abermals, wie vor Zeiten, war der Krieg das einzige Geschäft; aber nicht mehr von freiem Gutdünken der Völkerschaften und ihrer Häupter hing er ab, er bedrohte die Cultur nicht mehr; er diente zur Vertheidigung der Religion und zur Erweiterung eines großen Reiches, zwei Begriffe, die sich durchdrangen; eine alles umfassende, unbedingten Gehorsam erheischende Organisation war darauf gegründet.

So wohlgeordnet aber auch das Kaiserthum der Carolinger erschien, so fehlte es ihm doch eigentlich an dem Schlußsteine seiner Verfassung: die Frage über die Fortsetzung der Gewalt in dem herrschenden Hause war nicht erledigt. Und wie mächtig das Reich auch sein mochte, so war es doch nicht mächtig genug; auf dem Festlande hatte es alle Feinde bezwungen und hinter wohlbefestigten Marken zunächst nichts zu fürchten; aber es mangelte ihm die Hälfte aller Macht, die Seemacht.

Es ist zuweilen, als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären; indem sie untereinander streiten, bahnen sie dem gemeinschaftlichen Feinde den Weg. Während die Nachfolger Carls des Großen sich über die Vererbung des Reiches entzweiten, die Völker wieder auseinandertraten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen und ein Kampf entbrannte, der alle ihre Kräfte beschäftigte und aufrieb, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidenthum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, über alle Küstenländer des Reiches, vom Ausfluß der Elbe bis zum Ausfluß der Garonne.

Was den westlichen Provinzen an sich einen geographischen Vortheil über die östlichen, den französischen über die deutschen giebt, ist der mannigfaltigere Lauf der Flüsse, die das Land in verschiedenen Richtungen mit der See in Verbindung halten; aber daraus

entsprang ihnen jetzt auch die größere Gefahr. Die Normannen nahmen die Mündungen und Inseln der Ströme, die benachbarten Ufer in Besitz; die Somme führte sie nach Amiens, die Seine vor Paris, die Loire bis Tours und Amboise, die Garonne bis vor Toulouse; das Land zwischen den Flüssen war weit und breit wüst gelegt; hie und da fielen die Eingebornen vom Christenthum ab und gesellten sich ihnen zu.

Die Carolinger vermochten diesem Unheil nicht Einhalt zu thun. Die deutschen Länder, auf denen ihre Macht beruhte, waren kaum im Stande, sich selbst vor ähnlichen Anfällen zu retten, besaßen aber weder die Kräfte noch die zusammenhaltenden Einrichtungen, die dazu gehört hätten, um auch den entfernteren Nachbarn ausreichende Hülfe zu leisten. Noch einmal ward die allgemeine Gewalt in Einer Hand vereinigt: aber diese war die allerunfähigste. Man kann es als den letzten Act der unbestrittenen carolingischen Herrschaft ansehen, daß Carl, genannt der Dicke, nachdem er mit einem großen Heere von beiden Zungen, der deutschen und der lateinischen, vor Paris den vereinigten Normannen gegenübergestanden, es nicht wagte, mit denselben zu schlagen, sondern ihnen einen höher zurückliegenden Landstrich für den Winter überließ und sich außerdem zu einer ansehnlichen Geldzahlung anheischig machte [1]).

Endlich war es nicht anders, die Normannen mußten in das Reich aufgenommen oder vielmehr in ihrer eigenmächtig begonnenen Ansiedelung anerkannt werden, unter der Bedingung, wie es in einer Urkunde heißt: daß sie nun das Reich beschützen sollten. Auch sie wurden Christen, und bald übertrafen sie an Eifer alle anderen. Auf dieser Bekehrung mehr als auf jenem Versprechen beruhte der Schutz, den sie dann allerdings dem Reiche gegen jeden weiteren Angriff heidnischer Seekönige gewährten.

Wie wirksam und für die Weltgestaltung entscheidend erscheint auch in diesen Ereignissen der Begriff der Religion! Die gesammte Entwickelung des Abendlandes hängt davon ab, daß Gallien nicht ebenfalls unter die Herrschaft der Saracenen gerieth, welche Spanien so manches Jahrhundert hat ertragen müssen. Diejenigen Feinde

1) Abbo de bellis Paris. l. II, 338 deutlicher als die Annalisten: annuiturque feris licitum Senones adeundi etc., was zusammenstimmt mit den Annales Sancti Columbae Senonensis bei dem Jahr 886 2 Kal. Dec.: ascenderunt Nortmanni Sennis a Parisiis etc.

aber, die man mit keiner Gewalt zurückschlagen konnte, wurden durch die Bekehrung gewonnen und traten in die Gemeinschaft der Kirche, die wenigstens eine bedingte Erhaltung des Staates nothwendig machte, und deren Einfluß mit dem Glauben auch das Bedürfniß des Friedens über die entfernten Stammesgenossen ausbreitete. Was Grenzwälle und Meere nicht mehr gewährten, verschaffte die Religion: ein Gebiet der Sicherheit. Soweit das die Weltgeschicke betrachtende Auge reicht, nimmt es nichts mehr wahr, was dem in Gallien nunmehr zu Stande gekommenen Wesen von Grund aus entgegengesetzt, ihm hätte verderblich werden können.

Merkwürdig aber, wie mannigfaltige Volkselemente in Folge dieser Ereignisse nun in Gallien zusammentrafen.

Der Grundstamm über den ganzen Boden des Landes hin blieb die romanisirte Bevölkerung: in Sprache, Erinnerungen, einzelnen Instituten der italienischen und der unter der fremden Botmäßigkeit sich erhaltenden spanischen nahe verwandt. Neben ihr erscheinen jene Ueberreste der alten Stämme, des keltischen in den Bretonen, die, durch Zuzüge aus Altbritannien verstärkt, sich darin gefielen, aller Gesetze und Beziehungen zu spotten; des iberischen in den Basken, die ihre immer zweifelhafte Unterordnung von Zeit zu Zeit mit heftigen Feindseligkeiten unterbrachen. Dagegen hatten sich die germanischen Einwanderer den Ideen von Kirche und Staat lebendig angeschlossen. Noch konnte man meistens ihre Herkunft unterscheiden; die Gothen selbst erneuerten ihren Stamm und Namen an den Grenzen der spanischen Mark. Am innigsten durchdrangen sich fränkische und romanische Elemente an der mittleren Seine, wo die merowingischen Könige besonders gern verweilt hatten und sich jetzt um Paris her ein mächtiges Herzogthum unter dem Namen Francien bildete; nur allmählich rissen sich die latinisirten Franken von den deutschen los, mit denen sie durch Sitte, Denkweise und die Grundlage ihrer Einrichtungen zusammenhingen. Endlich waren die Normannen eingedrungen und hatten diese französischen Küsten mit dem hohen Norden in Verbindung gesetzt.

Die Urbevölkerung des europäischen Westens, die romanische Welt, welche noch immer einen so großen Theil desselben inne hatte, und die germanische, welcher jetzt die Weltherrschaft zu Lande und zur See gehörte, begegneten sich auf diesem Boden innerhalb dieser Grenzen.

Die Geschichte der Völkerbildungen hat etwas von der Geschichte

der Erde, sie trägt, wenn man so sagen darf, einen geologischen Charakter an sich; man unterscheidet die Formationen der verschiedenen Bildungsepochen. Aber in der Geschichte der Menschen giebt es nichts Unbelebtes; Völkerelemente, die sich berühren oder in gemeinschaftliche Grenzen eingeschlossen sind, wirken unaufhörlich aufeinander, bestreiten sich oder streben nach einer organischen Verbindung. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf die Verhältnisse, in welche diese Menschen so mannigfaltiger Herkunft mit einander geriethen.

Zweites Capitel.

## Entstehung eines französischen Reiches.

Noch hatte Gallien niemals ein besonderes politisches Ganze ausgemacht.

Die alten Landeseinwohner gehörten verschiedenen Stämmen an; die Völkerschaften selbst, aus denen sich diese zusammensetzten, standen in zweifelhafter Verbindung mit einander. Die Römer vereinigten sie alle, machten sie aber zu einer Provinz des großen Weltreiches, das sich über Morgenland und Abendland erstreckte. Wenn das merowingische Königthum im Lande selbst emporkam, so vermochte es doch nicht, eine haltbare Vereinigung zu Stande zu bringen; es umfaßte überdies einen großen Theil von Germanien, von wo es ursprünglich ausgegangen war. Hauptsächlich auf diesen germanischen Bestandtheil war die carolingische Monarchie gegründet; aber deren Tendenz war noch bei weitem mehr eine allgemeine, sie schloß den Gedanken der Wiederherstellung des römischen Reiches im Abendlande in sich ein.

Wohl zeigte sich im neunten Jahrhundert, daß sich die Einheit dieses Reiches schwerlich behaupten werde. Wenn einst die Siege über die Saracenen eine der vornehmsten Grundlagen der Herrschaft der Carolinger gewesen waren, so mußte es dieselbe auf das tiefste erschüttern, daß sie gegen die Normannen keine Hülfe leisten konnten. Doch folgte daraus noch nicht die Entstehung einer anderen Gallien unter sich begreifenden Staatsgewalt. Die mannigfaltige Zusammensetzung der verschiedenen Provinzen hätte auch zur Errichtung eben so vieler unabhängigen Herrschaften führen können.

Das erste Moment, von welchem eine neue und umfassende Bildung ausging, lag darin, daß unter der Einwirkung des alten germanischen Erbrechts der Begriff eines besonderen westfränkischen Königreiches neben dem Kaiserthum entsprungen und dann von Zeit zu Zeit verwirklicht worden war. Die Grenzen waren längst be-

stimmt, die es von dem ostfränkisch-deutschen Reiche schieden, zu dem damals das Lothringische und das Kaiserthum gehörten. Wie mächtig auch die Herzoge und großen Lehenträger sein mochten, welche Meister der Provinzen waren, so konnten sie doch ein solches Königthum nicht entbehren; denn in demselben vereinigte sich zuletzt alle gesetzliche Gewalt, wie sie von den Römern auf die Merowinger und von diesen auf die Carolinger übergegangen war; jeder einzelne leitete seine Macht von einer Uebertragung oder Anerkennung durch das Königthum her. Sie brauchten einen König, oder ein jeder hätte sich selbst zum König, ja zum Kaiser erklären müssen.

Gleich in jenem Augenblick, als die Kriegsmacht der Carolinger sich gegen die Normannen so unkräftig erwies, und auch alle anderen Länder mehr oder minder offen und rückhaltslos von ihnen abwichen, machten einige westfränkische Große, Laien und namentlich Geistliche, die durch ihre Weihe das Recht der Geburt ersetzen zu können meinten, einen Versuch, an die Stelle der Carolinger ein einheimisches Geschlecht zu erheben.

Es war ein Geschlecht, das, wie es scheint, noch nicht lange aus Deutschland eingewandert[1]), sich durch verwandtschaftliche Verbindung mit dem königlichen Hause, tapfere Kriegsthaten und große Besitzungen zu einem vorherrschenden Ansehen aufschwang. Man könnte nicht sagen, daß es Heroen hervorgebracht hätte, wie Carl Martell oder Pipin der König oder Carl der Große gewesen sind, auf deren Thun und Lassen das Schicksal der Welt beruhte; aber es zeugte hochbegabte und heldenmüthige Männer, welche im Getümmel eines verwüstenden Krieges Länder, Städte und Kirchen vor der Zerstörung schützten.

Ihr Stammvater in Frankreich ist Robert, genannt der Tapfere, von Anjou, der in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts das Beste gegen die Normannen gethan hat. Ein geistlicher Chronist, der keine erhabenere Erinnerung kennt, vergleicht seine Thaten mit

1) Die genealogische Combination, durch welche der Mannesstamm des Geschlechts an die Carolinger geknüpft wird, läßt sich nicht behaupten. Wenn die älteren Genealogen den sächsischen Ursprung verwarfen, so geschah es hauptsächlich, weil sie denselben erst bei Aimoinus und vollends für den Namen Wittekind keinen anderen Gewährsmann fanden, als den Verfasser des Chronicon Urspergense. (Vergl. Le Gendre: des antiquités de la maison de France p. 49.) Diese Einwendungen heben sich aber, da wir jetzt in einem Autor des zehnten Jahrhunderts, Richer, dieselbe Ueberlieferung authentisch finden.

denen des Judas Maccabäus für sein Volk und für seinen Glauben; den Tod Roberts, mitten im heldenmüthigsten Kampfe, hielt man für ein Zeichen des göttlichen Zornes über das Land. Bei der Vertheidigung von Paris trug dessen Sohn Odo das größte Lob davon. Besonders rühmt man an ihm den ermuthigenden Einfluß seiner Gegenwart auf erschöpfte Kriegsleute, die glückliche Gabe persönlicher Ueberlegenheit, die Unruhen seiner Mannen zu stillen; im rechten Moment weiß er sie alle um sich zu sammeln und schlägt Zehntausende mit Tausenden. Diesen Odo erwählten die Westfranken, in der dringendsten Gefahr eines Führers bedürftig, zu ihrem König.

Nicht so leicht aber werden in Europa, auch nicht in den gewaltsamsten Zeiten, alte Dynastien gestürzt, neue erhoben. Odo vermochte nicht, die Kräfte des gesammten Landes zu vereinigen, noch des Feindes, wie oft und tapfer er mit ihm schlug, Herr zu werden. Nach ihm wurden die Carolinger nochmals anerkannt.

Dann folgte eine Zeit, in welcher diese Robertiner, denn so dürfte man sie nennen, im Besitze des Herzogthums France und anderer Landschaften, die Nachkommen Carls des Großen zuweilen bekämpften, zuweilen förderten und unterstützten; überaus mächtig aber blieben sie immer; es gab schon zwei rivalisirende Gewalten in Frankreich. Der Neffe Odo's, Sohn eines Robert, der ebenfalls die Krone getragen, Hugo der Große, von Gottes Gnaden Herzog der Franken, wie er sich nennt, Herzog der gesammten Gallier oder Herzog schlechthin, wie ihn andere bezeichnen, ward nur durch eine eigenthümliche religiöse Scheu zurückgehalten, die Krone auf sein Haupt zu setzen. Von seinem Sohne Hugo, genannt Capet, konnte bereits das verhängnißvolle Wort wiederholt werden: er sei König in Wahrheit; der Carolinger, König Lothar, sei es nur dem Namen nach.

Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß die Carolinger ganz in dem Falle gewesen wären, wie einst die Merowinger. Die Carolinger hatten die Summe der Gewalt nicht wie diese an eine ihre Stelle vertretende neue Autorität übertragen: sie hielten noch alle ihre Ansprüche fest; an Thatkraft waren sie mit nichten so ganz herabgekommen; sie unternahmen eher zu viel, als zu wenig, wie unter anderem ihr schlecht angelegter Versuch, die normannische Herrschaft wieder zu vernichten, beweist.

Gerade die Verbindung von persönlichem Ehrgeiz und unermeßlichen Ansprüchen, einer Anzahl von großen Herren gegenüber, welche das Land besaßen, wurde ihnen, in dem Augenblick eines Zusammentreffens von ungünstigen Umständen, auf immer verderblich.

König Lothar war gestorben, bald nach ihm auch sein Sohn Ludwig, der, wenn das Wort einen moralischen Tadel begründen soll, sehr mit Unrecht Faineant genannt worden ist; denn er kam um (in Folge eines Sturzes mit dem Pferde), noch ehe er etwas hatte unternehmen können; der Erbanspruch gelangte an seinen Oheim Carl, der damals im ostfränkischen Reich, unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause, das Herzogthum Niederlothringen verwaltete. Bei der Thronbesteigung Lothars war man insofern von dem früheren carolingischen Gebrauch abgewichen, daß man nicht auch Carl einen Antheil an den Ueberbleibseln der Besitzungen und der Macht seiner Väter gewährt hatte; die Frage war jetzt, ob man ihn, den Ausgeschlossenen und Beleidigten, auf den Thron berufen sollte. Dagegen wurden nun in der Versammlung der französischen Großen, unmittelbar nach dem Tode des jungen Ludwig, mannigfaltige Einwendungen erhoben. Herzog Carl, sagte man, sei Vasall der deutschen Kaiser und mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin verheirathet, welche die mächtigen Großen unmöglich als Königin verehren könnten; er sei von gewaltsamer Gesinnung und von einer Rotte umgeben, die nur nach Verbrechen dürste; er sei der Krone nicht werth und würde das Land unglücklich machen, wenn man ihn wähle. Und nicht ohne Grund war die Besorgniß, daß er mit seinem zu jeder Gewaltthätigkeit aufgelegten und ihm persönlich ergebenen Kriegsgefolge die unbestimmten und mehr thatsächlich als gesetzlich beschränkten Rechte seiner Ahnherren in aller ihrer Fülle werde herstellen wollen. Vornehmlich erklärte sich der Erzbischof Adalbero von Rheims, der von dem letzten Könige der Verrätherei angeklagt und soeben durch Herzog Hugo von France aller Verantwortung überhoben worden war, gegen die Berufung Carls, wie denn ohnehin die geistlichen Oberhäupter mehr auf Wahl und Weihe gaben, als auf das Erbrecht; er führte vor den versammelten Großen aus, daß die Gesetze des Erbrechts nicht unbedingt verpflichtende seien. Er hat sich dabei, was für das zehnte Jahrhundert doppelt bemerkenswerth ist, auf den Wechsel der Imperatoren im alten römischen Reiche berufen. Wies man aber den Erbberechtigten zurück, auf wen konnte man sein Auge richten, als auf den Besitzer der bedeutendsten Macht? Adalbero empfahl den Versammelten Hugo Capet, seinen Freund, der für niemand gefährlich sei und die Erhaltung der erworbenen Rechte Aller sowie des Staates sich angelegen sein lassen werde [1]). Unter Hugo's

1) Rede des Erzbischofs Adalbero von Rheims bei Richer IV, 11: „Le-

Vorfahren zählte man schon mehr als einen König; er selbst stand mit den vorwaltenden Magnaten in persönlich gutem Verhältniß; der Besitz einiger großen Abteien gab ihm zugleich ein kirchliches Ansehen; zurückgehalten durch Bedenken, wie sie sein Vater gehegt hatte, nahm er die Krone an, die man ihm anbot, und brachte dann durch förmliche Eroberung die Ueberreste der carolingischen Besitzungen in seine Hand. Dabei war jedoch nicht die Meinung, Frankreich in ein Wahlreich zu verwandeln. Man zog vielmehr in Betracht, daß dies unverzüglich in die größten Verlegenheiten und Verwirrungen führen könne. Denn wie dann, wenn bei einem Kriegszuge, wie man denn eben mit einem solchen beschäftigt war, der neugewählte König umkomme? Das Heer werde dann nicht wissen, wem es zu folgen habe; zwischen den Großen werde Streit ausbrechen und das Reich in Gefahr gerathen. Nach einigem Widerspruch des Erzbischofs ward noch in demselben Jahre dem erwählten Könige sein Sohn als Nachfolger zur Seite gesetzt [1]).

So ward das Reich der westlichen Franken in den bereits bestimmten Grenzen „von der Maas bis zum Ocean" an ein neues Geschlecht übertragen. Die verschiedenartigsten Motive wirkten dabei zusammen: die factische Macht dieses Hauses und seine Vergangenheit; die enge Verbindung Hugo's mit dem leitenden Großwürdenträger der Kirche; die Analogie seiner Gewalt, die zugleich eine herzogliche blieb, mit den anderen; hauptsächlich die Sicherheit der bestehenden Zustände, welche er zunächst erwarten ließ.

Wenn die Ansprüche eines Fürsten ausgeschlossen wurden, der dem deutschen Reich angehörte und seine Streitkräfte aus einer Provinz desselben gezogen haben würde, so lag darin mit nichten eine Feindseligkeit gegen die deutschen Kaiser — diesen wäre vielmehr eine kräftige Wiederherstellung einer carolingischen Regierung selbst gefährlich gewesen —; aber eine weitere Emancipation von dem Zusammenhang mit Germanien darf man allerdings darin erkennen. Das westliche Reich gelangte zu einer vollen Selbständigkeit, als nun ein Geschlecht in den Besitz des Thrones kam, das in demselben seine

gimus, clarissimi generis imperatoribus — alios modo pares, modo impares successisse. Promovete ducem, actu nobilitatum, copiis clarissimum, quem non solum reipublicae, sed et privatarum rerum tutorem invenietis."

1) Hugo drang darauf „ut heredem certum in regno relinqueret". Richer IV, 12.

Wurzel hatte, und keine Berechtigung noch Hülfsquellen außerhalb seiner Grenzen besaß. Der Wechsel der Dynastien schloß eine Veränderung der ganzen Stellung in sich ein.

Die Carolinger, wie beschränkt auch immer durch Ereignisse und Thatsachen, besaßen doch durch ihren Ursprung und die alte Sanction der Kirche einen allgemeinen Anspruch auf die abendländischen Reiche, auch auf Deutschland und das Kaiserthum, und nicht minder auf unbedingten Gehorsam im westlichen Franken. Die Capetinger, wie man die Robertiner später nannte, konnten nur einen ausschließend westfränkischen Anspruch erheben, und hier beruhte dieser auf der Hingebung der Großen. Den Vätern mußten die Söhne, nicht anders als es im Reiche der Deutschen geschah, durch freien Beschluß zugesellt werden.

Es war keine neugegründete Gewalt, die ihnen da übertragen worden wäre, sondern die im Laufe der Jahrhunderte gebildete: die alte westfränkische Krone brachten sie an sich; nur ward dieselbe durch die Art der Uebertragung nothwendig beschränkt und an die Beistimmung der Großen gebunden [1]). Lange Zeit erschien das neue Königthum als eine wenig eingreifende, nur eben die verschiedenen Landschaften durch das Band des Lehens zusammenhaltende Oberherrlichkeit.

Wollte man die Geschichte der Nation verfolgen, so müßte man sie hauptsächlich in den Gebieten der großen Vasallen aufsuchen, die den König über sich gesetzt hatten; wie da die persönlichen Unterscheidungen, welche auf der nationalen Herkunft beruhten, nach und nach verschwanden, dagegen die provinzialen Besonderheiten nach der Landesart und der eigenthümlichen Mischung des Blutes hervortraten, die Sprache in zwei nahe verwandten und doch sehr verschiedenen Idiomen sich ausbildete, die ritterliche Cultur emporkam und an den Höfen der großen Vasallen in Normandie, Champagne, Bourgogne und Flandern, sowie im Süden zu Toulouse, Poitiers und Clermont eigentliche Mittelpunkte gewann. Der eingeborne Adel trat zu ihnen in ein Verhältniß, wie sie selbst es zu dem Könige hatten; diesem an Herkunft gleich und durch ihre Lehnspflichten wenig gebunden, versuchten sie sich in mannigfaltigen auswärtigen Unternehmungen, welche, gelingend oder mißlingend, Europa in Gährung setzten.

Graf Odo II von Blois und Champagne unternahm, das Recht

1) Hugo Capet hat dies einmal ausdrücklich gesagt.

seiner Gemahlin an das Königreich Burgund geltend zu machen; ja, noch höher stand ihm sein Sinn[1]), nach der Herrschaft in Italien und dem Sitze des Kaiserthums in Aachen; aber er fand dabei in dem ersten salischen Kaiser einen kraftvollen Gegner, dem er unterlag. Der capetingische König hatte nichts dawider, daß der Kaiser einen seiner Vasalen auf französischem Grund und Boden verfolgte.

Dagegen gelang dem Herzoge der Normandie eine der folgenreichsten Eroberungen, die je geschehen sind. England, das den alten Dänen und Normannen Widerstand geleistet hatte, unterwarf er dem romanisirten normannischen Adel; die gesammten Bewohner der französischen Küstenländer nahmen an dem Unternehmen Antheil und eine Zahl anderer aus entfernteren Regionen; einen Grafen Odo von Champagne, Enkel Odo's II, sehen wir in Kurzem als Grafen von York auftreten.

Und während diese Normannen nach Northumberland und den schottischen Grenzen vordrangen, oder den unvollendeten Kampf der Angelsachsen mit Wales durchführten, schlugen Stammesverwandte derselben mit den Griechen in den neapolitanischen Gewässern und erneuerten den Widerstand des christlichen Namens gegen die Saracenen in Sicilien.

Indeß sammelten sich die Herren und Edelleute von Aquitanien unter dem Banner der Könige von Aragon und Castilien; sie kämpften zur Seite des Cid; ein junger Graf von Burgund erwarb sich, zugleich mit der Hand einer Tochter des Königs von Castilien, einen Küstenstrich, aus dem Portugal erwachsen ist.

Doch waren das alles vereinzelte Unternehmungen, die zur Vereinigung der Nation nichts beitrugen. Für diese war es von größerem Werthe, daß endlich auch ein Unternehmen versucht wurde, zu dem sich alle verbinden konnten. Bei dem Sinn und Zuge der Geister brauchte der alte Gedanke, das heilige Grab aus der Gewalt der Saracenen zu befreien, nur einmal feierlich geäußert zu werden, um alles mit sich fortzureißen.

Dieser Gedanke hatte seinen Ursprung in dem Gemeingefühle der abendländischen Christenheit; er stand in keiner Beziehung zu dem

1) Hugo Flaviniacensis 1037: „Sumpta tyrannide ad regnum coepit aspirare." Annalista Saxo 1037: „corde elato Aquisgrani palatium invadere decrevit." Glaber Rodulphus III, 9: „praestolabantur legati ex Italia directe deferentes ei arram principatus totius Italiae."

westfränkischen Reich an sich; aber am lebendigsten ergriff er die französisch redenden Menschen; der oberste Führer selbst gehörte dem Hause Boulogne an, das noch so eben an der Eroberung von England Theil genommen hatte; die anderen waren Franzosen aus der Normandie oder der Champagne, aus Flandern und dem capetingischen Francien selbst, der mächtigste von allen der Fürst des aquitanischen Galliens, Raimund von Toulouse, dem, wie eine Chronik sagt, alles Volk zwischen den Alpen und Pyrenäen zuströmte, in dessen Schutze wir selbst den päpstlichen Legaten einherziehen finden. Wie viel neue Herrschaften wurden hierdurch im Laufe der Zeit gegründet! Zunächst ward Syrien in die engste Beziehung zu Frankreich gesetzt; später breitete sich der französische Name über Griechenland und alle Inseln des Mittelmeeres aus; denn nach den Jahrhunderten der Einwanderung war die Zeit der Ausbreitung gekommen. Diese Unternehmungen waren die ersten Thaten der nach so vielfältigen Völkermischungen und Völkerkämpfen gebildeten, wiewohl noch nicht abgeschlossenen, neuen Nationalität. In diesen Kriegszügen, welche auf allgemeinem Drang und persönlich freiem Entschlusse beruhten, mit ihren Formen, welche Ungebundenheit und Unterordnung verbanden, schien die damalige Nation einen allen ihren Lebenstrieben genügenden Ausdruck zu finden.

Es waren die Zeiten, in welchen nordfranzösische und provençalische Poesie neben einander aufblühten, die Grundlage der modernen Philosophie und Theologie geschaffen, die Baukunst des Mittelalters auch auf diesem Boden in wundervollen Werken ausgebildet wurde. Große Bestrebungen erfüllten die Geister. Neben den anderen aber, die eine allgemeine Tendenz hatten, finden wir einen Gedanken von mehr nationaler Bedeutung, als die übrigen, der in einem jetzt zu Tage kommenden dringenden Bedürfnisse des Landes seinen Grund hatte.

Neben so vielem Glänzenden hatte die allgemeine Autonomie der Mächtigen auch viel Nachtheiliges im Gefolge, im Lande den fortwährenden inneren Krieg, die Unterdrückung der Schwächeren, ungeheure und unerträgliche Thaten. Die Kirche suchte durch den Frieden Gottes, oder den Stillstand Gottes, die allenthalben gepredigt und verkündigt wurden, dem Uebel Einhalt zu thun; aber wie gern man ihre Anordnungen auch im ersten Feuer annahm, so fehlte doch viel, daß sie später ausgeführt worden wären [1]).

1) Vergl. Glaber Rodulphus IV, 5.

In dem unmittelbaren Gebiete des Königs waren Freiheit und Eigenthum am wenigsten sicher, Privatkriege und Ueberwältigungen ohne alle Rücksicht auf Recht und Hoheit an der Tagesordnung. Die Gefahr des Zustandes erkennt man aus den Klagen des Bischofs Fulbert von Chartres über die Gewaltthätigkeiten eines seiner ritterlichen Nachbarn, der nicht allein ein von dem Könige schon zerstörtes Schloß wiederhergestellt, sondern überdies ein neues gebaut habe; das Uebel komme nun von beiden Seiten. Vergebens habe er bisher bei dem König und dem Sohne des Königs Beistand gesucht: er schreibe aufs neue an ihn, um seine Hülfe zu erflehen; werde sie ihm nicht zu Theil, so werde er sein Bisthum und das Reich verlassen und vielleicht bei einem auswärtigen König oder dem Kaiser klagen müssen, daß der König von Frankreich die Kirche zu beschützen entweder nicht den Willen oder nicht die Macht habe [1]).

So rief die Kirche, die dieses capetingische Königthum begünstigt haben mochte, um neben demselben desto mächtiger zu sein, von der allgemeinen Unordnung, der sie mit ihren Mitteln nicht mehr steuern konnte, auf das äußerste bedrängt, die königliche Autorität zu Hülfe. An dem Recht und der Pflicht der höchsten Gewalt, die Bedrängten zu beschützen, konnte wohl niemand jemals zweifeln; allein sie waren beinahe in Vergessenheit gerathen, da sie nicht ausgeübt wurden; die Menschen mußten gleichsam von neuem erfahren, daß es eine höchste weltliche Gewalt über ihnen gab; ja, dieser selbst mußte ihr Wesen und ihre Pflicht aufs neue in Erinnerung gebracht werden.

Neben dem Meister der philosophischen Speculation, Abälard, und dem Vater der Mystik des positiven Glaubens, dem heiligen Bernhard, leuchtet auch ein praktischer Klosterbruder hervor, der Abt Sugor von St. Denis, der sich in dem Studium des alten kaiserlichen Rechts, das in den Klöstern nicht verabsäumt wurde, mit der Idee des eigenthümlichen Berufes der höchsten Gewalt durchdrungen und ein lebendiges Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit, ihrer Verbindung mit der Macht, und von der Pflicht des Königsthums, das Recht zu handhaben, in sich ausgebildet hatte. Mit diesem Gedanken wußte er einen ihm befreundeten und von Natur energischen Fürsten zu erfüllen; die Unternehmungen Ludwigs VI „zum Besten des Reiches und der öffentlichen Sache" rief er hervor und machte sie haupt-

1) Schreiben Fulberts an den König bei Duchesne IV, 172. Er bezeichnet seinen Gegner als einen Menschen, „qui nec Deum nec potestatem vestram se revereri satis superque indicat."

sächlich gelingen: er hat sie dann mit der Wärme, welche persönlicher Antheil giebt, beschrieben[1]). Von den Streitigkeiten des Klosters mit einem gewaltthätigen Nachbar, Bouchard von Montmorency, ging alles aus; da sich Bouchard dem gegen ihn in aller Form ergangenen Rechtsspruche nicht unterwerfen wollte, so erhob sich der König, ihn dazu zu zwingen; auf den Grenzen zwischen dem Abt und dem Baron ward das Ansehen des Königthums erneuert; bald erfuhren auch alle anderen, was dem Angesehensten von ihnen geschehen war: die unmittelbaren Barone in dem alten Herzogthum wurden sämmtlich zum Gehorsam genöthigt. Was der Vater begonnen, setzte der Sohn unter demselben Einflusse fort. Allbekannt ist der Brief, in welchem Abt Sugor den auf seiner Kreuzfahrt begriffenen Ludwig VII. auffordert, zurückzukommen: bei dem Eide, den er bei seiner Krönung geleistet, der gegenseitigen Pflicht zwischen den Unterthanen und den Fürsten, „die Heerde nicht länger den Wölfen zu überlassen". In den Städten half man sich selbst durch geschworene Vereinigungen; es entspricht ganz dem Sinne des zum Bewußtsein seines Berufes erwachenden Königthums, wenn es dieselben anerkannte und in Schutz nahm; denn der allgemeinen Gewaltthätigkeit mußte allenthalben durch eigene oder fremde Kräfte ein Ende gemacht werden. Die Könige verkündigten den öffentlichen Frieden; ohne Ansehen der Person, — welche Anstrengung auch immer dazu gehörte, — wußten sie ihn aufrecht zu erhalten[2]).

In den ersten Generationen dieses Hauses, vor Erwerbung der Krone, finden wir lauter tapfere und emporstrebende Naturen. Nach denen folgten andere, die, durch Sinnesweise und Lage friedfertig gestimmt, beinahe einen priesterlichen Charakter trugen; ihr Königthum war mehr eine Würde, als eine Macht; jetzt, unter veränderten Umständen, gehen Männer aus ihm hervor, welche den Schwung allgemeiner Ideen mit Thatkraft verbinden.

Nachdem sie die Autorität der höchsten Gewalt und des Rechts

1) De vita Ludovici Grossi z. B. c. I: „Ecclesiarum utilitatibus providebat; aratorum, laboratorum et pauperum quieti studebat." c. VIII: „Regni administrationi et reipublicae, sicut se rei opportunitas offerebat, sagaciter providere, recalcitrantes perdomare, castella et fortalitia occupare — strenue satagebat."

2) Ivonis Carnotensis Epistola ad Regem: „decet regiam majestatem, ut pactum pacis, quod deo inspirante in regno vestro confirmari fecistis, nulla lenocinante amicitia vel fallente desidia rideri permittatis."

in ihrem besonderen Gebiete hergestellt hatten, öffnete sich, und zwar durch den unvermeidlichen Gang der Dinge, ihrer Thätigkeit ein noch bei weitem größerer Schauplatz.

Die Macht der großen Vasallen, welche das Königthum beschränkte und dem Sinne der Institution nach beschränken mußte, empfing durch eine plötzliche Vereinigung von Erbrechten in Einem Geschlechte, die sich im zwölften Jahrhundert vollzog, eine so ungeheuere Ausdehnung, daß die Könige sie unerträglich fanden und einen Kampf mit ihr zu wagen genöthigt waren. Einige Worte mögen über diese an sich so bekannten Begebenheiten auch hier verstattet sein.

Der Mannesstamm Wilhelms des Eroberers war ausgestorben; dessen Enkelin, die in den Chroniken als Kaiserin erscheint, l'Emperreis Mahault, denn sie war die Wittwe eines deutschen Kaisers, hatte sich nachher mit dem Grafen von Anjou und Maine vermählt; ihr Sohn aus dieser Ehe, der erste Plantagenet, der den englischen Thron bestieg, verband diese begüterten wohlgelegenen Landschaften mit England und der Normandie. Er selbst verheirathete sich dann mit der reichsten Erbin der damaligen Welt, Eleonore von Aquitanien, und seinen Söhnen fielen sieben ansehnliche Landschaften des südlichen Frankreichs zu. Schon streckten die Plantagenets ihre Hand auch nach Savoyen aus; die Oberherrlichkeit über Bretagne bildeten sie zu einer völligen Herrschaft um. Man hat berechnet, daß mehr als die Hälfte des späteren Frankreichs in ihren Händen war, während dem Könige selbst kaum der vierte Theil desselben, wir sagen nicht, gehorchte, sondern nur anhing. Vor dieser Macht, die für den größten Theil von Frankreich einen neuen Mittelpunkt schuf, erblich der Glanz des Königthums; er wäre bei Seite gedrängt worden, hätte nicht ein geistvoller Fürst gelebt, der eben im Gegensatz mit ihr das Land auf eine höhere Stufe einheitlicher Gestaltung zu führen wußte.

Philipp August, von dem man sich erzählte, er sei dem Könige, seinem Vater, der bis dahin nur Töchter hatte, auf seine und des ganzen Landes Gebete gewährt worden, kam sehr früh zur Regierung; in den Geschäften bildete sich sein Geist. Der in wundervollen Erfindungen unerschöpflichen Poesie seiner Zeit entnahm er hauptsächlich, daß Carl der Große, den die Sage als König von Frankreich betrachtete, Herr des gesammten Landes, wie im Norden so im Süden, bis in die Höhe der Pyrenäen gewesen war; auf dieses Ziel richtete er alle seine Bestrebungen. In der Mitte von

Menschen, die Glück und Ehre in ein verschwenderisches Hofleben setzten, zeigte er sich sparsam; die Kriegsscharen, die ihm seine Siege erfochten, hielt er auch wieder im Zaum und entzog ihnen ihren Raub. Eines nach dem anderen nahm er vor; denn an Vielem zugleich zersplittere sich der Geist. Er erscheint, wie ein Dichtervers ihn schildert, schrecklich wie der Löwe, rasch wie ein Raubvogel, aber mild und nachsichtig, nachdem er den Frieden hergestellt hat; sein ganzes Wesen athmet Besonnenheit und Energie.

In den Kämpfen der Plantagenets untereinander ereignete sich nun, daß der Neffe des Königs Johann, Arthur von Bretagne, in einem Kriege, den er mit französischer Hülfe gegen seinen Oheim führte, von demselben gefangen wurde und (nach dem Ausdruck des hierüber glimpflichsten Geschichtschreibers) in dem Gefängnisse verschwand. Die Stände von Bretagne — in der ersten Versammlung, die sich bei ihnen nachweisen läßt — trugen kein Bedenken, Johann für schuldig an diesem Morde zu erklären, und forderten Gerechtigkeit von dem französischen Könige.

Nicht ohne Grund war die Einwendung Johanns, daß er zugleich König von England sei und durch eine Anklage auf Mord dieser seiner Würde zu nahe geschehe. Philipp August erwiederte, der König von Frankreich könne nicht dadurch an seinen Rechten verlieren, daß einer seiner Vasallen an Macht gewinne; ihm kam es eben darauf an, in den Gebieten nicht allein seiner unmittelbaren Regierung, sondern seiner gesammten Oberherrlichkeit niemand zu dulden, der sich der Handhabung des Rechts entziehen könne. Er hatte hiebei die allgemeine Stimme und namentlich die übrigen Magnaten des Reiches auf seiner Seite; zum erstenmale, wie man annimmt, haben sich damals die Pairs, die in ihrem Verhältnisse zu der französischen Krone als die Gleichen Johanns erschienen, zu einem großen Gerichte versammelt[1]; nach förmlicher Ladung an ihren Hof ward Johann, da er nicht erschien, verurtheilt und aller seiner Besitzungen diesseit der See für verlustig erklärt. Bei den Heiligen Frankreichs schwur der König, den Richterspruch seiner Barone zu vollstrecken.

Dabei fand er an sich wenig Schwierigkeiten. Nachdem einmal die Normandie erobert war, mochten ihm Anjou, Touraine, Poitou

1) Beugnot Les Olim T. I. Préface XLIV; doch ist, so viel ich sehen kann, gleich hier die Regel beobachtet worden, die später hervortritt, daß es schon genügte, wenn nur einige Pairs in dem Hofe saßen.

keinen Widerstand leisten: allenthalben kam man ihm entgegen. Der innere Grund der Vasallenmacht liegt in der Verschiedenheit der Landesarten und Stämme, die sich durch besondere Oberhäupter bei ihren Eigenthümlichkeiten behaupten wollen. Welchen Sinn hatte es aber, daß die verschiedensten Landschaften unter einem gemeinschaftlichen Fürsten stehen sollten, der doch nicht ihr König war? Von der unmittelbaren Gewalt fühlten sie sich um so mehr gedrückt; die Herstellung einer obersten Autorität war für sie ein Act der Befreiung.

Auch Johann aber hatte Freunde; in der allgemeinen Parteiung der Zeit fand er Mittel, eine Art von Coalition zu Stande zu bringen, welche es auf eine Unterdrückung der aufkommenden Kriegsmacht und sogar auf eine Theilung von Frankreich absah. Aber der König, von seinen Baronen und seinen Communen wetteifernd unterstützt, blieb auch jetzt der Stärkere: auf dem Schlachtfelde von Bouvines wies er die Angriffe der Verbündeten siegreich zurück.

Man trägt nichts Fremdes in diese alten Zeiten, wenn man behauptet, daß mit diesen Ereignissen die erste lebendige Regung eines Gemeingefühls der französischen Nation verbunden war. In allen verschiedenen Gebieten des Landes, sagt ein Zeitgenosse, soweit nur dasselbe sich ausdehne, werde die Freude des Sieges empfunden; in jeder Stadt und jedem Dorfe, jedem Schloß und jedem Landbezirke mit demselben Feuer; was allen gehöre, eigne sich jeder besonders zu: ein einziger Sieg veranlasse tausend Triumphe.

Dem großen Gewinne der Krone, der hierin liegt, gesellte sich bald eine zweite, nicht viel minder bedeutende Erwerbung auf etwas verschiedener Grundlage zu.

Es war mit nichten die Absicht des Papstes und seines Legaten, bei ihren Unternehmungen gegen Raimund VI von Toulouse die Macht der französischen Krone zu vermehren: sie wollten die albigensischen Meinungen vertilgen, die derselbe beschützte, und übergaben das eroberte Land an den eifrigsten Führer des Heeres, Simon von Montfort, weil dieser allein fähig schien, den strengsten Katholicismus aufrecht zu erhalten. Sie urtheilten, da der König von Frankreich so wenig für die Eroberung des Landes gethan, so habe er auch kein Recht, über dasselbe zu verfügen [1]). Allein die Montforts besaßen bei weitem nicht die nachhaltigen Kräfte, die dazu gehörten, das Land zu behaupten; sie übertrugen selbst ihr Recht an den Kö-

1) Bzovius Annales ecclesiastici 1215, no. 9.

nig von Frankreich; diesem riethen die in Paris versammelten Großen des Reiches, fünfundzwanzig weltliche Herren, siebzehn Bischöfe und Erzbischöfe, das Anerbieten anzunehmen, und versprachen ihm hiefür besonders treuen Beistand [1]). Wie in der englisch-normannischen Sache, so beförderten die Großen von Frankreich auch in der albigensischen den Vortheil des Königthums; doch hatte diese insofern noch einen anderen Charakter, als es diesmal ein geistliches Urtel war, auf dem das Verfahren beruhte; der König trat in den Anspruch des von einem Concilium eingesetzten Fürsten. Philipp August hatte Bedenken getragen, anzugreifen; sein Sohn Ludwig VIII, der sich dazu entschloß, erlag in dem Kampfe; dessen Wittwe Blanca, eine Spanierin, an welche mit der Regentschaft auch die Kriegführung kam, gerieth darüber in große Gefahr; aber wohlberathen und unterstützt, wußte sie endlich alles zu beruhigen. Der Graf von Toulouse ward zu einer Abkunft genöthigt, welche, nach der Bemerkung eines römischen Schriftstellers, für die Kirche und die Krone nicht günstiger hätte ausfallen können, wenn er in offener Feldschlacht gefangen worden wäre. Zwei Drittheile des Landes gelangten unmittelbar an die Krone, das letzte Drittheil behielt der Graf noch auf seine Lebenszeit; doch übertrug er das Erbrecht dazu ausschließend auf seine Tochter, die mit dem dritten Sohne Blanca's vermählt werden sollte.

So erwarb sich die westfränkische Krone Gehorsam in dem ganzen Gebiete ihrer Oberherrschaft; diese beiden Unternehmungen, die eine, um ein weltliches, die andere, um ein geistliches Entsetzungsurtel zu vollziehen, gaben der höchsten Gewalt ein Uebergewicht im Lande, wie sie es seit dem Tode Carls des Großen nicht besessen hatte.

Ludwig IX, der Sohn Blanca's, suchte nach dem getümmelvollen Wechsel, der die letzten Zeiten erfüllt hatte, einen gesetzlichen und dem religiös-sittlichen Begriffe, der in ihm lebte, entsprechenden Zustand herzustellen.

Für das südliche Frankreich traf er eine Uebereinkunft mit dem Könige von Aragon aus dem Hause der alten Grafen von Barcelona, durch welche die Verhältnisse geregelt, die Grenzen beider Reiche festgesetzt wurden.

1) Propter amorem Jesu Christi et fidei Christianae nec non et honorem carissimi domini nostri Ludovici regis Francorum illustris. Preuves de l'histoire de Languedoc III. no. 161.

Es geschah nicht ohne Widerspruch in seinem Rathe, wenn er dem Könige von England einige ihm bereits entrissene Landschaften zurückgab [1]). Aber dadurch bewirkte er, daß dieser nach Paris kam (1259), um sie zu Lehen zu nehmen, und dagegen die Normandie, Anjou, Tours, Poitou in aller Form ihm abtrat. Die Normandie konnte dann auf immer mit der Krone vereinigt werden. Auf der unmittelbaren Regierung von France und Normandie beruhte seitdem die Kraft der Könige.

Die alten Formen der feudalistischen Monarchie blieben bestehen; aber wie früher Absonderung und Eigenmacht, so hatten jetzt Ordnung und Gehorsam das Uebergewicht.

Es war nicht ohne Werth für die allgemeine Auffassung, daß die Mutter Ludwigs VIII ihre Herkunft von den Carolingern, und namentlich von Carl von Niederlothringen ableitete und dessen Erbrechte an die Capetinger zu bringen schien. Dadurch bekam alles das Ansehen der vollkommenen Legitimität.

Die Herzoge und Grafen von Bourgogne, Bretagne, Anjou. Poitou, Toulouse, Artois gehörten der Familie des Königs an: man zählt acht Dynastien aus diesem Stamme [2]); der König erschien als das natürliche Oberhaupt aller dieser Geschlechter.

Eben das war für Ludwig IX ein Beweggrund der Belehnung des Königs von England, daß auch dieser zur Verwandtschaft des königlichen Hauses gehörte. In dem genealogischen Zusammenhange der Royaux de France lag ein vereinigendes Moment für den Staat. Noch in dem zwölften Jahrhundert hatte der Gedanke der Wahl sich geregt; im dreizehnten konnte davon nicht mehr die Rede sein; alles unterwarf sich der Autorität und besonders dem Gerichte des Königs.

Die Rechtsbücher der Zeit erkennen noch immer einen gewissen Grad von gerichtlicher Unabhängigkeit in den einzelnen Gebieten der großen Barone an; aber der König, fügen sie hinzu, ist souverän über alle, denn ihm gebührt die allgemeine Sorge für das Reich; niemand ist so groß, daß er nicht vor den Gerichtshof des Königs geführt werden könnte.

Wie die Ueberlieferung den Namen der Königin Blanca mit der Erneuerung des römischen Rechts in Frankreich in Verbindung

1) Tillemont: Vie de saint Louis IV, 163.

2) Vgl. Mignet: Essai sur la formation territoriale etc. Notices II, 172.

gebracht hat, so ist ihr Sohn Ludwig IX als der vornehmste Begründer eines geordneten Rechtszustandes überhaupt berühmt. Gerechtigkeit zu handhaben, galt auch ihm für die vornehmste, und zwar für die von der Religion gebotene Pflicht eines Fürsten. Wenn des Königs Hof schon vorher als der oberste Gerichtshof betrachtet worden war, wie viel größer wurde nun die Bedeutung desselben, nachdem die königliche Macht, hauptsächlich auf den Grund und durch die Vollziehung von Rechtssprüchen, so weit über ihre frühere Grenze hinaus erweitert war! Aus dem Hofe des Königs sonderte sich allmählich das große jurisdictionelle Institut des Reiches, das Parlament, ab — wie seine Zusammensetzung aus den Pairs des Reiches, einigen Beamten des Hofes, anderen geistlichen und weltlichen Herren beweist, — von dieser politischen Grundlage nicht durchaus losgerissen, aber doch dadurch wesentlich umgestaltet, daß die aus dem Stande der Geistlichen zahlreich hervorgehenden Gesetzkundigen darin sehr bald das Uebergewicht erlangten. Ihre Verhandlungen zeigen, welch einen mächtigen Verbündeten die allgemeine Autorität des Königthums in ihnen gewann [1]). Die Gerichtsbehörden der verschiedenen, mit der Krone verbundenen Provinzen erschienen fast nur als Delegationen des obersten Gerichtshofes. Das Verdienst und die Ueberlegenheit seiner Mitglieder, die Gerechtigkeit des Königs, der die Berücksichtigung der fremden Rechte so gut wie der eigenen einschärfte, verschafften ihm überall Eingang.

Man weiß, daß der König dadurch mit nichten Herr und Meister der gesammten Rechtsbildung wurde; gar manche seiner Absichten blieb unerreicht. Ludwig IX hat überhaupt den feudalen Staat nicht gebrochen, ihm vielmehr, indem er den Ausschweifungen der Eigenmacht Einhalt that, eine Gestalt verliehen, in der er mit den unbedingten Bedürfnissen der gesellschaftlichen Ordnung vereinbar wurde.

Während in allen anderen Ländern die Fehde entbrannte, waltete hier der Friede, und Frankreich nahm sich auf an Menschenzahl und fortgehender Cultur. Daß ein ruhiger, bescheidener, vor allem für das Heil seiner Seele besorgter Mann, nicht einmal ein sehr strenger Arbeiter, so viele mächtige Fürsten und streitbare Vasallen

1) Beugnot, Vorrede zu den Olim, Bd. I. LXXXIX, entnimmt aus ihnen, „que la cour royale était pleinement entrée (sous Louis IX) dans une voie de conquêtes successives, d'empiétemens lents, mais assurés sur l'autorité seigneuriale.“

im Zaum halten konnte, war für die damalige Welt ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Auch dem Clerus und dem päpstlichen Stuhle selbst widerstand Ludwig IX, wenn er ihre Forderungen für ungerecht hielt; aber übrigens lebte er ganz in den Ideen der Einheit der Christenheit und in kirchlichem Gehorsam. Noch in seinem Testament empfiehlt er seinem Sohne, sich von der Kirche eher etwas gefallen zu lassen, als mit ihr zu hadern. In die Streitigkeiten der Päpste mit den Hohenstaufen vermied er sich einzumischen; aber für Constantinopel und das heilige Land sich anzustrengen, war er immer bereit [1]). Wie oft und reichlich hat er die Unternehmungen der Kreuzfahrer unterstützt! Er selbst nahm zweimal das Kreuz, aber mit dem unglücklichsten Erfolge; in Aegypten wurde er gefangen genommen; vor Tunis kam er um. In seinen letzten Gedanken noch beschäftigte er sich mit der Ausbreitung des Glaubens.

1) Wie Papst Urban IV seine Stimmung bezeichnet 1262: „ad ea quae Christianae fidei exaltationem et ipsius Romanae ecclesiae respiciunt, totis conatur viribus, — proximi laesionem abhorret, — metuit animae hinc peccatum".

Drittes Capitel.

## Epoche der englischen Kriege.

Zweierlei Auffassungen der höchsten Gewalt lassen sich bei denen unterscheiden, die dieselbe mit Bewußtsein inne haben.

Es giebt Könige, welche den Besitz ihrer Krone, ja das Bestehen ihres Reiches einem höheren Zweck unterordnen: der Erhaltung der von Gott gesetzten Ordnung der Dinge, der Förderung der Cultur, der Handhabung der Gerechtigkeit, der Durchführung der Ideen der Kirche, der Ausbreitung der Religion. Andere dagegen stellen sich vor allem als Vertreter der besonderen Interessen ihres Landes auf; die Erweiterung der Macht erscheint ihnen als ein an sich würdiger Zweck; unbedenklich greifen sie, sobald es sie nützlich dünkt, fremde Gebiete an; in der Ausbildung der inneren Stärke und äußeren Größe des Landes sehen sie ihre Bestimmung und ihren Ruhm. Jenes sind persönlich schwungvolle, milde, religiöse Naturen, denen eine gesetzliche Beschränkung eher lieb als zuwider ist. Dieses sind Männer von angeborner Energie des Willens, einseitig und nicht selten hart, die jeder wesentlichen Beschränkung spotten. Die ersten mögen mehr den mittleren, die zweiten mehr den neueren Zeiten angehören; doch kommen die einen und die anderen in allen Zeiten vor.

Nachdem der capetingische Stamm in Ludwig IX einen Fürsten hervorgebracht hatte, der als ein Muster und Urbild aller religiösen Könige angesehen werden darf, so entsproß demselben zuletzt noch ein Charakter der anderen Art.

Von allen seinen Vorfahren unterschied sich Philipp der Schöne durch gewaltsame Rücksichtslosigkeit. Auch die früheren Könige breiteten ihre Macht aus, aber, wie ein deutscher Chronist sich ausdrückt, innerhalb der ihnen gesetzten Grenzen; mit dem deutschen Kaiserthum, an welches mit der Krone von Arelat vorlängst einige Provinzen des südöstlichen Galliens gelangt waren, liebten sie in

Frieden und Freundschaft zu leben. Philipp der Schöne wagte es zuerst, diese Marken mit rücksichtslosem Ehrgeiz zu durchbrechen und jenseit derselben Besitz zu ergreifen. Um die Feindseligkeiten des deutschen Reiches, die damit geweckt wurden, und die Verträge, die er brach, kümmerte er sich nicht; er wußte oder fühlte, daß er im Bunde mit der Natur der Dinge war. Indem er Lyon einnahm, gründete er ein Verhältniß, das an und für sich weiter führte; die einmal gebildete Macht zog die sprachverwandten Regionen mit unwiderstehlicher Naturgewalt an sich.

Die früheren Könige hatten sich in Verbindung mit dem Papstthum gefallen: durch gegenseitige Dienste hatten sich beide gefördert; Philipp der Schöne machte sich kein Gewissen daraus, diesen alten Bund zu zerreißen. Von untergeordneten Differenzen ging sein Streit mit Bonifacius VIII. aus; aber sehr bald erhob sich derselbe zu den wichtigsten Fragen über die weltlichen Rechte von Rom, welche dieser Papst mit heftigem Eifer verfocht. Der König setzte gleichsam einen Fluch darauf, wenn einer seiner Nachkommen in weltlichen Dingen eine andere Gewalt auf Erden über sich anerkenne, und ließ die Bulle verbrennen, in welcher der Papst die entgegengesetzten Ansprüche aufgestellt hatte. Bonifacius bekam zu empfinden, was einer der Rechtsgelehrten des Königs ihm gesagt hat, daß Anspruch ohne wahre Macht nichts bedeute.

Jahrhunderte lang hatte die Nation ihre besten Kräfte nach dem Orient gerichtet, allerdings zuletzt ohne Erfolg. Vorlängst war Jerusalem in die Hände der Sarazenen zurückgefallen, auch Constantinopel hatte nicht können behauptet werden; die Unternehmungen Ludwigs des Heiligen, die Pläne des blutsverwandten Königs von Neapel, Carl von Anjou, waren gescheitert; endlich ward auch Ptolemais von dem Sultan Alaschraf angegriffen; König Philipp der Schöne weigerte sich, etwas für die Vertheidigung der Stadt zu thun [1]), er ließ sie ruhig in die Hände der Feinde fallen. Ihm waren diese Unternehmungen nach dem Morgenlande nicht allein gleichgültig, sondern verhaßt.

Von den zum Kriege gegen die Ungläubigen gestifteten Ritterorden wurde der mächtigste, tapferste, an dessen Bestehen sich noch eine Hoffnung zur Wiedereroberung des heiligen Grabes knüpfte, auf das gewaltsamste von ihm vernichtet. Wir untersuchen nicht die

1) Consideratis negotiis, quae incumbunt, et rebus ut nunc se habentibus, Schreiben Papsts Nicolaus IV. bei Rainaldus 1290. 9.

Wahrheit seiner Anklagen gegen die Templer, die Gerechtigkeit seines Verfahrens; es ist uns genug, den Wechsel der Ideen wahrzunehmen. Von der Grabkammer der Templer hat man die Sage, daß alle Jahre in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt, das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel, daselbst erscheine mit der Frage: wer das heilige Grab befreien wolle; „Niemand, Niemand", ist die Antwort, die ihm aus dem Gewölbe entgegenschallt, „denn der Tempel ist zerstört"[1]).

Die Zeiten, welche von den Ideen der allgemeinen Christenheit belebt wurden, waren vorüber; die Güter, deren Ertrag zur Wiedereroberung von Jerusalem dienen sollte, wurden eingezogen und in den Nutzen des Königreiches verwandt.

Am meisten kommt es bei allen thätig wirkenden Männern darauf an, worin die Summe ihrer Gedanken liegt. Ludwig der Heilige lebte in der Idee der Christenheit; in Philipp dem Schönen erhob sich der Gedanke der Krone und des Reiches über alles andere. Durch sein ganzes Dasein weht schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte. Die große Anzahl der Erlasse, in denen er richterliche, legislative und executive Gewalt vereinigt[2]), setzt in Erstaunen; in alle Beziehungen des Lebens bringt er mit dem Begriffe der königlichen Macht ein. Aus dem Parlament sondert sich eine alles umfassende administrative Behörde ab; der Gesichtspunkt der Religion weicht zurück. Die Rede ist hauptsächlich von den Rechten der Majestät, Steuern, Steuerkammern, der Bewilligung der Steuern, sogar von dem Anrechte der Krone an alles Silber und Gold im Reiche, dessen Werth sie nach Gutdünken festsetzen will; von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und ihren Befugnissen auch in geistlichen Dingen; von ständischen, städtischen Versammlungen; von der natürlichen Freiheit aller Menschen; der Emancipation der Leibeigenen.

Man begreift es, wenn dieser Fürst in dem großen Dichter der Epoche, Dante, der nur in Anschauung der allgemeinen Freiheit und dem Bewußtsein höherer Gesetze lebte, einen Widerwillen erregt, der in lauten Tadel ausbricht, und wenn dagegen die neue Zeit in seiner Regierung die Morgenröthe ihres Tages begrüßt.

Kaum aber war dieser Standpunkt einer rücksichtslosen, isolir-

1) Die Sage stammt aus einer Mittheilung von Augustin Thierry her. Martin, Histoire de France V, 199.

2) Guizot, Cours d'histoire moderne. Tom. V.

ten, nur auf das Staatswesen von Frankreich selbst gerichteten Politik ergriffen, so trat ein Ereigniß ein, durch welches das Land in eine allgemeine Verwirrung gestürzt und vollends auf sich selbst verwiesen wurde.

Im capetingischen Hause war die königliche Würde bisher immer von Vater auf Sohn übergegangen. Philipp der Schöne hinterließ eine blühende Nachkommenschaft; von seinen drei Söhnen aber hatte keiner männliche Nachkommen; nachdem der letzte von ihnen gestorben war, forderte der Sohn seiner Tochter, Eduard III., König von England, die französische Krone als sein Erbtheil.

Kraft desselben Rechtes waren die dortigen Lehensfürstenthümer, die Kronen der pyrenäischen Halbinsel, die englische Krone selbst vererbt worden. Eduard III. ließ seinen Anspruch von den englischen Rechtsgelehrten untersuchen und unternahm, durch deren Entscheidung bestärkt, ihn zu verfechten [1]).

Dagegen hatte sich in den deutschen Fürstenthümern die männliche Erbfolge durch die Verbindung der Amtsgewalt mit dem Landbesitz immer in lebendiger Geltung erhalten; auch in Frankreich hatte man sie bei den letzten Fällen, wo die Krone von einem Bruder, mit Ausschluß der Töchter desselben, an den anderen übergegangen war, beobachtet; doch war das mehr durch Vertrag — nicht ohne Vergütung — als durch gesetzliche Anerkennung geschehen; darüber, ob nicht an Stelle der Mutter der Sohn eintreten dürfe, ob man von der herrschenden Linie auf ihre Seitenverwandten überzugehen das Recht habe, konnte immer gestritten werden.

Bei weitem mehr jedoch als die rechtliche kam hierbei die politische Seite der Frage in Betracht. Man untersuchte nicht, ob die königliche Autorität mehr Erbe sei oder mehr Amtsgewalt; entscheidend war, daß die Ansprüche auf die Krone an einen Fürsten fremder Nation gelangen sollten; die vornehmsten Herren, die Pairs und die Barone von Frankreich blieben dabei stehen, sich nicht unter die

1) Als „causa fontalis“ der Kriege bezeichnet Heinrich V. „progenitorum nostrorum ac nostrae hereditatis et iurium ad coronam Franciae detentionem iniustam, quam profecto causam progenitor noster inclytissimae memoriae Eduardus per se et maximum consilium suum, magnae conscientiae viros in iure divino et humano summe instructos, penes quos maxima sapientia viguit et quibus factum recens erat et ad oculum patuit, iterum atque iterum examinari iussit ac omni remoto scrupulo pro parte sua didicit fore iustam“. Lettres des rois ed. Champollion II, 360.

Gewalt der Engländer bringen zu lassen[1]; sie hielten in diesem Fall an dem deutschen Erbrechte fest — sie bezeichneten es als das salische — weil es ihnen ihre eigene Selbständigkeit verbürgte. Sie erkannten den nächsten Seitenverwandten, Philipp von Valois, an. Nicht ohne blutige Kämpfe aber konnte ihre Entscheidung aufrecht erhalten werden.

Als Eduard zu seinen Jahren gekommen war und sein Recht durchzuführen sich entschloß, welche verderblichen Schläge hat er da dem Adel und dem Herrenstande von Frankreich, die seine Herrschaft verschmähten, beigebracht!

In der Schlacht von Cressy sind 11 Prinzen, 80 Herren, 1200 Ritter umgekommen; in der Schlacht von Poitiers gerieth König Johann, der zweite vom Hause der Valois, den sein Vater sterbend ermahnt hatte, nicht von dem Krieg abzulassen, in welchem er eine gerechte Sache habe, tapfer fechtend selbst in die Hand seiner Feinde; es gab wenige vornehme Häuser, die nicht einen Todten zu beklagen oder einen Gefangenen loszukaufen gehabt hätten. Auch zur See waren die Engländer in einer großen Schlacht Meister geblieben; sie eroberten Calais und machten es zu einer englischen Colonie.

Nicht allein die in der Welt vorherrschende und aggressive Stellung, welche Frankreich bisher einnahm, ward hierdurch verändert; auch auf das Innere übten der Krieg und seine Folgen eine zersetzende Wirkung aus; sie gehörten gleichsam dazu, um eine neue Macht, die, in der Stille vorbereitet, von allen in der Tiefe wirkenden Elementen unterstützt, den Herren und dem Adel zur Seite getreten war, — die Macht der Städte — vollends zu entbinden und zu politischer Erhebung aufzurufen.

Es ist ein Irrthum früherer Darstellungen, das Emporkommen der städtischen Genossenschaften in Frankreich dem Königthum zuzuschreiben. Die Bewegung, aus der sie hervorgegangen sind, ist ursprünglich und autonom, in dem nördlichen Frankreich so gut wie in Italien und in den Niederlanden. Aber die französischen Könige haben die Communen von Anfang an in ihren Schutz und Frieden aufgenommen und ihnen die erworbenen Freiheiten bestätigt. Die Städte dagegen haben die Schlachten der Könige geschlagen und in

1) Continuator Guilielmi de Nangiaco: „non aequanimiter ferentes subdi regimini Anglicorum“ II, 83.

ihren Zerwürfnissen mit den Großen ihre Partei gehalten. Mit Vergnügen pflegte Ludwig der Heilige in seinen späteren Jahren davon zu erzählen, wie einst während seiner Minderjährigkeit, als er auf der Reise nach Paris in der Nähe dieser Stadt von den empörten Großen bedroht ward, die Bevölkerung derselben aus den Mauern hervorbrach und ihn gegen jede Gefahr beschützte. Philipp dem Schönen sind sie in seinen Kriegen mit bedeutenden Geldzahlungen zu Hülfe gekommen; sie haben sich nicht allein Verbrauchssteuern gefallen lassen, sondern auch Einkommensteuern von ansehnlichem Ertrage bewilligt. Er sah sie gern in besonderen Versammlungen um sich; in jenem seinem Streite mit dem Papst, als es ihm darauf ankam, die Beistimmung der vereinigten Nation den römischen Ansprüchen entgegenzusetzen, zog er sie an die Reichstage, wo ihre Erklärungen dann ganz in seinem Sinn ausfielen: ihr patriotischer Ehrgeiz nahm Partei für die volle Unabhängigkeit des Königreiches.

Wenn bald darauf in der allgemeinen Reaction der Provinzen gegen die Uebermacht der Krone, welche nach dem Tode Philipps des Schönen eintrat, den Herren und dem Adel nicht geringe Zugeständnisse in der Form von Provinzialcharten gemacht werden mußten, so erlangten damals auch die Städte ein großes Recht: die Befugniß, sich zur Vertheidigung der Rechte des Königs und der ihren zu bewaffnen.

Ueberhaupt stellten sich im vierzehnten Jahrhundert die beiden Elemente unserer Staaten, das feudalistisch-hierarchische und das städtisch-populare, kampfgerüstet einander entgegen, wie auf dem ganzen Continent, so auch in Frankreich. Und diese große Parteiung nun trat mit dem Erbfolgestreit in Beziehung.

Es waren besonders die Herren und Großen, durch welche die Krone an das Haus Valois, welches sich von jeher auf ihrer Seite gehalten hatte oder an ihrer Spitze erschienen war, überging. Eine der ersten Unternehmungen des neuen Königs galt der Unterstützung des Grafen von Flandern in dem Streite mit seinen Städten. Er hatte dabei die bestimmte Absicht, die schon allenthalben gährende städtische Bewegung nicht auch in Frankreich eindringen zu lassen [1]).

1) Chronicon comitum Flandriae bei Smet Collection de chroniques Belges inédites I, 203: Consilium fuit omnium, quod rex illuc exercitum mitteret in adiutorium comitis Flandriae ad domandos rebelles, ne si terminos suos exirent attrahere sibi possent communitates alias Picar-

Dagegen aber ergriff Eduard III. die Partei der flandrischen Städte, und von diesen ward er noch besonders dazu angetrieben, seinen Anspruch auf die Krone von Frankreich geltend zu machen.

Die Niederlagen, die er den Franzosen beibrachte, hatten den zwiefachen Erfolg, den Adel durch so mörderische Verluste persönlich zu schwächen und im Volk Unzufriedenheit mit der bisherigen Regierung und ihrem Verfahren, von dem man das Unglück herleitete, hervorzubringen. Nach der Schlacht von Poitiers, in der auch die Tapferkeit der Edelleute zweifelhaft geworden war, brach in Frankreich eine Entzweiung aus, die eigentlich niemals wieder beigelegt worden ist.

In der Versammlung nordfranzösischer Stände, welche Mittel zur Fortsetzung des Krieges und zur Befreiung des Königs ausfindig machen sollte, ward ein Ausschuß niedergesetzt, in welchem die Bürgerschaften so stark repräsentirt waren, wie die beiden anderen Stände zusammengenommen, und der nun geradezu den Versuch machte, die Regierung des Reiches umzuwandeln. Ueberaus merkwürdig ist der Umfang der Rechte, den die Stände unter der Leitung des Ausschusses forderten: Antheil nicht allein an der Erhebung der von ihnen bewilligten Auflagen, sondern auch an der Auszahlung der dadurch einkommenden Gelder; die Befugniß, sich auf einen bestimmten Tag zu versammeln, ohne berufen zu sein; Gesetzeskraft der von ihnen gefaßten Beschlüsse; Herbeiziehung ihres Ausschusses zu den Verhandlungen über einen Krieg oder einen Stillstand der Waffen. So vollkommen und umfassend war die Idee eines ständischen Regiments, das man in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter popularem Antrieb in Frankreich einzuführen suchte.

Aber weder Zeit und Umstände, noch die Gesinnungen der Nation, noch auch die Führer selbst eigneten sich recht dazu, um zu diesem Ziele zu führen.

Die Haltung des vornehmsten Hauptes der Partei, Robert Lecoq, zeugt von seiner durch und durch factiosen Natur. Sein Sinn wäre gewesen, einen anderen Prinzen von Geburt, Carl von Navarra, der ebenfalls einen Erbanspruch zu haben behauptete, zum Könige von Frankreich zu machen und an dessen Seite als Canzler die Gewalt in die Hand zu nehmen. Lecoq hat bereits gesagt, daß es den

diae et Franciae et sic magnam confusionem facerent nobilibus atque regno.

Ständen erlaubt sei, einen König abzusetzen und die Thronfolge zu verändern. Zuerst ließ er den gewaltsamsten Unternehmungen gegen die bestehende Regierung ihren Lauf. Ein großer Theil der Parlamentsräthe wurde verjagt, der Rechnungshof umgestaltet; die vornehmsten Rathgeber des Dauphin, der die Stelle des Königs vertrat, zwei Marschälle, sind endlich durch eine empörte Menge, die unter der Führung des vornehmsten städtischen Magistrats, Etienne Marcel, in den Palast eindrang, vor seinen Augen getödtet worden[1]. Wer wollte in Abrede stellen, daß die Städte gerechte Beschwerden hatten? Aber ihr gewaltsames und ruchloses Gebahren stellte sich ihren eigenen Bestrebungen in den Weg und erweckte in ihren Gegnern das Gefühl, eine gute Sache zu verfechten.

Da der Angriff zugleich gegen die Autorität der Krone und gegen die Vorrechte der Herren und des Adels gerichtet war, so bildete sich zwischen beiden die engste Verbindung aus; der Dauphin, vom Adel unterstützt, behielt den Sieg, und die frühere Regierungsweise stellte sich her. Wenn es nicht sogleich zu einer gewaltsamen Vergeltung kam, so war dies allein dem Dauphin zu danken. Bald nach dem Frieden von Bretigny, dessen Festsetzungen, dem Unglück der Schlachten und der Verwirrung der inneren Zustände entsprechend, ein Drittheil von Frankreich an Eduard III. übertrugen, bestieg er selbst unter dem Namen Carl V. den Thron und richtete dann alle seine Gedanken auf die Wiederherbeibringung des Verlorenen, die ohne innere Ruhe unmöglich war. Er verstand es ganz, die entgegengesetzten Parteien an sich zu fesseln, wie den Adel und die Capitäne, so nicht minder die Städte. Vielen Städten hat er Freibriefe gegeben; viele sind zu ihm übergegangen, keine ist von ihm abgefallen. Die Weisheit des Königs, das große Werk, in dem alle gemeinschaftlich begriffen waren, und dessen glücklicher Fortgang hielten die Gegensätze so lange er lebte nieder.

König Carl V. von Frankreich war ein Mann, der in den Jahren, welche sonst die der männlichen Kraft sind, einen baldigen Tod vor Augen sah, — er zog bereits nicht mehr in den Krieg, denn er hätte das Schlachtschwert nicht mehr führen können, — der aber dafür durch Nachdenken und Geist hervorleuchtete, wie die sinnreichen Aussprüche beweisen, die von ihm im Gedächtniß sind, und der es

1) Articles contre Robert le Coq, mitgetheilt von Douet d'Arq. Bibliothèque de l'école des chartes II, 378. Art. 82.

ganz verstand, das Uebergewicht des vaterländischen Gedankens festzuhalten.

Aber sowie sein beruhigender Einfluß verschwunden war, brachen die alten Feindseligkeiten, von dem allgemeinen Sinne des Jahrhunderts angeregt, wieder auf das heftigste hervor. Die letzten Jahrzehnte des vierzehnten und die ersten des funfzehnten bewegten sich in steten Fluctuationen der höchsten Gewalt und des öffentlichen Geistes.

Es war nicht eine unbedeutende Frage, über welche der Streit sich wieder erhob, sondern eben die, welche für die innere Verfassung europäischer Länder vielleicht das größte Gewicht von allen hat: inwiefern eine periodische Steuerbewilligung der Stände erforderlich ist; denn daran knüpfen sich die meisten anderen Rechte der ständischen Versammlungen. Die Franzosen jener Zeit ergriffen sie mit dem lebendigsten Eifer. Paris und die übrigen Städte widersetzten sich der Hebung unbewilligter Abgaben, und es kam darüber zu einem Aufruhr, in welchem alle Leidenschaften entbrannten und sogar das Eigenthum gefährdet ward.

Nicht so ganz schlecht berathen war der französische Adel, der sich um den Regenten des Reiches scharte, wenn er seine Waffen zuerst nach Flandern wandte, wo ein großer Gewerbtreibender den Grafen der Regierung beraubt hatte und der Herd der ganzen Bewegung war. Allerdings hätte es auch für den Adel sehr gefährlich werden können. Wäre es der französischen Ritterschaft gegangen, wie der östreichisch-schwäbischen bei Morgarten, so hätte eine Republikanisirung des nördlichen Frankreich erfolgen können. Schon dachte die Pariser Bevölkerung das feste Haus des Louvre und die noch im Bau begriffene Bastille zu schleifen.

Aber die Entscheidung der Waffen fiel in Flandern zu Gunsten des Adels aus. Er erfocht bei Roesbeke (23. Nov. 1382) einen vollständigen Sieg und unterwarf jene Landschaft ihrem Herrn. Bei dem Beginn der Schlacht hatten sich, als die Reichsfahne entfaltet wurde, die dichten Wolken plötzlich getrennt, und die Sonne war aufgestiegen: der Adel glaubte darin ein Zeichen des unmittelbaren göttlichen Schutzes zu erkennen; er brachte die Fahne mit Feierlichkeit und Devotion nach St. Denis zurück und wendete sich dann gegen Paris. Hier hatte alles den Muth verloren. Die Ehrenbezeigungen der entgegenkommenden Bürgerschaft wurden von dem Könige nicht angenommen: denn allzuschwer habe sie das königliche Haus beleidigt. Die Barrièren wurden niedergerissen, die Thore aus den

Angeln gehoben; die Waffen mußten abgeliefert werden; die eisernen Ketten, mit denen man des Nachts die Straßen sperrte, wurden weggeführt, die Bastille dagegen vollendet; die städtischen Freiheiten, besonders das Recht, den Prévôt des Marchands und dessen Schöffen zu wählen, und jede jurisdictionelle Befugniß zurückgenommen. Unter dem Schall der Trompeten wurden die alten Taxen auf den Verbrauch wieder abgekündigt; Niemand wagte, sich ihrer Erhebung zu widersetzen; der Gedanke tauchte auf, daß der König das Recht habe, die Steuern mit derselben Unbeschränktheit zu behandeln, wie seine Domänen; wenn man nicht wagte, denselben mit Festigkeit auszusprechen[1]), so hielt man doch auch keine neue Bewilligung für nöthig; eine lange Reihe von Jahren hindurch sind allgemeine Stände nicht wieder beisammen gewesen.

Im Jahre 1357 hatten die Städte, in der Ständeversammlung vorherrschend, einen Anlauf genommen, die ganze Regierung in ihre Hände zu bringen; im Jahre 1382 wurden sie ihrer municipalen Rechte beraubt. Wie die Erfolge, so wogten die Meinungen hin und wieder. Schon damals ist zuweilen die Lehre verkündigt worden, daß eine Regierung ohne die Beistimmung des Volkes nichts vermöge[2]), bald darauf die entgegengesetzte von der ursprünglichen Verschiedenheit der Stände und der Nothwendigkeit, jeden auf seine Sphäre zu beschränken. Eine Zeitlang drang die Meinung durch, daß man Tyrannen tödten dürfe; dann ward der vornehmste Verkündiger derselben verurtheilt; später kam bei dem Wechsel der Parteien die erste Theorie wieder zu Ehren.

Auf die Entzweiung von Orléans und Burgund, die an sich aus ganz anderen Anlässen entsprang, wirkten auch diese Streitfragen

1) Die Chronica Caroli sexti (Chronique des religieux de St. Denys), hierfür die vornehmste Quelle, drückt sich nicht ganz deutlich aus I, p. 242: Quae (subsidia) quamvis occasione sopiendarum guerrarum et reparatione edificiorum regiorum forent nuper introducta hucusque a tempore Caroli defuncti sine populari consensu ut antiquitus fiebat persoluta. Quidam ipsa subsidia non modo iterum repetenda, sed et deinceps sicut merum dominium et coram regis iudicibus dignum ducebant tractanda. Ich möchte größeren Nachdruck, als z. B. Félibien histoire de Paris I, 699, der diese Stelle vor sich hatte, auf das Wort non modo repetenda legen. Man dachte sie nicht allein zu erneuern, sondern auch durch diese Bewilligung zu erhöhen. Dies würde leicht einen allgemeinen Aufruhr hervorgebracht haben.

2) Reges regnant suffragio populorum.

ein; das Haus Orléans und die Armagnacs vertraten die zuletzt siegreich gebliebene Ritterschaft; der Herzog von Burgund, der jetzt zugleich Graf von Flandern geworden war, nahm sich der städtischen Rechte an. Unter dessen Einflusse wurden der Hauptstadt im Jahre 1409 ihre municipalen Rechte zurückgegeben; die Einwohner durften sich wieder bewaffnen, ihre Schöffen selbst wählen. Eine Miliz, die hauptsächlich aus den erblichen Inhabern eines großen Gewerkes bestand, hielt die Herrschaft des Hauses Burgund und der damals in der Stadt vorwaltenden Faction zugleich aufrecht. Kaum versuchte der Hof, sich ihrer zu entledigen, so brach eine Empörung aus, in welcher die vor 30 Jahren niedergedrückten Ideen wieder empordrangen. Eine Ordonnanz ward entworfen, welche unter anderem das Princip der Wahl in dem Gerichtswesen einführen, das Jagdrecht beschränken und überhaupt die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes im popularen Sinn umgestalten sollte; König und Prinzen mußten sich, das Abzeichen des Aufruhrs, das von Flandern herübergekommen war, den weißen Hut, tragend, nach dem Justizpalaste verfügen und diese Anordnungen als Gesetz verkündigen. Zuweilen erscheint der Wechsel der Ereignisse auch in untergeordneten Persönlichkeiten. Ein Mensch, der im Jahre 1357 bei der Ermordung der Marschälle gewesen, ward 1382 dafür hingerichtet; im Jahre 1413 tritt ein alter Medicus an der Spitze der Anhänger von Burgund auf, von dem man sagte, er habe in frühester Jugend an jenem ersten Aufruhr Theil genommen. Und so ging das ferner. Eine Zeitlang befanden sich die Armagnacs wieder im Besitze der Herrschaft und übten sie mit großer Gewaltsamkeit aus: im Jahre 1418 erhob sich die Bürgerschaft und nahm die gräßlichste Rache an ihnen. Das Volk weidete seine Augen an den zusammengebundenen Leichen der Gewalthaber, denen es bisher hatte gehorchen müssen.

Indem aber war der englische Krieg wieder ausgebrochen, und ein Moment trat ein, wo alle diese Fragen, so wenig sie ursprünglich mit einander gemein hatten, in einander aufgingen. Die Ritterschaft erlitt abermals eine jener mörderischen Niederlagen, wie sie die Engländer in diesen Kriegen den stürmisch andringenden Franzosen beizubringen pflegten; bei Azincourt sollen 8000 Edelleute geblieben sein. Zwischen den Prinzen von Geblüt entbrannte die Wuth der Faction heftiger als je. Als Herzog Johann von Burgund auf der Brücke von Montereau, in Gegenwart des Dauphin, erschlagen war, hielt es der Sohn des Ermordeten für gerechtfertigt, wenn er sich von dem Prinzen lossagte und den Vertrag von Troyes ver-

mittelte, nach welchem Heinrich V. von England als künftiger König und sogleich als Regent von Frankreich anerkannt wurde. Unter dem Einflusse des Herzogs trug die Stadt Paris kein Bedenken, diesem Vertrage beizutreten; von den Mitgliedern des Parlaments, der Universität und der Geistlichkeit, hauptsächlich allen städtischen Magistraten wurde er in feierlicher Versammlung durch lauten Zuruf angenommen[1]). Nie war seit Philipp August ein König in Paris besser empfangen worden, als Heinrich V. bei seinem Einzuge empfangen wurde; das Volk begrüßte ihn mit dem freudigen Hoch; auch die versammelten Stände nahmen den Vertrag an und unterwarfen sich den neuen Geldforderungen. Nur in Verbindung mit England glaubten die Franzosen ihrer ständischen und städtischen Gerechtsamen sicher zu sein. Ihrer politischen Selbständigkeit gedachten sie nicht. Durch eine Art von Rechtsgang ward der Dauphin seines Anrechts auf die Krone verlustig erklärt.

Der antwortete bei der Nachricht, er appellire von diesem Urtheil an die Spitze seines Schwertes. Es war schon etwas, daß er sich auf sich selbst verließ; doch hätte ihn sein Schwert, wie er es damals führte, allein schwerlich gerettet; er mußte sich erst von der mit Blut besudelten Faction der Armagnacs trennen, die ihn damals umgab, wenn er wirklich König von Frankreich werden wollte.

Hierauf fand er die mannigfaltigste Unterstützung.

Die erste gewährten ihm die Großen, die allmählich sich wieder mit ihrem Könige verbanden. Es waren der Graf von Anjou und Provence, in dessen Verwandtschaft der König getreten war, der Herzog von Bretagne und dessen tapferer Bruder Richmont, endlich der Herzog von Burgund, dessen Beitritt der englischen Sache das Königreich verschafft hatte, dessen Rücktritt ihr dasselbe wieder entreißen mußte. Sie wurden nach und nach alle inne, daß ein einheimischer König ihnen besser war, als ein fremder und dessen Stellvertreter.

Dann aber waren die Söhne der bei Azincourt Gefallenen zu männlichen Jahren gekommen und schlossen sich ihrem natürlichen Fürsten an, um den Tod ihrer Väter zu rächen und die verlorenen Plätze wiederzuerobern.

Endlich tauchte aus dem untersten Stande, den Arbeitern des Landes, die wunderbarste Erscheinung auf: die Jungfrau von Or-

1) Comme si le monde eust deu estre tout renouvellé et estably en perpetuelle et permanable félicité. Chastellain, Chronique du duc Philippe 63.

léans. Um sie nur einigermaßen zu verstehen, muß man sich erinnern, wie das Haus der französischen Könige, die Royaux de France und die Krone der Lilien von der Sage verherrlicht wurden: in dem Gebiete des Erzbisthums von Rheims, wo so viele Kirchen dem heiligen Remigius gewidmet sind, wie denn die Jungfrau selbst in einer von ihnen getauft worden, galt das Recht des gesalbten Königs als eine unmittelbar göttliche Institution. Jeanne d'Arc erweckte diese Religion des Königthums in den Massen; doch wußte sie wohl, daß die Ueberzeugung allein nicht genüge. Man machte ihr einst den Einwurf, wenn Gott das Land von den Feinden befreien wolle, so könne er es auch ohne Kriegsleute thun; sie antwortete mit treffendem Geiste: die Kriegsleute werden streiten, dann wird Gott den Sieg geben.

Längst schon waren auch die Einwohner von Paris der englischen Herrschaft müde; nach dem Uebertritt von Burgund kehrten sie ebenfalls zu ihrem angebornen Könige zurück.

Eine große Handlung ist, daß Carl VII., als er wieder Meister der Stadt geworden war, keinem seiner alten Gegner etwas zu Leide that. Seit einem Jahrhundert hatte der abwechselnde Sieg der Parteien die Hauptstadt und die Provinzen mit wechselseitigem Mord erfüllt. Diesmal hütete man sich, eine Partei wieder durch die andere auszustoßen und Gewaltsamkeiten zu verhängen, welche die alten Stürme heraufbeschwören konnten.

Wenn die innere Entzweiung durch die Einwirkung der englischen Kriege so höchst gefährlich geworden war, so trug der Gegensatz gegen die Herrschaft der Engländer auch dazu bei, die Versöhnung herbeizuführen. Alle Stände, von dem obersten bis zu dem niedrigsten, wirkten zusammen, um die Macht der Krone herzustellen, die sich nun aus dem tiefsten Verfall, alle schützend und umfassend, wieder erhob.

Verweilen wir noch bei diesem großen und rettenden Moment, in welchem das um sein Dasein kämpfende französische Königthum zugleich zu einer festeren Organisation für die Folge gelangte. Die Mittel des Kampfes wurden wie in anderen großen Zeiten zu nationalen Institutionen.

Die pragmatische Sanction, zu der sich der König und der Clerus damals vereinigten, darf nicht bloß als eine Acte des geistlichen Rechtes angesehen werden; sie war vielmehr die Vollendung früherer Maßregeln, durch welche der König und die ihm anhangende Geist-

lichkeit dem Einflusse des Papstes, der den Engländern und Burgundern zu statten kam, zu begegnen suchte.

„Die Erfahrung zeigte uns," sagt König Carl VII. [1]), „daß Papst Martin die Prälaturen und anderen ansehnlichen Pfründen unseres Königsreiches an Fremde verlieh, sowie an solche, welche die Partei unserer Gegner hielten; mit dem Rath einer Versammlung von Prälaten, Geistlichen, angesehenen Laien haben wir darauf verordnet, daß Niemand in unserem Reiche zu einer Pfründe gelangen solle, wenn er nicht aus demselben gebürtig und uns zugethan ist; aber auch der folgende heilige Vater (Eugen IV.) verlieh Tag für Tag Pfründen unseres Reiches an Menschen, die uns unbekannt, keine Eingebornen sind und auf der Seite unserer Feinde stehen." Es konnte nicht weit führen, diese Bestimmungen nur einfach zu wiederholen; um das Uebel gründlich zu heben, trat der König dem damals versammelten Concil zu Basel bei; die Beschlüsse desselben zu Gunsten der Landeskirchen entsprachen ganz seinem Bedürfniß und seinem Sinn. In einer großen Versammlung zu Bourges im Jahre 1438, bei der sich fünf Erzbischöfe, fünfundzwanzig Bischöfe und viele andere Geistliche niederen Ranges einfanden, wurden diese Beschlüsse mit geringen Abänderungen angenommen und zu einem Gesetze zusammengefaßt, das man mit dem feierlichen Namen der pragmatischen Sanction bezeichnete. Vor allem wurde den französischen Kirchen das Recht der freien Wahlen zurückgegeben [2]); wie die Stimmung der Nation nunmehr war, brauchte man nicht zu fürchten, daß sie auf Gegner des Königs, Anhänger seiner Feinde, fallen würde. Der Widerspruch gegen die pecuniären Anforderungen der römischen Curie, den Philipp der Schöne einst erhoben hatte, konnte nun erst auf den Grund allgemeiner Beschlüsse einer Kirchenversammlung durchgeführt werden. Eben das war für Rom das Empfindlichste, daß in kirchlichen Dingen Festsetzungen getroffen wurden ohne den Papst. Alles schloß sich, wie der Kampf es forderte, in welchem man begriffen war, an den König.

Mit der Aufstellung der Geistlichkeit im gallicanischen Sinne stand die Erneuerung des Parlamentes in genauem Zusammenhange.

Carl VII. hatte das Parlament zu Paris, das von dem Herzog

1) Lettres de Charles VII, par lesquelles il ordonne que nul ne sera reçu aux bénéfices ecclésiastiques, s'il n'est du royaume et affectionné au Roy. 10. März 1431/2. Ordonnances XIII, 178.

2) Es ist das Decretum de electionibus, 12te Session des Baseler Concils.

von Burgund eigentlich neu eingerichtet wurde und dem englischen Könige den Eid der Treue leistete, niemals anerkannt. Aus den treu gebliebenen, zu ihm geflüchteten Mitgliedern bildete er sich sein Parlament zu Poitiers; nach dem Siege führte er es nach Paris zurück. In diesem sah er „den starken Arm seiner Gerechtigkeit." Und wie dies nun in jeder Beziehung die alten Grundsätze der französischen Rechtspflege erneuerte, so hielt es auch die ihm seit Philipp dem Schönen ertheilten Berechtigungen in Bezug auf geistliche Dinge fest und nahm eine sehr trotzige Stellung den Ansprüchen des römischen Hofes gegenüber ein. „Der römische Bischof", sagt Pius II., „dessen Pfarre die Welt ist, hat in Frankreich nicht mehr Gerichtsbarkeit, als das Parlament ihm bewilligt; sogar den geistlichen Censuren glaubt es den Eingang ins Königreich versagen zu können".

Indessen zeigte sich vor allen Dingen nothwendig, die Verwaltung und den Geldhaushalt einigermaßen herzustellen. Es war nun so weit gekommen, daß die königlichen Domänen, großentheils von Privatleuten eingenommen, oder ihnen verliehen, nichts mehr eintrugen; die Bauten der Schlösser konnten daraus nicht mehr bestritten werden [1]). Die Steuern, welche die früheren Könige aufgelegt, hatte Carl VII., um die allgemeine Gunst nicht zu verlieren — denn auf der englischen und der burgundischen Seite that man dasselbe, — geradezu fallen lassen müssen. Er war auf die spärlichen und unsicheren Bewilligungen der Stände, die ihm noch getreu geblieben, angewiesen. Aus dieser finanziellen Unordnung und dem Geldmangel entsprang die Eigenmacht der Kriegsbanden, welche das Reich erfüllten. Wie oft haben Capitäne, die für den König fochten, die Befehle seiner Marschälle zurückgewiesen; wie oft haben sie sich hinter den Mauern ihrer Festungen die schnödesten Gewaltthaten erlaubt! Zuweilen haben sie erst aus den Grenzen verjagt werden müssen, um für ihre Rückkehr wirkliche Dienste zu leisten.

Carl VII. suchte zunächst ihren Plünderungen dadurch ein Ziel zu setzen, daß er ihnen in den Bezirken, die sie inne hatten, bestimmte Einkünfte oder doch Naturallieferungen für Mann und Pferde verschaffte; es war wie eine Brandschatzung; die sonst unvermeidlichen Kriegsbedrängnisse wurden durch regelmäßige Leistungen abgekauft.

Im Jahre 1439 brachte er es aber zu einer ähnlichen Einrichtung für das gesammte Reich, die dann zugleich eine hohe politische

1) Préface aux ordonnances Tom. XIII, p. LXX.

Bedeutung gewann. In einer Versammlung zu Orléans, bei der wir Abordnungen der Herzoge von Orléans, Burgund, Bretagne, des Grafen von Armagnac und der Stadt Paris finden, überzeugte man sich, daß man die Truppen, deren man für den fortdauernden Krieg bedurfte, nicht im Zaum halten könne, wenn man sie nicht regelmäßig besolde und einem einzigen Oberbefehl unterordne. Es war eine der größten Veränderungen, wenn nun auf den Rath, wie es in der Urkunde heißt, der Prinzen und Barone, Prälaten und Geistlichen, Edelleute und Leute von den guten Städten eine Ordonnanz erlassen werden konnte, die dies festsetzt [1]). Die bisher beinahe unabhängig gewordenen Großen leisteten wirklich darauf Verzicht, ohne Erlaubniß des Königs Truppen zu halten, und sprachen demselben das ausschließende Recht zu, Capitäne zu ernennen, die dann für jeden Unfug, der von ihren Compagnien verübt würde, eben ihm verantwortlich sein sollten. Sie ließen sich in der That verbieten, Taillen eigenmächtig auf ihre Unterthanen zu legen, oder die vom Könige aufgelegten zu erhöhen; dem Könige wurde zu dem Zwecke der Truppenbesoldung die Erhebung einer allgemeinen Auflage eben so gut von den Unterthanen der Großen, wie in den unmittelbaren Gebieten zugestanden. Man darf es als gewiß ansehen, daß die vornehmsten von den Herren durch Zusicherung von Geldentschädigungen zu ihrer Nachgiebigkeit bewogen wurden; auch läßt sich nur so der für die Zahl der Truppen unverhältnißmäßig hohe Betrag der Taille erklären [2]).

Hierdurch bekam nun der Geldhaushalt eine vollkommen andere Gestalt. Der König nahm an, da die Miliz immer bestehen sollte, daß auch die Bewilligung auf immer geschehen sei, und traf feste und durchgreifende administrative Einrichtungen. Unmittelbar nach dem Siege hatte eine Versammlung der drei Stände auch die Herstellung der Steuern bewilligt. An die Stelle der bisher mit der Umlegung der Auflagen betrauten Elus der Communen traten königliche Beamte, die jenen Namen auch ferner führten. Die Schatzmeister von Frankreich — der Ertrag der Domänen galt ursprüng-

1) Lettres de Charles VII pour obvier aux pilleries et vexations des gens de guerre. 2. Nov. 1439. Ordonn. des rois de France XIII, 306.

2) Comines versichert es I, 384 ausdrücklich. Der venetianische Gesandte Trevisan fügt in seiner Relation von 1502 der Aufzählung des Einkommens die Worte hinzu: „di quel danaro il re paga la pension ordinaria di Signori, come ordinò Henrico VII“ (verschrieben für Carlo).

lich als der Schatz — mit der Herbeibringung des Verlorengegangenen beauftragt, bekamen einen sehr umfassenden Wirkungskreis [1])

Carl VII. nahm auf das Verhältniß einzelner Provinzen, oder auch auf das Verdienst, das sie sich um seine Sache erworben hatten, so viel Rücksicht, daß er sein System nicht allenthalben in gleicher Strenge geltend machte. In der Provinz Languedoc, die ihn am meisten unterstützt hatte, begnügte er sich mit einem Aequivalent für die Steuer und bewilligte ihr auch, mit Bezug auf die Verschiedenheit des geltenden Rechtes, ein besonderes Parlament zu Toulouse. Es schien ihm genug, hier und da die alten Privilegien zu erneuern; auf die Forderung, allgemeine Stände zu berufen, ging er nicht ein; denn von angesehenen Männern werde er erinnert, daß das nur unnöthige Kosten veranlassen würde; der Wunsch des Landes gehe nicht dahin, es sei zufrieden. Schon bei einem englischen Autor des siebzehnten Jahrhunderts finde ich die Bemerkung [2]), daß die Stände von Frankreich zu großer Bedeutung gelangt sein würden, wenn sie sich in diesen Kriegen der Krone angeschlossen hätten. Wenngleich nicht ohne allen Antheil ständischer Versammlungen, so geschah es doch hauptsächlich in Folge der Eroberung und der damit zusammenhängenden Nothwendigkeiten, daß das Land in eine feste Ordnung gelangte; die monarchischen Einrichtungen erhielten das Uebergewicht; eine umfassende, nur von dem königlichen Willen abhängige Verwaltung und eine besoldete militärische Macht wurden gegründet.

Nachdem einige Geldmittel herbeigeschafft waren, ließ sich eine durchgreifende Reinigung der Miliz vornehmen. Nur Diejenigen behielt man, welche sich gut geführt hatten; man theilte sie in Compagnien und traf Anordnung, daß sie regelmäßigen Sold erhielten: — der Anfang aller stehenden Heere der modernen Welt. So wenig zahlreich die Ordonnanzcompagnien waren — ursprünglich 15, jede von 100 Lanzen, jede Lanze von 6 Mann — so bildeten sie doch den Kern einer Armee, um die sich die in bessere Ordnung gebrachte Lehnsmannschaft und ein auf die Exemption von der Auflage gegründetes Fußvolk gruppirten [3]). Ein begüterter Kaufmann von Bourges,

1) Lettres portant règlement sur les fonctions et pouvoirs des trésoriers de France. 12. August 1445. Ordonnances XIII, 444.

2) James Harrington, the Oceana.

3) Lettres de Charles VII 28 avril 1446 pour l'institution des

der noch einmal durch den syrisch-ägyptischen Handel reich geworden war, Jacques Coeur, schaffte die außerordentlichen Geldmittel herbei, — denn alles entstand mit einander: Truppen, Auflagen und Anleihen, — um die neue Waffe, die in diesem Jahrhundert zuerst große Wirkungen hervorbrachte, das Geschütz, in guten Stand zu setzen. Ein Heer erschien im Felde, von dessen Vorrücken nicht mehr der Ruin der Provinzen, welche es besetzen würde, zu erwarten stand, von so guter Manneszucht, wie man seit den römischen Zeiten keines in Gallien gesehen hatte. Hierauf konnten die Engländer weder die Normandie noch Guyenne behaupten. Die Welt war erstaunt, als man die französischen Fahnen nicht allein in der Normandie wehen, sondern die Engländer auch aus dem hundertjährigen Besitze von Aquitanien weichen sah. Sie behielten nichts als Calais.

Für die Besiegten vielleicht ein eben so großes Glück wie für die Sieger; denn die Nationen mußten sich trennen, wenn eine jede sich nach ihren eigenen inneren Trieben entwickeln sollte.

Francs archers. Die Absicht ist, den Krieg gegen die Engländer zu führen: sans ce qu'il soit besoing de nous aider d'autres, que de nos dits subjects. Ordonn. XIV, 1.

# Zweites Buch.

## Politik und Krieg in der zweiten Hälfte des funfzehnten und der ersten des sechzehnten Jahrhunderts.

In italienischen Arsenalen nennt man den großen Baum, an welchen das übrige Holzgefüge angelegt wird, um den Mast zu bilden, die Seele; auf holländischen Werften wird er der König genannt. Das wahre Königthum besteht in einer Volk und Stände zusammenfassenden Macht, die ihr Gleichgewicht erhält und sie durch die Stürme führt.

Man darf behaupten, daß sich das französische Königshaus, trotz mancher Schwäche, zu einer so hohen Bedeutung für die französische Nation erhoben hatte.

In dem Augenblicke des größten Auseinanderstrebens der inneren Bildungen war es zum Träger der Idee der Gewalt erkoren worden — nur eben der Idee, wie sie sich im Streite der Jahrhunderte gestaltet hatte — bis endlich die Zeit kam, wo sie durch die Ausführung des einfachsten Inhalts ihrer Grundgedanken auch realisirt werden konnte; mit diesem durchdrang die Monarchie alle Elemente des Volkes und faßte sie zusammen. Dann war ein Krieg ausgebrochen, welcher die Nation in eine unnatürliche Verbindung mit einer anderen, deren Entwicklung, wenngleich verwandt, doch auf wesentlich abweichenden Principien beruhte, bringen zu müssen schien. Diesen Krieg hatte der valesische Zweig des capetingischen Hauses glücklich bestanden: Nation und Staat waren ihr eigen geblieben.

Alle diese so mannigfaltig zusammengesetzten Landschaften, die unter einander entzweiten Stände schlossen sich der Krone wieder an, in deren Macht sie ihre Rettung und ihre Freiheit sahen.

Nicht als ob alle inneren Streitfragen gelöst und ausgetragen gewesen wären. Die Einziehung von unbewilligten Auflagen fand namentlich in den noch zuletzt von England losgerissenen Provinzen

großen Widerspruch. In einem Geschichtschreiber der Zeit[1]) liest man die entgegengesetzten Argumente, mit denen die Eingesessenen der Landschaften und die königlichen Beamten einander begegneten. Aber die Auflage war mäßig, und man zahlte sie.

Ueberhaupt war die Einheit nicht erdrückend noch gewaltsam. Im Namen der Krone ward die Gerechtigkeit allenthalben verwaltet, aber durch große, wohlorganisirte, keineswegs von momentaner Willkür abhängige Corporationen; der Clerus schloß sich dem Königthum an, aber hauptsächlich um von ihm in seiner Selbständigkeit geschützt zu werden; die besoldete Miliz war wenig zahlreich, und sie konnte der militärischen Bedeutung des Adels keinen Eintrag thun. Die großen Vasallen machten sogar noch den Anspruch, bei der Berathung der allgemeinen Angelegenheiten zugezogen zu werden, und Carl VII. wagte denselben, wenn die Sache zur Sprache kam, nicht geradezu zurückzuweisen[2]). Dessen Sohn, Ludwig XI., nahm sich als Dauphin der Sache der Barone gegen seinen Vater an; dasselbe that dann ihm gegenüber sein Bruder, der Herzog von Berry.

Noch hatten diese Landherren eine nicht viel weniger bedeutende Stellung in Frankreich als ihre Standesgenossen, die erblichen Fürsten in Deutschland.

Die Herzoge von Bretagne durften sich noch weigern, die pragmatische Sanction anzunehmen: derselben setzten sie eine Verbindung mit dem Papst entgegen; sie nannten sich, dem Könige zum Trotz, Herzoge von Gottes Gnaden; selbständig gründeten sie eine Universität. Noch hatten die Grafen von Anjou und Provence ihre Anrechte auf Syrien und Jerusalem, die ihnen eine Stellung unter den unabhängigen Mächten der Welt gaben, nicht vergessen. Manchem Reisenden erschien das Schloß zu Angers, wo sie Hof hielten, mit mehr als zwanzig Thürmen, als die festeste Burg der Erde; allerlei Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst hatten sie in den Grotten und Grüften desselben aus aller Welt vereinigt. Die vornehmste Stätte der ritterlichen Cultur war der Hof der Herzoge von Orléans zu Blois; einer der letzten von ihnen hatte dort mit ächtem Talent einen eigenthümlichen Ton der Poesie angeschlagen; viele berühmte Namen sammelten sich um ihn. Aber noch bei weitem zahlreicher

1) Thomas Basin: Amelgardus de rebus gestis Caroli VII, eine Schrift, die es sehr verdiente, gedruckt zu werden.

2) Rede und Gegenrede bei Monstrelet.

besucht und glänzender war die Hofhaltung der Herzoge von Burgund. Die Fremden sind erstaunt über die große Zahl von Rittern, Grafen, ja von Fürsten, die sie um Philipp den Guten geschart finden, und noch mehr über den Schatz, den er ihnen zeigen ließ, „ob hunderttausend Centner geschlagenen Goldes, unaussprechlich viel überköstlich Kleinod“ [1]).

Wir haben der Parteibestrebungen des Hauses Burgund schon erwähnt; erst jetzt aber schlug es eine Richtung ein, welche welthistorisch und besonders für die äußere Macht wie für die innere Entwicklung von Frankreich entscheidend geworden ist. Eben aus dem Verhältnisse der großen Herren zu dem Oberhaupte, wie es damals war, ging sie hervor.

Wenn die früheren Könige erledigte Lehen an Mitglieder des königlichen Hauses brachten, so glaubten sie damit die Größe desselben zu befördern. So mochte auch König Johann gesinnt sein, als er dem jüngsten und schlachtmuthigsten seiner Söhne, der ihn in die Gefangenschaft begleitet hatte, im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund übertrug. Der lebenskräftige Stamm, den er damit gründete, breitete sich auf das rascheste aus. In wenig Generationen erwarb er Flandern mit jenen Städten, von welchen immer eine so große Wirkung auf die nordfranzösischen ausgegangen war, das benachbarte reiche Brabant, die streitbaren wallonischen Landschaften, Artois, Hennegau, Namur, Luxemburg, die der See mit Hartnäckigkeit abgezwungenen germanischen Küstenländer, weit jenseit der Grenzen der französischen Lehensherrlichkeit. Unmöglich aber konnte in einer Zeit allgemeiner Parteiung die Erhebung eines Zweiges des königlichen Hauses zu selbständiger Macht dem Haupte desselben oder der Nation zum Gewinn gereichen. Wir berührten die Verbindung Burgunds mit England. Wenn Philipp der Gute sie abbrach und sich der Krone von Frankreich wieder anschloß, so geschah dies nicht, ohne daß er sich die größten Vortheile, die Erweiterung seines Gebietes bis an die Somme, ausbedungen hätte.

Der Herzog von Burgund war der erste Pair von Frankreich, und alle Bestrebungen der großen Vasallen hatten an ihm einen natürlichen Rückhalt.

Wie glänzend erschien er abermals bei der Krönung Ludwigs XI. in Rheims; er hatte ihm eine Zuflucht bei sich gewährt

1) Reise des böhmischen Herrn Leo von Rozmital. In der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart VII. p. 161 ff.

und führte ihn jetzt zurück; neben der Pracht, die er entfaltete, verschwand die bescheidene Gestalt des jungen Königs. Als er darauf nach Paris kam, ward er mit so vielen Bezeigungen von Sympathie für sich und sein Haus empfangen, daß man glauben durfte, der Stadt wäre es noch lieber gewesen, ihn sogleich als König zu begrüßen.

Zwischen einem Vasallen wie dieser und einem Königthum, das in der Aufnahme seiner Macht begriffen war, konnte trotz aller persönlich freundlichen Beziehungen keine lange Allianz bestehen.

Als Ludwig XI. sich des Rechtes bedienen wollte, das ihm der Vertrag von Arras gewährte, die Sommestädte durch Wiederkauf an die Krone zurückzubringen, erweckte er die Feindseligkeit des aufwachsenden Erben, Herzogs Carl von Burgund, der die Behauptung aufstellte, daß ihm persönlich das Gegentheil versprochen worden sei; und nach einiger Zeit kam es zu einem Kampfe, zunächst zwischen Burgund und der Krone, an welchem aber alles, was sich selbständig fühlte, gegen sie Antheil nahm.

Im Jahre 1465 sah man alle großen Vasallen noch einmal gegen den König vereinigt; Armagnacs und Burgunder fochten in demselben Lager; Ludwig XI. ward nach einem Verlust im offenen Felde zu einem Frieden genöthigt, in welchem er nicht allein die Sommestädte fahren lassen, sondern sich überhaupt zu erniedrigenden Bedingungen verstehen mußte. Eine Commission von 36 Notabeln, aus Geistlichen, Edelleuten und Rechtsgelehrten zusammengesetzt, sollte über die in dem Reiche vorzunehmenden Reformen, namentlich auch in Bezug auf die Gerechtsamen der Stände, Berathung pflegen und endgültige Beschlüsse fassen.

Als sich ein paar Jahre später Ludwig unvorsichtiger Weise in die Gewalt Herzog Carls begeben hatte, ist darüber berathschlagt worden, ob man nicht den Bruder des Königs, Herzog von Berry, herbeirufen und unter der Autorität des nächsten Prinzen von Geblüt eine Einrichtung zum Vortheil der Großen des Reiches treffen sollte; der König wäre dann festgehalten und ein Regiment der großen Herren aufgerichtet worden. Ein Glück für den König, daß seinen Gegnern selbst nicht viel an einer festen Einrichtung lag. Der Herzog von Bretagne protestirte gegen jene Commission, als den Rechten seines Herzogthums nachtheilig; der Herzog von Burgund war zufrieden, daß der König, der die Stadt Lüttich in Schutz genommen, ihm gegen dieselbe gleichsam Heeresfolge leistete.

Welche Rolle wäre überhaupt der französischen Krone zugefallen,

wenn Carl der Kühne seine Absichten erreicht und seine Macht von den Niederlanden her über Lothringen und Elsaß nach der Schweiz ausgedehnt hätte? In den Ständen zu Dijon ist die Rede davon gewesen, daß Burgund seine alte Selbständigkeit wieder zur Geltung zu bringen habe. Bei der Erledigung der Provence, welche nahe bevorstand, hoffte der Herzog auch dieses Land an sich zu bringen. Ein neues lothringisch-burgundisches Reich hätte sich im Osten und Süden an Frankreich angelegt; im Norden und Westen würden es die Bretagne, die sich ebenfalls fast unabhängig fühlte, und die Engländer, deren Ansprüche Burgund wieder aufrief, eingeengt haben. Frankreich wäre eine kleine Macht in der Welt geblieben

Die historische Wissenschaft schmeichelt sich oft, die ununterbrochene Continuität eines begonnenen Wachsthums gleichsam aus innerer Nothwendigkeit nachzuweisen. Gestehen wir aber, alle die Reunionen, die sich in den Verzeichnissen so prächtig ausnehmen, selbst die staatsrechtlichen Grundlagen der Macht, waren nur vorbereitender Natur und hätten wenig bedeutet, wenn ein Fürstenthum, wie das burgundische, sich neben der Krone aufgestellt hätte. Mit allen Tendenzen der inneren Unabhängigkeit wäre es verbündet gewesen.

Fragen wir nun, ob die Krone in sich selbst die Kraft besaß, diese Gefahr abzuwenden, so läßt sich das nicht behaupten. War sie nicht den Großen, die ihr im englischen Kriege so wesentliche Dienste geleistet hatten, eben dafür verpflichtet? Diese aber zogen einen ansehnlichen Theil des Adels durch ihren natürlichen Einfluß mit sich fort. Der Versuch, ein einheimisches französisches Fußvolk zu bilden, war nicht gelungen. Wohl kann man nicht zweifeln, daß der König die Stimme der Nation im Allgemeinen für sich hatte: ein übrigens gutgesinnter Autor hat doch die Klagen verzeichnet, welche man allenthalben wider den Herzog Carl erhob; man fand es abscheulich, daß der Unterthan und Vasall seinen König und Herrn mit eigener Macht zugleich und mit fremder Hülfe angreife und zu tyrannisiren suche; eine ständische Versammlung, die der König im Jahre 1467 berief, nahm sich seiner Sache wenigstens gegen den Herzog von Bretagne und gegen seinen Bruder entschieden an. Aber wären sie fähig oder auch nur geneigt gewesen, gegen den Herzog von Burgund die Waffen zu erheben, um ihn mit Gewalt niederzuwerfen? Die ganze Lage der Dinge macht nicht diesen Eindruck.

Wie nun aber Herzog Carl nicht allein gegen Frankreich, sondern nach allen Seiten hin um sich griff, so konnte es nicht fehlen,

daß der König außerhalb seines Reiches Verbündete zum Kampfe gegen ihn fand.

Hauptsächlich mit dem in hochdeutschen Landen gebildeten Bunde mächtiger Städte und tapferer Bauerschaften, der schweizerischen Eidgenossenschaft, stieß Herzog Carl auf seinem Wege feindlich zusammen. König Ludwig XI. bot denselben sein Bündniß an.

Von allen Gewalten der damaligen Zeit unterschied sich die französische dadurch, daß sie, legitim und fest, zugleich Geldmittel zu ihrer freien Verfügung besaß. Ludwig XI. erhöhte jene unbewilligte Auflage, auf die sein Vater den neuen Staat gegründet hatte, nicht sowohl nach seinem Gutdünken, als nach seinem Bedürfniß. Um die Ansprüche der Großen auf einen ihnen davon zukommenden Antheil bekümmerte er sich nicht mehr. Er trieb das Geld mit der äußersten Strenge ein, verwendete es aber dann mit einer gewissen Freigebigkeit und ohne Rückhalt.

Im Spätjahr 1474 ward nun der für die Eidgenossen nicht minder als für Frankreich verhängnißvolle Vertrag vollzogen, kraft dessen der König gegen eine ansehnliche Geldzahlung alle Zeit auf den Zuzug schweizerischer Hülfstruppen rechnen konnte.

Auch mit den einzelnen Ständen wurden Verträge geschlossen. Weil sie behufs der abgeschlossenen Conföderation Ausgaben und Kosten haben dürften, wies ihnen der König auf seine Cassen in Languedoc und Languedoil bestimmte Jahrgelder an, auf so lange als sie in seinem Dienste verbleiben würden [1]).

1) Ich füge die Worte der für Zürich gegebenen Versicherung (4. Mai 1475) aus dem züricherischen Staatsarchiv bei: Loys etc. Scavoir faisons, que nous considérant les grandes alliances et confédérations — prises et accordées entre nous et les villes et pays de l'ancienne ligue de la haulte Allemaigne et que pour icelles entretenir en ensuivant les poincts et articles contenus es dites alliances et confédérations conviendra faire plusieurs grands frais mises et dépenses à aucunes des bonnes villes des dictes hautes Allemagnes et autres particuliers des dits pays pour eux entretenir en nostre service au fait de nos guerres et autrement à icelles bonnes villes et autres particuliers des dites hautes Allemagnes, pour ces causes et considérations et autres à ce mouvantes et mesmement pour leur aider à supporter les dits grands frais mises et dépenses que à ces causes faire soutenir et supporter leur conviendra pour nostre dite service, avons ordonné et ordonnons certaine somme de deniers: c'est à scavoir aux gouverneurs de la communité de Zuric la somme de 11 milles livres tournois à icelle avoir et prendre dorénavant par chaqun an par manière de pension tant qu'ils s'entretiendront en nostre dit service etc.

Das ist nicht ein gewöhnlicher Bund; das Außerordentliche daran ist, daß die Führer einer mächtigen republikanischen Verbindung ein persönliches Interesse bekamen, die Sache der höchsten Gewalt in Frankreich, deren vornehmste Befugniß eben in der Gelderhebung lag, zu der ihren zu machen.

Noch bildeten die Schweizer das einzige bedeutende Fußvolk der abendländischen Welt; ein unberechenbarer Vortheil für das französische Königthum lag darin, die Streitbarkeit und Disciplin desselben gegen innere und äußere Feinde aufrufen zu können.

Zunächst entschieden sie in dem großen Kampfe gegen Carl den Kühnen.

Vor der Schlachtordnung der Söhne des Gebirges erlag sein prächtiges Heer; alle seine weitausgreifenden, Frankreich, Deutschland und Italien umfassenden Pläne brachen sich an diesem Widerstand; er selbst kam um.

Da sich alle politischen Gefahren an diese Persönlichkeit knüpften, so begreift man den Eindruck, den ihr Untergang auf König Ludwig XI. machte; er sah nicht allein seine Berechnung gelungen: es konnte ihm allerdings zu Muthe sein, als fühle er sich von der Schnürbrust befreit, die seinen Athem einengte.

Nun war kein Zweifel, daß Guyenne, welches an den Herzog von Berry verliehen gewesen, aber nach dessen Tode der Krone wieder heimgefallen war, ihr verbleiben würde; Carl der Kühne hätte dies niemals geduldet. Nun konnte auch die Provence, auf welche dieser sein Auge geworfen, auf die aber der König von seiner Mutter her gerechtfertigte Ansprüche besaß, als der Fall der Erledigung eintrat, ohne Schwierigkeit an die Krone gezogen werden; die alte Hoheit des deutschen Reiches machte Niemand geltend; den Franzosen schien es Rücksicht genug, wenn sie das Land dem Königreiche nur annectirten, wie sie sagten, nicht reunirten. Aber welch ein unschätzbarer Zuwachs lag in dieser Verbindung! Die Gedanken Philipps des Schönen wurden vollständig ausgeführt: die westfränkische Krone erstreckte ihre unmittelbare Herrschaft über die gesammte südliche Küste; Marseille ward nun erst ein französischer Hafen.

Indessen brachte der Tod des Gegners die burgundischen Besitzungen in der Picardie, über welche der Streit ausgebrochen war, ohne weiteres an die Krone zurück; aber was früher das äußerste Ziel der Politik des Königs gebildet hatte, genügte ihm jetzt nicht; er ergriff den Anlaß, auch Burgund zurückzufordern; obgleich in der ursprünglichen Verleihung von einer Beschränkung des Erbrechts auf

die männlichen Nachkommen nicht die Rede gewesen war, so glaubte er doch erklären zu dürfen, daß eine solche die Regel sei, und nahm das Land in Besitz.

Hätte die Provinzialunabhängigkeit noch eine feste Wurzel in den Gemüthern gehabt, so würden diese Erwerbungen wahrscheinlich auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sein; aber schon war die französische Nationalität zu einem Gemeingefühl entwickelt, vor welchem keine Absonderung mehr bestehen konnte. Wenn die Länder, die einen anderen Oberlehnsherrn anerkannten, mühelos herbeigebracht wurden, wie hätten diejenigen widerstehen sollen, welche den König schon längst als ihr Oberhaupt verehrten?

Ludwig XI. trug Sorge, was in den Provinzen von provinziellem Geiste noch übrig war, durch provinzialständische Institutionen zu befriedigen; seine Regierung ist dadurch bemerkenswerth, daß er dieselben begünstigte. Wir finden unter ihm Zusammenkünfte der drei Stände in Champagne und Brie, Dauphiné, Perigord und Quercy, der Bassa Marcha de Rovergue, Guyenne, und in regelmäßiger, ununterbrochener Wirksamkeit in Normandie und Languedoc. Der König drängt sie häufig zu Geldbewilligungen; aber er zeigt ihnen Vertrauen, giebt ihren Klagen Gehör und sucht ihren Beschwerden abzuhelfen [1]). Um so leichter schlossen sich ihm dann die Stände der neu erworbenen Landschaften an. Den provençalischen versprach er die Erhaltung ihrer Privilegien und Gewohnheiten, namentlich ihres geschriebenen Rechtes; den burgundischen gab er die ausdrückliche Versicherung, niemals eine Auflage ohne ihre Bewilligung auszuschreiben. Er förderte die Provinzialverfassungen, die seiner Selbstbestimmung in politischen Dingen keinen Eintrag thun konnten. Wenn einst in einem seiner Verträge die Ratification der französischen Stände vorbehalten war, so hat er dieselbe nicht etwa allgemeinen Ständen, von denen sich das eher hätte besorgen lassen, sondern 47 verschiedenen provinzialständischen Versammlungen abgefordert. Damit hängt es zusammen, daß er nach dem Beispiel und Vorgang seines Vaters das Gewohnheitsrecht sammeln ließ und den Provinzen besondere oberste Gerichtshöfe gab. Zwischen 1444 und 1501 haben Languedoc, Dauphiné, Burgund, Guyenne, Provence ihre Parlamente erhalten, und dies hatte um so mehr zu bedeuten, als Ludwig XI. den Grundsatz der Unabsetzbarkeit der Beamten zuerst mit Entschiedenheit anerkannte. Bei der Idee von tyrannischer

1) J. Paquet, Institutions provinciales 124.

Gewalt, die sich an seinen Namen knüpft, ist es besonders auffallend, daß er sich auch den Städten günstig erwies. Er bestätigte ihre Privilegien und gab deren, wo er keine vorfand. Eine Menge von Freibriefen ist vorhanden, in denen er freie Wahlen der Magistrate einführt und an die Verwaltung dieser Aemter die Erwerbung des Adels knüpft; allgemeine Versammlungen der Bürgerschaften gestattete er gern; denn er hegte eine natürliche Vorliebe für das Volk und haßte die Großen. Die Einwohner von Paris, die ihn in seinem Kriege mit den Prinzen, als die Dinge noch eben sehr gefährlich standen, mit freudigem Zuruf empfingen, erwarben dadurch seine volle Gunst. Vielleicht hat kein anderer Fürst für das Emporkommen von Paris so viel gethan, als eben Ludwig XI. Er gab der Stadt gerichtliche und mercantile Vorrechte, erleichterte die Zufuhr von Lebensmitteln, begünstigte vor allem den Zuzug von Fremden, für welche sie beinahe als ein Asyl angesehen werden konnte, so daß sie sich an Menschenzahl stattlich aufnahm, und lehrte die Bürger die Waffen führen [1]). Er hatte einen vollkommenen Begriff davon, wie viel ihm sein Ansehen in Paris für das übrige Königreich werth sei; das Uebergewicht der Hauptstadt kam ihm bei Herbeibringung der Städte in der Picardie wesentlich zu statten.

Man sieht leicht, daß die Ueberwältigung der großen Vasallen und die Begünstigung eines provinziellen und selbst eines populären Elements einander entsprechen. Jene forderten Theilnahme an der Ausübung der höchsten Gewalt, dieses begnügte sich noch mit den besonderen Vorrechten einer untergeordneten Existenz; über beide erhob sich der monarchische Gedanke: Frieden gebietend, Gehorsam erzwingend, die großen Interessen der Nation in sich tragend, durch rasche Züchtigung furchtbar, gleichsam allgegenwärtig, von Niemand Rath nehmend, in sich selbst fest begründet. Vor der Erscheinung der Monarchie unter einem Fürsten, wie dieser war, erschrak die Welt. Ludwig XI. war ein Charakter, in dem sich ganz entgegengesetzte Eigenschaften begegnen: Freigebigkeit und Habsucht, unvorsichtige Hingebung und ein immer reges, niemals zu beruhigendes Mißtrauen, ängstliche Furchtsamkeit in der Bedrängniß, im Glück eine unbedingte Zuversicht zu dessen Fortdauer. In ihm verschwindet vor der Für-

1) Schon der alte Choppin de moribus et institutis Parisiensium 4, 434 hebt die Privilegien Ludwigs XI. hervor; Felibien hat das Meiste, doch nicht Alles. Felibien berechnet aus der Zahl der Bewaffneten, daß Paris damals 300,000 Einwohner gehabt habe. Dulaure will nur 150,000 zugeben.

sorge für das Ganze alle Rücksicht auf die Einzelnen; Gerechtigkeit und Grausamkeit fallen in einander; die große Ansicht, daß das Königthum ein Amt und in diesem Sinne zu verwalten sei, wird von kleinlichen Gesichtspunkten persönlicher Leidenschaft durchzogen und getrübt; hinterlistige Politik und abenteuerliche Devotion berühren sich. Es hat zuweilen den Anschein, als ob der König, von den Gewalten des Himmels sowie denen der Erde sich bedrängt fühlend, zugleich darauf dächte, die einen zu begütigen, der anderen durch jedes directe und indirecte Mittel Herr zu werden. Um das friedliche Emporkommen und die äußere Stellung Frankreichs in der Welt — denn was würde daraus geworden sein, wenn seine Gegner den Platz behauptet hätten — hat sich Ludwig XI. ein Verdienst ohne Gleichen erworben; aber Niemand hat es ihm Dank gewußt, Niemand fühlte sich wohl unter ihm; ja, er selbst brachte es keinen Augenblick seines Lebens zum Bewußtsein von Glück und Macht und Befriedigung. Der Grund war: es fehlte ihm an höheren sittlichen Eigenschaften. Er hat ein Königreich groß gemacht, aber ohne alle eigene, persönliche Größe.

Trotz seiner Erfolge aber könnte man nicht sagen, daß er alle seine Absichten erreicht hätte. Sein Sinn ging dahin, die burgundisch-niederländische Staatenvereinigung, die ihm so gefährlich geworden war, gänzlich aufzulösen [1]: die Länder der französischen Oberherrlichkeit wollte er mit der Krone vereinigen, die wallonischen Provinzen an französische Herren bringen, die er schon einmal genannt hat, die deutschen an einen oder den anderen seiner Freunde unter den deutschen Fürsten. Aber die Landschaften vereinigten sich um die Erbin von Burgund, die durch ihre Vermählung mit einem Erzherzoge von Oesterreich, der später Kaiser wurde, ihren Stamm erneuerte und zu noch größerer Bedeutung in Europa, zu noch größeren Hoffnungen erhob: keine Unterhandlung bewog das Haus, seine alten Ansprüche aufzugeben. Auch an der spanischen Grenze war der Besitzstand durch keinen festen Vertrag gesichert. Allein die Möglichkeit eines ernstlichen Ausbruches dieser Feindseligkeiten lag in der Ferne. Im Allgemeinen hinterließ Ludwig das Reich so stark, daß es auch eine Minderjährigkeit, die in Frankreich immer so gefährlich war, aushalten konnte.

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie sich in den Ständen von

1) Comines: Estoit enclin à déffaire et destruire cette maison en touts points et en départir les seigneuries en plusieurs mains. 301.

Tours, die eben durch diese Minderjährigkeit (Carls VIII.) veranlaßt wurden, — im Jahr 1484 — die politischen Ansichten, deren Gegensatz diese Zeit wie alle Zeiten bewegt, einander gegenüber aufstellten.

Ein angesehener Abgeordneter aus Burgund, ein alter Freund Philipps des Guten, entwickelte die populären Ideen, die durch die erwachende Kunde des Alterthums eine neue Bestätigung empfingen: wie das Königthum, ursprünglich aus der Wahl hervorgegangen, keineswegs die Fülle der Staatsgewalt in sich schließe, sondern in seinen Handlungen der Beistimmung des Volkes bedürfe; sei der König durch seine Jugend oder sonst nicht fähig, sein Amt persönlich zu verwalten, so kehre die Macht an das Volk zurück, das sie gegeben habe [1]). Dagegen bestand der Canzler von Frankreich auf dem erblichen Anspruche des Geschlechts, welcher in Fällen der Minderjährigkeit, wie der damalige, eintrete: das Volk habe sich nun einmal der Herrschaft unterworfen; wer dieselbe abzuwerfen versuche, der sei ein Widerspenstiger und zeige eine unüberlegte Liebe zur Freiheit, die nur zur Knechtschaft führen könne. Noch einen anderen Streit in Bezug auf die Auflagen hatte der Canzler mit dem Deputirten der Normandie. Dieser verfocht den Begriff des Eigenthums in aller seiner Strenge und schloß daraus, daß Niemand ohne seine eigene Beistimmung etwas von demselben herauszugeben gezwungen werden dürfe. Der Canzler antwortete mit der Frage, worin denn das Königthum bestehe, wenn der König keine Zwangsgewalt besitzen solle?

Indem die Stände die Verwaltung von den unter Ludwig XI. verhaßt gewordenen Beamten zu reinigen versuchten, faßten sie die Idee eines Regiments, das seine Befugniß mehr von ihnen selbst, als von dem König empfangen sollte. Der Vorschlag ward gemacht, die Verwaltung der königlichen Domänen und Gefälle jeder Provinz für sich zu überlassen, und eine Berechnung aufgestellt, wie viel mehr dieselben alsdann eintragen würden; die Taille, die unter Ludwig XI. auf das Vierfache gestiegen war, hoffte man ohne Mühe auf die frühere Summe zurückzubringen. Das Steuerbewilligungsrecht nah-

1) Imprimis vobis probatum esse velim rempublicam rem populi esse et regibus ab eo traditam et eos, qui vi vel alias nullo populi consensu eam habuere, tyrannos creditos et alienae rei invasores. Oportet propterea, ut ad populum redeat, huius rei donatorem, qui eam quidem resumat. 148.

men diese Stände mit großem Eifer in Anspruch; zu dem Zwecke dieser Bewilligung wollten sie alle zwei Jahre einberufen sein. Wären ihre Vorschläge durchgegangen, so wäre der Schwerpunkt der Regierung in die populär angeregten Versammlungen allgemeiner Stände gelegt worden.

Eben dies sind die Gegensätze, die in den romanisch-germanischen Staaten einander ewig widerstreben. Von dem Begriffe der erblichen Monarchie und der absoluten Gewalt des Staates aus würde man zu allgemeiner Knechtschaft, von dem Begriffe des ständischen Wesens und der individuellen Freiheit aus zur Republik oder zur Wahlmonarchie kommen. Auf der Gegenwirkung beider Principien und ihrer gegenseitigen Einschränkung beruhen unsere Staaten.

Fast scheint es, als habe man das hier gefühlt. Zuletzt entschuldigten sich beide Theile, daß sie in ihren Worten zu weit gegangen sein möchten. Die populären Reden fanden, indem sie gehalten wurden, den größten Beifall bei der Versammlung: bei den Abstimmungen hatten sie nicht denselben Erfolg; die Deputation von Paris war unter anderem auf Seiten der königlichen Gewalt [1]).

Unzufrieden mit den von den Ständen getroffenen Anordnungen, erhoben die mächtigsten noch übrigen Magnaten, die Herzoge von Orléans und Bretagne, noch einmal die Waffen gegen die Krone. Es gehörte die ganze Energie und Gewandtheit der Tochter Ludwigs XI., die dem Vater bei weitem ähnlicher war, als ihr Bruder, dazu, um sie zu unterdrücken; auch sie bediente sich des Armes der Schweizer; diese Republikaner setzten in dem fernsten Frankreich die Macht der Krone fest. Der Politik und den Waffen kam aber das Schicksal zu Hülfe; die Hauptsache lag doch immer darin, daß diese Fürstenhäuser zu bestehen aufhörten. Den Herzog von Orléans finden wir in Kurzem als König, die Erbin von Bretagne als Königin von Frankreich; die Krone unterdrückte nicht eigentlich die provinziellen Fürstenthümer, sie starben ihr zu.

Im Allgemeinen erhielt sich ihre Autorität, wie sie unter Carl VII. in großen Institutionen festgesetzt, unter Ludwig XI. zum wirklichen Besitze der höchsten Gewalt ausgebildet worden war; einen Minister, Marschall Gyé aus dem Hause Rohan, der das volle Vertrauen Ludwigs XI. genossen, finden wir während der ganzen Regierung Carls VIII. und in den ersten acht Jahren Ludwigs XII.

1) Vgl. Bernier: Journal des états généraux de France tenus à Tours en 1484.

überaus mächtig und einflußreich. Allmählich fühlte man weniger die schroffe Seite der gesammten Organisation; der Zusammenhang und die Ordnung der Zustände trat hervor. Unter Ludwig XII. hatte die französische Verfassung eine Gestalt, welche die gebildeten Geister des Jahrhunderts befriedigte; es ist der Mühe werth, sich zu vergegenwärtigen, wie namentlich die politisch erfahrenen Italiener sie auffaßten.

Der republikanischen Stürme kundig und überdrüssig, urtheilen sie, daß gewählte Vorsteher einer Gemeinde, derselben zur Rechenschaft verpflichtet, oder auch eine zahlreiche Aristokratie den Unordnungen im Staate nicht so gut abhelfen könne, als ein einziges Oberhaupt. Mit vieler Theilnahme ziehen sie in Betracht, wie die Krone durch Siege, Todesfälle, Vermählungen, die Thronbesteigungen selbst, da der neue Herr immer sein eigenes Vermögen dem alten Besitz einverleibe, zu dieser Macht aufgewachsen sei, der nun Niemand mehr ernstlichen Widerstand leisten könne; mancher Große wolle es sogar nicht thun, um nicht den dereinstigen Anspruch auf die Krone zu verwirken. So sei die erbliche Monarchie unerschütterlich festgestellt; hier, wo man dafür gesorgt habe, daß niemals ein fremder Fürst zu derselben gelangen könne, sei das die beste Staatsform. Die Einwendung, daß der König persönlich unfähig sein oder sich durch eine natürliche Hinneigung zur Unordnung und Gewaltsamkeit fortreißen lassen könne, hebe sich durch die guten Gesetze, durch welche die Ausübung der Gewalt in Frankreich beschränkt werde. Die Rechnungskammer habe die für das königliche Einkommen überaus nützliche Befugniß, der Ueberschreitung der zum Vortheil desselben verfaßten Gesetze zu wehren. Noch größeren Werth habe die Einrichtung der Parlamente; ihnen komme es zu, bei den königlichen Rescripten zu untersuchen, ob sie mit Billigkeit und Recht übereinstimmen. Es würde nicht lange gehen, wenn der König in Criminalsachen unregelmäßig eingreifen wollte. Auch willkürliche Absetzung sei nicht gut möglich; in solchen Fällen seien diejenigen, welche die Stellen angenommen, später immer bestraft worden. Durch die Parlamente werde die absolute Gewalt gezähmt. „Absoluter", fügen sie hinzu, „würde sie unvollkommener sein". Auch die Abstufung der Stände finden sie lobenswürdig. Der Adel, frei von directen Abgaben, habe das Vorrecht, die Waffen zu tragen; einen Theil des Jahres bringe er am Hofe zu und ziehe sich dann zurück, um seine häuslichen Angelegenheiten zu besorgen; ihm seien die Stellen am Hof und in der Miliz, die Aemter der Baillifs und Seneschals bestimmt; der König erkenne einen Rangunterschied zwischen den verschiedenen Häusern an;

aber er ziehe auch die Vasallen der Mächtigsten vor sein Gericht. Dem Adel zunächst stehe der höhere Bürgerstand; aller Handelsgewinn falle ihm zu, sowie die Unzahl der gerichtlichen und finanziellen Aemter, deren Frankreich mehr habe, als die ganze übrige Christenheit; vielen scheine es sogar, als sei der Mittelstand vor dem Adel bevorzugt. Der niedere Bürgerstand endlich sei doch zu kleinen Beamtungen fähig und erfreue sich, durch die Rechtspflege geschützt, persönlicher Freiheit; von diesem könne man leicht durch eigene Anstrengung in den höheren Bürgerstand aufsteigen; um zum Adel zu gelangen, bedürfe man des Privilegiums und der Gnade; doch auch dies habe keine Schwierigkeit. „Unzählige sehen wir", sagt Lodovico Canossa, „alle Tage von der dritten Classe in die zweite, von der zweiten in die erste übergehen. Geschähe dies nicht, so könnte leicht eine Empörung der unteren erfolgen". — Diese Italiener sind erstaunt, daß die Großen des Hofes so wenig Eifersucht gegen die Geistlichen zeigen, welche durch das bloße Verdienst oft aus dem geringsten Stande neben ihnen und über sie emporkommen; sie überlassen denselben die Leitung der Geschäfte, zufrieden, daß ihnen die Ausführung bleibe. Canossa, der seine Schrift im Jahre 1515 an Franz I. gerichtet hat, bei dessen Thronbesteigung, giebt dem Könige den Rath, diese Verhältnisse zu schützen, die freien Wahlen des Clerus aufrecht zu erhalten, den Adel nicht durch reich gewordene Glieder des Mittelstandes aus seinen Gütern auskaufen zu lassen, das Volk vor dem Aussaugesystem der Finanzmänner zu bewahren; durch das Gleichgewicht der Stände werde bewirkt, daß Jedermann dem Könige gehorche [1]).

Das gute Andenken, in welchem der Name Ludwigs XII. geblieben ist, rührt aus der Erinnerung an diesen Zustand her. Er ließ den Wahlen des Clerus ihren freien Lauf; die Domherren wählten ihren Bischof, die Mönche ihren Abt; Einmischungen des Seneschal in die geistlichen Wahlen oder auch in die Justiz der Untergerichte wollte er nicht dulden. Es ist ganz wahr, daß er den Parlamenten Zugeständnisse machte, über die sich sein Nachfolger beklagt hat; er bestätigte die Vorschläge zur Besetzung der eröffneten Stellen, die von ihnen ausgingen, in der Regel; vielleicht nie hatten sie eine glänzendere Zeit. Wenn sie ja zuweilen Verordnungen, welche sie mißbilligten, in ihre Bücher eintrugen, so hatte die Bemerkung hierüber, die sie an den Rand schrieben, die Folge, daß

1) Il vescovo di Bajusa al re Francisco I, 1515. Ms. Rom. Eine Schrift, die überall auf dem beruht, was von den Franzosen selbst gesagt worden war.

man sich später wenig darum kümmerte. Ehe sie eine finanzielle Verordnung registrirten, z. B. über den Verkauf der Domänen, haben sie wohl erst den Schatzmeister verhört, um sich von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen. Noch herrschte ein ernster Sinn in der Magistratur. Der Parlamentspräsident de la Vacquerie wäre niemals zu bewegen gewesen, auch nur eine Einladung zum Mittagsessen an dem Hofe des Herzogs von Angouleme, des Vaters Franz' I., der ihn sehr liebte, anzunehmen; er wollte keine Vertraulichkeit mit dem Prinzen, der auf ein Urtheil des Gerichtshofes einmal persönlichen Einfluß suchen oder auch auf ein, wenngleich ganz unabhängiges Urtheil falschen Schein werfen könne; der Prinz, sagte er, habe zwar keine Processe bei dem Parlament, er könne aber deren bekommen. König Ludwig dem XII. könnte man nicht nachsagen, daß er die Fürsten von Geblüt zu unterdrücken gesucht habe. Alençon, Vendome, Dunois, den heldenmüthigen und ritterlichen Foix, eine der glänzendsten Gestalten jener Zeit, hat er aufgezogen; er gab ihnen persönlich Anweisung und Rath und schärfte ihnen ein, für sich selbst zu sorgen. Die Kriegszüge nach Italien waren halbe Feste in dieser Zeit allseitiger Bildung und geistiger Ueberlegenheit der Italiener und des erneuerten Ritterthums der französischen Edelleute, von denen ein Jeder sich unter den Augen seines Königs persönliche Ehre zu erwerben trachtete. Die Damen fingen erst an, an den Hof gezogen zu werden; man schildert sie uns, wie sie auf ihren Schlössern sich mit kunstvoller Stickerei, oder dem Lesen der Ritterbücher, die damals die Pressen verließen, beschäftigen, sich der Erziehung ihrer Kinder widmen, der Milde gegen ihre Untergebenen befleißigen; sie gebieten ihnen mit guten Worten. König Ludwig XII. genoß auch das Vertrauen der großen Menge; man wußte, daß er über Einnahme und Ausgabe streng Buch hielt, und sah zuweilen gierige Finanzbeamte für ihre Erpressungen büßen; die Taille ward wieder nahe an ihren ursprünglichen Ertrag ermäßigt. In der Natur des Königs lag etwas Offenes, Wohlwollendes, Zutrauliches, was ihm die Herzen der Großen und der Kleinen gewann. Bei einem Ball ist er einmal von seinem erhöhten Sitz aufgestanden, hat die Hellebarde eines Schweizers ergriffen und für die Tänzer Platz gemacht. Mit seinen Dienern ging er um als guter Kamerad. Wenn er einmal auffuhr, war er bald wieder begütigt; doch durfte man darum nicht glauben, ihn zu beherrschen. Er hatte es sich zum Gesetze gemacht, Niemand eine Gnade zu ertheilen, der selbst darum bitte.

Ludwig XII. ist eine von den glücklich organisirten Persönlich-

keiten, welche ihr Recht wahrnehmen, aber auch Andere leben lassen und Niemand mit eigensüchtigem Bezeigen beschwerlich fallen. Mit Vergnügen sah man ihn auf seinem Maulthier, etwas vorgebogen in seinem Alter, nach dem Parlamente reiten. Er verlieh dem Gerichtshof Ansehen und griff doch niemals in seine Entscheidungen ein. Ein venetianischer Gesandter, der ihm öfter nahe kam, bezeichnet ihn als ein Kind der Natur; die öffentliche Stimme gab ihm den Namen Vater des Volks [1]).

Nun leuchtet aber ein, daß dieser friedliche und gemüthliche Zustand vor allem auf einem gefahrlosen Verhältnisse zu dem übrigen Europa beruhte. Ehe man sein Urtheil über die Zeiten Ludwigs XII. feststellt, muß man wenigstens einen Blick auf den Gang der auswärtigen Unternehmungen werfen.

Die italienischen Kriege, die Carl VIII. und Ludwig XII. unternahmen, beruhten weniger auf der Idee des französischen Reiches und Staates, welche die zuletzt vorhergegangenen Menschenalter beschäftigt hatte, als auf dem Gedanken, die Erbrechte des königlichen Hauses auch jenseit der Alpen geltend zu machen. Carl VIII. erhob sich gegen Neapel als der Nachfolger der Grafen von Anjou und Provence, welche in Italien Jahrhunderte lang eine so große Rolle gespielt hatten; Ludwig XII. machte in Mailand die Rechte der Visconti geltend, von denen seine Großmutter Valentina abstammte. Sie führten die Kriege hauptsächlich mit dem Ueberschusse der französischen Kräfte, ohne der Nation besondere Anstrengungen zuzumuthen. In dem mannigfaltigen Wechsel der Ereignisse hatten sie Momente von Glück und hoher Macht. Ludwig XII. richtete sich in Mailand als Herr und Herzog ein; der dortige Senat war eine Nachbildung der französischen Provinzialparlamente; er eroberte Genua und ließ die kaiserlichen Privilegien, auf welche die Stadt trotzte, verbrennen; er besiegte die Venetianer in einer großen Schlacht und nöthigte sie, einen guten Theil ihrer Erwerbungen auf der Terra ferma in Mailand zurückzugeben; seine Uebermacht war so entschieden, daß auch sie dennoch später ihren besten Rückhalt in ihm selbst sahen. Die herrschende Partei in Florenz hing von den Franzosen ab; gern führten die Fürsten der Städte des Kirchenstaates die Lilien in ihrem Wappen; die alte angiovinische Faction des neapolita-

1) Cuius sacrosancta apud nos memoria etiam nunc in animis hominum viget, sagt Thuanus im Anfange des 17ten Jahrhunderts beim Jahre 1559. 452.

nischen Adels gehorchte dem Könige von Spanien erst dann, als dieser einen Vertrag mit Frankreich geschlossen hatte. Man sollte nie vergessen, daß dieses Zusammentreffen mit der Bildung von Italien ein wesentliches Moment in der Geschichte des französischen Geistes bildet; für Frankreich als Macht war sein Uebergewicht in dem oberen und mittleren Italien unschätzbar; Ludwig XII. besaß eine Zeitlang die Autorität des ersten Fürsten in der Christenheit.

Es liegt aber in der Natur der europäischen Verhältnisse, daß eine zum Uebergewicht aufstrebende Macht auch wieder starke Gegensätze hervorruft.

Unter diesen Umständen war es, daß, im Gegensatz gegen Frankreich, die Verbindung zwischen Oesterreich und Burgund über Spanien ausgedehnt wurde. Der Sohn der Tochter Carls des Kühnen und des Kaisers Maximilian vermählte sich mit der Erbin von Castilien, Aragon und Indien. Aus dieser Ehe entsprang ein Prinz, in dem sich alle jene Erbrechte vereinigten, und der durch die Beziehungen seiner beiden Großväter zu Italien in die Fragen über dieses Land verwickelt werden mußte.

Schon die erste Erscheinung dieser Combination, noch aus der Ferne, setzte Frankreich, das in der Fülle jener Macht stand, in Verlegenheit.

Auch Ludwig XII. hatte keinen männlichen Nachkommen; seine Gemahlin, die den präsumtiven Thronerben, den jungen Herzog Franz von Angouleme, und dessen Haus nicht liebte, voll von mütterlichem Ehrgeize, war geneigt, ihre älteste Tochter mit dem Prinzen von Burgund zu vermählen, dem dann nicht allein die italienischen Eroberungen, sondern auch die alten Lehen seiner Vorfahren in Frankreich, überdies Bretagne und die eigentlichen Besitzungen des Hauses Orléans zugefallen wären. Wir brauchen nicht auszuführen, daß dies das Königthum in Frankreich in seiner eigentlichsten Grundlage erschüttert, den burgundischen Prinzen zum mächtigsten Fürsten im Lande gemacht haben würde. Es ist das Verdienst des Marschalls Gyé, sich diesem Plane mit Entschiedenheit entgegengesetzt und ihn ohne Rücksicht auf die Ungnade der Königin, die ihn betraf, hintertrieben zu haben.

Einen für den Augenblick bei weitem gefährlicheren Feind erweckte sich Ludwig XII. in Italien selbst. Eben saß ein Papst auf dem Stuhle zu Rom, der von dem Unternehmen, das er zum großen Theil durchführte, den Kirchenstaat zu vereinigen, zu dem Gedanken

fortschritt, die Fremden — wie er sich ausdrückte, die Barbaren, — vor allen die Franzosen, aus Italien zu verjagen. Julius II. sah in dem vertrautesten Minister Ludwigs XII., dem Cardinal von Amboise, der selbst nach der Tiara trachtete, einen persönlichen Feind; geistliche Zwistigkeiten, vornehmlich über die pragmatische Sanction, mischten sich in die weltlichen; endlich brach ein Krieg aus, in welchem der König die sogenannten geistlichen Waffen ergriff und ein antipapales Concilium nach Pisa berief, der Papst aber alle Mächte der Welt zum Kriege gegen den Schismatiker aufmahnte. Er hatte nichts dagegen, daß Ferdinand der Katholische den Anlaß benutzte, um sich Navarra's auf der spanischen Seite der Puertos zu bemächtigen, bloß weil der König von Navarra ein Verbündeter Ludwigs XII. war. Er rief die Ansprüche, nicht allein des Hauses Burgund, sondern auch die bereits veralteten von England gegen die Franzosen auf; einen allgemeinen geistlich-weltlichen Bund gegen sie brachte er zu Stande. Von entscheidender Wirkung war, daß er auch die Schweizer für sich gewann. Nicht weniger für die Ueberwältigung innerer Feinde, als für die auswärtigen Unternehmungen waren sie Ludwig dem XII. unendlich nützlich gewesen; in seinem Interesse fast noch mehr, als in ihrem eigenen hatten sie einen Krieg gegen ihre Nachbarn in Deutschland und den Kaiser selbst bestanden; sie hauptsächlich hatten ihm Mailand erobert. Der König fühlte sich aber allmählich so stark, daß er ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ihre Parteiungen, hauptsächlich ihre Geldforderungen wurden ihm lästig. Von Natur war er sparsam und auch mit dem Vermögen der Nation haushälterisch; er hörte auf, den schweizerischen Oberhäuptern die gewohnten Jahrgelder zu zahlen, ließ den Bund mit ihnen fallen und beleidigte sogar ihren Ehrgeiz und ihr Selbstgefühl. Hierüber schlossen sie sich an den Papst an, dem ein ansehnlicher Staat und die Beiträge der Christenheit die Mittel gewährten, ihnen ihre Jahrgelder zu ersetzen, und der das Geld nicht zu sparen gesonnen war. Unter einem vom Papste geweihten Banner heranziehend, und zwar über Tirol, mit Bewilligung des Kaisers, entrissen sie den Franzosen Mailand und behaupteten es im Jahr 1513 in einer ernsten Feldschlacht gegen diese selbst und die Heerscharen, die sie anderweit geworben. Bei diesem Umschlage der Dinge riß sich auch Genua von Frankreich los; in den mittleren und kleineren italienischen Staaten gelangte die antifranzösische Partei zur Herrschaft. Nicht allein die Uebermacht in Europa war hierdurch verloren, sondern in die französischen Grenzen drangen feindselige Heere ein, die

nur mit Mühe und fast mehr durch Politik, als durch Gewalt, abgewehrt werden konnten.

In diesem Zustande befand sich Frankreich, als Ludwig XII. starb; es war ein Zustand des inneren Gedeihens, aber zugleich der äußeren Gefahr.

Die monarchische Gewalt, mit der Nation selbst erwachsen und in heftigen Stürmen befestigt, hielt alles zusammen; sie war durch Gewohnheiten und Gesetze gemäßigt, den Menschen nicht sehr beschwerlich; Jedermann verehrte, viele liebten sie. Daß Ludwig XII. diesen Zustand förderte und erhielt und dabei zugleich den Ehrgeiz nach außen befriedigte, ein vorwaltendes Ansehen in Europa erworben hatte, darauf beruht sein Name und sein Andenken. Aber jetzt war er aus seiner europäischen Stellung verdrängt; eine große Feindseligkeit war im Gange, zu der sich die noch ungebrochene Autorität des Papstthums mit einem an sich wenig mächtigen, aber unendlich beweglichen, niemals zu ermüdenden Fürsten, der das Kaiserthum verwaltete, und mit einer streitbaren und gereizten Nation vereinigte.

Zunächst beruhte die Zukunft von Frankreich darauf, ob es möglich sein werde, zugleich das innere Gedeihen zu erhalten und die Stellung nach außen wiederzugewinnen.

## Franz I.

Die Krone gelangte an den jungen Franz von Angouleme, aus einer zweiten Linie des Hauses Orléans.

Wie man erzählt, war ihm nicht gar wohl zu Muthe, als Ludwig XII. zuletzt noch eine neue Vermählung einging. In Kurzem jedoch wurde er versichert, daß aus dieser Ehe niemals Kinder entsprießen würden. Er rief seine Freunde bei dieser Nachricht zusammen und feierte sie mit einem Turnier; sieben Hauptleute hielten den Platz, er selbst war der achte. Bald darauf, am 1. Januar 1515, starb Ludwig. Franz I. begrüßte seine königliche Würde als ein schönes Neujahrsgeschenk; denn als einen persönlichen Besitz sah er dieselbe an.

Er hatte, wie Thronfolger gewöhnlich thun, vor allem die Schattenseite der bisherigen Regierungsweise ins Auge gefaßt. Seine Mutter Louise von Savoyen, die seine Jugend leitete, eine lebenskräftige Frau von Geist und Herrschbegier, stand in ausgesprochener Opposition mit dem Hofe. Sie waren beide überzeugt, Ludwig XII. vergebe den Rechten des Königthums zu viel; mit seiner Nachgie-

bigkeit gegen das Parlament und besonders mit der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten waren sie höchlich unzufrieden. Denn auch der Corporationsgeist hat seine Mängel; auch mit der Autonomie des Clerus waren mannigfaltige Mißbräuche verbunden. In der Magistratur selbst gab es Männer, welche auf eine Aenderung des Systems drangen — sie hielten sich näher an das Haus Angouleme. Die erste Regierungshandlung Franz' I war, daß er den vornehmsten von diesen, Antoine Duprat, der einst in Gegenwart Ludwigs XII. mit dem damaligen Canzler in Wortwechsel darüber gerathen war, selber zum Canzler des Reiches ernannte.

Die nächste Aufmerksamkeit aber galt den auswärtigen Angelegenheiten, der Ausführung des Kriegszuges gegen Mailand, zu welchem der Vorfahr, schon auch er, jedoch nicht ohne die Zügel mit ungewöhnlicher Strenge anzuziehen, alles vorbereitet hatte.

„Ich will kommen", sagte Franz I. den Venetianern, die damals nichts mehr als seine Ueberkunft wünschten, „ich will siegen oder sterben." Auf einem noch von keinem Kriegsheere versuchten Wege führte er seine Truppen über die Alpen. Es ist wahr, daß die Entzweiungen, die unter den Schweizern ausbrachen — denn der Thronwechsel mußte in ihnen eine Veränderung der Stimmung hervorrufen, — seinem Unternehmen sehr zu statten kamen; aber eben so wahr ist, daß es gegen die Uebrigen, welche an dem Bunde mit dem Papste festhielten und von einem entschlossenen Parteihaupt angeführt wurden, heldenmüthiger Anstrengung bedurfte. Dem jungen Könige war es beschieden, sich gleich bei seiner ersten That mit dem Glanze persönlicher Tapferkeit zu umgeben. Wer weiß nicht, wie er in der Nacht, welche die Schlacht von Marignano unterbrach, ganz in Waffen auf dem Kanonengerüst ausruhte — nur den Helm hatte er sich gelöst; seinen Durst löschte er wie die anderen aus dem mit blutiger Lache erfüllten Graben, — und wie er am anderen Morgen den Kampf mit erneuertem Muthe fortsetzte und ausfocht. Ich weiß nicht, ob man sagen darf, daß er die Schlachtordnung der Schweizer durchbrochen hat; aber zuerst vor ihm ist sie zurückgewichen und hat ihm das Feld überlassen.

Der Erfolg war die Wiedereroberung der Lombardei; man behauptet, es wäre nur auf ihn angekommen, sich zum Meister von ganz Italien zu machen.

Dahin stand jedoch sein Sinn diesmal nicht; mitten auf seinem Wege sah man ihn inne halten; er ließ die Florentiner, welche ihre Befreiung von der Herrschaft der Medici von ihm erwarteten, ohne

Unterstützung und eilte vielmehr nach Bologna, um hier mit dem Oberhaupte dieses Hauses, dem Papste Leo, einen Vertrag über die geistlichen sowohl, wie über die weltlichen Streitigkeiten zu schließen. Wie er auch den Schweizern ihre Jahrgelder zurückgab und einen ewigen Bund mit ihnen schloß, ohne Rücksicht auf die Kosten, deren möglichste Verminderung zu dem bisherigen System gehört hatte: so kam es ihm überhaupt nicht darauf an, die Absichten seines Vorgängers durchzuführen, dessen Parteistellung zu erneuern, sondern sichere Verhältnisse auf immer zu gründen.

Die Unterhandlung mit dem Papste hatte um so mehr zu bedeuten, da sie ein Grundgesetz des Reiches betraf.

Man meinte in Frankreich, der König werde als Sieger den Papst endlich dahin bringen, die pragmatische Sanction anzunehmen. Ob dies möglich war, ist doch sehr zweifelhaft. Jenes Gesetz war von den Päpsten zu wiederholten Malen verurtheilt; die gallicanische Kirche hatte nicht für gut gehalten, an dem letzten Lateranconcilium auch nur eine Vertheidigung desselben anzuordnen, weil es ohne Frage verdammt werden würde; sollte nun Leo in Folge einer Niederlage seiner Verbündeten und in der momentanen Bedrängniß, die daher entstand, sich ihm unterwerfen, im Widerspruch mit seinen Vorfahren, mit einer dem römischen Stuhl ergebenen Kirchenversammlung, gegen den Vortheil der Curie? In der Umgebung des Königs versicherte man, der Papst würde eher Frankreich aufs neue für schismatisch erklärt, alle Mächte der Welt gegen die Franzosen aufgerufen, ihnen zunächst die Rückkehr in ihre Heimath erschwert haben[1]).

Nun aber war der König auch selbst ein Gegner der pragmatischen Sanction; absichtlich vertraute er die Unterhandlungen seinem neuen Canzler an, der sie ebenfalls verwarf.

Und so geschah es, daß die Berathungen nicht, wie man erwartete, die Bestätigung, sondern die Abschaffung dieses Gesetzes hervorbrachten. Die politische Nothwendigkeit, mit dem Papst einen haltbaren Frieden zu schließen, traf mit dem Wunsch, in dem Innern eine durchgreifende Aenderung einzuführen, zusammen. Wenn die Abkunft, zu der man sich vereinigte, das Concordat von 1516, für das Papstthum theoretisch und praktisch vortheilhaft war, — das Eine, indem es den Ansprüchen der Concilien auf eine Superiorität über Rom, wie sie in Basel festgesetzt waren, ein Ende machte, das Andere, indem es ihm die höchste kirchliche Gerichtsbarkeit und den Ge-

1) Discours du chancelier Duprat bei Jsambert XIV, 114.

nuß alter Einkünfte wie die Annaten zurückgab: — so brachte es doch der Autorität des Königthums noch größeren Gewinn. Man zählte damals in Frankreich 10 Erzbisthümer, 83 Bisthümer, 527 Abteien; der König erlangte unter unbedeutenden Beschränkungen die Befugniß, zu allen diesen Stellen zu ernennen [1]).

Die pragmatische Sanction gehörte zu dem System der gemäßigten Monarchie, der Freiheit der Wahlen und der Berathungen, welche in Frankreich obwaltete. Man war stolz auf die Vorrechte, die das Gesetz gewährte; mannigfaltige Prärogativen von Corporationen und Privaten knüpften sich daran, und nicht anders als mit Widerwillen konnte die Nachricht von der Aufhebung desselben aufgenommen werden. Der Clerus, die Universität, das Parlament setzten sich dagegen. Die Geistlichkeit verwies der König an den Papst, mit dem sie streiten möchte, wenn es ihr gefalle. Dem Parlament hat er erklärt, er wolle keinen Senat von Venedig um sich haben; die Gesetze und Einrichtungen seien deshalb in Kraft, weil seine Vorfahren sie gewollt: er besitze die nämliche Macht, wie diese, er verordne das Gegentheil. Als sich das Parlament entschloß, das Concordat zu registriren, ließ es verlauten, es bequeme sich dazu nur, um größeres Unglück zu vermeiden. Nachdem es sich gefügt hatte, bedeutete der Widerspruch der Universität nichts weiter.

Mit dem Concordat verließ das Königthum entschlossen seine bisherige Bahn. Es verleugnete die geistlichen Grundsätze, die es vor achtzig Jahren in einem großen Augenblick ergriffen und seitdem festgehalten, an die sich Frankreich gewöhnt hatte. Sein unbeschränkter Einfluß machte einen Fortschritt von ausgedehntester Tragweite. Schon Ludwig XI. hatte darnach getrachtet: Franz I. wagte es, weil ihm die Nothwendigkeit, sich mit dem Papste zu versöhnen, zugleich den Anlaß und eine Entschuldigung gewährte. Es war eine, ich weiß nicht ob unvermeidliche, Rückwirkung der auswärtigen Verhältnisse auf die inneren.

So gelangte Franz I. in frühen Jahren zu einer noch nie dagewesenen Autorität in seinem Lande und zugleich zu einer glänzenden Stellung in Europa. Er wurde als ein Held gefeiert und bewegte sich in einem Gefühle des Ruhms, das noch weit über sein

1) Giustiniani 1535: Questa denomination gli da una grandissima servitù ed obedienza da prelati e Laici per lo desiderio che hanno de' benefici.

Verdienst ging. Man hat Gespräche verfaßt zwischen Cäsar, dem ersten Unterjocher der Helvetier, und König Franz, dem zweiten Cäsar, Besieger und Bändiger der Schweizer [1]). „Ich ging", sagte seine Mutter Louise von Savoyen, „zu Fuß nach unserer Frau des Fontaines, um ihr Den zu empfehlen, den ich mehr liebe als mich selbst; es ist mein Sohn, der glorreiche und triumphirende Cäsar, Unterjocher der Helvetier."

Seine ganze Seele dürstete darnach, als die Vacanz von 1519 eintrat, die kaiserliche Krone, deren Name sich an diese Erinnerung knüpfte, auf sein Haupt zu setzen.

Eben hier aber sollte ihm nun erst der Gegner seines Lebens entgegentreten. Es war der burgundische Prinz Carl, zugleich Enkel der Erzherzoge von Oesterreich, des Königs von Spanien und der Erbe Carls des Kühnen, in dessen Namen jetzt alle deren deutsche, französische, italienische und spanische Landschaften regiert wurden; diesem übertrugen die Kurfürsten des Reiches auch die kaiserliche Krone. Indem dies geschah, ward ein großer und allgemeiner Kampf unvermeidlich.

Unmöglich konnte ein so mächtiger Fürst wie der neue Kaiser sich gefallen lassen, daß die Franzosen die Reichskammerländer Mailand und Genua inne hatten, ohne den Rechten des Reiches nachzufragen. Man brachte in Erinnerung, daß der Erzbischof von Trier nicht umsonst den Titel eines Canzlers von Arelat führe; Dauphiné und Provence schienen noch nicht auf ewig mit der französischen Krone verbunden zu sein [2]). Hauptsächlich trieben ihn seine eigenen persönlichen Gerechtsamen zum Kampfe mit Frankreich. Carl V. nahm das Herzogthum Burgund und die Bezirke an der Somme, die von Ludwig XI. sehr ungerechter Weise eingezogen seien, in Anspruch. Die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Burgund waren vor 40 Jahren nur abgebrochen; nun erst mußten sie und zwar in bei weitem größerem Umfang ausgefochten werden.

Dem Kaiser gesellten sich die Streitkräfte des Papstes, der sich durch den Vertrag von Bologna nicht auf immer gebunden fühlte,

1) James Bacon: the life and times of Francis the first (London 1830) beschreibt II, Appendix nr. XIV, ein Manuscript des britischen Museums von diesem Inhalt.

2) „Le dict roi de France usurpe induement au dict St. Empire le Dauphiné." Le grand chancelier in den Conférences de Calais 1521. Pap. d'état de Granvelle I, 218.

und der Italiener bei, und in Kurzem nahmen sie Mailand wieder. Bei dieser Aussicht erneuerte England, mit ihnen im Bunde, die alten Ansprüche auf einen Theil des französischen Bodens oder auf die Krone selbst.

Indem aber Carl V. und Heinrich VIII. einen Angriff auf Frankreich beabsichtigten, gelang es ihnen, den mächtigsten der damaligen französischen Großen, den Connetable Bourbon, auf ihre Seite zu ziehen.

Denn noch war die Autonomie der französischen Großen, wenngleich überwunden, doch nicht beseitigt. Wenn die Italiener bemerkten, daß die Aussicht, selbst auf den Thron zu gelangen, sie im Zaum halte, so ist das wenigstens von Bourbon ganz wahr, der, da Franz I eine Zeit lang ohne männliche Nachkommen blieb, sich mit der Hoffnung trug, daß ihm selbst die Krone bestimmt sein könne, und einst mit einem Venetianer darüber gesprochen hat [1]). Aber Franz I bekam Söhne; der Connetable sah sich nicht allein von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sondern sogar nach dem Tode seiner Gemahlin in dem Besitze der reichen Landschaften und Güter, die sie ihm zugebracht hatte und die er für die seinen hielt, bedroht und gestört. Zu einer kleinen Rolle verdammt zu sein, war ihm unerträglich; er trug kein Bedenken, seine persönliche Stellung den Interessen von Frankreich vorzuziehen, und ging zu dem Kaiser über. Es war wie ein Nachhall der Ligue der großen Herren mit Carl dem Kühnen.

So geschah, daß Franz I. sich plötzlich von allen Seiten angegriffen und gefährdet sah. Ein kaiserliches Heer drang in der Provence vor; eben durch diesen Besitz hoffte der Kaiser Meer und Land zu beherrschen.

Der Herzog von Bourbon erkannte die Ansprüche Heinrichs VIII. an, der sich schon mit einer päpstlichen Bulle versehen hatte, durch welche die Franzosen von dem Eide der Treue gegen Franz I. freigesprochen wurden. Nun gelang es zwar diesem, die Kaiserlichen aus seinem Reiche zu verjagen; er erhob sich, um auch Mailand wieder

1) Badoer Relatione di Milano 1516. Bourbon führte dem Gesandten aus, daß zwar Mr. di Nanson d. i. Carl von Alençon näher zur Krone sei; aber dessen Großvater (Jean le Beau) habe sie durch seine Rebellion gegen Carl VII. verwirkt, denn in Frankreich nehme die Empörung eines Prinzen von Geblüt den Nachkommen desselben das Successionsrecht auf sieben Generationen; daher falle das Recht ihm zu: unde li vien a lui, perciò in quel caso li illustrissimi Signori volesse ajutarlo.

zu erobern, worauf er der Pläne seiner Feinde hätte lachen dürfen. Hier aber traf ihn das größte Unglück. Obwohl trefflich gerüstet und tapfer fechtend, ward er bei Pavia von Deutschen und Spaniern geschlagen und gerieth in die Gefangenschaft seines Gegners. Man braucht nur an die Folgen zu denken, welche einst die Gefangenschaft des Königs Johann nach sich zog, um die ganze Gefahr zu ermessen, in welche Frankreich durch dieses Ereigniß gerieth.

Es hat einmal wirklich so ausgesehen, als könne es die Auflösung des Reiches zur Folge haben; den Stürmen von Außen schien eine Bewegung von Innen entgegenzukommen. Die damalige Regierung hatte sich durch ihr oft gewaltsames Verfahren unzählige Feinde gemacht: besonders waren die Mutter des Königs und der Canzler Duprat, die bei derselben das Meiste thaten, verhaßt. „Wollt Ihr wissen, wer an allem Uebel schuld ist," so lautete ein Billet, das man eines Sonntags im März 1525 in den Kirchen ausstreute, „das ist Dame Ehrgeiz und ihr Canzler. Durch Hartnäckigkeit und Rachsucht haben sie König und Reich in dieses Unglück gebracht, und es wird noch größer werden, wenn man den Canzler nicht züchtigt." — Man hielt für nöthig, die Prediger zu erinnern, nicht etwa auch in diese Reden einzustimmen, vielmehr dem Volke zu sagen, daß der Grund des Unglücks in der allgemeinen Versündigung zu suchen sei. Nicht immer ist der König persönlich geschont worden. Bei der Nachricht, er sei erkrankt, breitete sich das Gerücht aus, er sei schon todt; wenn er aber lebe, fügten Einige hinzu, so würde man ihn doch verhindern, die Regierung wieder zu ergreifen; 50 Köpfe seiner Gehülfen müsse man abschlagen.

Indessen warfen die Kriegsbanden, die nicht mehr bezahlt wurden, alle Unterordnung von sich; es waren Italiener, deutsche Landsknechte, die Mehrzahl aber doch Franzosen. Ihr Feldgeschrei war zuweilen Bourbon, zuweilen Burgund. Mit dem Kriegsrufe, welcher der Plünderung voranzugehen pflegte, näherten sie sich den Mauern von Paris.

Mit den alten Schlachten in den englischen Kriegen hatte die Schlacht von Pavia insofern Aehnlichkeit, als der Adel einen ungeheuern Verlust an Menschenleben erlitt. Daß darüber auch diesmal die städtischen Bestrebungen sich geregt haben, davon finde ich wenigstens Eine Andeutung. Ein anderer Bourbon, der Herzog Carl von Vendome, ist von einigen angesehenen Männern, auch aus dem Parlament, aufgefordert worden, die Regierung des Landes, welche ihm, dem vornehmsten Prinzen von Geblüt, mehr zukomme, als der Mutter

des Königs, an sich zu nehmen; dabei würde er von Paris und allen anderen guten Städten unterstützt werden. Carl von Vendome sah jedoch hierin einen Versuch der Städte, einen ihnen nicht gebührenden Einfluß zu erlangen [1]), und wies jede Anmuthung von sich. Aber auch dem Mißvergnügtesten mußte die ungeheure Gefahr, die mit einem Aufruhr in diesem Augenblicke verbunden gewesen wäre, einleuchten; ihn zu verhüten, vereinigten sich alle Gewalten. Unter der Leitung des Parlaments ward eine städtische Schutzbehörde gebildet, an der die angesehensten Männer aus den verschiedenen Ständen Theil nahmen. Der alte Guillaume von Montmorency, ein würdiger und beliebter Mann, ward herbeigerufen, militärische Anstalten zu treffen; man trug Sorge, die Unbeschäftigten zu beschäftigen, und richtete die strengste Aufsicht ein; die Picardie wurde von Vendome, die Champagne von Guise, von anderen Gouverneuren Provence und Dauphiné in Ruhe gehalten und widerstandsfähig gemacht. Zwischen der Regentin, Mutter des Königs, und dem Parlamente zu Paris fehlte es nicht an Mißhelligkeiten. Man hat der Fürstin einmal hinterbracht, in den Versammlungen des Parlaments werde schlecht von ihr geredet, und einige Herren des Reiches haben sich erboten, die Ungehorsamen persönlich zu strafen. Höchst widerwärtig war es ihr, daß gegen den Canzler, dessen sie in den Geschäften nicht entbehren konnte, Anklagen formulirt, Vorladungen erlassen wurden. Indessen war doch das Gefühl der gemeinschaftlichen Gefahr auf allen Seiten so stark, daß man einen Ausbruch des Haders vermied. Wenn im Parlament einst die Rede davon war, daß man die allgemeinen Stände einberufen sollte, so ist dieser Vorschlag nicht einmal in ernstliche Berathung gezogen worden [2]). Die Regentin suchte die alten Antipathien durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß ihr Sohn die gallicanischen Freiheiten auch bei der Ausführung des Concordats wahrzunehmen wissen werde. Sie zeigte eben so viel Entschlossenheit wie Gewandtheit [3]); ihr nicht am wenigsten verdankte man

1) Belleforest: considérant que pour cela on tirerait une suite dérogeante à l'autorité du roi, nommans régents — et les ferait on redevables à la volonté des communités et des villes. Vergl. Anc. Collection des Mémoires XVIII, 302.

2) Die Erzählungen Garniers, Gaillards und Sismondi's von diesen Contestationen sind übertrieben, wie aus dem bei Champollion Captivité du roi François I mitgetheilten Schriftwechsel erhellt.

3) Sie ließ in Venedig erklären: meglio era il fiol incarzerado e la

die Erhaltung der inneren Ruhe, und ihr Andenken verdient nicht, in Frankreich verunglimpft zu werden. Alles, was Ansehen im Lande besaß, schloß sich ihr an oder unterwarf sich ihr.

Ward aber auch, wie viel glücklicher als zu den Zeiten Marcels, eine innere Bewegung vermieden, so bot doch die Lage zwischen zwei feindlichen Mächten, während der Gefangenschaft des Königs, an sich die größten Schwierigkeiten dar.

Den Franzosen kam vor allem der innere Widerspruch der nachbarlichen Prätentionen zu Hülfe. Wie konnte Heinrich VIII. den ohnehin so mächtigen Kaiser durch eine Anzahl neuer Erwerbungen zu verstärken wünschen? Wie hätte der Kaiser daran denken sollen, die Vereinigung von England und Frankreich zu einer einzigen Macht zu befördern?

In der That ließ der Kaiser nach und nach alle von den Rechten Englands oder Aragons oder dem Reich Arelat herrührenden Ansprüche fallen und bestand nur auf dem einfachen Interesse seines Hauses, der Herausgabe des demselben einst von Ludwig XI. entrissenen Herzogthums Burgund; keine Unterhandlung vermochte ihn davon abzubringen.

Auch dies war eine überaus harte Anmuthung und selbst mit der allgemeinen Entwicklung der Dinge im Widerspruch, insofern dadurch die Integrität des französischen Bodens verletzt und dem Kaiser die Stellung zugleich eines französischen Magnaten zu Theil geworden wäre. Welches Mittel gab es aber, sie zurückzuweisen?

Niemals hat ein Gefangener mehr nach Freiheit gedürstet, als der König Franz. Aus seinen poetischen Ergüssen sieht man, wie er zwar anfangs sich durch die Betrachtung tröstet, daß er dem Rufe der Ehre und der Pflicht gefolgt, wenn der Körper besiegt, doch das Herz frei sei, das stolze Herz, das nichts im Sinne habe, als die Ehre; nicht immer aber hält er diese Erhebung fest. Er vergleicht sich mit einem Schiffe, dessen Ladung Beschwerde und Gram seien; täglich wächst sein Kummer, er lebt wider Willen; für die größte Gnade des Himmels würde er halten, wenn der Tod zugleich ihn selbst und seinen Schmerz vernichte; so drückte er sich auch mündlich aus, die Freiheit sei das größte aller menschlichen Güter. Dennoch entschloß er sich lieber ewig ein Gefangener zu bleiben, als Burgund abzutreten. Man fühlt sich ergriffen von diesem Charakter-

Franza libera, che haver la ruina del re alle spalle e la Franza suggetta a l'imperador, il che seguiria quando la Franza fussè perdita.

zug; aber schon in diesen Zeiten muß man mit der Bewunderung ritterlicher Gesinnung zurückhaltend sein. Die Urkunde ist vorhanden, in der Franz I. verordnet, daß sein ältester Sohn unverzüglich zum Könige gekrönt werden, die Regierung bis zu dessen Volljährigkeit der Regentin verbleiben solle [1]). In der That aber war mit einer Abdankung der Sache nicht geholfen. Der Regentin schien es unmöglich, die Geschäfte ohne die Gegenwart ihres Sohnes auf die Länge weiter zu verwalten. So groß die Aussicht sein mochte, welche die Verbindung mit Heinrich VIII., der, da von seinen Ansprüchen nicht mehr die Rede war, mit seinem Bundesgenossen wieder gebrochen hatte, für Frankreich eröffnete, so haben doch die Städte, zunächst die Hauptstadt, nicht eben eine besondere Bereitwilligkeit gezeigt, die von den Engländern geforderten Garantien zu übernehmen. Wie wäre es aber vollends möglich gewesen, den Krieg, der nothwendig wieder ausbrechen mußte, ohne die persönliche Theilnahme des Königs zu führen? Eine Verlegenheit von der schwersten Lösung. Wollte man Frankreich gegen den Kaiser vertheidigen, so mußte man den König wieder in dem Land und an der Spitze des Heeres haben. Wollte man aber die Freilassung des Königs bewirken, so mußte man den Preis des Krieges, ein großes Herzogthum, im voraus dem Feind überlassen. Es hat dem äußeren Gange der Verhandlungen nach den Anschein, als habe man sich anfangs in dem Reich alles Ernstes entschlossen, das Herzogthum aufzugeben; wenn diese Herausgabe dann nicht erfolgt, so sieht es aus, als ob das von späteren Erwägungen abgehangen habe. Ich denke doch nicht, daß die Sache so ganz unschuldig war. Die Regentin hat gesagt, wenn ihr Sohn nur erst wieder auf freien Füßen sei, so werde man Mittel für alles finden. Es ist bezeichnend für die umgewandelte Zeit und die Persönlichkeiten, daß sie beide für erlaubt hielten, die Abtretung von Burgund zu versprechen, ohne sie vollziehen zu wollen. Der König erzählt die Sache folgendergestalt. Diejenigen, sagt er, welche von seiner Mutter Vollmacht gehabt, seien auf den Vertrag eingegangen; nach Abschlusse desselben sei er von den Spaniern gedrängt worden, darauf zu schwören; aber er habe gewußt, daß sein

1) Lettres patentes du Roi François I pour faire couronner Roi de France le jeune Dauphin François. — Donné à Madrit, ou royaulme de Castille, ou moys de Novembre, l'an de grâce 1525 et de notre règne le unzièsme. Vgl. das Facsimile bei Champollion: Captivité du Roi François I zu S. 425.

Schwur ungültig sei [1]). Ehe er den Tractat unterzeichnete, protestirte er gegen denselben. Indem er schwur, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er sein Wort nicht erfüllen könne, lebte er doch der Ueberzeugung, daß ein erzwungener Eid Niemand binde. So kam er los; wie die Gefangenschaft trübe und schmerzlich, in demselben Grade wonnevoll war ihm der erste Athemzug, mit dem er die Luft von Frankreich in sich schlürfte; mit dem Gefühle der Freiheit war das der wiedergewonnenen Macht vereinigt. Im Lande schloß sich alles seiner Gesinnung an. Nach einiger Zeit legte Franz I. einer Notabeln-Versammlung, in der wir Geistlichkeit, Adel, Parlamente und Städte vertreten sehen, die Frage vor, ob er Burgund herausgeben oder lieber in die Gefangenschaft zurückkehren solle: die Versammlung möge das wohl bedenken; denn er sei der König, in seiner Person liege die Ehre von Frankreich. Die Antwort war, Burgund bilde einen unveräußerlichen Bestandtheil, die erste Pairie des französischen Reiches; nimmermehr könne es abgetreten werden; der dem König abgezwungene Schwur vermöge nicht, ihn zu binden. Alle erklärten sich bereit, zur Erneuerung des Krieges und zur Auslösung der Kinder von Frankreich, die dem Gegner als Geißel hatten übergeben werden müssen, ihre besten Kräfte zu verwenden. Die Notabeln von Burgund wiederholten eine Behauptung, die schon in den englischen Kriegen vorgekommen war, daß dem Könige gar nicht das Recht zustehe, sich einer Provinz des Reiches zu entäußern. Indem man der Meinung Raum machte, daß die Einheit und Macht des Königreiches von der Person des Königs noch unabhängig sei, jenseit seiner Entschließungen liege, durch keine persönliche Versprechung desselben beeinträchtigt werden könne, schloß man sich doch wieder dem König und seinen Wünschen vollkommen an [2]).

Es kam zu einem neuen Waffengang, in welchem Alle ihre Kräfte wetteifernd anstrengten, der Kaiser aber sich endlich entschließen mußte, auf das Erbtheil seiner Väter, das Herzogthum Burgund, Verzicht zu leisten. Dagegen mußte auch Franz I. die Rechte

1) Seine Rede in den Notabeln von 1527. Isambert, Recueil XII, 292.

2) Moreau: Prinse et délivrance de François I. Cimber (Arch. cur.) I. III, 342. Es ist noch eine Nachahmung Froissarts und Monstrelets; der Autor kannte den Hof, und was er sagt, stimmt mit den Phrasen der Lettres de la royne de Navarre zuweilen gut zusammen; aber dabei ließ er seiner Phantasie den Lauf; auf die wörtliche Wahrheit der Umstände, die er erzählt, darf man nicht bauen.

der Oberlehnsherrlichkeit über Flandern und Artois, die noch vor Kurzem feierlich anerkannt worden, fallen lassen. Beide thaten damit, was nunmehr in der Natur der Sache lag. Die Verhältnisse der Lehensabhängigkeit waren nicht mehr anwendbar, sobald so mächtige Gewalten einander gegenüberstanden. Frankreich konnte einen Lehensmann, wie der Kaiser war, nicht ertragen: für den Kaiser war es ein großer Vortheil, einer Oberlehensherrlichkeit ledig zu werden, die ihn bei seinen Entwürfen für die innere Regierung der Niederlande und ihre Verbindung mit Deutschland unaufhörlich gestört haben würde.

Und da nun Franz I. auch auf seine italienischen Besitzungen Verzicht leistete, so daß alle Streitfragen ausgetragen waren, so hätte man Frieden erwarten sollen; allein unerträglich war dem Könige sowie seinem Volke das Gefühl, besiegt zu sein; in Kurzem trat er mit der Behauptung auf, daß seinen Kindern ein natürliches Erbrecht zustehe, welches er ihnen selbst nicht nehmen könne; und neue Zwistigkeiten, durch keine Unterhandlung zu beseitigen, entspannen sich. Als der Kaiser endlich Mailand definitiv in Besitz nahm, brach der Krieg wieder aus, der, zuweilen unterbrochen, niemals beendigt, einen ganz anderen Charakter trug, als die früheren.

Lassen wir auch hier die Wechselfälle der Feldzüge bei Seite und fassen nur die allgemeine Stellung, welche Franz I. dem Kaiser gegenüber einnahm, ins Auge.

Um für den Verlust von Mailand und Genua ein politisch-militärisches Gegengewicht an sich zu bringen, oder wenigstens bei dem engen Verhältniß, in welches das Haus Savoyen zu dem Kaiser trat, nicht von dieser Seite her gefährdet zu werden, nahm Franz I. Savoyen und Piemont in Besitz. Er hatte keine rechtlichen Ansprüche auf diese Länder; der Herzog war mehr durch seine Verbindungen, als an sich selbst sein Feind; aber das hinderte ihn nicht, auch Piemont so viel wie möglich französisch zu machen. Die eigenthümliche französische Regierungsweise durch ein Parlament ward in Turin eingeführt; mit Vergnügen bemerkten die Franzosen, daß die Piemontesen eifrig ihre Sprache lernten und sich nichts Besseres zu wünschen schienen, als ihrer Krone anzugehören. Der Besitz der Alpen, der damit verknüpfte Einfluß auf Italien, das nun wenigstens nicht ganz in die Hände des Kaisers gelangte, war für Franz I von unschätzbarem Werthe. Von da aus aber in die Ebene der Lombardei vorzudringen, die Eroberung derselben zu versuchen, es noch einmal auf eine Schlacht ankommen zu lassen, lag ihm fern. Selbst

als der Kaiser in Frankreich eindrang, wich der König der Entscheidung eines Schlachttages aus; einer großen Gefahr wollte er sich nicht mehr aussetzen. Sein System war durchaus defensiv und in dieser Hinsicht auch militärisch merkwürdig. Er führte die gegen die Wirkungen des Geschützes in Italien erprobte Kriegsbaukunst durch Erdarbeiten ein und legte Hand an, das Reich durch zwei Reihen von Festungen gegen jeden feindlichen Anfall sicher zu stellen. Auf das Bedürfniß der Vertheidigung bezieht sich auch sein Versuch, aus Eingebornen des Landes eine Provinzialmiliz aufzurichten, der er den Namen Legionen gab; denn zwar gewiß nicht in der Bestimmung, aber in der Form sollten sie dem römischen Muster nachgebildet werden: der König hat selbst darüber geschrieben. Ein Venetianer bedient sich des starken Ausdrucks, Franz I. habe in Bezug auf den Kaiser ein Gefühl gehabt, wie die Taube unter dem Sperber; aber damit soll nur gesagt sein, daß er die Uebermacht des Kaisers empfand, jeden Augenblick einen Angriff von ihm besorgte und sich gegen diese Gefahr zu sichern suchte.

Die Umwandlung der Politik, die hiermit zusammenhängt, zeigt sich am meisten in dem Verhältnisse Franz' I. zu den Osmanen.

Die Absicht der früheren Jahrhunderte, das heilige Land wiederzuerobern, von der sich, auch als sie nicht mehr zu erreichen war, noch einige Nachklänge finden, hatte sich, seit dem Emporkommen des osmanischen Reiches in dem östlichen Europa und an den Küsten des Mittelmeeres, in den Gedanken verwandelt, vor allem dieser noch immer um sich greifenden, das Gebiet der abendländischen Christenheit beschränkenden Macht einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen. Bei den Angriffen der Franzosen auf Italien, seit dem ersten Unternehmen Carls VIII. auf Neapel, war nicht selten ein Zug gegen Constantinopel in Aussicht gestellt worden. Das war der Gedanke, mit welchem Franz I. seinen Wunsch, das Kaiserthum zu erlangen, bei den Kurfürsten begründete. Jetzt aber, nachdem Carl V., zugleich von Spanien, von Italien und von Deutschland her darauf angewiesen, diesen Kampf unternommen hatte — sein Anspruch, als das anerkannte Oberhaupt der Christenheit aufzutreten, beruhte darauf, — schlug Franz I. eine entgegengesetzte Politik ein. Aus der ersten Stelle verdrängt, geschlagen in Italien, bedroht in Frankreich, wendete er sich selbst zu einem Bunde mit den Osmanen.

Aus seinem Gefängniß in Madrid hat er sich mit Sultan Soliman in Verbindung gesetzt. Als die Angriffe desselben Deutsch-

land und Italien gefährdeten, hielt er es für genug, die Versicherung zu ertheilen, er werde diesen Ländern zu Hülfe kommen, wenn man ihn rufe [1]). In der That leistete er nichts für sie. Als die damaligen Gefahren abgewendet worden, der Kaiser sich immer drohender erhob, trug er kein Bedenken, sich mit dem Sultan öffentlich zu verbinden. Seine Stimmung drückt sich in den Worten aus, die er einst im Jahre 1535 an den venetianischen Gesandten richtete. „Orator", sagte er, „ich kann nicht leugnen, ich wünsche, daß die Türken mächtig in See erscheinen; nicht als ob ich an ihren Vortheilen Gefallen fände, denn sie sind Ungläubige und wir sind Christen; aber sie geben dem Kaiser zu schaffen und bewirken dadurch eine größere Sicherheit anderer Potentaten" [2]). Die Franzosen waren beschämt, wenn man ihnen von den Grausamkeiten erzählte, welche die Osmanen an allen Küsten des Mittelmeeres, ausgenommen den französischen, deren Häfen ihnen offen waren, ausübten; sie hätten es vorgezogen, sich zu diesem Bundesgenossen nicht zu bekennen, aber bei dem Bunde selbst blieb es. Wie die Schweizer das französische Fußvolk, so ersetzten die Osmanen eine französische Flotte; dem Könige kam es nur darauf an, daß die Spanier nun doch nicht vollkommen Herren des Mittelmeeres wurden.

Wenn einst eine neue Epoche dadurch bezeichnet ward, daß Philipp der Schöne die Institutionen, welche die Christenheit zur Eroberung des heiligen Landes vereinigten, zersprengte, so war es ein zweiter großer Schritt auf der nämlichen Bahn, daß Franz I. mit den feindlichen Mächten, welche die Christenheit sehr ernstlich gefährdeten, sogar in Verbindung trat. Das Verfahren Philipps des Schönen war ganz offen gewaltsam, das Verfahren Franz' I. in hohem Grade gehässig; das allerchristlichste Königthum, wie es ursprünglich gedacht worden, konnte dabei nicht bestehen. Aber für die Bildung des Staates, mit der seitdem die Jahrhunderte sich beschäftigten, war das eine wie das andere von unleugbarem Vortheil. Innere Einheit des Staates ließ sich nicht denken, solange große

1) Bei einer Unterredung mit Juan Ant. Venier (1532: die Relation ist vom März 1533) zeigte er viele Theilnahme für Italien und Venedig. „Nè son per manchar in persona", sagt er, „quando sarò chiamato". — Für die Unterstützung von Wien machte er Bedingungen. Deutsche Geschichte. III.

2) Relatione del cl. M. Marino Giustiniano 1535: Questa amicitia par a Francesi che gli sia d'alcuna infamia et perciò s'ingegnano d'excusarla.

Corporationen einen guten Theil der Kräfte des Landes und des Volkes zu anderen Zwecken verbrauchten. Eine freie, aus den Bedürfnissen der eigenen Lage hervorgehende Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten war unmöglich, solange man sich immer durch Rücksichten eines größeren Systems von Völkern und Staaten, dem man angehörte, bestimmen ließ. Zur Entwickelung der neuen Staatsbildung nach Innen und nach Außen war dieses Sichlosreißen von dem Begriffe der allgemeinen Christenheit ein unentbehrlicher Schritt.

Die deutschen Protestanten zu unterstützen, trug Franz I. noch weniger Bedenken; eher sträubten sich diese, auf ein festes Verständniß mit ihm einzugehen, zumal da sie ihn mit den Osmanen verbündet sahen.

Es ist Frankreich eigen, die Kreise der Gesetzlichkeit, die Formen des europäischen Lebens, die es selber hat bilden helfen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder gleichsam durch Naturkraft zu durchbrechen.

So hat es einst die carolingische Erbfolge, hierauf die um das Königthum mit gleichem Anspruche gescharte Magnatenmacht, alsdann das politische System der Hierarchie, durch plötzliche Schläge gesprengt. Es hatte einst alle seine Kräfte darangesetzt, die Mohammedaner aus Syrien und Aegypten zu verjagen; jetzt bot es den Beherrschern dieser Länder, den osmanischen Türken, die Hand.

Allemal erhebt sich aus dem Innern der Nation und des Landes ein mächtiger und unwillkürlicher Zug des Geistes, dem, welcher so eben vorherrschte, nahe verwandt und doch wesentlich davon verschieden, zuweilen ihm entgegengesetzt.

Wie die Sachen damals standen, so war Frankreich abermals in Vertheidigung begriffen. Es wurde nicht von Anfällen heimgesucht, wie die der Engländer gewesen waren, welche die Krone in Anspruch nahmen; Kaiser Carl V. hielt sich auf dem Standpunkte seiner Vorfahren, deren Erbtheil suchte er wieder zu erobern. Aber auch das waren ansehnliche Provinzen. Und noch mehr als diese Ansprüche hatte die Stellung, die er überhaupt eingenommen, zu bedeuten. Er erschien vor allen Dingen als ein glücklicher und siegreicher Nebenbuhler der französischen Macht und Krone, im Besitz eines Uebergewichts in Europa, das ihm Frankreich nicht lassen wollte. Zum Kampfe gegen ihn vereinigten sich die Antriebe der Landesvertheidigung und des politischen Ehrgeizes; das Gefühl der französischen Nation als Nation regte er gegen sich auf.

Daher konnte es geschehen, daß in der Gefahr und Anstrengung des Kampfes absichtlich und durch den Gang der Dinge, ohne daß man an ein ernstliches Widerstreben gedacht hätte, eine ganz andere Art von Regierung herrschend wurde, als das Regiment Ludwigs XII. gewesen war.

Vor allem kam der Krone zu statten, daß der französische Clerus in Folge des Concordates in ein sehr unterwürfiges Verhältniß zu ihr gerieth.

Cardinäle bildeten einen Theil der Hofhaltung Franz' I.; aus den Geistlichen und der hohen Magistratur wählte er seine Botschafter; er legte seine Veteranen in die Klöster und ließ sie von denselben ernähren; hauptsächlich aber zog er ansehnliche Geldbeiträge von der Kirche.

Bisher hatte die Geistlichkeit auch zu den Staatsbedürfnissen beigesteuert; doch waren die Zehnten, welche sie zahlte, immer erst von dem Papste bewilligt worden. Im Jahre 1532 machte Clemens VII. Schwierigkeiten, sie zu gewähren. Franz I., hierüber um so mehr entrüstet, da er sich auf einer Zusammenkunft mit Heinrich VIII. zu einer Opposition gegen den heiligen Stuhl noch besonders erwärmt hatte, schrieb sie, als er von derselben zurückkehrte, ohne weiteres aus. Die Geistlichkeit wagte nicht, sie zu versagen. Seitdem wurde gebräuchlich, daß sie dem Könige so viel Zehnten zahlte, als diesem zu fordern rathsam schien. Jeder Zehnte betrug 400,000 Franken; in manchen Jahren stiegen sie bis auf fünf. Nicht immer kam die Geistlichkeit zusammen, um sie zu votiren; in der Regel sendete der König nur ein mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehenes Schreiben an jeden bischöflichen Sitz, in welchem er die Summe namhaft machte, mit der die Krone unterstützt zu werden in dem Bedürfniß sei. Das Capitel schlug diese Summe auf alle Pfründen um; sie ward sofort bezahlt und eingesendet. Der König sagte, er wisse recht wohl, daß er kein Recht habe, die Geistlichkeit zu besteuern; aber nirgends sei verboten, sie um freiwillige Beisteuern zu ersuchen; er, der alle Pfründen verschenke, könne wohl auch etwas von den Beschenkten annehmen. Der Papst schwieg dazu, die Nuntien regten sich nicht dagegen.

Unter Franz I. wurde in der Magistratur der Parlamente der Verkauf der Stellen gebräuchlich. Man begann damit, die Resignationen älterer Mitglieder zu Gunsten auch minder würdiger Nachfolger anzunehmen, wenn eine Geldzahlung damit verbunden war; später schritt man dazu, neue Stellen zu creiren, um sie verkaufen zu können. Es ist

sehr auffallend, daß Duprat, indem er alle Gründe aufzählt, die dagegen sprechen, dennoch zugleich die Instruction einsendet, um die Sache ins Werk zu setzen; denn das Bedürfniß des Schatzes schien es nothwendig zu machen; die Gefahren des Krieges rechtfertigten alles. Wie die gerichtlichen, so verkaufte man die administrativen Aemter. „Unzählig", sagt Marino Cavalli, „sind die Beamten, die ihre Stellen durch Kauf erlangen; Einnehmer und Schatzmeister, Räthe und Präsidenten, königliche Advocaten in jeder kleinen Ortschaft; es sind ihrer so viele, daß die Hälfte davon zureichen würde, aber alle Tage werden sie vermehrt". Er berechnet den Ertrag des Aemterverkaufs auf 400,000 Franken des Jahres. Aber alle diese außerordentlichen Bezüge genügten dem Bedürfnisse nicht; die Taille, welche das Volk zahlen mußte, stieg auf das Vierfache, Fünffache.

Die Könige von Frankreich galten für die unumschränktesten Fürsten der Welt; das Volk leistete, was sie verlangten. Kaiser Maximilian, in seiner naiven Weise, hat einmal gesagt, er, der Kaiser, sei ein König der Könige, denn Niemand halte sich für verpflichtet, ihm zu gehorchen; der König von Spanien ein König der Menschen, denn man mache ihm Einwendungen, leiste ihm aber Gehorsam; der König von Frankreich sei wie ein König über die Thiere, denn Niemand wage, ihm den Gehorsam zu verweigern. Der venetianische Gesandte erwähnte im Gespräch einst diesen Ausspruch des Kaisers; Franz I. lachte laut, als er ihn vernahm; denn wenn man die Verhandlungen der Reichstage, an denen der Kaiser nur als Vorsitzender erschien, die immer von Widerspruch der Parteien bewegten Berathungen der Cortes von Aragon und Castilien mit dem Zustande von Frankreich verglich, wo die Stände nur in außerordentlichen Fällen zusammenberufen wurden und der Wille des Königs alles entschied, so hatte dies Wort etwas Treffendes, und Franz I. behagte sich in dem Gefühl und der Anerkennung des Vorzuges seiner Macht.

Hätte er aber gemeint, daß er thun könne, was ihm persönlich beliebe, so wäre er doch im Irrthum und der alten Zeiten nicht eingedenk gewesen.

Bei der Geschichte des alten Königthums, wie es einst in romanischen und germanischen Nationen bestand, ist überhaupt eine der vornehmsten Fragen, wie sich die dem Fürsten persönlich zukommende Autorität zu der ihm aus den Umständen und Dingen erwachsenden, der freiwillige Gehorsam zu dem erzwungenen verhält. Das Geheimniß der Macht beruht darauf, daß beide in einander fallen. In

dem Fürsten aus altem Stamme, dessen Leben mit dem Schicksale der Nation verwebt ist, erkennt diese die Sicherheit dessen, was überhaupt geworden ist, die Gewähr ihrer Zukunft, und vertraut sich seiner Führung an. Ohne diese natürliche Autorität würde nichts fortgehen; aber die Person des Fürsten muß zugleich dem hohen Beruf entsprechen, den sie trägt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einige Züge der Persönlichkeit, welcher die Geschicke von Frankreich damals anvertraut waren.

Wenn man Franz I. sah, so nahm man vor allem einen lebenskräftigen, schönen Mann in ihm wahr. Er war eine alles andere in Schatten stellende Erscheinung, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem, braunem Haupthaar, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen; aber alles athmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm.

Noch hatten die Könige keine feste Residenz; aber indem sie das Reich fortwährend durchzogen, waren sie von einem zahlreichen und glänzenden Hof umgeben; die Edelleute, die in dem König ihr besonderes Oberhaupt sahen, hielten für ihre Pflicht wie für ihr Vorrecht, demselben, so oft und solange es ihre Umstände erlaubten, zu folgen. Aber auch die anderen Stände und Beschäftigungen schlossen sich an. Man zählte in der Regel 6000, in Friedenszeiten, wo alles dahin strömte, 12000, ja zuweilen bis zu 18000 Pferden [1]). Aller Augen waren auf den König gerichtet, von dessen guter Meinung und Gunst sich ein Jeder, auch in seinen Privatangelegenheiten, abhängig fühlte, besonders, da er so viele Gnaden persönlich zu vertheilen hatte.

Der Hof war eine Vereinigung von allem, was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd und immer derselbe.

Franz I hielt darüber, daß es an Damen nicht fehlte, ohne welche der Hof ihm vorkomme wie eine Wiese ohne Blumen. Das reizte ihn denn, auf sein äußeres Erscheinen noch besondere Sorgfalt zu wenden. In ihrer Mitte gefiel er sich in dem golddurchwirkten Wamms, durch dessen Oeffnungen das feinste Linnen hervorbauschte, im Ueberwurf mit Stickereien und goldenen Troddeln. Er wünschte

1) Die größere Zahl nehme ich aus der Vita von Benvenuto Cellini; die kleinere hat Marino Cavalli, Relatione di Francia 1546.

persönlich Eindruck zu machen. Nicht alles mag wahr sein, was man von seiner Sinnlichkeit erzählt; wenigstens ist es nur auf unzuverlässige Art berichtet; aber wir wissen genug, um zu sagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenossen und Nachkommen ein schlechtes Beispiel gab.

Er lebte und webte in den körperlichen Uebungen, welche der Begriff des erneuerten Ritterthums zur Pflicht machte. Man sah ihn des Waffenspieles in brennender Sonnenhitze pflegen; er suchte sich gern den stärksten Gegner aus, um sich mit ihm zu messen; an Einem Tage hat er sechzigmal seine Lanze gebrochen. Wie der Schönste, so hatte er den Ehrgeiz, auch als der Stärkste und Gewandteste der Gesellschaft zu erscheinen. Einst in Amboise ließ er einen vierjährigen Eber aus dem Holz in den Schloßhof bringen, um seine Umgebung durch den Anblick der vergeblichen Wuth dieses Thieres zu ergötzen; aber der Eber fand durch eine schlecht verrammelte Thüre den Weg in das Schloß; alles floh auseinander; der König ging dem heranstürzenden Thier entgegen und versetzte ihm geschickt und stark eine tiefe Wunde, an der es in wenigen Minuten im Schloßhofe verblutete [1]); er hätte nicht gelitten, daß ein Anderer das gefährliche Abenteuer bestanden hätte. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd. Er ist dabei mehr als einmal in Lebensgefahr gerathen; ein Hirsch hat ihn mit seinem Geweih einst aus dem Sattel gehoben; doch machte ihm das keinen Eindruck. Um Wind und Wetter bekümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen. Wie er älter und beleibter wurde, ritt er auf dem Maulthiere zur Jagd. Ein venetianischer Gesandter [2]) hatte ihn einmal gewarnt, als er bei nicht vollkommenem Wohlsein in strenger Kälte auf die Jagd gegangen war. „Meiner Treu", antwortete er, „das hat mich gesund gemacht."

Man weiß jedoch vorlängst, und Franz I ist berühmt dafür, daß er auch noch andere Beschäftigungen kannte, daß er für das reinere Vergnügen und die Thätigkeit des Geistes einen leicht erweckten Sinn besaß. Schon in früher Jugend zeigte er diese Richtung; eben in dem Könige stellte sich die mannigfaltige Rückwirkung der vorgeschrittenen italienischen Cultur auf den Genius der Franzosen

1) Aus den Hardiesses des grands rois von Nicole Sala, mitgetheilt in der Bibliothèque de l'école des chartes II, 280.

2) Matteo Dandolo, dessen Relation vom Jahre 1542, noch unbekannt, mir vorzüglich nützlich geworden ist.

am lebendigsten dar. Die Tendenz des Jahrhunderts, das Studium der classischen Literatur, die profane Gelehrsamkeit überhaupt zu erneuern, nahm er ganz in sich auf. Wie manche Professoren der Sprachen, oder des römischen Rechtes, wie manche Dichter und Alterthumskundige bezogen von ihm persönlich einen Gehalt und folgten seinem Hofe! Gelehrte italienische Ausgewanderte fanden hier eine Freistatt; der König ermunterte ihre Thätigkeit, er belohnte ihre Arbeiten. „Nirgends", sagt der ebenfalls in der Literatur bewanderte Begleiter eines deutschen Fürsten, der mit dem Könige die Seine hinunter nach Rouen fuhr, „kann man mehr lernen, als dort am Hofe von Frankreich"; — selbst ein französischer Thucydides war zur Hand [1]). In König Franz lebte wenigstens eine Ahnung von der Unabhängigkeit, auf welche die eigentlich gelehrten Studien Anspruch haben; er wollte sie von den zur Bildung von Theologen und praktischen Juristen bestimmten Universitäten trennen, oder vielmehr diesen zur Seite ein rein wissenschaftliches Institut gründen, das zugleich Akademie und Lehranstalt sein sollte. Auch nur annähernd ausgeführt, hat dieser Gedanke eine bedeutende Wirkung gehabt; unmittelbar war ein anderer, vielleicht noch wirksamer. Franz I. hatte eine ganz unbegrenzte Wißbegier; so viel er auch wußte, denn er sprach über die meisten Dinge mit Einsicht und Geist, so wünschte er noch mehr zu lernen und besonders die Classiker zu lesen; da er nicht eigentlich gelehrt war, beförderte er, zu seiner eigenen Genugthuung, Uebersetzungen aus den alten Sprachen. Damit aber erwies er zugleich seiner Nation den größten Dienst. Denn bei weitem die Meisten waren in seinem Falle; sie folgten seinem Beispiele; mit Recht hat man den König gepriesen, daß er sein Volk hauptsächlich hierdurch aus der alten Unwissenheit gezogen habe. Der italienische Geist ward von den classischen Mustern zur Nachbildung ihrer Formen angeregt, der deutsche durch das Studium der Sprache auf die Urkunden des Glaubens und ihre Aneignung im Geiste zurückgeführt; der französische setzte sich mit der Mannigfaltigkeit des Inhalts der alten Autoren, namentlich des geschichtlichen, in unmittelbare Beziehung. Auf die Form der französischen Literatur hatten die Alten damals keinen besonderen Einfluß: der Ton derselben ging vornehmlich von der Sinnesweise der Menschen aus, die sich an dem Hofe des Königs im Umgang mit derselben begegneten. Seine eigenen Briefe und Gedichte zeigen, daß er von der Befriedigung und Förderung des

1) Hubert Thomas Leodius Vita Friderici II. Palatini, p. 202.

Geistes, welche die gute Gesellschaft hervorbringt, ein lebendiges Gefühl hatte; das Vergnügen, das sie gewährt, preist er einmal als das größte Glück auf Erden. Ein Denkmal dieser Gesellschaft ist noch übrig, und man sieht daraus, sowohl wovon man sprach, als wie man sich ausdrückte; es liegt in den Erzählungen der Königin von Navarra vor, die sich zuweilen zurückzog, aber meistens dem Hof ihres Bruders folgte und dann immer eine Rolle daselbst spielte. Ihre Erzählungen sind das älteste Werk französischer Prosa, das die Nation noch heute liest, in ihrer ersten Anlage, wie man weiß, nicht ganz original, aber in ihrer Art und Weise durch und durch französisch, so gedacht, wie geschrieben.

Wie die Gelehrten, so und noch mehr förderte Franz I. die Künstler. Zuweilen mögen es Männer von allgemeiner Bildung gewesen sein, wie Leonardo da Vinci, von dem der König sagte, er habe nie einen Mann gesehen, der mehr verstehe und wisse; er nahm ihn mit sich aus Italien herüber, nicht allein seiner künstlerischen Verdienste, sondern auch dieser persönlichen Trefflichkeit wegen; Leonardo war eben der wahre Mann für seine universale Wißbegier; er wußte ihn vollkommen zu schätzen. Gar manche andere italienische Meister zog er an sich, eröffnete ihnen Werkstätten, besuchte sie darin und zeigte ihnen persönliche Gunst. Dann und wann wurden ihm ihre Anmaßungen unerträglich; er wies sie mit guten Worten zurecht. Er führte ihnen zu Gemüth, daß er es doch sei, der ihnen Gelegenheit verschaffe, ihr Talent zu entwickeln; aber zugleich pries er sich glücklich, daß nicht allein das Alterthum große und schöne Werke hervorgebracht habe, sondern daß auch seinen Zeitgenossen unter seinem Schutz und Einfluß Gleiches gelinge. Ohne Zweifel schlug er ihre Arbeiten da zu hoch an; seine Zeiten und sein Hof boten die Elemente und Bedingungen nicht dar, aus denen das eigentlich Classische hervorgeht. Wie tragen die Geschichten Alexanders des Großen, die er in Fontainebleau darstellen ließ, so ganz einen modernen Charakter! Eins und das andere aber, namentlich in der Architektur, ist doch auch trefflich gelungen: man braucht sich nur des Louvre zu erinnern, der in der Großheit und Einfachheit seiner Formen Bewunderung erweckt. Und zuletzt liegt etwas von dem Gelingen noch Unabhängiges in dem Bestreben an sich. Wie in der Literatur, so in der Kunst beförderte Franz I. eine Bewegung des Geistes, welche weit über seine Zeit hinausreicht.

Für den Uebergang des französischen Geschmackes von der Art

und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist Niemand von so großem Einflusse gewesen, als dieser Fürst.

Die Epoche hat darin ihren Reiz, daß sich beide Elemente unmittelbar berühren. Ueberall weicht das Gewohnte, Mittelalterliche zurück; die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme der alten Königsburg vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz: ebenso aber auch das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung, die einst über alles erhaben war, vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt; der Begriff des allerchristlichsten Königthums vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zu dem selbst die Ungläubigen beitragen müssen; die strenge Zucht des altväterlichen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofes und ihrem ungebundenen Vergnügen.

Auf dieser Stelle ein recht bedeutender Ausdruck und Repräsentant dieser Epoche ist König Franz I. selbst.

Und ist es nicht schon ein Moment der Regierung, in seiner Zeit mit derselben zu gehen, die allgemeinen Bestrebungen, die den Menschen noch dunkel vorschweben, zum Bewußtsein zu bringen, in bestimmte Wege zu leiten? Die Geister zu führen, das heißt: wahrhaft König sein.

Kommen wir auf seine Regierungsgeschäfte zurück, so läßt sich von einem so geistvollen Manne, was er auch in einem vorübergehenden Ausbruche von Selbstgefühl andeuten mochte, nicht annehmen, daß er geglaubt habe, die Menschen würden ihm blindlings gehorchen. Wir wissen vielmehr, daß er auch kleinere Mittel der Regierung nicht verschmähte. Wie seine Schwiegertochter, Catharina Medici, später erzählt hat, trug er Sorge, sich über die Männer zu unterrichten, die in den verschiedenen Provinzen ein besonderes Ansehen besaßen, sowohl im Adel und im Clerus, als in den Städten und unter dem Volk; er suchte sich unter ihnen Freunde zu machen, indem er ihnen Stellen in der Armee, bei den Gerichten sowie den Finanzen gab, oder sie sonst begünstigte. Ihr Einfluß hielt dann jede widerwärtige Bewegung nieder.

Den größten Theil der Edelleute im Reiche kannte er persönlich. Er selbst rechnete sich zu ihnen, wie er denn bei Edelmannswort zu betheuern pflegte, und ging mit ihnen wie mit seinen Freunden um. Bei plötzlichen Todesfällen, besonders wenn etwa ein junger Mann

in der Schlacht geblieben war, versäumte er nicht, den Vater zu besuchen und ihm seine Theilnahme zu beweisen.

Als Rochelle, das sich gegen die Ausdehnung der Salzauflage empört hatte, wieder zur Unterwerfung gebracht war, sagte er den Bürgern, er würde allerdings in seinem Rechte sein, wenn er sie an Leib und Gut strafe; aber er begehre nichts als die Herzen seiner Unterthanen: ihre Strafe sollte in der Erinnerung an ihre Uebelthat bestehen, die um so schwerer wiege, da er zur Zeit ihrer Empörung in Vertheidigung des Reiches begriffen gewesen sei; „läutet mit allen Glocken", rief er aus, „denn euch ist verziehen." Er gab ihnen die Schlüssel ihrer Thore, das Geschütz ihrer Mauern zurück. Bei einem Feste, das sie ihm veranstalteten, sah man ihn zum Erstaunen seiner Umgebung, denn noch war das nicht Sitte, Erfrischungen von ihnen annehmen. Kein Zweifel, daß er auch hierbei den Gegner im Auge hatte, der so eben in Gent zu harten Executionen geschritten war; er dagegen suchte eine Ehre darin, daß unter ihm wegen bürgerlicher Unruhen kein Blut vergossen werde. Er liebte, Gnaden zu erweisen, Jedermann mit zufriedenem Angesicht von sich gehen zu sehen.

In seinen ersten Jahren setzte sich lange Zeit hindurch das Verhältniß fort, in dem er aufgewachsen war: seine Mutter übte einen großen Einfluß auf seine Entschlüsse aus. Die Fremden sind erstaunt, welche Ehrfurcht er ihr bewies, wie er nie anders, als das Baret in der Hand, fast auf den Knieen mit ihr sprach. Er besuchte sie alle Tage nach der Mittagstafel oder am Abend: man wußte, daß er ihr alles mittheilte, was ihm die Gesandten auswärtiger Mächte vorgetragen hatten.

Später führte sich ein, daß alle wichtigen Geschäfte in dem Schlafzimmer des Königs, unmittelbar nachdem er aufgestanden war, in Berathung gezogen wurden, ehe irgend eine andere Beschäftigung des Tages sich seines Geistes bemächtigte. Es ist das Conseil des affaires, das sich in dieser Weise auch unter den Nachfolgern fortgesetzt hat. Nur die Vornehmsten, Vertrautesten konnten daran Antheil nehmen. Unter Franz I gewann seine Schwester, die Königin von Navarra, einen überwiegenden Einfluß, wie ihn ruhige, die Uebersicht der Dinge festhaltende, natürlich scharfsichtige Frauen dann und wann in großen Staaten ausgeübt haben [1]). Doch könnte man nicht

1) Antonio Justiniano 1520: Honora molto la sua madre Serma Madama, la qual è sapientissima donna, et ogni giorno va il re da S. Excia

sagen, daß sich der König von einem fremden Willen habe leiten lassen. Wie die Gesandten in den ersten Zeiten bemerken, daß auch die unberathenen Antworten des jungen Königs zur Sache treffen, und seinen verständigen Sinn in den Geschäften rühmen: so versichern sie noch in den letzten, daß die großen, eigentlich wichtigen Entscheidungen doch immer von ihm selbst ausgehen [1]).

Was sie an ihm vermißten, war, wie sie sich ausdrücken, Arbeitsamkeit des Geistes. Er war zufrieden, anzuordnen, und bekümmerte sich nicht genug um die Ausführung im Einzelnen.

Lange Zeiten pflegten die Minister gleichsam freie Hand zu haben, die Canzler Duprat und Poyet, der Admiral Chabot, der Connetable Montmorency; denn noch knüpfte sich die Verwaltung an die großen Würden und Reichsämter: sie schienen zuweilen allmächtig zu sein, als hätten sie Niemand über sich. Allein eben die Freiheit und Willkür, mit der sie sich bewegen durften, war ihnen gefährlich; bald wurde der eine, bald der andere gestürzt, ohne daß man immer im Stande wäre, die Motive genau anzugeben. Der Wechsel der höchsten Beamten, ihr Steigen, Fallen, Wiederemporkommen, hat etwas von den plötzlichen Veränderungen orientalischer Höfe. Der Grund war, daß der König, nachdem er einem ungebührlichen Treiben lange zugesehen, sich mit einem Mal dagegen erhob: — die Einflüsterungen Dritter, denen er lange Widerstand geleistet, fanden dann plötzlich bei ihm Gehör; — überdies war er eifersüchtig, daß Jemand sich zu einer Gewalt erheben möchte, die ihm hätte unbequem werden können. An bestimmten Personen lag ihm so viel nicht; er schloß sich mit Leichtigkeit an: eben so geschwind aber vergaß er wieder.

Hinter all dem tumultuarischen Treiben, der Unachtsamkeit und den Liebhabereien, denen er sich hingab, konnte man doch immer einen Geist wahrnehmen, der sich bewußt blieb.

Im Gespräche mit den Gesandten ließ er sich aus Natur und mit Absicht gehen; er wollte den Ruf seines Nebenbuhlers, der für versteckt galt, nicht auch auf sich kommen lassen; aber bei allen Ergüssen wußte er doch sein Geheimniß zu bewahren. Die Gesandten

osia poi pranso o poi cena e ragiona con lei di tutte le cose, li hanno exposto li oratori.

1) Cavalli: Sua Maestà siccome nelle altre cose si remette a loro, cosi in queste vuole che e loro e tutto il resto si rimettino a lei.

beklagen sich oft, daß sie entfernt gehalten werden und nichts Wichtiges in Erfahrung bringen können.

Er war freigebig und wollte es sein; vielen kam er verschwenderisch vor; bei allem seinem Aufwand aber wußte er einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben zu retten und hinterließ eine für unvorhergesehene Fälle bestimmte Summe in seinem Schatze.

Madame d'Estampes, seine Maitresse, schien alles über ihn zu vermögen; manche Erhebung und manchen Sturz schrieb man ihr und wahrscheinlich mit gutem Grunde zu. Sie warf sich zur Verfechterin der Rechte des jüngsten Prinzen auf, den der König am zärtlichsten liebte, und der ihm am meisten glich. Aber weder jene Rathschläge noch diese Vorliebe konnten den König bewegen, dem Prinzen eine Ausstattung zu gewähren, die dem Nachfolger und der Macht der Krone hätte nachtheilig werden können.

Die Ereignisse der Familie machten ihm, zusammentreffend mit den öffentlichen, oft trübe Tage. Welch ein Augenblick war es, als zur Zeit, wo Carl V. mit seiner Kriegsmacht in der Provence stand, der älteste Sohn des Königs, von dem sich das Beste hoffen ließ, durch einen plötzlichen Tod weggerafft wurde! „Mein Gott", rief der König aus, indem er ans Fenster trat und die Hände erhob, „schon hast du mich geschlagen, indem du mir mein Ansehen schmälertest, jetzt nimmst du mir meinen Sohn; was bleibt übrig, als daß du mich ganz zu Grunde richtest?"

Der zweite Sohn Franz' I., Heinrich, nunmehr Dauphin, war mit Catharina Medici von Florenz vermählt; lange aber hatte sie keine Kinder, und da sie auch nicht Allen als ebenbürtig erschien, so war die Rede davon, sie nach Florenz zurückzuschicken. Klug und entschlossen, wie sie war, kam sie selbst und bot dem König an, sich zu entfernen; heiße Thränen erstickten ihre Stimme. „Mein Kind," antwortete Franz, „da Gott gewollt hat, daß du meine Schwiegertochter seiest, so sollst du es bleiben." — Man muß ihm das hoch anrechnen, da ihn die Furcht ängstigte, als werde keiner seiner Söhne Nachkommenschaft haben und sein Geschlecht in der zweiten Generation untergehen. Um so größer war die Freude, als Catharina nach einiger Zeit mit einem Sohne niederkam. „Es ist der erwünschteste Tag", ruft die Schwester Franz' I aus, „und der unentbehrlichste, den unsere Augen gesehen haben; es ist von Gott geschehen." Auch der König sah darin eine Befestigung seines Staates. Bald darauf hatte er das Glück, einen neuen, großen Einfall des Kaisers mißlingen zu machen und in dem Frieden von Crespy die

Ansprüche des französischen Hauses auf einige italienische Landschaften wieder zur Anerkennung zu bringen.

Es ist unerwartet, daß Franz I. alles der göttlichen Fügung und seinem Gebete zuschreibt.

„Ich, dein Knecht", heißt es in einem seiner Gedichte, „habe dich angerufen; du hast mich gehört nach meiner Zuversicht und mich nicht vergessen. Du hast mir Eroberung gegeben, Kinder, Vertheidigung und Macht."

Franz I. liebte den Genuß. Glänzend in der ihm angebornen Würde, von dem Volk angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen, in einer ununterbrochenen, raschen, vollen Bewegung aller Lebenskräfte: aber zugleich hatte er eine große Sache durchzuführen und widmete sich ihr. Sein Leben war ein fortwährendes Gefecht, ein politischer und militärischer Wettkampf. Den höchsten Preis, der ihm in seiner Jugend vorschwebte, hat er nicht davongetragen; aber gegen den klugen, ruhigen und niemals rastenden, die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner hat er das unabhängige Ansehen, die Macht seiner Krone behauptet. Daß er dies anstrebte und erreichte, darin lag das Geheimniß des Gehorsams, den er fand. Er lebte, dachte und fühlte, wie sein Volk; sein Glückswechsel, seine Gefahren und Verluste, sowie seine guten Erfolge waren die der Nation.

Am 31. März 1547 starb Franz I.; Heinrich II. folgte ihm nach.

## Heinrich II. und seine auswärtigen Verhältnisse.

Heinrich II. war ebenfalls von hoher Gestalt und wohlgebildet; er war eben so unermüdlich wie sein Vater in Jagd und Waffenspiel; alle Wochen ein paar Mal ritt er zum Waidwerk; zuweilen hat er den Hirsch sieben Stunden lang verfolgt; Pferde stürzten unter ihm. Es kam kein Turnier am Hofe zu Stande, daß er nicht auch seinen Helm aufsetzte und seine Lanze brach; wenn ein fremder Ritter von Ruf erschien, mußte er selbst sich mit ihm versuchen; an seiner Tapferkeit in der Schlacht ließ sich nicht zweifeln: man hatte ihn an den gefährlichsten Stellen vor dem Feind aushalten sehen.

Der Glanz, der die Persönlichkeit seines Vaters umgab, ging allerdings nicht auf ihn über; man wußte keine Waffenthaten von ihm zu erzählen, wie die von Marignano; von Wissenschaften und Künsten verstand er nichts, und es war ihm genug, wenn er sich ohne Anstoß ausdrückte. Aber er war zuverlässiger in seiner Freundschaft,

unerschütterlich in den einmal ergriffenen Ansichten. An Arbeitsamkeit ließ er es nicht fehlen; ein paar Stunden alle Tage widmete er den regelmäßigen Sitzungen des Rathes; bei Tische war er für Privatangelegenheiten zu sprechen; nach Tische gab er den Gesandten Audienz. Von Natur war ihm ein ernstes Wesen eigen: selten sah man ihn den Mund zum Lächeln verziehen. Vor allen anderen Dingen war er Soldat; er wußte hauptsächlich nur Soldaten zu schätzen [1]).

Ein höchst außerordentliches Verhältniß beherrscht sein Leben, in früher Jugend angeknüpft, bis zum Tode festgehalten, anfangs Leidenschaft, später Freundschaft zu einer um vieles älteren Frau, Diana von Poitiers. Am Hofe hörte man die Behauptung, daß sie es hauptsächlich sei, die den Begriff der Ehre und männlicher Tugend in dem jungen Fürsten erhalten, seine ursprünglich trägen Lebensgeister angeregt habe. Noch unerwarteter ist ein anderes Verdienst, das ihr zugeschrieben wurde: sie erhalte, sagte man, ein gutes Vernehmen zwischen Heinrich und seiner Gemahlin [2]). Da die Fortpflanzung des königlichen Geschlechts davon abhing, so mag es dahin zu deuten sein, wenn Margaretha von Navarra in einem ihrer Briefe an Diana sagt, die Krone von Frankreich verdanke ihr mehr, als irgend einer Frau der Welt. Sie war dann wie eine ältere Freundin, pflegte die Königin in ihrem Kindbett, ihren Krankheiten; ich finde den Ausdruck, sie habe ihr gedient wie eine Magd [3]). Der König machte ihr alle Tage, ohne je zu fehlen, seinen Besuch und sprach mit ihr von den Geschäften.

1) Dandolo 1547: A Landresy (an das laudarsi des florentinischen Abdrucks darf man sich nicht stoßen; es ist ein Schreibfehler) non si portò meno da buon soldato che da buon capitano et m'a detto persona degna di fede che si truovo seco in qualche luogo pericoloso.

2) Marino Cavalli: Alcuni credono che questo amore, che è grandissimo, non sia lascivo, ma come materno filiale, avendo la detta dama pigliato carico d'instituire, correggere, ed avvertire, ed eccitare esso monsignor delfino a pensieri e operazioni degne di tal principe.

3) Contarini 1552: La regina cosi pregata dal re se lo tolera patientemente e pratica continuamente con lei (la duchessa) et all' incontro la duchessa fa boni officii col re per la regina. Soranzo 1557: (La duchessa dimostra) di amare et di portare grandissimo rispetto alla regina et in tutte le sue malattie ed altri bisogni serve lei e li figliuoli come fosse propria sua serva.

Auch einen Freund hatte Heinrich II., der sich ihm in seinen frühen Jahren angeschlossen, den Connetable Montmorency. Eine dem Prinzen aufgetragene Unternehmung gegen Piemont war nur dadurch gelungen, daß der Connetable ihm die besten Streitkräfte zur Verfügung stellte; die Reputation, die daher entsprang, auch eine seinem Rang angemessene Stellung, glaubte er der Freundschaft desselben zu verdanken. Montmorency behauptete sich nicht bei Franz I., der ihm Schuld gab, er begnüge sich nicht mit der ihm übertragenen Gewalt, er selber wolle König sein: es hat allen Anschein, daß Madame d'Estampes, eine Gegnerin Dianens, Heinrichs und deshalb des Connetable selbst, zu seinem Sturze beitrug [1]). Aber daher folgte dann, daß nach dem Tode Franz' I. Montmorency wie der geborne Rathgeber des neuen Königs auftrat. Er erschien sogleich und nahm die Geschäfte, als wenn es sich von selbst verstehe, in die Hand: mit der unverwüstlichen Jugendkraft, die ihm auch in höheren Jahren eigen war, und mit unbedingter Autorität. Er hielt sich für berechtigt, von den in vollem Rath in Gegenwart des Königs gefaßten Beschlüssen abzuweichen, sobald es ihm nach der Hand besser scheine. Einst machte ihm Pietro Strozzi über einen Fall dieser Art Vorwürfe: der Connetable erwiederte einfach, die Umstände seien verändert, und schon dies war für den König genug; er verlor kein Wort darüber. Denn er lebte der Ueberzeugung, daß der Connetable die Sachen am besten verstehe.

Wir werden dieser Persönlichkeiten und einiger anderen, die sie umgaben, wie der beiden Guisen, noch einmal gedenken, wenn wir von den religiösen Angelegenheiten reden; hier fassen wir ins Auge, wie der neue König und sein Hof in die auswärtigen Verhältnisse, die Franz I. unentschieden zurückgelassen, eingriffen.

Heinrich II. war in Krieg und Politik lange Zeit hindurch bei weitem glücklicher als sein Vater.

Franz I. hatte Boulogne noch auf eine Reihe von Jahren in den Händen der Engländer lassen müssen, was dem Land um so beschwerlicher fiel, da sie Calais noch immer besaßen.

Zuerst gegen diese richteten die Franzosen unter Heinrich II. ihre Macht.

Sie begannen damit, dem vordringenden Uebergewicht der Eng-

1) Dandolo, der dies in seiner ersten Relation zu sagen Bedenken trug, weil seine Zuhörer nicht sehr verschwiegen waren, erzählt es in der zweiten.

länder in Schottland entgegenzutreten und sich selbst ein festes Verhältniß zu diesem Lande zu bilden. Die Mannschaften, welche Pietro Strozzi mit einer neugeschaffenen Marine hinüberführte, wurden von den schottischen Lords aus Antipathie gegen England freudig begrüßt: diese brachten selbst die künftige Vermählung ihrer jungen Königin mit dem Dauphin — noch waren sie beide in zartem Alter — in Vorschlag und ließen geschehen, daß sie nach Frankreich geführt wurde. Ihre Mutter, eine geborne Guise, gelangte nach einiger Zeit zur Regierung und leitete sie, trotz mancherlei Schwankungen, im französischen Sinne. Man erwartete mit Bestimmtheit, wenn nicht den nächsten, doch den alsdann folgenden König von Frankreich, der aus schottischem Blute geboren sein werde, auch in Schottland herrschen zu sehen.

Wenn es den Franzosen mit diesem Unternehmen so glücklich gelang, so rührte das besonders daher, daß in England eine Minderjährigkeit, und zwar eine wegen des religiösen Zwiespaltes doppelt unruhige, eingetreten war. Den Franzosen entging nicht, wie vortheilhaft ihnen dies auch in ihren eigenen Streitigkeiten mit dieser Macht werden könne; besonders erkannte es Montmorency; gegen den Rath der meisten anderen drang er auf eine Erneuerung des Krieges mit England. Die Engländer hatten eben ihre Garnisonen in den überseeischen Besitzungen vermindert; dagegen schloß sich der aus denselben vertriebene oder gewichene französische Adel, — denn noch stritt nicht Staat gegen Staat, sondern Nation gegen Nation, — vor Begierde brennend, in sein Eigenthum zurückzukehren, der Unternehmung des Connetable an. Ohne viele Mühe wurde das Landgebiet in Besitz genommen, Boulogne selbst gerieth in so große Bedrängniß, daß es die englische Regierung für nothwendig hielt, den Platz aufzugeben gegen den fünften Theil der Summe, der in dem letzten Vertrage hierfür bestimmt war; auch auf die Zahlungen, welche Heinrich VIII. gleichsam als Anerkennung seines Anspruches auf die französische Krone gezogen hatte, leistete sie Verzicht.

Bei der Ausführung des Vertrages, namentlich der Festsetzung der Grenze, fehlte es nicht an Hader und Zwistigkeiten. Wir sind unterrichtet, daß sich darüber in den Franzosen der Gedanke regte, den Krieg zu erneuern und nach so vielen Invasionen, die sie erfahren, nun auch ihrerseits einen Angriff auf die Insel zu versuchen. Sie hatten Verständnisse in Irland, und sie durften nur befehlen,

so kamen die Schotten über die Grenze[1]; die Plane der in England von dem letzten König aufgerichteten Befestigungen waren in ihren Händen; schon haben sie das Fahrwasser der Themse untersuchen lassen. Besonders die Nachrichten, die ihnen ein Florentiner gab, der lange im Dienste Heinrichs VIII. gestanden hatte und von der damaligen Regierung entlassen worden war, bestärkten sie in diesem Vorhaben[2].

Indem aber zeigte sich ihnen eine Aussicht zum Sieg über den Feind, der noch immer als der vornehmste und gefährlichste angesehen werden mußte.

Die Gewalt, welche Carl V. damals in Deutschland und Italien ausübte, in Italien politisch gewaltsam, in Deutschland antinational und mit religiösem Drucke verbunden, erregte in diesen weiten Gebieten eine allgemeine Gährung gegen ihn. An dem französischen Hofe sah man neben einer Anzahl flüchtiger deutscher Heerführer viele italienische Ausgewanderte. Es waren Neapolitaner von der angiovinischen Faction, denen der König für ihre entrissenen Güter Pensionen zahlte; Mailänder, zuweilen vortreffliche Soldaten, zuweilen große Gelehrte; Florentiner von der Partei der älteren Medici, welche noch darauf rechneten, die Herrschaft des Duca Cosimo umzustürzen. Einst bei seiner Vermählung mit Catharina Medici war Heinrich bestimmt worden, ein großes Fürstenthum zu gründen; als ihn jetzt die Farnesen zu Hülfe riefen, schien die Zeit gekommen zu sein, wo der König ausführen könne, was dem Prinzen versagt geblieben war. Und die größte Aussicht gewährte es, daß von den deutschen Fürsten, die dem Kaiser in seinem Kriege gegen die Vorfechter des Protestantismus beigestanden hatten, die kraftvollsten und mächtigsten aus religiösen und politischen Gründen sich von ihm abwandten; diese trugen kein Bedenken, mit der Krone Frankreich in Verbindung zu treten.

Mit mächtigeren Bundesgenossen, als seinem Vater jemals zur Seite gestanden, erhob sich Heinrich II. wider den alten Gegner, der nichts von ihm besorgte und in diesem Augenblicke ganz ungerüstet

1) Contarini: di Scotia ha piu volte mandato persone in Hibernia e fra li altri vi andò due anni sono M. di Montluc.

2) Ausführlicher ist hierüber der Venetianer Justinian, er nennt den Florentiner il portinaro. In den englischen Depeschen erscheint dieses Wort als Eigenname: Portinary; auch da ist davon die Rede, daß er in Heinrichs VIII. Diensten gestanden habe.

war. Sein Unternehmen gelang vollkommen. Die Gewalt, die eben in ihrer Befestigung auf immer begriffen zu sein schien, ward mit Einem Schlag auseinandergeworfen, dem deutschen Protestantismus auf der einen Seite seine Unabhängigkeit, den italienischen Staaten auf der andern die Möglichkeit eines politischen Lebens zurückgegeben. In ihrer Mitte erhob sich abermals Frankreich zu einer gewaltigen Macht.

Trotz seiner Erklärung, die deutsche Freiheit beschützen zu wollen, hatte sich der König bei seinem ersten Anlauf der drei vorliegenden deutschen Städte, Metz, Toul und Verdun, bemächtigt. Er nahm zum Vorwand, daß sich der Kaiser derselben zu seines Hauses besonderem Vortheil bedienen wolle, und nöthigte ihnen ein Schutzverhältniß auf, welches nicht viel weniger als Unterthänigkeit war. In inneren Hader verloren, hatte das deutsche Reich diese Plätze dem gefährlichen Nachbar gegenüber ohne alle Fürsorge gelassen; durch keine Anstrengung vermochte es dieselben wiederzuerobern.

Als Siena in der allgemeinen Bewegung den günstig scheinenden Augenblick ergriff, vom Kaiser abzufallen, waren die den Farnesen zu Hülfe geschickten französischen Truppen sofort zur Stelle, um es zu schützen. Den Waffen und der List des Duca Cosimo von Florenz und den Spaniern gegenüber vermochten sie nicht, es zu vertheidigen; aber sie hielten in Montealcino den Namen der sienesischen Republik aufrecht; neben so vielen anderen Positionen in Italien behaupteten sie die Maremmen.

Daß sich Genua nicht auch von dem Kaiser losriß, wurde den Franzosen zum Anlaß, Corsica, das damals genuesisch war, anzugreifen; sie nahmen es bis auf wenige Plätze ein: Ajaccio war in ihren Händen.

Noch beherrschten sie Piemont; mit Hülfe der Osmanen, namentlich auch des Dey von Algier, waren sie den Spaniern auf dem Mittelmeer überlegen, ebenso den Engländern im Canal; sie warfen eine Colonie nach Brasilien.

Da schien das Uebergewicht, das die französische Krone in ihren blühendsten Zeiten besessen hatte, ihr zurückzukehren, der stolze Wuchs der burgundisch-spanischen Macht sich vor ihr zu beugen. Ein gegen das Haus Oesterreich mit dem heftigsten Widerwillen erfüllter Prälat bestieg den päpstlichen Stuhl und faßte den Plan, sie mit französi-

scher Hülfe aus Italien zu vertreiben, den Franzosen auch Neapel zurückzugeben [1]).

Bald aber zeigte sich doch, daß es auch auf der entgegengesetzten Seite gewaltige Streitkräfte gab, die jetzt ein junger Fürst mit aller Anstrengung zusammennahm; das Glück, das dem alternden Kaiser untreu geworden, neigte sich seinem Sohne Philipp II. wieder zu; er rettete Neapel und seine Macht in Oberitalien; in den Niederlanden erfocht er wiederholte Siege; der Führer des Krieges und erste Minister, der Connetable Montmorency, fiel selbst in seine Gefangenschaft.

Im Jahre 1558 hatte sich die Lage so ganz verändert, daß man sich in Frankreich fragen mußte, ob man fähig sein werde, den Krieg noch ferner auszuhalten.

Denn wie wir sahen, war schon die kriegerische Haltung Franz' I. nur durch Auflagen möglich geworden, welche die inneren Ordnungen, auf denen die Nation beruhte, erschütterten. Aber noch viel größeren Aufwand hatten die Feldzüge Heinrichs II. erfordert, zumal da dieser den Sinn seines Vaters für einen geregelten Geldhaushalt nicht besaß. Man berechnete, daß jedes Kriegsjahr unter Heinrich II. so viel gekostet habe, wie vier Jahre unter Franz I. Im Jahre 1558 war die Schuld bereits auf 36 Millionen, das Deficit in der Jahresrechnung auf drittehalb Millionen gestiegen. Der König berief eine Notabelnversammlung, die als eine ständische bezeichnet wird, die sich wohl entschloß, das Bedürfniß zu decken — von den drei Millionen, welche Heinrich forderte, übernahm die Geistlichkeit eine, der dritte Stand die beiden anderen; — aber schon konnten die gewohnten Auflagen nicht ohne harten Druck und gewaltsame Mittel eingebracht werden, wie viel schwerer diese außerordentlichen! Der Adel war durch die Kriegsdienste und die Lösegelder, die von den Einzelnen gefordert wurden, von den geringeren Edelleuten 10000, von den großen Herren 100,000 bis 200,000 Goldthaler, erschöpft. Alle Lasten fielen auf das Landvolk, von dem man sagt, es habe die Dörfer verlassen, um dem unerträglichen Drucke zu entgehen.

Nicht viel weniger aber waren die spanischen und niederländischen Gebiete in Bedrängniß. Die Spanier hatten sich im Jahre

1) Daß dabei die Parteibestrebungen wenigstens nicht den vornehmsten Gesichtspunkt ausmachten, wie Thuanus und seine Nachfolger annehmen, hat schon Walkenaer bemerkt zu Hénault Abrégé chronologique de l'Histoire de France II, p. 565.

1558 aufs äußerste angestrengt und größere Heeresmassen ins Feld gebracht als jemals früher, ohne den Franzosen einen erheblichen Nachtheil zuzufügen. Auf beiden Seiten mußte man inne werden, daß man einander unter diesen Umständen nichts mehr anhaben werde. Frankreich hatte sich nicht herunterdrücken, aber auch Spanien-Burgund sich nicht auflösen lassen. Die beiden Mächte mußten neben einander bestehen und Frieden schließen.

Gerade das Gleichgewicht der Kräfte und des Glückes machte es schwer, eine Abkunft zu treffen.

Die Spanier forderten die Herausgabe der sämmtlichen, von den Franzosen eingenommenen Landschaften und Plätze, vor allem des savoyisch-piemontesischen Gebietes. Die Franzosen, bereits an den Besitz desselben gewöhnt, wollten nur von einer Entschädigung des Herzogs im Innern von Frankreich hören. Allein wie hätten die Spanier die Abfindung eines Fürsten, der sein Glück mit dem ihren vereinigt hatte, durch einen Landbesitz, der ihm keine Unabhängigkeit gewährte, zugeben, wie hätten sie die Franzosen in Italien dulden sollen? Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß man Frieden auf immer machen müsse; würden die Franzosen Piemont behalten, so sei das ein Beweis, daß sie gesonnen seien, den Krieg in Italien zu erneuern. Die wahren Grenzen zwischen den großen Ländern seien die Gebirge, die man zwar vorübergehend überschreiten, aber jenseit deren man sich nicht behaupten könne. Sie wollten die Alpen wie die Pyrenäen als die Grenzmarken der Nationen auch in Verträgen anerkannt sehen.

Die Franzosen zögerten, ein so großes Zugeständniß zu machen, und noch im März 1559 fürchtete man ein Scheitern der gesammten Unterhandlung. Sie würden sich schwerlich dazu verstanden haben, hätte sich ihnen nicht auf anderer Seite eine entsprechende Vergütung dargeboten [1]).

In dem Kriege hatte England mit Spanien aufs neue gemeinschaftliche Sache gemacht; die Geschicke beider Länder schienen auf das engste vereinigt, da der König von Spanien zugleich der Gemahl der Königin von England war. Das hatte aber den Franzosen

1) Granvella erwähnt in einer Schrift an den Grafen Feria, Quesnoy 3. April 1559 (V, 585): el desconcierto que hubo et juéves santo en la negociation de la paz y como los Franceses fingiéron de quererse partir y lo que succediò el biernes que viéndo nos firmes los dichos Franceses volviéron al negotio.

Gelegenheit gegeben, sich durch einen plötzlichen Anfall in Besitz von Calais und Guines zu setzen, den letzten Resten der alten englischen Eroberungen. Die Engländer mußten sämmtlich diese Plätze und ihr Gebiet verlassen; die Franzosen bevölkerten dieselben aufs neue. Sie wurden nun erst wieder Herren und Meister ihres ganzen Grund und Bodens und waren entschlossen, niemals wieder einen Fußbreit davon herauszugeben; alle Stände des Landes waren in dieser Ansicht mit dem König einverstanden.

Philipp II. hätte es nicht auf sich kommen lassen, den Franzosen einen alten Besitz seiner Verbündeten zu überlassen: zu den Plätzen, deren Herausgabe er forderte, gehörte auch Calais. Doch hatte sich die Lage der Dinge verändert; die Gemahlin Philipps II., Maria, war gestorben, und ihre Nachfolgerin, Elisabeth, durfte sich nicht schmeicheln, daß dieser König ihre Sache so vollkommen als die seine betrachten würde. Der Herzog von Alba stimmte allem bei, was die Engländer über den Vortheil sagten, der den Niederlanden aus ihrem Besitze von Calais entspringe; aber er bemerkte doch, um es den Franzosen wieder zu entreißen, dazu werde ein Krieg von sechs bis sieben Feldzügen gehören, zu dem man schwerlich die Mittel besitze. Elisabeth mußte fürchten, daß Spanien seinen Frieden ohne sie schließen werde; um nicht allein die Gefahr des Krieges tragen zu müssen, gewann sie es über sich, Calais den Franzosen zu überlassen [1]). Sie bewilligte es nur auf eine unbestimmte Zeit; aber die Natur der Dinge war stärker: Calais ist niemals wieder zurückgegeben worden.

Wie dort das Gebirge, so, und noch viel mehr, sollten hier die Fluthen des Meeres die Nationen scheiden.

Leichter kam der König von Spanien über die Schwierigkeit hinweg, welche in der Eroberung der drei Bisthümer lag. Nachdem er sich so viel vergebliche Mühe gegeben, das Kaiserthum an sich zu bringen, wollte er sich nicht zum Vorfechter des Reiches und seiner auch noch so gerechtfertigten Ansprüche machen. Er sagte einfach, die Sache gehe ihn nichts an.

Und nun konnte Niemand leugnen, daß es für die Franzosen wichtiger war, die drei Bisthümer und Calais zu behaupten, als

1) Instruction Elisabeths: 19. Februar 1559. Die Erklärungen der Spanier geben ihr Ursache, to take it for a lykelyhod of a great disposition in them to peace — die Gesandten sollen abschließen, wenn sie bemerken, daß die Spanier might be tempted to conclude their peace without our satisfaction. (Forbes Public Transactions 59.)

Piemont. Wie Calais zur See gegen England, so war ihnen Metz zu Lande gegen Deutschland ein unschätzbares Bollwerk.

Wenn der Friede, der zu Chateau Cambresis am 2. April 1559 zu Stande kam, trotz der wesentlichen Vortheile, die er darbot, in Frankreich doch auch Mißvergnügen und lebhaften Tadel erweckte, so rührte das daher, weil die rivalisirende Macht, welche man einmal auflösen zu können gemeint hatte, nun doch in ihrer vollen Stärke bestehen blieb.

Die nachtheiligen Bestimmungen, die sich Spanien gefallen ließ, betrafen nur seine ehemaligen Verbündeten. Die spanische Monarchie selbst gelangte durch die Abkunft sogar zu einer festeren, minder gefährdeten geographischen Stellung, da die Franzosen in Italien nichts weiter als Saluzzo und einige piemontesische Festungen, auch diese aber nur auf nähere Auseinandersetzung mit Savoyen, behielten. Der vornehmste Kampfpreis, das Uebergewicht in Italien, blieb in den Händen des Hauses Burgund.

Daß damit der große Streit nicht auf immer ausgefochten war, daß er die Welt noch einmal in Bewegung setzen würde, lag am Tage. Zunächst aber sollten andere Interessen des inneren Staatslebens und der Religion die Geister vorzugsweise beschäftigen.

# Drittes Buch.

## Emporkommen kirchlicher Reformbestrebungen in Frankreich.

Unter Menschen, die der Vergangenheit kundig sind, müßte davon gar nicht mehr geredet werden, ob der Protestantismus in der Welt sein soll oder nicht. Der moderne Katholicismus selbst verdankt ihm seine Ausbildung und ließe sich ohne diesen Gegensatz nicht mehr denken. Wie in den Conflicten der germanischen und romanischen Welt das Königthum der neuen Jahrhunderte, in dem Sturme der Völkerzüge und Völkerbildungen die Hierarchie, in den Gefahren allgemeiner Eigenmacht und Gewaltsamkeit das System ständischer und städtischer Genossenschaften gegründet worden ist, so erschien, als die Zeit gekommen war, — denn alles auf Erden hat durch ein göttliches Geschick seine Zeit und Stunde, — aus den inneren Trieben des europäischen Lebens erwachsend, der Protestantismus. Fern davon, einen Widerspruch gegen die Religion zu enthalten, suchte er dieselbe, einer verweltlichten Priesterschaft gegenüber, geistiger, uneigennütziger zu ergreifen, die Lehre aus den zufälligen Formationen der hierarchischen Epoche auf ihren wesentlichen Inhalt und das Allgemeingültige zurückzuführen.

Aber allerdings lag es in seinem Wesen, die gefährlichsten, bittersten Kämpfe zu erwecken.

Denn nicht allein kirchlich war die Frage, sondern bei der engen Verbindung zwischen Kirche und Staat, die allenthalben obwaltete, in hohem Grade politischer Natur.

Wenn sich in Deutschland unter der Führung tiefsinniger und erleuchteter Geister und dem fast allgemeinen Zusammenstimmen der Nation das Unternehmen doch nur theilweise durchsetzte, und zwar nicht ohne blutige Kämpfe, wie viel weniger konnten diese in Frankreich vermieden werden, wo seit Jahrhunderten die Verbindung zwischen Königthum und Kirche unendlich eng war?

Der Unterschied läßt sich schon daran ermessen, daß die Kirche bei den romanischen Völkern zwar nicht älter ist als der Staat

überhaupt, aber doch älter als die bestehenden Staaten und als das Königthum, während sie in den germanischen ihre Begründung der Theilnahme des Fürstenthums hauptsächlich verdankt.

Aber unvermeidlich waren diese Regungen auch dort: sie entsprangen auf dem allgemeinen Gebiete des Lebens und Denkens, welches in ganz Europa dasselbe war, und trafen eine lebendige Ader auch in dem romanischen, besonders in dem französischen Geiste.

## Erste Regungen einer kirchlichen Neuerung.

Als den Patriarchen der Reformirten in Frankreich mag man Meister Jacob Fabry, von Etaples, betrachten, der, während König und Ritterschaft in Italien Krieg führten, auf mancherlei Wanderungen nach diesem Lande sich die Grundlagen der neuerwachenden Gelehrsamkeit anzueignen suchte. Auch ihn führte das Studium der Classiker, wie so manchen Deutschen, zum Abfall von der Lehrweise der Mönche und der scholastischen Methode; zahlreiche strebende Schüler sammelten sich um ihn. Fabry war ein Mann von unscheinbarer, fast verächtlicher Gestalt, dem aber Umfang und Gediegenheit des Wissens, eine sittliche Haltung und die Milde und Sanftmuth, die sein ganzes Wesen athmete, eine höhere Würde verliehen. Wenn er um sich her sah, schien ihm die Welt in der Nähe und Ferne von einer tiefen Nacht des Aberglaubens bedeckt zu sein, an das unmittelbare Studium der Urkunden des Glaubens aber eine Hoffnung der Erneuerung sich zu knüpfen: er sagte seinen vertrautesten Schülern, sie würden eine solche erleben. Er selbst ging mit einer fast zaghaften Umsicht zu Werke: er konnte sich nicht entwöhnen, vor den Heiligenbildern zu knieen, und suchte nach Gründen, um die Lehre vom Fegfeuer aufrecht zu erhalten: er hatte nur Muth in dem Gebiete der Gelehrsamkeit. Da wagte er es, zuerst in einer kritischen Streitfrage, von der Ueberlieferung der lateinischen zu der Meinung der griechischen Kirche überzugehen; dann entnahm er aus den paulinischen Schriften Grundsätze über Rechtfertigung und Glauben, die mit den herrschenden Vorstellungen vom objectiven Werthe der guten Werke in unleugbarem Widerspruche standen [1]) und durch die Erhe-

1) Vgl. Graf: Jacobus Faber Stapulensis, in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie II, 1, S. 41. Die von Merle d'Aubigné (Histoire de la réformation T. III, 492) wieder angeregte Frage über die Priorität der reformatorischen Meinungen Lefebre's könnte nur dann beantwortet wer-

bung und das Auftreten Luthers, der von demselben Moment ausging, plötzlich eine universale Bedeutung bekamen. Fabry verband mit der täglichen Arbeit der Studien eine unverwüstliche Geisteslebendigkeit. Im höchsten Alter, das den Menschen gewährt ist, legte er Hand an eine Uebersetzung der Bibel, welche die Grundlage der französischen Bibelübersetzungen bildet [1]); er hatte, als er sie abfaßte, bereits das achtzigste Jahr überschritten.

Der literarischen Abweichung gesellte sich auch in Frankreich gar bald die auf die Anwendung der erkannten Religion im Leben dringende, mystisch-praktische Richtung hinzu. Die bischöfliche Gewalt selbst schien sich der Verbesserung annehmen zu wollen. Der Bischof einer großen Diöcese, Wilhelm Briçonnet von Meaux, ein alter Freund Fabry's, in der Lehre von der Rechtfertigung und dem daher entspringenden Gegensatz gegen die äußere Werkheiligkeit gesinnt wie dieser, unternahm, so sehr sich seine Natur übrigens zu ruhiger Beschaulichkeit neigte, seinen Sprengel in diesem Sinne zu reformiren. Es kam ihm unerträglich vor, daß seine Pfarrer immer nur von ihren Rechten redeten und sich um ihre Pflichten nicht bekümmerten; daß die geschwätzigen Mönche, die deren Stelle vertraten, nur eben solche Meinungen verkündigten, welche zu ihrem Vortheil und Gewinn gereichten. Er suchte sich der einen und der anderen zu entledigen, um, in enger Verbindung mit Fabry und dessen Schülern, Farel, Roussel, Aranda, welche durch die nach Frankreich vordringenden religiösen Bücher Luthers noch besonders angeregt waren, Leben und Lehre umzubilden; er wollte so recht ein Bischof im alten Sinne des Wortes sein und bestieg selbst den Predigtstuhl.

Gerade in Frankreich mußten nun aber alle diese Bestrebungen den hartnäckigsten Widerstand finden. In Paris waltete die große theologische Universität, welche von jeher als die Hüterin der lateinischen Orthodoxie galt. Die armen Meister, für die einst Ludwig IX. das Collegium der Sorbonne gründete, waren seitdem, da sie zugleich die theologische Facultät bildeten, eine Macht in der Welt geworden. Einst, im 13. Jahrhundert, als die römische Kirche Thomas von Aquino heilig sprach, hatten sie auf alle Abweichungen von dem System desselben Verzicht geleistet und sich unbedingt seiner Lehre

den, wenn man die früheren Schriften und namentlich seinen Commentar über die pauliniſchen Briefe abgesondert von den späteren betrachtete. An der Originalität derselben ist nicht zu zweifeln.

1) Meyer, Geschichte der Schrifterklärung II, 312.

verpflichtet, welche die Kirche erleuchte wie die Sonne den Mond [1]). Mit unverbrüchlichem Gehorsam hielten sie an den alten Satzungen fest; sie erklärten es für ein Gott mißfälliges Werk, auch nur ein Buch zu lesen, das in den Schulen zu lesen nicht ausdrücklich angeordnet worden sei; jede Entfernung von dem Gewohnten fand an ihnen von jeher unversöhnliche Gegner. Sie haben Marsilius in Padua verdammt, die doctrinellen Neuerungen der Nominalisten, die spiritualistischen der Flagellanten, Wiklef und Huß; Hieronymus von Prag ist vor ihnen geflohen. Während des funfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts überwachen sie gleichsam die Lehrmeinungen der gesammten Kirche und bekämpfen jede Neuerung. Wenn Reuchlin in seinem Streite mit den Dominicanern zu Cöln auf eine gewisse Rücksicht bei der Pariser Universität rechnete, namentlich weil er dort studirt und der hohen Schule durch seine Schriften Ehre gemacht habe, so befand er sich im Irrthum; sie stieß, wie man sich ausdrückte, den Sohn von sich, um die Schwester, die Universität von Cöln, nicht fallen zu lassen. Wie hätte da nicht ein so entschiedener Angriff auf das bisherige System, wie der lutherische war, vollends ihren ganzen Widerwillen und Ingrimm erwecken sollen? Gleichsam voraussehend, was da kommen würde, ernannte die Facultät, als die lutherischen Streitschriften ihr im Jahre 1520 vorgelegt wurden, eine Deputation in Sachen des Glaubens, wie eine solche einst zu den Zeiten des Costnitzer Concils erwählt worden war [2]), auf deren Bericht Martin Luther, weil er die Meinungen der Doctoren und die Satzungen der Concilien verachte, verurtheilt und als ein Empörer bezeichnet wurde, dessen Anmaßungen mit Ketten und Banden, ja mit Feuer und Schwert zu bekämpfen seien. Diese Deputation hat, öfter erneuert, mehr als ein halbes Jahrhundert bestanden [3]) und dem Protestantismus einen fast nicht minder bedeutenden Widerstand geleistet, als das Papstthum zu Rom selbst. Ihre Wirksamkeit beruhte darauf, daß die Ketzerei als ein bürgerliches Verbrechen betrachtet wurde, für die Parlamente aber, welche Criminalgerichtsbarkeit ausübten, das Urtheil der Sorbonne

1) Decretum pro doctrina M. Thomae 1325, ausgegangen von dem Bischof, vocatis omnibus sacrae theologiae doctoribus bei Argentré: collectio iudiciorum I, 222.

2) Vgl. Argentré: collectio II, 1.

3) Rousel an Farel: „Senatus a parte theologorum stat, et quod ii decreverunt, cunctis comprobat calculis.“

in Bezug auf Ketzer und ketzerische Bücher entscheidend war. Fabry, schon wegen jener gräcisirenden Meinungen verdächtig, ward überdies als ein Lutheraner angesehen; er wendete sich nach Meaux, um nicht als Ketzer in Anspruch genommen zu werden. Aber wie hätte man seine und seiner Schüler Thätigkeit dort dulden sollen? Die über den Bischof sich beschwerenden Mönche fanden Gehör bei dem Parlament; die Sorbonne verdammte einige daselbst bekannt gemachte, der Neuerung verwandte Artikel und forderte Widerruf; ihrer vereinigten Macht vermochte jene reformatorische Genossenschaft nicht lange Widerstand zu leisten, sie ward ganz auseinandergesprengt. Der Bischof nahm nun Bedacht darauf, seinen Ruf als gläubiger Katholik einigermaßen wiederherzustellen, und hüllte sich übrigens in sein mystisches Dunkel.

Die Organe der alten Rechtgläubigkeit übten gleichsam eine unabhängige Gewalt aus. Gab es aber, fragen wir, nicht einen geistreichen und thatkräftigen König im Lande? welche Stellung nahm der in diesen Streitigkeiten ein?

Franz I. liebte weder das Parlament noch die Sorbonne, mit denen er wegen seines Concordates in Hader lag, am allerwenigsten die Mönche: schon lange ging er mit dem Gedanken um, den vornehmsten Gegner ihrer Denkart und Lehrweise, Erasmus, in seine Nähe zu ziehen, ihm eine Stellung an der Spitze eines wissenschaftlichen Institutes zu begründen. Auch der religiöse Geist der Zeit ließ den König nicht unberührt; mit seiner Mutter und Schwester las er wohl in den heiligen Schriften, und man hörte sie darauf bemerken, daß die göttliche Wahrheit — denn es schien ihnen, als geschehe das — nicht als Ketzerei bezeichnet werden sollte. Am Hofe sprach man mit Lob von Doctor Luther und seinen Schriften: die Sorbonne beschwerte sich, daß die Verfolgung der Anhänger und die Vertilgung der Bücher des Ketzers von dorther Hindernisse finde. Nach und nach bildete sich überhaupt zwischen der theologischen Autorität und der Macht des Königthums ein auffallender Gegensatz.

Die Aufsicht über die Druckschriften, welche der Sorbonne zustand, sollte ihr beschränkt werden: einverstanden mit dem Parlament, hielt sie um so strenger darüber.

Als die Facultät im Begriff war, eine Schrift Fabry's zu verurtheilen, forderte der König die Sache an seinen Hof; die Sorbonne ließ sich nicht abhalten, die Schrift dennoch in das Verzeichniß der verbotenen Bücher zu setzen.

Im Sinne des Königs war es nicht, wenn jene reformirende

Gesellschaft in Meaux zersprengt ward: stand seine Schwester doch mit dem Bischof in einem mystisch-religiösen Briefwechsel: er selbst hatte nichts dagegen, wenn Roussel oder Aranda am Hofe predigten.

Seiner besonderen Gunst erfreute sich Louis de Berquin, von allen damals Lebenden vielleicht der Mann, der die erasmischen und lutherischen Ideen am lebendigsten verband. Mit der Anzüglichkeit des Einen greift er die Unordnung der Klöster und das Cölibat aus den Gesichtspunkten der Religion und der Sitte, nichts verhüllend an; aber er zeigt auch Sinn für die Tiefe des Andern, für den Satz, daß alle Christen Priester seien, und eine fast schwärmerische Vorstellung von Gnade und Glauben und der wahren kirchlichen Gemeinschaft. Einmal befreite ihn der König, bald nach seiner Rückkehr aus Spanien, aus dem geistlichen Gefängniß; aber Berquin machte es sich zu einem Ehrenpunkt, vor Feinden wie diese nicht zurückzuweichen: er hielt sich für Mannes genug, dem Syndic der Sorbonne, Beda, dem Führer jener Deputation, ketzerische Meinungen nachzuweisen. Was Franz I. gethan hätte, wenn ihm in dem neu unternommenen Kampf in Italien der Sieg geblieben wäre, wer will es sagen? Aber wie das Erasmus, Berquin warnend, einst bemerkte, die Niederlage, die der König erlitt, schwächte sein Ansehen auch im Innern. Den abermals Angeklagten vermochte er nicht noch einmal zu retten: Berquin wurde im Jahr 1529 auf dem Grèveplatze verbrannt. Das Volk, auf das die Prediger der Sorbonne von jeher den größten Einfluß ausgeübt hatten, bewies dem Unglücklichen nicht so viel Theilnahme wie sonst dem verruchtesten Verbrecher [1]).

Seitdem ging die Sorbonne zu absichtlicher Widersetzlichkeit gegen den König über. Sie suchte die Thätigkeit jenes Collegiums für die alten Sprachen, als es endlich zu Stande kam, zu beschränken; sie beschwerte sich über die Fastenpredigten, die, nicht ganz orthodox, im Louvre gehalten wurden: in einer scholastischen Comödie verhöhnten ihre Schüler die evangelischen Tendenzen der Schwester des Königs; diesen selbst haben sie nicht undeutlich der Ketzerei bezichtigt. Franz I. entfernte einmal Beda und seine vornehmsten Genossen aus der Stadt; aber bald finden wir dieselben zurückgekehrt

1) Erasmus ad Carolum Utenhofium Cal. Jul. 1529: Sic omnium animos in illum excitarant qui — nihil non possunt apud simplices et imperitos.

und in dem alten Thun und Treiben begriffen. Bei dem nächsten Anlasse ward der König von ihnen fortgerissen, selbst an dem Werk der Unterdrückung Theil zu nehmen.

Wenn er nämlich eine gewisse Abweichung duldete, so hatte dieselbe doch sehr bestimmte Grenzen; weder das Princip der hierarchischen Ordnungen, noch das Geheimniß der Eucharistie ward dadurch verletzt. Der König rühmte sich in den Verhandlungen mit den Kaiserlichen noch oft, daß es in seinem Reiche gar keine Ketzer gebe.

Da ereignete sich aber, daß durch einige, die Gunst, die sie erfuhren, sowie ihre Macht und Zahl viel zu hoch anschlagende Neuerer ein öffentlicher Angriff auf die durch Herkommen geheiligte Verehrung des Sakramentes unternommen ward: es scheint selbst, als habe der wiedertäuferische Wahn, der damals, auf eine allgemeine Umkehr zielend, das germanische Europa durchzog, sich auch in Paris geregt [1]). Hierüber gerieth nicht allein die Geistlichkeit und das Volk, sondern auch der König in die größte Aufwallung. Er kam in Person nach der Stadt, um das durch die Verletzung des Hochwürdigsten geschehene Verbrechen durch eine feierliche Procession, bei welcher der ganze Pomp des katholischen Gottesdienstes entfaltet ward, zu sühnen [2]). Den Verfolgungen wurde wieder Raum gelassen; achtzehn der Schuldigen — man sagte, es seien Aufrührer — mußten mit dem Tod im Feuer büßen.

Das hielt den König nicht ab, mit den deutschen Protestanten, zu denen er ein politisches Verhältniß suchte, auch Verhandlungen in Bezug auf eine religiöse Vereinbarung zu pflegen. Geistliche von Einsicht und Milde umgaben ihn in den höchsten Stellen, welche, wie eine gleichzeitige Schule in Italien, zugleich den Mißbräuchen steuern und den Frieden herstellen zu können meinten. Sie rechneten auf die friedfertigsten Männer der protestantischen Partei: der König hatte eine Zusammenkunft von Theologen beider Seiten, eine große

1) Vgl. ein Schreiben Granvella's (Papiers d'état II, 283): „die Kirchen hätten in Brand gesteckt, das Louvre geplündert werden sollen". Größeren Eindruck macht ein Schreiben von Sturm an Melanchthon. Er bezeichnet die Neuerer als homines furiosi, qui metuerunt parum multos fore suarum partium, nisi astutis, ut ipsis videbatur, sed, ut res indicavit, stultissimis et seditiosissimis rationibus regna et gentes perturbarent.

2) „Instructio data Magistro nostro Baluë et Bouchigni" Argentré I, II, 386. Codicillus quo ostenditur non esse disputandum cum haereticis. Ib. 384.

freie Besprechung im Sinn und lud bereits Melanchthon zu sich ein. Allein die Sorbonne widersetzte sich jeder Annäherung irgend einer Art. Sie blieb bei dem Grundsatze stehen, daß man die faulen Glieder von der Kirche abhauen müsse, daß jegliche Gemeinschaft mit den Ketzern gefährlich sei. Und was lasse sich von einer Besprechung mit denen, welche die Principien leugnen, erwarten? Die Principien seien die Traditionen der Kirche, die Decrete der Päpste, die Satzungen der Concilien. Solange diese hohe Schule ihre Autorität besaß, war in Frankreich nicht einmal an Religionsgespräche zu denken, wie sie in Deutschland stattfanden, geschweige denn an irgend eine Verständigung.

In der unmittelbarsten Nähe des Königs regten sich Sympathien für die Protestanten, zum Theil freilich von einer Art, welche ihnen wenig Credit verschaffen konnte [1]). Er selbst besaß nicht den tiefen nachhaltigen Ernst, der zur Durchführung einer kirchlichen Unternehmung gehört hätte. Er sah die Aufgabe seines Lebens in der Behauptung des französischen Gebietes, der Aufrechthaltung seiner großen politischen Stellung, dem Kampfe mit dem Kaiser. Wie wäre von ihm zu erwarten gewesen, daß er sich dem Papst entschlossen entgegengesetzt hätte, der dadurch nur auf die Seite des Gegners getrieben worden wäre? Indem er alle Kräfte seines Landes zum Widerstande gegen denselben vereinigte, durfte er nicht eine Bewegung begünstigen, welche die Nation entzweien konnte.

Im Jahre 1543 erließ die Sorbonne eine Instruction an die Prediger, die eine Erklärung über die in Streit gezogenen Dogmen in einer dem Protestantismus durch und durch entgegengesetzten Auffassung enthält, und der König fand sich bewogen, sie zu bestätigen; denn er müsse einen Zwiespalt in der Lehre, welcher nichts als Empörung hervorbringen würde, vermeiden.

Zur Zeit Franz' I. ist die Abweichung in weiten Kreisen geduldet worden; aber man hat nichts dafür gethan, die Strenge der geistlichen Gesetze für die Zukunft zu mäßigen. Noch unter ihm, dem Könige der Cultur, der eine Ehre darin sah, das Blut seiner Unterthanen nicht zu vergießen, ist es zu gräßlichen Executionen gekommen, in welchen ganze Gemeinden unschuldiger Waldenser hingewürgt worden sind. Lange hatte Franz I. widerstanden; endlich, und zwar, wie

1) Der spanische Gesandte sagt 15. Nov. 1536: Madama de Tampes (Estampes) se tiene en gran manera de la disciplina Lutherana.

sein Nachfolger behauptet, durch falsche Berichte getäuscht[1]), gab er nach.

Sonderbar, daß, was von dem großen Könige gar nicht einmal unternommen werden durfte, von seiner unvergleichlich minder mächtigen Schwester, der Königin Margaretha von Navarra, in ihrem beschränkten Gebiete versucht und bis auf einen gewissen Grad erreicht wurde.

Wir haben der Königin schon gedacht, ihres schriftstellerischen Talentes, welches Keckheit und Anmuth verbindet, sowie des Antheils, den ihr Bruder ihr an der Politik zu nehmen verstattete. Dem venetianischen Gesandten Dandolo erscheint sie als der beste Kopf, dem er überhaupt in Frankreich begegnet sei; er bewundert ihre Aeußerungen über die Dinge des Staates, sowie über die verwickelten Fragen der Religion[2]). In ihrem Bruder sah sie gleichsam das Ideal eines Mannes und begleitete seinen ganzen Lebensgang mit schwärmerischer Bewunderung und jener Theilnahme, die in dem Glücke des Andern die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes sieht; oft mag sie ihm in den Geschäften mit der Ueberlegenheit eines ruhigen, durch keine Leidenschaften getrübten, hellen, weiblichen Geistes zu Hülfe gekommen sein. Aber eine noch selbständigere Aufmerksamkeit widmete sie den religiösen Fragen. Sie hat darüber geschrieben; ein Buch von ihrer Hand ist dadurch merkwürdig, daß darin nicht mehr vom Fegfeuer, noch von der Fürbitte der Heiligen, sondern bloß vom Verdienste Christi die Rede war. Ihre religiöse Poesie hat etwas Schwärmerisches, man möchte, an eine spätere Erscheinung im voraus denkend, sagen, Zinzendorfisches, aber zugleich ein ächtes Gefühl von dem Verhältnisse der in den Verführungen der Welt irrenden Creatur zu dem göttlichen Wesen, aus welchem ihr die Fülle und das Bewußtsein des allgemeinen Lebens zu Theil wird. Auch sie hielt sich innerhalb enger Grenzen der Abweichung; das Geheimniß der Eucharistie hütet sie sich zu berühren[3]). Ganz in ihrem

1) „Sur ce que l'on auroit fait entendre au dit seigneur roi, qu'ils étoient en armes" etc. Ausschreiben Heinrichs II. v. 17. März 1549.

2) „Questa credo sii la piu savia non dico delle donne di Franza, ma forse anco delli huomini. In cose di stato non credo che li si trovino miglior discorsi et nella dottrina christiana cosi ben intelligente e dotta che io credo pochi ne sappino parlar meglio" (Dandolo 1542).

3) „Sire, nuls de nous n'ont été trouvés sacramentaires" Nouv. Lettres de la reine de Navarre 15 éd. Genin. Jene Zeiten mochten sehr

Sinne wirkte Rouſſel, den ſie zum Biſchof von Oleron beförderte. Er predigte zweimal, dreimal des Tages, gründete Schulen, unterrichtete ſelbſt darin, denn auf der Jugend ſchien ihm die Hoffnung der Welt zu beruhen, und theilte ſein Einkommen mit den Armen. Seine ganze Religion gründet ſich auf einen lebendigen Begriff von der Rechtfertigung durch den Glauben und der unſichtbaren Kirche. So ward das Werk von Meaux in dem von der unmittelbaren Einwirkung der Sorbonne unberührten Gebiete von Bearn fortgeſetzt. Der Königin, die auch anderen Flüchtlingen eine Freiſtatt gewährte — in ihrer Nähe ſtarb Fabry — galt es zuletzt als das größte Vergnügen in ihrer Zurückgezogenheit, mit den gleichgeſinnten Freunden über die Schrift und deren Auslegung zu forſchen, bis ſie ihren Tod kommen fühlte. Sie glaubte, er ſei ihr durch eine Erſcheinung angekündigt worden, die ihr einen Blumenſtrauß zeigte, mit dem Worte „bald".

## Erinnerung an die Reformation in Genf.

Noch andere franzöſiſch redende Völkerſchaften gab es aber, wie von der religiöſen, ſo von der politiſchen Macht Frankreichs unabhängig, in denen die nämliche Saat ſelbſt zu bedeutenderen Hervorbringungen reifte.

In den von der franzöſiſchen Krone nicht bezwungenen Gebieten des alten Burgund, die, das Kaiſerthum anerkennend, doch in der That volle Unabhängigkeit genoſſen, ſtießen die Herzoge von Savoyen und einige Städte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, beide um ſich greifend, auf einander: die einen im monarchiſchen und katholiſchen, die anderen im populären und, obgleich nicht ausſchließend, doch überwiegend proteſtantiſchen Sinne. In der deutſchen Schweiz hatte ſich die Idee der Reformation, zwar von denſelben Principien ausgehend, wie im deutſchen Reiche, und im Ganzen übereinſtimmend, aber doch wieder in Auffaſſung der Lehre und den Formen des Lebens abweichend, unüberwindlich aufgeſtellt.

Da geſchah es nun, daß von den Schülern Fabry's der thatkräftigſte, Wilhelm Farel aus Gap in Dauphiné, der in Meaux mitgearbeitet, nachdem die dortige Geſellſchaft geſprengt war, ſich nach

verderbt ſein; ſpätere haben aber auch den reinſten Charakteren Verbrechen angedichtet, die ihnen fern liegen. Sehr unterrichtet iſt Schmid: Gérard Roussel, auch über Margaretha.

der Schweiz wandte, an die reformatorischen Männer anschloß, welche dort mitten im Kampfe standen, und seine ursprünglichen Ueberzeugungen durch deren Auffassung erweiterte und befestigte. Diese fühlten so eben, daß sich der Ausbreitung ihrer Lehren an den romanischen Grenzen eine Schwierigkeit entgegenstelle, die sie nicht zu überwinden wußten. die Verschiedenheit der Sprache. Es erschien ihnen als ein unschätzbarer Gewinn und zwar ein solcher, daß der Neuangekommene, dem die Rückkehr nach Frankreich verwehrt war, die Mission in die romanischen Grenzlande übernahm.

Farel, in seinem durch wiederholte Flucht gestählten Eifer, war ganz der Mann dafür. Er liebte es, in der Mitte der Gegner plötzlich hervorzutreten, ihren Zorn zu reizen, unter wildem Getümmel das Wort zu ergreifen, das Toben empörter Volkshaufen zu bestehen. Wo man ihm die Kirchen verschloß, predigte er unter freiem Himmel, auf den Gottesäckern, den Marktplätzen, in offenem Felde; aber zuweilen ist er auch in die Kirchen gedrungen; während der Priester noch die Messe las, hat er die Canzel bestiegen; seine Begleiter haben die Consecration der Messe unterbrochen; er selbst soll einmal einem Priester die Reliquien, die er trug, aus der Hand gerissen und ins Wasser geschleudert haben [1]).

Dafür hat man ihm auf seinen Wanderungen aufgelauert; unter den Schlägen der entrüsteten Feinde ist ihm das Blut emporgespritzt und hat nahe Gemäuer geröthet; aber auch in diesem Zustande wäre er doch nicht dahin zu bringen gewesen, einem Heiligenbilde die herkömmliche Verehrung zu bezeigen, die er als Götzendienst ansah. Indem man ihn schlug, erhob er seine Stimme dawider. Männer, wie diese, sollte man nicht mit den Aposteln vergleichen: vielleicht aber darf man sagen, daß sich in ihnen der Eifer späterer Heidenbekehrer, wie des heiligen Martinus, auf einer anderen Stufe wiederhole.

Doch läßt sich nicht denken, daß es Farel mit seinem Unternehmen gelungen wäre, hätte ihm nicht die Eidgenossenschaft Rückhalt, der Rath und die Gemeine von Bern Antrieb und Förderung gewährt. Denn in seinen Erfolgen sahen sie ihre eigenen. Mit dem Worte des Predigers wirkten überall das Ansehen der mächtigen, ihn begünstigenden Commune und die freie Bewegung der Bürgerschaften

1) Die Zweifel Kirchhofers im Leben Farels heben sich, wenn man die Sache in der ältesten handschriftlichen Aufzeichnung (Ms. Genèv. 14) erzählt findet.

unter dem Schutze des ersten Cappeler Landfriedens zusammen. Farel reformirte nach und nach Aigle, Morat, Neufchatel und Valangin, Moutiers: auch nach Genf hat er die protestantische Lehre zuerst getragen.

In Genf trat sie in den Gegensatz verwandter, doch wieder ganz eigenthümlicher Verhältnisse.

Die Verfassung von Genf beruhte auf dem Ineinandergreifen dreier an sich verschiedenen Gewalten: des Bischofs, dem die fürstliche Macht zustand, des Herzogs von Savoyen, der das Vicedomat erworben hatte, und der, wenn nicht sehr zahlreichen, doch ruhigen, auf ihre Rechte eifersüchtigen und thatkräftigen Bürgerschaft. Im sechzehnten Jahrhundert suchten nun die Herzoge, wie denn etwas Aehnliches an vielen Stellen geschah, ihre Autorität durch Verbindung mit dem Bisthum zu verdoppeln und zu einer wirklichen Herrschaft auszubilden; die Bürger dagegen schlossen sich an die in ihrer Nähe mächtig vordringende Eidgenossenschaft, von der die republikanische Partei in der Stadt ihren Namen Eidgenots annahm; sie traten in Bürgerrecht mit Freiburg und Bern. Gar manchen Anfall des Herzogs hatten sie schon durch deren Hülfe abgeschlagen: im Jahre 1534 waren sie von Neuem auf das ernstlichste bedroht.

Der Adel von Savoyen und Waadt schnitt ihnen die Zufuhr ab und umlagerte die Stadt dann und wann: die Anhänger des Bischofs, aus der Stadt verjagt, nahmen in einem benachbarten Schloß eine feste und überaus beschwerliche Stellung; wehe dem Genfer, der in ihre Hände fiel! Das Eindringen des Protestantismus brachte zunächst widerwärtige Wirkungen hervor. In der Stadt erhoben sich die religiösen Parteien gegen einander; auf Gastgeboten kam es zu blutigen Raufereien zwischen ihnen Die Schutzorte selbst entzweiten sich. Das katholisch gebliebene Freiburg, sich auf die Macht lehnend, welche seit dem Umschwunge der Dinge nach der Schlacht von Cappel der Katholicismus wieder in der Eidgenossenschaft besaß, war für die katholische, Bern, jedoch nicht ohne Zaghaftigkeit, für die protestantische Partei.

Sehen wir von den einzelnen Vorfällen und ihren Zufälligkeiten ab, so leuchtet ein, daß der protestantischen Tendenz aus dem Gange der Dinge eine überlegene Wirksamkeit erwachsen mußte. So brachte es der Charakter des städtischen Kampfes, der sich hauptsächlich gegen die geistliche Gewalt richtete, nothwendig mit sich. Der Bischof, mit dem Herzog enge verbunden, hatte den Bann über die Stadt ausgesprochen: dieser war von dem Metropoliten, ja von dem

Papst selbst wiederholt worden; innerhalb des Katholicismus gab es kein Recht, demselben zu widerstreben; wollte die Stadt ihre Freiheit behaupten, den Kampf bestehen, so blieb ihr kein Mittel, als sich zu der protestantischen Doctrin zu bekennen, welche sich diesen Verdammungen principiell entgegensetzte. Die allzu enge Vereinigung der geistlichen mit der weltlichen Gewalt, welche den Widerstand mit der Bürgerschaft überhaupt hervorgerufen, trieb sie auch nach dem Protestantismus hinüber.

Die kleine Gemeinde, welche sich, als Farel zuerst daselbst erschien, um denselben her gebildet, wußte sich auch, nachdem er hatte weichen müssen, zu behaupten und entwickelte selbst ohne geistlichen Führer eine nachhaltige Lebenskraft. Als Farel nach einiger Zeit wieder erschien, brachte er mit seinen Predigten eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Man sah Priester ihr Gewand vor dem Altar abwerfen und das Bekenntniß der neuen Lehre aussprechen. Ein Religionsgespräch, das man veranstaltete, schon nicht mehr über die Frage, ob die Predigt geduldet werden, sondern darüber, ob sie nicht allein herrschen sollte, hatte den Erfolg, daß diejenigen selbst, welche die katholische Sache verfochten, zu der protestantischen übertraten.

Alle Anhänger des alten Ritus galten zugleich als Verbündete der auswärtigen Feinde der Stadt. Durch einen Versuch, die vornehmsten Prediger zu vergiften, der an den Tag kam, noch besonders aufgeregt, legte die Commune endlich den Domherren und den religiösen Conventen die Frage vor, ob sie noch etwas zur Vertheidigung der Messe zu sagen wüßten; da diese sich nicht berufen noch geeignet fühlten, den Streit wieder aufzunehmen, hielten sich Räthe und Bürgerschaft für berechtigt, die fernere Feier der Messe durch ein förmliches Edict geradehin zu verbieten [1]). Wer sich dem nicht fügen wollte, mußte die Stadt verlassen. Unter andern zogen die Schwestern von St. Clara unter dem Geleite des Magistrats aus den Thoren, die Welt kaum wieder erkennend, von der sie so lange getrennt gewesen waren.

Als nun hierüber, wie es nicht anders sein konnte, die nachbarlichen Feindseligkeiten mit verdoppelter Heftigkeit ausbrachen, so daß die Genfer in dringendere Gefahr als jemals geriethen, entschloß sich Bern, sie nicht verderben zu lassen und zugleich den eigenen alten

1) Vgl. die Noten zu Spon Hist. de Genève I, 260, hier fast identisch mit Ruchat V, 300. Nach Vulliemin (Fortsetzung von Müller I, 101) findet sich in den Rathsbüchern keine Meldung von diesem entscheidenden Edict.

Hader mit Savoyen auszufechten. Indem Bern sich des Waadtlandes bemächtigte, rettete es zugleich die Unabhängigkeit und den Protestantismus von Genf und gab demselben einen Rückhalt auf immer. Am 21. Mai 1536 ward ein Generalconseil der Genfer Bürgerschaft gehalten. Der erste Syndic fragte die Versammelten, ob einer von ihnen gegen die Art und Weise, wie das göttliche Wort bei ihnen gepredigt werde, etwas einzuwenden habe. Sie erklärten einmüthig, der evangelische Ritus scheine ihnen der rechte, und ihr Entschluß sei, der römischen Kirche auf immer abzusagen.

Ein welthistorisches Ereigniß, daß hier in der Mitte von Europa unter einer romanischen Bevölkerung eine Lehre Wurzel faßte, die eben die Feier, welche bisher der Mittelpunkt des Glaubens und Dienstes gewesen war, verbot und verbannte. Und zwar durchdrang sie sich in ihrer ersten Aufstellung mit den Bestrebungen einer sich von der geistlich-weltlichen Gewalt, der sie bisher gehorcht hatte, emancipirenden Gemeinde; mit ihnen zugleich setzte sie sich durch: nicht daß sie darin aufgegangen wäre, aber sie gab ihnen Begründung und tieferen Antrieb; in der protestantischen Idee, ohne die sich auch keine Hülfe von Bern hätte erwarten lassen, lag die bewegende Kraft des Ereignisses.

Den religiösen Gedanken nun aber aufrecht zu halten, unter Menschen, welche bei ganz anderen Gesinnungen hergekommen und im Sturme der Begebenheiten zu ihm übergegangen waren, hatte fast noch eine größere Schwierigkeit als ihn zu pflanzen. Die immerfort bekehrenden, die Burgen des Katholicismus stürmenden Schüler Farels waren dazu nicht mehr geeignet und überdies so eben in der Waadt vollauf beschäftigt.

Da erschien Johann Calvin aus Noyon — ein Picarde, wie Fabry — in Genf.

Calvin gehört schon zur zweiten Generation der reformatorischen Männer. Er brauchte sich nicht der Sprachen durch einen mühseligen, in der Anwendung die Regeln erst suchenden Fleiß zu bemächtigen: in der Sprache der gelehrten Welt, dem Latein, brachte er es bald zu der Fertigkeit, seine Stimmungen vollkommen auszudrücken: Griechisch, endlich auch Hebräisch lernte er unter guten Meistern. Eben so wenig brauchte er den Kampf mit den Principien der Hierarchie von vornherein durchzufechten: von einem Freunde ward er auf das bereits gegründete System der Lehre aufmerksam gemacht, das auch ihm die Wahrheit zu enthalten schien. Er nahm es jedoch nicht als

etwas Fertiges in sich auf, sondern suchte es durch ein frisches Studium der heiligen Schriften zu begreifen und zu verjüngen.

Widerwärtig waren ihm die, welche, wenn sie aus Melanchthons Lehrbuch einige Sätze gefaßt, sich schon für gemachte Gelehrte hielten. Er dagegen pflegte bis tief in die Nacht zu studiren und, wenn er am Morgen erwachte, alles, was er gelesen, sich in einsamer Stille zu überlegen: dies ungestörte Sinnen und Denken machte ihn glücklich. Er hat oft gesagt, er hätte nichts gewünscht, als das all sein Lebtag fortzusetzen: denn von Natur sei er furchtsam und meide den Streit. Allein wie wäre in jenen Zeiten an ein sich selbst bestimmendes und zugleich ruhiges, gelehrtes oder religiöses Dasein zu denken gewesen? In den Verfolgungen des Jahres 1534 mußte Calvin Frankreich verlassen; der Sturm verschlug ihn nach Genf, wo er gerade in den Tagen der Entscheidung anlangte. Seine Absicht war nur eben Farel zu begrüßen und alsdann weiter zu gehen, noch mehr zu sehen und zu lernen. Aber Farel, der sofort seine ganze Fähigkeit ermaß, war entschlossen, ihn nicht ziehen zu lassen. Als Calvin seiner Bitte, bei ihm zu bleiben, widerstand, kündigte er ihm den Zorn des allmächtigen Gottes an, der ihm die Muße der Studien zum Fluch gereichen lassen werde. Denn so gingen diese Männer mit einander um; Calvin sagt, es sei ihm gewesen, als sehe er Gottes Hand aus der Höhe ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten; er wagte nicht, zu widerstehen.

Auch in jenem Jahrhundert hat man schon die verschiedenen Epochen der Reformation unterschieden. Man hat in Luther den großen Befreier begrüßt und die Aufgabe der Späteren hauptsächlich darin gesehen, das christliche Leben einzuführen.

Für Farel und Calvin war dies die von dem Moment gebotene Aufgabe. Indem sie aber daran gingen, sie zu erfüllen, stießen sie auf einen zunächst unüberwindlichen Widerstand.

Ein von den Bürgern in ihren verschiedenen Bezirken bereits angenommenes Bekenntniß, in welchem die Strafe der Excommunication für grobe Vergehen festgesetzt war, fand doch nach der Hand hartnäckigen Widerspruch. Viele hatten die Reform ergriffen, weil sie eine größere Freiheit des persönlichen Lebens von ihr erwarteten: wie sollten sie sich den strengen, zuweilen auch in der That kleinlichen Ordnungen der neuen Prediger fügen? Ob es auch hier wiedertäuferische Regungen gab, wüßte ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen;

doch ist es damals behauptet worden[1]). Nach einigen Jahren harten Kampfes wurden die unbeugsamen Prediger aus der Stadt verwiesen: ungehört mußten sie dieselbe verlassen.

Calvin war weit entfernt, sich für seine Person darüber zu kränken. Er hatte Widerwärtigkeiten aushalten müssen, mit Gewissensqualen verbunden, bitterer, wie er sagt, als der Tod, an die nur zurückzudenken ihm graute. Er begann jetzt in der That wieder zu wandern und zu lernen; besonders trat er mit den deutschen Reformatoren in Schriften und auf den Reichstagen in nähere Beziehung. Aber bald zeigte sich, daß man ihn in Genf nicht entbehren konnte. Nach zwei Seiten hin ward von seinen Gegnern die Unabhängigkeit der Stadt bedroht. Die einen, die zum Katholicismus neigten, dachten die alte Verfassung wiederherzustellen; die anderen zeigten eine Nachgiebigkeit gegen Bern, die den Preis des Kampfes, eine freie Stellung in der Welt, gefährdete und damals selbst eine Warnung des kaiserlichen Hofes hervorgerufen hat. In neuen inneren blutigen Conflicten wurden die einen und die anderen bezwungen. Diejenigen behielten den Platz, die das Heil der Stadt in der Aufrechterhaltung des strengen protestantischen Begriffes sahen. Innerlich von demselben durchdrungen, hielten sie dafür, daß alles, was sie gelitten und erfahren, nur eine Strafe für die Entfernung ihrer Prediger sei, und beschlossen, sie zurückzurufen. Wie unendlich schwer es Calvin auch wurde, so gab er doch auch diesmal den beschwörenden Ermahnungen Farels, der für sich selbst in Neufchatel gebunden war, nach; er zog in Betracht, daß das menschliche Leben zum Kampfe bestimmt sei, und kehrte im Herbste 1541 nach Genf zurück.

Die, wenn nicht ausgesprochene, doch von selbst verstandene Bedingung seiner Rückkehr war die Ausführung seiner Kirchenzucht. Aus den drei Räthen der Stadt wurden zwölf Aelteste gewählt, die mit den Predigern zusammen das Consistorium bildeten, welches die Auf-

1) Vie de Farel (Ms. zu Genf): ils eurent rudement à combattre contre les vices et les vicieux et surtout contre une faction d'anabaptistes. — Einen der vornehmsten Streitpunkte gab der Schmuck der Bräute, die plicatura capillorum, welche die Prediger nach 1. Petri 3, 3 nicht dulden wollten. In den Registern der Republik, 20. Mai 1537, findet sich, daß man Mütter und Freundinnen, welche am Erscheinen einer Braut avec les cheveux plus abattus qu'il ne se doit faire Theil hatten, in Strafe nahm. Die neuen Prediger verpflichteten sich, die Einsegnung der Bräute en cheveux pendants zu dulden.

sicht über das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde führte und das Recht hatte, die Excommunication auszusprechen.

Die christliche Grundanschauung, die in den erweckten Franzosen dieser Zeit erscheint, ist die der höchsten Gemeinschaft des Menschen mit Gott durch die Gnade, Gottes mit seinen Gläubigen durch die Kirche. Calvin, vor den möglichen Folgerungen nicht zurückweichend, bildet sie zu dem Satz aus, den er selbst als einen schreckenvollen bezeichnet, daß von Anbeginn über einen Jeden bestimmt sei, ob er zu den Erwählten oder den Verworfenen gehöre; das Heil der ersten könne, auch wenn sie irren oder fallen sollten, nicht verloren gehen. Wenn nun hiernach die wahre Kirche nur aus den Erwählten bestehen sollte, so bescheidet er sich doch, daß man dieselben nicht unterscheiden könne und einen jeden als Mitglied der Kirche anerkennen müsse, der sich zu ihr halte. Aber um so strenger will er diejenigen absondern, welche sie durch Wort oder That verleugnen. Aus der Tiefe seiner religiösen Anschauung erhebt sich ihm die Nothwendigkeit der Kirchenzucht und zunächst der Ausschließung von der Eucharistie. Wenn er die mit der Lehre von der Transsubstantiation zusammenhängenden Ansichten vom Sacrament verwarf, so war er doch fern davon, dessen Bedeutung schmälern zu wollen: in dem geistlichen Genusse, wie er ihn faßte, sah er den Mittelpunkt des kirchlichen, ja des gesammten individuellen und bürgerlichen Lebens.

Darin überhaupt lag seine Abweichung von dem Katholicismus nicht, daß er das Leben von der Herrschaft des geistlichen Gesichtspunkts unabhängig gemacht hätte. Ganz im Gegentheil. Indem er die Satzungen der lateinischen Kirche verwarf, nahm er es um so strenger mit dem Inhalt der heiligen Urkunden, für deren Lehrzusammenhang ihm eine großartige Gabe der Auffassung beiwohnte. Indem er sich mit einer mächtigen Gemeinde von der hierarchischen Corporation losriß, welche Europa beherrschte, suchte er die tiefste Gemeinschaft, die der Idee der Kirche zu Grunde liegt, zu realisiren.

Unter seiner Leitung, denn auch an der weltlichen Gesetzgebung nahm er Antheil, wurden dem äußeren Leben die strengsten Fesseln der Zucht angelegt. Dem Aufwand in der Kleidung und bei den Mahlzeiten ward ein bestimmtes Maß gesetzt: der Tanz verboten: gewisse Bücher, wie den Amadis, sollte Niemand lesen; Spieler sah man, die Karten in der Hand, am Pranger ausgestellt. Alle Jahre einmal ward in jedem Hause die Kunde und Beobachtung der religiösen Vorschriften geprüft: im Rathe ward die gegenseitige Rüge

der Fehler, die ein Mitglied an dem anderen wahrnahm, eingeführt. Gegen Ueberschreitungen kannte man keine Nachsicht. Eine Frau ist verbrannt worden, weil sie unzüchtige Lieder gesungen hatte: einer der vornehmsten Bürger mußte, eine niedergesenkte Fackel in der Hand, auf dem großen Platze niederknieen und öffentlich um Vergebung bitten; denn er hatte die Lehre des Heils und den großen Prediger persönlich verhöhnt. Gemäß einer Forderung der Volksversammlung ist die Strafe des Todes auf den Ehebruch gesetzt worden; der Mensch, der dieselbe erlitt, hat sterbend Gott für die strengen Gesetze seiner Vaterstadt gepriesen.

Der Grundsatz war, daß man Laster und Sünde vertilgen müsse, weil ihre Duldung den Zorn und die Rache Gottes herbeiziehen würde.

Wie so ganz mißverstand Michel Servet die Dinge der Welt, wenn er mit seinen Ansichten, die in die Meinungsgegensätze der späteren Zeit weit hinübergreifen, in der damaligen aber keinen Platz hatten, sich in diese Burg einer mit der strengsten Zucht verbündeten neuen Orthodoxie wagte! Wahrscheinlich haben die einheimischen Feinde Calvins, die zwar besiegt, aber nicht vollkommen vernichtet waren, ihm falsche Hoffnungen gemacht. Wie wäre es sonst zu begreifen, daß der geistvolle Mann sich so weit bringen ließ, den Kampf mit Calvin in aller Form aufzunehmen, ihn als einen Nachfolger des Simon Magus zu verklagen, ja sogar dessen armselige Besitzthümer für sich zu seiner Entschädigung zu fordern [1])? Die Meinungen Servets wurden von den schweizerischen, deutschen und englischen Theologen einmüthig verurtheilt. Denn die vollzogene Neuerung hat das Bedürfniß, sich Grenzen zu setzen, damit man sehe, wo sie aufhört; sie selbst will es wissen. Calvin hielt es für seine Pflicht, die Welt vor der Verführung und Ansteckung zu sichern, mit welcher dieser Mensch sie bedrohe, und beförderte seine Hinrichtung. Dem Socinianer Valentin Gentilis wäre später dasselbe geschehen, hätte er sich nicht durch einen reuevollen Widerruf gerettet.

Man wird fragen, wie es möglich war, daß eine so fanatische Strenge in dem lebenslustigen Genf durchdringen konnte. Wie einst Ausgelassenheit und sinnliches Treiben von der Hofhaltung der Herzoge und den Häusern reicher Domherren ausging, so schloß die

1) Rilliez, Relation du procès intenté contre Mich. Servet: „Comme magicien qu'il est, doyt être exterminé et déchacé de vostre ville et son bien adjugé à moi en recompanse du mien, qu'il m'a fait perdre".

ſtrenge Sittenzucht zugleich ein republikaniſches Element in ſich ein, ungefähr, wie dies kurz vor dieſer Zeit in Florenz bei den Anhängern Savonarola's der Fall geweſen war. Die Unabhängigkeit der Stadt war nun einmal mit dem poſitiven proteſtantiſchen Princip auf das genaueſte verwachſen. Die ſtrengſte Durchführung deſſelben ſchien ſie am beſten zu ſichern.

Bei der engen Verbindung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt, die hier wieder zu Stande kam, war die Frage nicht zu vermeiden, inwiefern die erſte von der anderen abhängig ſei oder nicht. Die Faction der Libertiner, die übrigens auf ſehr außerordentliche, gar nicht mehr chriſtliche Doctrinen verfallen zu ſein ſcheint, beſtritt die Autonomie der geiſtlichen Gewalt. Sie ſtellte die Forderung auf, daß die Ausſprüche des Conſiſtoriums, das aus Geiſtlichen und Laien zuſammengeſetzt, doch vorzugsweiſe einen geiſtlichen Charakter trug, einer Appellation an den Rath der Zweihundert unterliegen ſollten, da dieſer der Träger der Souveränetät ſei. Calvin ließ ſich nicht ſo weit bringen. Er behauptet, wie die Geiſtlichen als Unterthanen dem Rath unterworfen ſeien, ſo müſſe ſich der Rath in geiſtlichen Dingen dem Worte Chriſti unterordnen, als deſſen Interpreten er die geiſtliche Behörde betrachtet[1]). Nicht ohne mannigfaltige Kämpfe erhielt er das Conſiſtorium in vollem Beſitz der kirchlichen Disciplin und der Excommunication.

Calvin lebte in beſchränkten Verhältniſſen von einem unbegreiflich geringen Gehalte, jedoch mit dem Stolze, niemals eine Unterſtützung annehmen zu wollen, auch nicht zur Heizung ſeines Zimmers: die Fremden erſtaunten, wenn er ihnen die Thüre ſeiner Wohnung ſelbſt öffnete. Aber mit dieſer primitiven Einfachheit im Privatleben verband er ein hohes öffentliches Anſehen. In dem Conſiſtorium nahm er, ohne dazu gewählt zu ſein, den Präſidentenſtuhl ein; Niemand hätte es für eine Anmaßung gehalten; durch perſönliche Ueberlegenheit beherrſchte er ſeine Collegen und die Kirche. Ein amtlicher Antheil an der Verwaltung der Republik kam ihm nicht zu: nur in ſchwierigen Angelegenheiten pflegte er zu Rathe gezogen zu werden; aber es iſt unleugbar, daß er, mochte er es ſuchen oder nicht, zugleich als ſtädtiſches Parteihaupt lebte. Unerträglich war es

1) Wie es nach den ordonnances ecclésiastiques der Geiſtliche ausdrückt: „je promets servir tellement à la seigneurie et au peuple, que par cela je ne sois aucunement empêché de rendre à Dieu le service que je lui dois en ma vocation".

ihm, von dem Schwanken der republikanischen Parteiung hin und her geworfen zu werden: sowie er sich einigermaßen fähig dazu wußte, ergriff er den nächsten Anlaß, um den Streit zu vollem Ausbruche zu bringen und die Entscheidung herbeizuführen, die denn zuletzt immer für ihn ausgefallen ist. Wären seine Freunde in der Minderheit geblieben, so hätte auch er sich nicht lange behaupten können. Von dem größten Werthe war es für ihn, daß er, im Widerspruche mit den Libertinern und deren Anhang im Volke, den Franzosen, welche um der Religion willen ihr Vaterland verlassen und sich um ihn gesammelt hatten, Aufnahme in die Bürgerschaft und in die Räthe verschaffte, sie waren seitdem seine beste Stütze. Calvin kannte den Werth eines friedlichen Daseins; er hatte Sinn für häusliche Zurückgezogenheit und das Glück der Freundschaft; aber unaufhörlich finden wir ihn in leidenschaftlichem Kampfe. Wohl wohnte ihm von dem Tone der Mäßigung, die sich in der Literatur ziemt, ein Begriff bei, er hat denselben an Anderen vermißt; aber seine eigenen Streitschriften gehören zu dem Heftigsten, was jemals vorgekommen ist. In einer Sache, für die er jeden Augenblick persönlich einzutreten bereit war, nahm er sich nicht übel, wenn er, wie er sagt, von dem Sturmwind ergriffen wurde; nicht anders sei es den Aposteln und Propheten ergangen; Christus selber zürne. Sein Sinn und Wesen erinnert nicht an die milde Anmuth, durch welche die Landschaft, in der er lebte, so berühmt ist, sondern an die rauhen Tage, die dann und wann auch in ihr eintreten, wenn die Fluthen des Sees brandend wie Meereswogen ans Gestade schlagen und die Rhone ihre grünblauen Gewässer in heftiger Wellenjagd die Stadt vorübertreibt, nach den schroffen Abhängen der Berge, zwischen denen sie ihren Weg zu suchen hat.

So eroberten sich diese beiden, von ihrem Vaterland ausgestoßenen Franzosen gleichsam eine neue Welt für die Idee, um deren willen sie hatten fliehen müssen; Farel nahm sie in Besitz, Calvin behauptete sie an der bedeutendsten, am weitesten gegen den Feind vorgeschobenen Stelle, und organisirte sie. Genf war noch immer die gewerbfleißige Stadt die es bisher gewesen: aber das Geräusch des Handwerkes und des Hammers wurde nicht mehr durch den Lärm städtischer Tumulte, kirchlichen Pomp und ausgelassene Vergnügungen unterbrochen: auch in den höheren Ständen war alles Ordnung, Zucht und Arbeit. Es war noch immer wie von jeher eine Hauptstätte der Communication des mittleren Europa; aber hauptsächlich waren es die um der Religion willen Vertriebenen,

welche sich hierher zurückzogen und, in den Kirchen oder neu errichteten Schulen ausgebildet, von da wieder in die Welt ausgingen. Alles Fremdartige in seinem Innern vertilgend, das Verwandte an sich ziehend, pflegend und im geeigneten Moment wieder aussendend, erscheint Genf wie eine kriegerisch religiöse Mark, an den Grenzen einer feindseligen Welt zum Angriff und zur Vertheidigung.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß Genf seine Erhaltung hauptsächlich dem politischen Systeme der französischen Könige verdankte.

Indem Franz I. den Herzog von Savoyen angriff und verjagte, entfernte er den vornehmsten Feind der Stadt und sicherte ihre Unabhängigkeit. Auch Heinrich II. hat sie einst ermahnen lassen, gegen den Kaiser auf ihrer Hut zu sein, und ihr seine Hülfe zugesagt [1]). Für den Kampf der französischen Könige mit Spanien war die Verbindung, wie mit der Schweiz überhaupt, so besonders mit Genf ein wesentliches Moment.

Aber eben dieses Genf stand nun mit dem religiösen Systeme, das die Franzosen beherrschte, im feindlichsten Gegensatze. Wie weit lagen die Ideen zurück, mit denen sich die Kirche zu Meaux und Rousset in Bearn begnügten; selbst die Tendenzen der lutherischen Reform wurden weit überboten. Diese genferische Kirche trug das Gepräge der republikanischen Stürme, unter denen sie sich durchgesetzt hatte. Die eingreifende Spontaneität der Gemeinden und jedes Einzelnen, das Mitwirken von Laien bei dem Erschaffen der geistlichen Macht, die logische Strenge der Lehre und die praktische des Lebens gaben dem ganzen System einen höchst eigenthümlichen Charakter, der für den Genius der Franzosen, aus dem er entsprungen war, eine unendlich anziehende Kraft besaß, andere freilich eben so gewaltsam abstieß.

## Letzte Zeiten Heinrichs II.

Was wir an Franz dem I. bemerkten, eine innere Sympathie wenigstens mit den ersten Tendenzen der Neuerung, davon ist bei Hein-

1) Schreiben Calvins an Viret 15. Jan. 1548: venit a rege nuncius cum fiduciariis literis, et amice hortatus est, ut bono essemus animo, et tamen vigilantia opus esse monuit; Caesarem enim magnas habere copias. — — Regem quoque suis partibus non defuturum promisit. (Ms. Genev. 106.)

rich II. nicht die Rede; er blieb bei dem Religionsbegriffe stehen, den man ihn gelehrt hatte, und hielt die streitende Kirche für hinreichend bewaffnet, um innerhalb seines Reiches jede Abweichung zu ersticken.

Die Sorbonne war unaufhörlich beschäftigt, die verdächtigen Bücher, die man aus der Fremde einbrachte oder auch in Frankreich erscheinen zu lassen Mittel fand, zu censiren. Schon im Jahre 1544 gab sie ein Verzeichniß von verbotenen Büchern heraus, wie von Giftpflanzen, vor denen der Mensch sich hüten müsse, das sie dann von Jahr zu Jahr vermehrte. Wenn man ihre Register ansieht, so fällt es auf, wie viel ihr die abweichenden Meinungen der Klosterbrüder zu schaffen machten. Eine Anzahl Augustiner wird verdammt, weil sie leugnen, daß die Heiligen Wunder thun: ein Carmeliter, weil er in seiner Predigt eben an einem Feste der Mutter Gottes das Ave Maria weggelassen hat; andere, weil sie das Abendmahl nach lutherischem Ritus halten oder sich zu Luthers Rechtfertigungslehre bekennen; Cistercienser, Minoriten, selbst Dominicaner werden verurtheilt. Auch mit Uebersetzungen der Bibel hat die Sorbonne viel zu thun: sie verdammt dieselben einfach deshalb, weil sie von der Vulgata abweichen. Sie will den alten Lehrbegriff der lateinischen Kirche, wie er sich durch St. Thomas gebildet und in den hierarchischen Jahrhunderten die unbedingte Herrschaft besessen hat, so wie er ist, aufrecht erhalten: ohne alle Abweichung, nähere oder fernere, ohne alle Verdunkelung; der aufkommende Orden der Jesuiten erweckt ihr Verdacht.

Seit dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts waren Hinrichtung und Confiscation der Güter die von der Kirche den Ketzern bestimmte Strafe. Wenn diese Strafe, heißt es in einer Bulle Innocenz' III., durch die Gesetze den Majestätsverbrechern bestimmt sei, wie viel mehr müsse sie diejenigen treffen, welche die göttliche Majestät beleidigen. Gottheit und Kirche aber waren, wie man weiß, identische Begriffe. Der Beleidigung der göttlichen Majestät machten sich alle die schuldig, welche über die sieben Sacramente anders lehrten, als die römische Kirche. Auch ihre Vertheidiger wurden mit Infamie und Unfähigkeit zu allen Stellen belegt [1]). Alle weltlichen Gewalten sollten verpflichtet sein, die von der Kirche bezeichneten Ketzer im Umkreis ihrer Jurisdiction

1) Vgl. Satzungen Lucius' III. von 1185, Innocenz' III von 1199 und von 1215. Decretale Gregorii IX, lib. V. c. 7. 9. 12.

zu vertilgen, bei ihrer Erhebung zur Macht dies beschwören und, wenn sie es vernachlässigen, durch kirchliche Censuren dazu gezwungen werden. Diese Ansichten waren dann in die Gesetzbücher übergegangen. In den französischen, wie in den englischen, wird die Abweichung im Glauben dem Verbrechen wider die Natur gleichgestellt, das ebenfalls mit Tod im Feuer und Confiscation bestraft wurde [1]).

Das Emporkommen des deutschen Protestantismus war nur dadurch möglich, daß eine Anzahl von Fürsten und Städten, durch Reichsschlüsse dazu ermächtigt, den geistlichen Gesetzen ihren weltlichen Arm versagte. In Frankreich aber waren solche noch in voller Geltung. Im ganzen Umkreise des Reiches forschten die Inquisitoren ketzerischer Bosheit den Bekennern abweichender Lehren nach, bestimmten Beschaffenheit und Grad ihres Vergehens und brachten die dergestalt qualificirten Angeklagten vor die unteren Gerichte, die denn fast immer auf die härtesten Strafen erkannten. Die armen Leute appellirten an die Parlamente, und diese pflegten Milderungen eintreten zu lassen, jedoch nur bis auf ein Maß, welches noch immer überaus schrecklich war. Von Zeit zu Zeit erschienen königliche Edicte, welche das Verfahren näher bestimmten oder änderten, aber in der Hauptsache weit entfernt waren, etwas zu mildern. Tod im Feuer und Confiscation der Güter waren gegen alle diejenigen an der Tagesordnung, die gegen Sacrament oder die Verehrung der Heiligen verstießen; nach dem Edict von Compiegne sollten selbst die den Tod verwirkt haben, welche verbotene Bücher einführen oder auch nur verbreiten [2]).

Indem man aber jeden Widerspruch mit Feuer und Schwert bestrafte, wuchsen die Mißbräuche der Kirche, die denselben eben aufriefen, immer fort.

Das Concordat, welches die Besetzung der geistlichen Pfründen so ganz in die Hände des Königs legte, brachte die verderblichsten Wirkungen hervor. Der König belohnte damit die Dienste, die ihm in Haus und Hof oder im Kriege geleistet wurden, gab den nachgebornen Söhnen der Edelleute davon zu leben. Mancher empfing sie im Namen seiner Kinder; ein Italiener wird genannt, der 10000 Ducaten kirchliche Einkünfte auf den Namen seiner kleinen Söhne

1) Beaumanoir, éd. Beugnot, c. XXX, p. 413.

2) Aus einem Auszug aus den Parlaments-Registern von Dongois († 1717) schöpfte Tallandier Mémoire sur les registres du parlement sous Henri II. (Mémoires des antiquaires de France XVI, 386.

zog, die nach seinem Tod an seine Gemahlin übergingen. Aber nicht Jeder hielt für nöthig, die Pfründe, die ihm zu Theil wurde, auf einen fremden Namen schreiben zu lassen. Es kommen Kriegsleute vor, die zugleich ihre Compagnie zu Fuß anführen und im eigenen Namen reiche Abteien besitzen. Manche unternahmen, so wenig sie dazu taugten, das erlangte Amt auch zu bekleiden. Menschen, die noch gestern Soldaten oder Hofleute gewesen, oder kaufmännische Gewerbe getrieben, sah man heut im bischöflichen Ornat oder als Aebte einhertreten. Persönliches Verdienst, guter moralischer Ruf, selbst Gelehrsamkeit wurden dabei nicht berücksichtigt; alles kam auf die Verhältnisse an, in welchen man zum Hofe stand. Was sollte man dazu sagen, daß eben die Buhle des Königs, die Herzogin von Valentinois, die Vertheilung der kirchlichen Pfründen in ihrer Hand hatte [1])?

Sowie das moralische Gefühl in frischer Schärfe wieder erwachte, mußte dieses Verhältniß überhaupt als ein Gräuel erscheinen. Man nahm keine Rücksicht auf das, was sich etwa zur Entschuldigung sagen ließ, und glaubte eher das Schlechteste, was aus alten Zeiten davon erzählt wurde.

Wie die Herzogin, so wurden auch der Connetable und der Cardinal von Lothringen als eigensüchtig und geldgierig betrachtet. In der Cumulation von einer Menge Stellen und Würden, die ihm eine sehr auffallende Summe von Einkünften verschafften, sah der Connetable so wenig ein Unrecht, daß er vielmehr stolz darauf war: aus den Abzeichen derselben stellte er eine Devise zusammen mit der Umschrift: „Gott und mein Dienst". So waren sie aber alle gesinnt. Die Parteiungen, die wir zwischen ihnen bemerken, beruhen weniger auf ausgesprochenen, verstandenen Gegensätzen, als auf persönlichen Interessen. Jede Partei und Familie hätte am liebsten den König ausschließend in ihren Händen gehabt. Heinrich II. besaß nicht genug angeborne Energie; wenn wir so sagen dürfen, er war nicht wahrhafter König genug, um den Kreis zu durchbrechen, den seine Großen und Höflinge um ihn zogen: er ließ sie gewähren und bewilligte, was sie verlangten. Von dem Marschall St. André, dessen persönlicher Umgang ihm besonders angenehm war, behauptete die Welt, er befördere die Verfolgungen, um aus den Confiscationen sich zu bereichern. Das war insofern nicht unmöglich, als der

1) Soranzo: particolarmente la dispensatione delli benefici ecclesiastici è in man soa.

Ertrag der Confiscationen einen Theil des königlichen Einkommens, der Parties casuelles bildete, welcher verschenkt zu werden pflegte. Welch einen Eindruck aber mußte es machen, wenn die Verfolgung als ein Hülfsmittel der Habsucht der Großen erschien, unter einem Könige, der nicht selbst zu den Dingen sah!

Will man Gedanken und Meinungen des damaligen Frankreichs kennen lernen, so muß man Rabelais lesen. In dem Abbilde von Zuchtlosigkeit, voll abstoßender Nacktheiten, das er aufrollt, verbirgt sich ein tiefer Ernst. Rabelais ist einer der wenigen Meister der Satire, welche die Mängel einer ganzen Zeit in großen und wahren Umrissen schildern. Er zieht die Irrungen aller Stände vor das Gericht des gesunden Menschenverstandes, die Vergeudungen der Landesvorsteher, geduldet von allzunachsichtigen Königen, — die Unordnungen der Hauptstadt, bei denen sich der Fremde nur wundert, daß der König sie durch Justiz nicht besser im Zaume hält, — die Mißbräuche dieser Justiz selbst, ihre die Sachen verdunkelnden Formen, ihre Schreibereien in den Processen, die zuletzt doch nur wie durch den Zufall des Würfelspiels entschieden werden, — die Erpressungen der Rentkammer, welche aus allem, was ihr vorkommt, trinkbares Gold zu ziehen weiß [1]). Wie wenig kennen ihn die, welche bei ihm hauptsächlich Anspielungen auf kleine Vorfälle des Hofes, auf eine und die andere unbedeutende Persönlichkeit suchen! Die mancherlei Beschwerden und Anliegen der Nation, die sich noch nicht geradezu hervorwagen, erscheinen in den sinnreichen Phantasiestücken des Patrioten in der Narrenkappe. Seine vornehmste Richtung aber ist die religiöse. Die abenteuerlich gigantischen Helden, an deren Erziehung der Wechsel der Zeiten geschildert wird, theilen die Ueberzeugungen der Protestanten: sie wollen die Wahnpropheten nicht mehr dulden, sondern zum Dank für ihre Siege nur das wahre Evangelium predigen lassen. Am bittersten werden, dem Sinne der Zeit gemäß, die heuchlerischen Mönche verhöhnt, die ihre Wohnstätten mit ekelhafter Unzucht bezeichnen. Aber auch tiefer in das Innere der clericalen Zustände führt uns der Satiriker; er schildert das goldene Buch der Decretalen mit seiner Wunderkraft, die Gläubigen zu beglücken, die Ungläubigen zu verderben; die Gefängnisse, in denen die neuen Ketzer schmachten, die Strafen, die sie erleiden, bis wir

1) In der Frage, ob das fünfte Buch, worin diese Schilderung vorkommt, von Rabelais selbst ist, halte ich mich an das Urtheil des gelehrtesten der früheren Herausgeber, unseres Duchat, der es annimmt.

endlich das Ungeheuer selbst erblicken, von dem alle Qualen ausgehen: zugleich lechzender Wolf und wedelnder Hund, dessen Tatzen voll Blut, seine Krallen wie Harpyienkrallen, über seinem Sitze das Bild der Ungerechtigkeit. Es liegt etwas Erhabenes in dem gräßlich Grotesken seiner Schilderung.

Waren Gesinnungen wie diese in der Nation und drangen sie in die Literatur ein, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zahl der Protestanten immer anwuchs: die Verfolgungen, die sie trafen, gaben ihnen neue Lebenskraft.

Noch zu Franz' I. Zeiten zeigten ganze Städte, wie Caen, Rochelle, Poitiers, eine entschiedene Hinneigung zur Reform [1]). Zu öffentlichen Kundgebungen kam es nicht; aber die Magistrate hielten nicht für gut, den Privatmeinungen nachzuforschen.

Unter den folgenden Kriegsunruhen konnte die Aufsicht nicht anders als noch mehr nachlassen. Im Jahre 1555 wagte es eine Congregation zu Paris, in ihrer Mitte eine Taufhandlung zu vollziehen. In kurzem bildeten sich andere kleine Gesellschaften, in der Normandie, längs der Loire, in Orleans, Tours, Blois, Angers, — in Poitiers, ganz Saintonge und unter den Seefahrern der benachbarten Inseln.

Man hat oft behauptet, in Dauphiné und Provence habe die Einwirkung der Waldenser die Reform befördert; in Languedoc seien Ueberreste der Albigenser in die neuen Gemeinden übergegangen: es ist niemals mit der Genauigkeit nachgewiesen worden, die der Historiker wünschen sollte; doch hat namentlich das Erste in sich alle Wahrscheinlichkeit: eben in jenen Gegenden sehen wir die neuen Pflanzungen besonders gedeihen.

Um das Jahr 1558 glaubte man schon 400,000 erklärte Reformirte im Reiche zählen zu dürfen, — und war erstaunt über ihren engen Zusammenhang unter einander. In der That faßten sie die Absicht und führten sie bald darauf aus — zu Paris, im Mai 1559, im Angesicht der errichteten Scheiterhaufen — sich eine gemeinschaftliche Verfassung zu geben. Das Genfer Consistorium ward nun auch

1) Cavalli: Li maestri di Sorbonna hanno autorità estrema di castigare li eretici, il che fanno con il fuoco, brustolandoli vivi poco a poco. Ma il luteranismo è tanto ampliato ora per tutto, che non solo si trova qualche eretico, ma le città intiere; che vivono non già in palese, ma con tacito consenso privatamente tutti, a costume de protestanti: Caen, Rochella, Poictiers, e simili assai in Provenza.

in den französischen Gemeinden eingeführt. Keine Gemeinde sollte etwas über die andere zu sagen haben: für die allgemeinen Geschäfte wurden Versammlungen der Abgeordneten, Besprechungen oder Synoden, je nachdem ihr Kreis enger oder weiter war, angeordnet, und ein allgemeines Glaubensbekenntniß ward angenommen.

Man begreift es, wenn die Sorbonne und die Geistlichkeit, durch die wachsende Zahl der Abtrünnigen aufgeregt, alle ihre gesetzlichen Mittel und ihren Einfluß auf die Volksmassen anwenden, um sie zu vernichten; denn es waren ihre offenen Feinde. Fragen darf man aber, ob diese Gesichtspunkte auch die richterlichen Behörden und ob sie die Regierung beherrschen mußten.

Eben darum, weil trotz der engen Verbindung doch auch immer eine starke Differenz zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Princip obwaltete, hatte man hier zu Lande der geistlichen Macht keineswegs eine unmittelbare Action gestattet. Als einmal ernstlich davon die Rede war, die in Rom erneuerten und geschärften Einrichtungen der kirchlichen Inquisition, die sich in Italien sehr wirksam erwiesen, auch in Frankreich einzuführen, widersetzte sich das Parlament, weil man die Unterthanen des Königs nicht der Willkür der bischöflichen Officialen überlassen dürfe [1]). Es behielt die Entscheidung in geistlichen Processen in seiner Hand.

Wenn aber hiermit — denn welchen Sinn hätte es sonst? — die selbständige Geltung der weltlichen Gesichtspunkte anerkannt war, so mußte sie endlich auch eine Wirkung haben. Die Mitglieder der Gerichtshöfe standen der öffentlichen Meinung einen Schritt näher als die Mitglieder der Sorbonne; sie verfochten in dem strengen Katholicismus nicht so sehr ihre eigene Sache: ganz unberührt von den religiösen Tendenzen der Zeit konnten sie selbst unmöglich bleiben; hauptsächlich aber mußte ihnen einleuchten, daß bei dem Fortschritt des Abfalls, der sich bereits als eine neue Kirche organisirte, die Repression in der bisherigen Weise niemals zum Ziele führen könne.

Im Jahre 1559 zeigte sich in dem Parlament eine bestimmte Absicht der Milderung. Die Criminalabtheilung, genannt Tournelle, an deren Spitze damals zwei Männer von der größten juridischen

1) „L'authorité et souveraineté tant du roi que de sa couronne seroit grandement diminuée quand les sujets nàturels du roi seroient prévenus et entrepris par un Official ou Inquisiteur." Bei Crispin, Histoire des Martyrs, 463.

Autorität, Seguier und Harlay, standen, wagte es, einige junge Menschen, welche über die Messe abweichende Meinungen bekannten und standhaft festhielten, nicht, wie der Wortlaut der Gesetze verlangte, zum Tode, sondern bloß zur Verbannung zu verurtheilen.

Die Sache machte das größte Aufsehen, sowohl wegen der Männer, die sie unternahmen, als an sich selbst; da bisher ein entgegengesetztes Verfahren befolgt worden war, so hielt man für gut, in einer Versammlung aller Kammern des Parlaments die Frage feierlich zu erwägen. Es mag sein, daß hauptsächlich die Feinde der religiösen Neuerung das veranlaßten; aber auch die Freunde derselben waren nicht dagegen: sie hofften, das gemilderte Verfahren zu einer allgemeinen Norm erhoben zu sehen.

So begannen diese Sitzungen. In den ersten sprachen die alten Räthe, die bisher in der großen Kammer das strenge Verfahren beobachtet hatten, und erklärten sich für dessen Beibehaltung. In den folgenden aber kamen die jüngeren Männer zu Wort und ließen Aeußerungen von unerwartetem Inhalt verlauten. Einige meinten, man müsse den Angeklagten ein halbes Jahr verstatten, um von ihrem Irrthum zurückzukommen; würden sie auch dann noch dabei bleiben, so möge man sie mit Hab und Gut aus dem Reiche ziehen lassen. Andere drangen darauf, daß man überhaupt erst die Entscheidung des Conciliums über die angeregten Zweifel abwarten müsse; bis diese erfolgt sei, dürfe eine Verfolgung der neuen Meinungen, von denen niemand sagen könne, ob sie ketzerisch seien, gar nicht stattfinden. In dem ausführlichen Bericht über diese Sitzungen wird versichert, daß diese Ansicht vielen Beifall gefunden habe [1]).

Es war die Zeit, in welcher die Festlichkeiten, mit denen die im Frieden verabredeten Vermählungen gefeiert werden sollten, bevorstanden. Die Protestanten faßten den Gedanken, während derselben mit einer Bittschrift um Duldung aufzutreten: denn schon sahen sie einige Männer von höchstem Rang und Ansehen in ihren Reihen. Sie versprachen sich eine entscheidende Wirkung, wenn deren Fürwort mit dem Urtheile des großen Gerichtshofes zusammentreffe.

Um so dringender erschien es den Vorfechtern des strengen Systems, einem solchen Ausspruche zuvorzukommen. Denn was solle dar-

1) La vraye Histoire de la fausse procédure contre Anne du Bourg, Mémoires de Condé I, 220: „faire surseoir la persécution et jugements capitaux contre ceux qui tiennent les propositions qui n'ont encores esté jugées, nydéterminées hérétiques par le jugement de l'Eglise Catholique."

aus werden, wenn der höchste Gerichtshof sich von den kirchlichen Satzungen lossage, zu denen Frankreich von jeher gehalten habe; die ganze Religion werde verloren sein. Mit ihrem Eifer verbanden sich aber persönliche Motive. Man hat in den Händen des Königs eine Eingabe des ersten Präsidenten, Guy le Maistre, gesehen, in welcher die der Hinneigung zum Protestantismus verdächtigen Mitglieder genannt und ihre Güter und Pfründen, die, wenn sie verurtheilt würden, aufs neue vergeben werden könnten, verzeichnet waren [1]). Schon gab es Leute, die für sich selbst oder ihre Angehörigen Rechnung auf dieselben machten. Denn hauptsächlich darauf lenkte man die Aufmerksamkeit des Königs, daß die alten Edicte, kraft deren kein wegen seiner Religion verdächtiges Mitglied in den Parlamenten geduldet werden sollte, verletzt wurden: man wollte ihn in Person sehen und hören lassen, daß sich das so verhalte. Nicht die Frage selbst, ob eine Milderung in den Gesetzen nothwendig und mit dem Interesse des Staates vereinbar sei, ward erörtert: dem Könige wurden diejenigen, welche sich zur Bejahung derselben neigten, als Verbrecher gegen die von ihm erlassenen Edicte bezeichnet. An sich weit entfernt davon, Gewaltsamkeiten zu lieben, ward Heinrich II. doch von den Vorstellungen fortgerissen, die man ihm machte. In der Mercuriale, denn so nannte man die Versammlungen jener Art, hatten noch die jüngsten und den neuen Meinungen am meisten zugethanen Räthe zu sprechen. Es ward veranstaltet, daß der König, den man immer als das Oberhaupt des Parlaments dachte, am 10. März 1559 unerwartet in derselben erschien.

Was man vorausgesehen hatte, erfolgte.

Die Gegenwart des Königs feuerte die Bekenner der protestantischen Lehren, statt sie zurückzuhalten, vielmehr an, dieselben mit allem Eifer vorzutragen. Die Einen declamirten gegen die Fehler der römischen Curie und forderten ein Concilium, die Anderen hoben den Gegensatz der Laster und Verbrechen, die man dulde, und der unschuldigen Lehren, die man mit so vieler Heftigkeit verfolge, energisch und lebhaft hervor. Der König, schon vorher eingenommen und noch besonders durch einige Ausdrücke, die er auf seine persönlichen Verhältnisse deuten konnte, gereizt, erklärte, er sehe wohl, daß es hier Gute und Böse gebe; die Guten wolle er beibehalten, die Bösen abschaffen. Die beiden, welche sich am lebhaf-

1) „Quarum pars eaque opimior vulturiis aulicis destinabatur, partem illi filiis suis poscebant.“ Thuanus, der hierüber durch seinen Vater Christoph de Thou unterrichtet worden war, lib. XXII, 452.

testen ausgedrückt, du Four und Anne du Bourg, ließ er sogleich ergreifen und in die Bastille bringen. Das von der Tournelle mit größerer Schonung abgefaßte Urtel wurde zur Revision an den königlichen Hof gefordert. In kurzem erschien ein Rundschreiben des Königs an die Parlamente und Gerichtshöfe, in welchem er sie zur äußersten Strenge gegen die Lutheraner ermahnte; würden sie in der Sache nachlässig sein, so würde er sich an die Richter selber halten. Er erklärte darin unumwunden, nachdem nun der Friede mit Spanien geschlossen worden, werde er es sein vornehmstes Geschäft sein lassen, die Ketzer auszurotten [1]).

König Heinrich II. bezog sich in den Begründungen seines Verfahrens nicht selten auf das alte innige Verhältniß der Krone zur Kirche, auf das Beispiel und die Edicte seiner Vorfahren im 13. Jahrhundert, auf seinen Titel „der allerchristlichste". Und klar ist es, was sich für diese Ansicht sagen ließ. Aber dagegen leuchtete auch ein, daß der Staat doch nicht zugleich die Kirche selbst war, eigene, von den kirchlichen unterschiedene Pflichten hatte, und daß Heinrich II. noch etwas anderes that, als die meisten seiner Vorfahren, selbst als sein Vater, auf den er sich immer berief. Franz I. hatte dem Rechte, wie es von den Gerichtshöfen geübt ward, seinen Lauf gelassen. Davon ist sehr verschieden, wenn Heinrich II. in das Urtheil der Gerichtshöfe selbst eingreift und richterliche Sprüche vernichtet, welche die ausgezeichnetsten seiner Richter zu Urhebern haben. Was auch von einigen jüngeren zu denken sein mochte, so konnten Seguier und Harlay doch nicht als Protestanten betrachtet werden.

Und wie nun, wenn dieser Eingriff nicht einmal aus des Königs eigenem Gefühl herrührte, sondern ihm von einer Partei, die ihre besonderen persönlichen Gesichtspunkte verfolgte, eingegeben war? Die Protestanten glaubten nicht einmal, von dem Könige selbst, sondern von einer Faction, die ihn beherrsche, angefeindet zu werden; einer Faction, die mit den alten Feinden des Landes verbündet sei.

Wenn man oft behauptet hat, bei dem Frieden seien förmliche Verabredungen zur Unterdrückung der Reformirten zwischen Spanien, Frankreich und Savoyen getroffen worden, so hat man das niemals bewiesen. Aber allerdings ist in den Verhandlungen die Ausbreitung des Protestantismus als ein Beweis für die Nothwendigkeit des

1) Lettres patentes, von Escouen; citirt in der Histoire des Martyrs liv. VII, 506 b. Tallandier a. a. O. 456 versichert, daß die Register von diesem Jahre verloren sind.

Friedens hervorgehoben worden; auf spanischer Seite hat man immer gesagt, man habe durch denselben dem Könige von Frankreich zur Unterdrückung der Protestanten freie Hand verschaffen wollen [1]). Ohnehin schloß das Verlassen der Politik, die bisher dem Protestantismus zu statten gekommen war, eine unmittelbare Gefahr für denselben ein.

Und so herrschten denn unter den Anhängern des Bekenntnisses die trübsten Erwartungen vor. Man glaubte, der König werde auf einer Rundreise in seinem Reiche die Repression mit aller Kraft durchsetzen, werde, mit dem Herzoge von Savoyen verbündet, Genf angreifen, die Metropole des Calvinismus und ihre Colonien zerstören: als die Nachricht erscholl, daß dieser Fürst, der noch in der Fülle des Lebens stand und in kräftiger Gesundheit blühte, durch einen unerhörten Zufall plötzlich umgekommen sei [2]).

Bei jener Vermählungsfeierlichkeit nahm Heinrich II., wie seine Gewohnheit war, an einem Turnier Theil, in den Farben seiner Dame, der Herzogin von Valentinois, auf einem Streitrosse seines neuen Schwagers, des Herzogs von Savoyen, das er mit besonderem Vergnügen ritt. Als er nach mancherlei glänzenden Erfolgen noch einmal rannte, welches, wie er sagte, für diesen Tag das letztemal sein sollte, brach sich die Lanze des Gegners an seinem Visir: ihre Splitter fuhren dem König in die Stirn; bewußtlos ward er weggetragen; nach wenigen Tagen verschied er (26. Juli 1559).

Die Protestanten erkannten in dem Ereignisse gleichsam ein sichtbares göttliches Gericht; aber für sich selbst konnten sie davon nichts Gutes erwarten. Der Nachfolger, Franz II., noch ein Knabe, gab seine ganze Gewalt dem Mann in die Hand, in welchem sie ihren heftig-

1) Der Herzog von Alba führte das den Franzosen später zu Gemüthe: Spanien habe den Frieden damals geschlossen, para que le (Heinrich II.) quedasse la mano libera para remediarlo (lo de la religion) 7. Juli 1571. Gachard II, 181. Dies ist wörtlich richtig.

2) In den Lettere di principi III, 196 findet sich in einem Briefe vom 14. Juli 1559 die genaueste Schilderung: Orges (Montgommery) — roppe la lancia nella buffa del re, un pezzo sotto la visiera, ove il tronco sfuggendo in suso, andò a trovar la visiera; et entratavi dentro una scheggie, ferì la fronte sopra l'occhio destro; et trovato l'osso durissimo, prese la volta verso la tempia, et si venne a cacciar sotto l'occhio assai profondamente. Mit den Memoiren von Vieilleville, von Carloix stimmt diese Erzählung so wenig zusammen, wie überhaupt authentische Nachrichten damit zusammenstimmen: ich habe von ihnen ganz abgesehen.

sten Widersacher erblickten, dem Cardinal von Lothringen aus dem Hause Guise.

Es ist Zeit, daß wir etwas von seiner Herkunft und seiner Persönlichkeit sagen.

## Staatsverwaltung des Cardinals Carl von Lothringen.

René von Lothringen, derselbe, der mit Karl dem Kühnen schlug und mehr als einmal die Ansprüche seines Hauses auf die Provence, auf Neapel und Jerusalem in Erinnerung brachte, verordnete in seinem Testament, daß von seinen Söhnen der älteste, Antoine, ihm in Lothringen und Bar nachfolgen, der zweite, Claude, seine in Frankreich gelegenen Besitzungen erben sollte. Dies waren zerstreute Güter in Normandie, Picardie, Flandern, France, die Baronien Joinville, Mayenne, Elboeuf, die Grafschaften Aumale und Guise.

Unter den ritterlichen Kriegsführern Franz' I. finden wir diesen Claude, der sich von Guise nannte, das zu einem Herzogthum erhoben wurde, glänzend hervorleuchten. Seine Tapferkeit und wunderbare Rettung in der Schlacht von Marignano, der Antheil, den er an der Beruhigung Frankreichs nach der Schlacht von Pavia während der Gefangenschaft des Königs nahm, die Geistesgegenwart, die er bei dem zweiten Einfalle Carls V. bewies, machten ihm einen großen Namen im Lande; damals — denn Paris fühlte sich durch das Vordringen des Kaisers gefährdet — trat er in ein unmittelbares Verhältniß zur Bevölkerung der Hauptstadt. Er war mit einer Prinzessin von königlichem Geblüte, Antoinette von Bourbon, verheirathet: eine glückliche Ehe, aus der ihm sechs lebenskräftige Söhne entsprossen, von denen sich drei der Kirche, drei dem Waffendienste widmeten; zuweilen ist er in ihrer Begleitung, — denn er liebte, sie zu zeigen, als in denen er sechsmal wiederauflebe, — am Hofe erschienen. Seine Tochter vermählte er mit dem Könige Jacob V. von Schottland; Maria Stuart ist seine Enkelin.

Von den Söhnen haben wir den ältesten, Franz Guise, schon öfter erwähnt; er ist der Eroberer von Calais. Eine nicht minder bedeutende Rolle spielte während der ganzen Regierung Heinrichs II. der folgende, Carl Guise, Cardinal von Lothringen.

Carl Guise erwarb sich in seiner Jugend die wissenschaftlichen Kenntnisse, die mit den Erfordernissen des geistlichen Standes zusammenhängen; er redete die meisten lebenden Sprachen; die Italiener bemerken mit Bewunderung, wie vortrefflich er sich in der ihren

ausdrückte. Dreiundzwanzig Jahre alt, ward er in das Vertrauen Heinrichs II. gezogen und zeigte sich auch den Geschäften vollkommen gewachsen. Wenn der Connetable durch Härte und Schroffheit beleidigte, so wußte er durch angenehme und einschmeichelnde Formen zu gewinnen. In frühen Jahren zum Erzbisthum Rheims befördert, unterließ er nichts, was ein großer Prälat thun kann, um sich in seiner Residenz ein unvergängliches Andenken zu stiften. Ungesunde Moräste hat er ausgetrocknet und in Gärten und Wiesen verwandelt; in seinem Forste zu Joinville ließ er das Holz schlagen, das zu den Bauten von Rheims dienen sollte; man hat auf ihn das alte Wort angewendet, er habe eine Stadt von Lehm gefunden und eine marmorne zurückgelassen. Er hat daselbst eine Universität, ein theologisches Collegium, ein Seminar und einen Klosterconvent gegründet. Denn keineswegs verabsäumte er seine geistlichen und bischöflichen Pflichten. Er hielt darüber, daß die Pfarrer in der Diöceſe ihren Dienst versahen; er selber hat zuweilen gepredigt; von Zeit zu Zeit hielt er Provincialconcilien. Dieser jüngste von den französischen Cardinälen beschämte die anderen durch Selbstbeherrschung und geistlichen Lebenswandel. Hunde und Falken sah man nicht in seinem Hause; alle Jahre zu Ostern zog er sich in ein Kloster zurück, um sich geistlichen Uebungen hinzugeben. Er war ein Mann von imponirendem Aeußern, eine hohe Gestalt; über allen erschien seine breite, hohe und intelligente Stirn. Alles hing an seinem Munde, wenn er sprach; verständlich und anmuthig floß ihm die Rede; ein nie fehlendes Gedächtniß unterstützte ihn [1]).

Bei allen diesen mannigfaltigen und glänzenden Gaben ließ er die vornehmste Eigenschaft vermissen, die den Menschen macht, moralische Erhebung und Selbstvergessenheit. Um die Macht zu erlangen, waren ihm alle Mittel recht; wenn er sie besaß, kümmerte er sich um keinen Menschen der Welt. Er galt für neidisch und abgünstig, langsam, eine Gnade zu erweisen, allezeit fertig, Beleidigungen anzuthun, unzuverlässig den Freunden gegenüber, rachsüchtig gegen seine Feinde [2]).

1) So schildern ihn die venetianischen Gesandten einstimmig. Was man auf der Straße von ihm sagte, möchte ich nicht wiederholen. Die Anstößigkeiten bei Brantôme, die man wohl auf ihn gedeutet hat, beziehen sich auf seinen Oheim und die Zeiten Franz' I.

2) Besonders aus den venetianischen Berichten. Micheli spricht von dem odio universale conceputo contro di lui per i molti effetti d'offesa che mostrò verso ognuno mentre nel governo ebbe l'autorità.

Mit dem Dauphin war er dadurch in das engste Verhältniß getreten, daß derselbe mit seiner Nichte, der jungen Königin von Schottland, vermählt war. Der Dauphin ward mit der conjugalen Krone geschmückt und faßte die Aussichten, welche ihm die Rechte seiner Gemahlin auch auf ersteres gaben, mit ehrgeiziger Begier ins Auge. Schon bei Lebzeiten Heinrichs II. setzten der Cardinal und sein Bruder, der Dauphin und die Dauphine alles daran, der französischen Politik und Kriegsmacht eine Richtung gegen England zu geben; sie bildeten die engste Verbindung unter einander.

Nach dem Wechsel der Regierung verstand es sich gleichsam von selbst — und es ist nicht nöthig, die kleineren Züge, in denen es hervortrat und von welchen die Zeitgeschichten voll sind, zu wiederholen — daß der Cardinal von Guise die Leitung der Geschäfte in die Hände bekam. Der geschäftsgewandte Oheim mußte neben dem jungen Könige von noch nicht voll sechzehn Jahren, seinem Neffen, alles vermögen. Montmorency, der zuletzt wieder sehr in Ansehen gestanden, empfing sammt allen seinen Freunden Zeichen persönlicher Ungunst und mußte den Hof verlassen. Hatte er sich doch jenen englischen Entwürfen entgegengesetzt. Aber eben in diesen lebte und webte nunmehr der Hof. Franz II. und seine Gemahlin nahmen bei ihrer Thronbesteigung zugleich Titel und Wappen von England an. Bei feierlichen Einholungen in großen Städten sind sie als das Paar begrüßt worden, durch welches Gallien mit Britannien vereinigt werde.

Wenn es an sich noch hätte zweifelhaft sein können, welche Stellung ein Cardinal der römischen Kirche in den religiösen Streitfragen einnehmen würde, so ward es doch durch dieses Verhältniß von vornherein entschieden. In diesem Kreise hielt man die Königin Elisabeth von jeher für illegitim geboren und unberechtigt [1]). Man trat in einen natürlichen Bund mit dem Anspruche der römischen Curie, in dieser Sache noch einmal Recht zu sprechen, und dadurch mit den strengsten katholischen Meinungen überhaupt.

Die Frage, welche damals die Geister am meisten bewegte, lag in jener von einigen Mitgliedern des Parlaments erneuerten Forderung, das gerichtliche Verfahren gegen die Protestanten zu mildern,

1) Kyllygrew and Jones to the queen 6. Januar 1560 bei Forbes 293. Der Marschall St. André sagte ihm, daß immediatly after the death of queen Mary the queen (Mary Stuart) did take the title (of England) upon her, as justly aperteigning to her.

wenigstens bis dahin, daß ein neu zu berufendes Concilium sich authentisch über die Sacramente geäußert habe. Man darf wohl kaum eine Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung darin sehen, daß der Cardinal diese Frage noch einmal der Sorbonne vorlegte. Denn wie hätte sich von der Facultät etwas anderes als ein vollkommen verwerfendes Urtheil erwarten lassen? Ihr Ausspruch lautete: daß eine solche Ansicht gar nicht in Betracht gezogen werden dürfe; sie sei selbst sacramentarisch, ketzerisch, durch und durch verderblich und geeignet, den Staat wie die Kirche zugleich aufzulösen. So ganz ward alle Milderung verworfen[1].

Hierauf konnten jene wegen ihrer Aeußerungen in dem Parlament Angeklagten nicht weiter auf Gnade rechnen. Vergeblich versuchte du Bourg die verschiedenen Appellationsinstanzen, welche die kirchliche Verfassung in Frankreich verstattet: er ward allenthalben zurückgewiesen. Ein deutscher Fürst, der Kurfürst von der Pfalz, hoffte ihn dadurch zu retten, daß er ihn als Professor des Rechts an seine Universität Heidelberg berief; aber die Zeiten, wo man der politischen Beziehungen wegen auf eine Verwendung dieser Art hätte Rücksicht nehmen können, waren vorüber: im December 1559 erlitt du Bourg auf dem Platze vor dem Stadthause die Strafe der Ketzer durch Strang und Feuer. Der Cardinal stützte seine persönliche Autorität im Staate auf die strenge Handhabung der geistlichen Gesetze er wußte, daß er dadurch an Popularität bei der Menge nichts verliere; das Volk von Paris, durch die Prediger der Sorbonne in anticalvinistischer Stimmung gehalten, fand an den Executionen Vergnügen. — Alle geheimen religiösen Zusammenkünfte wurden bei Todesstrafe der Anstifter verboten, jede Begünstigung eines Angeklagten als ein eigenes Verbrechen bezeichnet; wer die Schlupfwinkel der Verurtheilten angebe, dem ward die Hälfte ihrer Güter zur Belohnung versprochen; wer aber einen solchen in seinem festen Hause zu bergen und zu schützen wage, gegen den drohte man bewaffnet anzurücken, sein Haus und Schloß niederreißen zu lassen.

In den inneren Angelegenheiten schritt dergestalt der Cardinal auf dem nicht ohne seine Einwirkung von König Heinrich eingeschlagenen Wege fort, immer mit dem Unterschiede, daß er ausführte, was der König nur gedroht hatte; seine Executionen erreichten, was bisher vermieden worden war, Männer von Namen und Rang. Der

1) Censura sanctissimae facultatis, 29. August 1559; bei Argentré II, 279.

äußeren Politik gab der Cardinal eine entschiedene Richtung gegen England, zunächst um dessen Einfluß auf Schottland zurückzuweisen und die stuartisch-katholischen Interessen, welche zugleich die guisischen waren und in diesem Augenblick als die französischen erschienen, zur Geltung zu bringen.

Wir brauchen nicht aufzuzählen, welche Feindseligkeiten, beides von Seiten der Religion und des Staates, er sich damit erweckte; auch Spanien war damals mit nichten für ihn; überdies aber erwuchsen ihm durch seine persönliche Stellung und die finanzielle Lage des Landes noch andere unüberwindliche Schwierigkeiten.

Schon 1547 rechnete man, daß von den Landeseinkünften, die etwa 16 Millionen Francs betragen mochten, drei Millionen den Gläubigern angewiesen, und Domänen zu einem nicht geringen Betrage, vielleicht 15 Millionen an Werth, verpfändet seien. Der Ausfall, der hierdurch in dem Einkommen entstand, und der fortdauernde Kriegsaufwand hatten durch Erhöhung der Zölle und andere Auflagen gedeckt werden sollen. Aber diese hatten größtentheils nicht eingebracht werden können und nur ein allgemeines Mißvergnügen erweckt. Was soll man sagen, wenn man von verschiedenen Seiten die glaubwürdige Versicherung liest, daß Bauern in den fruchtbarsten Provinzen ihre Dörfer verließen, weil sie die Lasten, die man ihnen auflegte, nicht mehr aufbringen konnten? Aber auch in den Städten gährte es; hier und da kam man auf die Ideen des funfzehnten Jahrhunderts zurück, daß der König gar nicht das Recht habe, einseitig Auflagen auszuschreiben. Und dabei befand sich doch die Regierung immer in der drückendsten Verlegenheit. Heinrich II. hatte eine nicht fundirte Schuld von ansehnlichem Belauf hinterlassen, deren Zinsen man nicht erschwingen konnte. Viele Besoldungen waren rückständig, viele geleistete Dienste unvergütet geblieben. Der Cardinal suchte zugleich dem Volke Erleichterung zu verschaffen und Ersparnisse zu machen; die Kosten des königlichen Haushaltes hat er wirklich um eine halbe Million herabgesetzt. Aber damit erregte er neues Mißvergnügen bei denen, die davon betroffen wurden; verdiente Kriegsanführer wurden mit Härte vom Hofe zurückgewiesen; an Herstellung des Credits war nicht zu denken. Wie konnte es anders sein, als daß man, wenn auch nicht mit vollem Recht, eben ihm diesen Zustand zuschrieb, zumal da er schon unter der vorigen Regierung die Finanzen geleitet hatte? Man fand es unverantwortlich, daß er dennoch Rüstungen machte, um in die schottischen Angelegenheiten

einzugreifen, und schrieb das nur seinem persönlichen Verhältnisse zu.

Dazu kam aber noch ein zweites Moment von allgemeinster Wirkung. Man stellte die Behauptung auf, daß die bestehende Staatsgewalt nicht eigentlich rechtmäßig sei. König Franz II., der erst sechzehn Jahre zählte, schwach an Körper und Geist, unfähig, für sich einen Beschluß zu fassen, sei doch in Wahrheit minderjährig: in solchen Fällen gebühre die Regierung den Prinzen von Geblüt, und eine Versammlung allgemeiner Stände müsse berufen werden: aber die nächsten Prinzen von Geblüt, der König von Navarra und der Prinz von Condé, seien von der Regierung ausgeschlossen, unter dem einen oder dem anderen Vorwand entfernt; auch der Connetable und dessen Neffe, Coligny, seien verdrängt; alles liege in den Händen zweier Fremden. Denn eigentlich Fremde seien die Guisen, mit der Krone im Widerstreit; ihr Haus mache dem Könige ganze Provinzen, wie Provence und Anjou, streitig.

Einst hatten Claude Guise und Vendôme zum Schutz und Schirm des Reiches mit einander gearbeitet; ihre Söhne erschienen jetzt an der Spitze zweier entgegengesetzten Parteien. Die Söhne Guise's waren im Besitze der Staatsgewalt und leiteten sie nach ihrem Gutdünken. Um die Söhne Vendôme's — die Bourbons — schloß sich alles zusammen, was sich in Opposition gegen den Cardinal warf; eine eigenthümliche Stimmung der Zeit kam diesen hierbei zu statten.

Es war noch nicht lange her, daß der schottische Adel einen Cardinal, der kirchliche und politische Gewalt zu vereinigen suchte, umgebracht hatte; so eben, in den Grumbachischen Händeln, erhob sich die deutsche Reichsritterschaft, um dem Schwerte seine Unabhängigkeit von der Schreibfeder und dem Krummstabe zurückzugeben. Der von dem Fürsten nicht selbst ausgeübten, sondern an Geistliche und Gesetzkundige übertragenen Autorität widerstrebte man auch da, wo der Gehorsam mehr hergebracht war als in Schottland und Deutschland. Es waren dieselben Regungen, welche die Niederlande einige Zeit nachher von Grund aus in Bewegung setzten. In dem Fürsten sah man noch weniger den Gebieter als den Führer; Gehorsam wollte man, da der Befehl noch immer etwas Persönliches hat, hauptsächlich aus persönlicher Hingebung leisten. Die Abstraction des Staates erkannte man noch nicht vollkommen an.

So waren vor allem die französischen Edelleute gesinnt. Sie glaubten sich einer Gewalt widersetzen zu dürfen, welche ihnen unter

dem Namen eines seiner selbst noch nicht mächtigen Fürsten auferlegt werden sollte. Nur denen zu gehorchen, sei ihre Pflicht, die von dem Hause von Frankreich abstammen. Der große König Franz habe den Unterschied der fremden und der königlichen Prinzen, den man jetzt zu verwischen suche, aufrecht erhalten: nur von seinen Prinzen von ächtem Blute wolle Frankreich regiert sein.

Aus so mannigfaltigen Motiven, der inneren und der äußeren Politik, des Staates und der Religion, der allgemeinen Ansicht und der momentanen Verlegenheit, entsprangen die Regungen der Opposition gegen die Macht der Guisen. Lange konnte es damit in Frankreich nicht gehen, ohne daß es zu einem Ausbruche kam.

Die geduldigen, nur in geheimen Versammlungen ihres Gottesdienstes wartenden und dann deshalb vor die Gerichte geschleppten, mißhandelten Christaudins — wie man die Protestanten anfangs nannte — machten sich plötzlich, da sie von der Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die über ihnen sei, vernahmen, durch Widerstand bemerkbar. Zuweilen wurden Gefangene, die man in ziemlicher Anzahl über Land führte, auf dem Wege aus den Händen ihrer Geleitsmänner befreit; zuweilen wurden Verurtheilte, die man schon nach dem Richtplatze schleppte, durch plötzlichen Ueberfall losgemacht. Nun aber tauchte unter denen, die nach der Schweiz geflohen waren, noch ein anderer Gedanke von der größten politischen und religiösen Tragweite auf. Sie hielten für möglich und erlaubt, die Regierung der Guisen, die so schwer auf dem Lande lastete, durch einen plötzlichen Handstreich umzustürzen.

Man hat mit Calvin davon gesprochen: er war ganz dagegen. Wenn er zugeben sollte, daß auf die Guisen, deshalb weil ihre Macht unrechtmäßig sei, ein Angriff gemacht werde, so müsse man ihm erst eine Aufforderung der Prinzen von Geblüt vorlegen; ja eine Erklärung des Parlamentes gegen sie würde vonnöthen sein [1]).

Der vornehmste Urheber des Planes war ein aus Bourgogne, wo er einen Proceß hatte, geflüchteter Edelmann von Perigord, de la Renaudie, der jetzt die Erlaubniß erlangte, zur Revision seines Rechtsstreites nach Frankreich zurückzukommen. Ein Mensch, der eine persönliche Rache an den Guisen, die seinen Schwager hatten hin-

1) Qu'il valoit mieux, que nous perissions tous cent fois, que d'estre cause que le nom des Chrestiens de l'evangile fust exposé à tel opprobre. Schreiben Calvins bei Henry, Leben Calvins III. app. 154.

richten lassen, zu nehmen suchte[1]), übrigens weder zuverlässig noch unbescholten, aber von ungemeiner Gewandtheit des Betragens und der Rede. Zu Nantes in Bretagne gelang es ihm, eine Anzahl französischer Edelleute für sein Unternehmen zu gewinnen. Es waren Mißvergnügte aus politischen und religiösen Gründen, die sich in der Ueberzeugung begegneten, daß die Macht der Guisen auf Usurpation beruhe und von Rechtswegen gestürzt werden sollte. La Renaudie trug kein Bedenken, den Einen den Prinzen von Condé als das eigentliche Oberhaupt, das nur geheim bleiben wolle, zu bezeichnen, und den Anderen zu versichern, daß nach dem Gutachten deutscher Theologen und Juristen das Unternehmen ein ganz rechtmäßiges sei. Ein solches Gutachten ist nie authentisch zum Vorschein gekommen; von Calvin und seinen Freunden kann es unmöglich ausgegangen sein. Aber mit historischer Bestimmtheit läßt sich selbst nicht sagen, ob la Renaudie sich mit Condé verabredet hatte. Historiker der Zeit, die den Dingen nahe standen, haben es erzählt: der Prinz hat es immer geleugnet; das höchste Gericht hat ihn später von aller Schuld freigesprochen. Ueber der ganzen Sache schwebt ein noch nicht aufgehelltes Dunkel. Hatte la Renaudie wirklich eine Verbindung mit der Königin von England, die in den Guisen ihre persönlichen Feinde sah, das Auftreten der Franzosen in Schottland eben nur von ihnen herleitete und eine ihnen entgegengesetzte Bewegung in Frankreich nicht anders als wünschen konnte? Haben sich, was mit großer Sicherheit behauptet worden ist, Männer wie der spätere Canzler L'hopital bei der Sache betheiligt? Man nimmt an, daß das Unternehmen ursprünglich auf Blois abgesehen und die plötzliche Verlegung des Hoflagers von da nach Amboise ihm entgegengesetzt und nachtheilig geworden sei. Schon am 28. Januar aber war nach der Erzählung des englischen Gesandten diese Verlegung beschlossen; die Zusammenkunft in Nantes fand erst im Anfang Februar statt.

Wir leisten Verzicht darauf, das Geheimniß der Bewegungen der Verschwornen zu durchdringen, und begleiten nur den Gang der Dinge in Amboise, von dem wir Tag für Tag Bericht haben.

Unbesorgt, auf weitestem Umweg über Vendôme und Chateaurenaut, begab sich der Hof dahin; hier aber empfand er bald feindselige Regungen um sich her. Wenn die Guisen in die schottischen Händel doch nicht recht ernstlich eingriffen, so lag der Grund davon

1) Vgl. Barthold: Deutschland und die Hugenotten I. 262.

in der Besorgniß vor einer allgemeinen Empörung, die der Beginn des Krieges zum Ausbruch bringen würde. Am 7. März redete man bereits von der Entdeckung einer Verschwörung; Verdächtige wurden eingezogen; die beiden Guisen ließen sich von Bewaffneten bewachen und zogen neue Truppen heran. In der Gegend von Tours wurden Reiter aufgefangen, welche Pistolen und Schießbedarf mit sich führten: in Tours selbst kam es zu blutigen Händeln zwischen herangezogenen Edelleuten und königlichen Truppen. Da ist der Name Hugenotten entstanden, der zunächst eine plötzlich erscheinende tumultuarische Menge bezeichnen und an die dortige Sage von König Hugo's wilder Jagd anknüpfen mag [1]). Man unterschied Hugenotten des Staates und Hugenotten der Kirche. Der englische Gesandte kann die Verwirrung und Rathlosigkeit, welche bei diesen Bewegungen am Hofe eintraten, nicht stark genug schildern: man wisse nicht, wem man trauen solle, wem nicht: wen man gestern entlassen, den rufe man heute zurück; wer heute alles Vertrauen genieße, der könne morgen auf keines zählen. Aufrührerische, hauptsächlich aus den niederen Ständen, wurden festgenommen und hernach sogar mit kleinen Geschenken wieder losgelassen: eine Anzahl von Edelleuten, in einem benachbarten Schlosse versammelt, — wie sie sagten, um eine Bittschrift zu überreichen, — wurde genöthigt, sich zu ergeben, unter Gewähr jedoch einer guten Behandlung, und in Amboise eingebracht. Das vornehmste Ereigniß in der ganzen Sache fiel am 17. März vor; doch war auch das nur wenig bedeutend. Etwa hundertfunfzig Reiter zogen am Morgen dieses Tages gegen das Schloß von Amboise heran; sie kamen an das Thor und feuerten einige Pistolenschüsse nach einer benachbarten Kirche; indeß hörte man die Trommeln im Schloßhofe wirbeln, nach den Pferden, nach den Waffen rufen; die Reiter wurden inne, daß sie die Schwächeren seien, und zogen sich bereits in Eile zurück, als die königlichen Truppen herausbrachen, sie zerstreuten, einige niedermachten, andere als

1) Wie sich die Sage vom wilden Jäger allenthalben an die berühmtesten Namen schloß, an Artus, Waldemar, Carl den Großen, so in Frankreich an Hugo Capet. Vgl. Grimm, deutsche Mythologie S. 894. Seit Mezeray ist es Sitte, den Namen von dem Wort Eidgnos herzuleiten. Es ist nicht meine Sache, hierüber eine definitive Meinung abzugeben. Richtig ist es, daß ein genferisches Lied Tes Aignos sont au-dessus: tes Mammellus sont ruez jus, noch nicht vergessen war. Doch ist es auffallend, daß eine gelehrte Schrift (Mémoires de Condé III, 235), die diese Erinnerung kennt, den Namen nicht darauf bezieht.

Gefangene abführten. Die bisherige Nachsicht verwandelte sich hierauf in Strenge; die einen wurden durch den Strick getödtet, die anderen im Fluß ersäuft: achtzehn namhafte Kriegshauptleute wurden mit dem Schwert umgebracht, und man sah ihre Köpfe auf Pfählen ausgestellt, unter ihnen den des vornehmsten Führers la Renaudie, der tapfer fechtend gefallen war. Vor einem neuen Anfall glaubten sich die Guisen noch mit nichten sicher; sie begannen Amboise zu befestigen [1]).

Calvin verglich das Unternehmen einem Abenteuer irrender Ritter: wie den Entwurf, so schalt er die schülerhaft zögernde Ausführung und that sich etwas darauf zu Gute, daß er von Anfang an dagegen gewesen sei.

Täuschen wir uns nicht, so hat zwar nicht die That selbst, aber die Bewegung, als deren Mittelpunkt und Ausdruck sie erscheint, die größte Wirkung hervorgebracht.

Im Angesichte des kommenden Sturmes mäßigte der Cardinal von Lothringen seine Politik. Durch einen Erlaß, der am 8. März als bereits erschienen bezeichnet wird, also unmittelbar nach den ersten Regungen, noch vor dem Anlauf auf Amboise, eröffnete er die Kerker, in denen die Protestanten festgehalten wurden. Er verkündigte allen denen, welche Abendmahl und Taufe nach dem Ritus von Genf gefeiert oder den Predigten genferischer Prädicanten beigewohnt hatten, Vergebung und Straflosigkeit, unter der Bedingung, daß sie sich fortan als gute Katholiken und getreue Söhne der Kirche halten sollten [2]). Nur die Prediger selbst und diejenigen, welche offene Gewaltthätigkeiten begangen oder in Verschwörungen gegen Krone und Staat verwickelt seien, wurden von der Amnestie ausgenommen. Und gleich darauf in steigender Besorgniß versprach der Cardinal einem jeden, der mit gegen Amboise habe heranziehen wollen, Verzeihung, wenn er sich nach Hause begebe. Die Wirkung hiervon war unberechenbar. Zum erstenmal ließ die Regierung von der Strenge der bisher festgehaltenen Gesetze nach; sie erklärte selbst, es sei unmöglich, dieselben auszuführen: der König könne das erste Jahr

1) Die unmittelbarste Schilderung des Vorgangs, die mir vorgekommen, ist in der Depesche von Throkmorton bei Forbes 378. Die Nachrichten bei la Planche, Beze und la Popelinière über diese Verschwörung stimmen meistens wörtlich zusammen und sind eigentlich eine und dieselbe: nur hier und da zeigen sich Spuren von Ueberarbeitung.

2) Edit d'abolition en faveur des hérétiques. Isambert XIV, 22.

seiner Regierung nicht mit so vielen Hinrichtungen, die ein Blutbad sein würden, bezeichnen. Die Gefängnisse öffneten sich allenthalben; wie wäre jedoch zu erwarten gewesen, daß die Befreiten zu dem katholischen Ritus hätten zurückkehren sollen? Sie behaupteten, in ihrem Processe Recht behalten zu haben, und fühlten sich nunmehr erst ihrer Sache vollkommen sicher [1]).

In einem neuen Edict, gegeben zu Romorantin, Mai 1560, das in harten Ausdrücken die Versammlungen, gegen welche die niederen Gerichtshöfe freie Hand haben sollten, verpönt, kam die Regierung doch nicht auf die ganze Strenge des früheren Verfahrens zurück: dem einfachen Bekenntnisse nachzufragen, gab sie auf, weil, wie der Canzler sagt, das Unkraut auf dem Acker der Kirche schon so mächtig angewachsen sei, daß man davon abstehen müsse, es auszujäten.

Unmöglich aber war auch dies, Straflosigkeit der religiösen Meinung und das Verbot religiöser Zusammenkünfte zu vereinigen. Denn nur in der Gemeinsamkeit der Verehrung findet die Religion ihren vollen Ausdruck. Es kränkte die Protestanten, daß ihre gottesdienstlichen Vereinigungen mit aufrührerischen Versammlungen gleichgestellt wurden. In allen Provinzen forderte man eine Zurücknahme des neuen Edictes.

Noch im Sommer 1560 zeigte sich eine Gelegenheit, diese Forderung auf das nachdrücklichste zur Sprache zu bringen.

In den immer wachsenden kirchlichen, finanziellen und politischen Verlegenheiten hielt der Hof für gut, eine allgemeine Berathung seiner obersten Räthe in Fontainebleau zu veranlassen. Es waren die Marschälle von Frankreich, die Mitglieder des Ordens, die Räthe der höchsten Collegien, welche sich hier zusammenfanden; auch der Connetable und der Admiral waren zugegen.

Admiral Coligny — schon längst für die neuen Meinungen entschieden, obgleich er sie noch nicht gerade öffentlich bekannte — der sich so eben durch die Beruhigung der Normandie ein neues Verdienst erworben hatte, unternahm, die große Frage, mit der alles umging, zur Entscheidung zu bringen. Gleich in der ersten Sitzung

1) Micheli: onde ne furono liberati et cavati di prigione di Parigi et di tutte le altre città del regno un grandissimo numero, che rimasero poi nel regno praticando (nicht etwa predicando, wie gedruckt ist, das Mſ. des Archivs hat die richtige Lesart) liberamente et parlando con ognuno et gloriandosi etc.

der Notablenversammlung zu Fontainebleau (23. August 1560), sobald der König sie eröffnet hatte, erhob er sich, um demselben zwei Bittschriften der in den verschiedenen Theilen des Reiches zerstreuten Gläubigen — denn so bezeichneten sich die Anhänger der kirchlichen Reform — zu überreichen, von dem merkwürdigsten Inhalt.

In der ersten sagen sie sich von Unternehmungen, wie die letzte gegen Amboise gewesen war, förmlich los; denn nur von Libertinern und Atheisten könne eine solche gebilligt werden; in der zweiten entwickeln sie dann die Unmöglichkeit, auf kirchliche Versammlungen Verzicht zu leisten, und um diese nicht insgeheim veranstalten zu müssen, fordern sie den König auf, ihnen Kirchen zur Predigt und zur Feier der Sacramente zu bewilligen.

Ein Verlangen, durchaus auf dem Standpunkte der individuellen Religion, das aber nicht allein eine kirchliche, sondern zugleich eine hohe politische Bedeutung hatte. Es strebte gegen den Begriff an, auf dem noch alles beruhte, der unbedingten Verbindung des Königthums mit den Satzungen der katholischen Kirche. Dieser Begriff der Untrennbarkeit der geistlichen und weltlichen Gewalt hat den Jahrhunderten des Mittelalters ihren Charakter gegeben: die neuere Zeit beginnt damit, daß er in Frage gestellt und bekämpft wird. Indem die Protestanten in Frankreich sich aufs neue zum weltlichen Gehorsam bekannten, drangen sie auf dieses Zugeständniß, ohne welches sie nicht leben konnten, das aber eine Umgestaltung der allgemeinen Ideen in sich schloß.

Es war schon ein Ereigniß, daß in dem vollen Rathe des allerchristlichsten Königs einer der ausgezeichnetsten Männer des Reiches den Gedanken vortrug und empfahl; aber durchzudringen vermochte er damit nicht. Der Cardinal hatte die Gefängnisse öffnen können, mit dem Vorbehalt der Rückkehr eines jeden zum alten Glauben; den Protestanten Kirchen zu bewilligen, lag jenseit seines Gesichtskreises. Er hat gesagt, der König würde damit ihren Götzendienst bestätigen und seine ewige Seligkeit verwirken [1]).

In dieser Versammlung kamen aber noch andere Vorschläge vor, denen er nicht so entschieden entgegentreten konnte.

Charles de Marillac, Erzbischof von Vienne, derselbe, der lange Zeit als Gesandter am Hofe Carls V. gestanden und eine gewisse

1) Quant à leur bailler temples, ce seroit de tout approuver leur idolâtrie et que le roi ne le sauroit faire sans être perpétuellement damné. (Discours bei Maier des états généraux X, 296.)

Erfahrung in den kirchlich-politischen Irrungen der Zeit erworben hatte, zeigte sich davon durchdrungen, daß eine so isolirte Stellung, wie die französische Regierung einnehme, einer allgemeinen Bewegung gegenüber sich nicht behaupten lasse; er fand, daß eine ständische Verfassung, wie sie überall sonst in voller Wirksamkeit bestehe, auch für Frankreich unentbehrlich sei; schon verlaute in einigen Provinzen, daß man ohne ständische Bewilligung die Auflage nicht ferner zahlen wolle; er trug auf die Berufung zugleich einer ständischen Versammlung für die finanziellen, und eines Nationalconciliums, wie es so oft auch in Deutschland beabsichtigt worden war, für die kirchlichen Verhältnisse an; er sprach darüber mit männlichem Nachdruck und zugleich mit besonderer Gewandtheit; an seinen Vorschlägen wußte er die Seite hervorzukehren, welche den Menschen einleuchtet und sie gewinnt. Der junge König selbst empfing davon einen sichtbaren Eindruck. Der Cardinal hatte gegen eine Ständeversammlung, worin er die Nation wegen der Geldverwaltung zu beruhigen und den Credit herzustellen hoffte, nicht so viel einzuwenden, als gegen ein Concilium, welches wenigstens nicht nöthig sei, da die Kirche über alle Fragen längst entschieden habe; aber endlich gab er beides nach. Der Beschluß ward gefaßt, ein Nationalconcilium im Januar 1561 und schon einen Monat vorher, im December 1560, die allgemeinen Stände zusammentreten zu lassen; unverzüglich ergingen die Einberufungsschreiben.

In Rom und in Spanien war man über die Zugeständnisse des Cardinals von Lothringen erstaunt. Der Venetianer Soriano versichert, ihm sei es damit auch niemals Ernst gewesen; er habe den Neuerungssüchtigen nur Sand in die Augen werfen wollen, um sie fürs erste zu beruhigen und alsdann die Oberhäupter in seine Gewalt zu bringen, durch deren Züchtigung er alles zu ersticken geglaubt habe [1]).

Ich traue den Italienern nicht ganz, wenn sie von listigen Berechnungen für die Zukunft reden. Augenscheinlich ist doch, daß der Cardinal nur ungern und halb gezwungen auf die Berufung berathender Versammlungen einging. Wie hätte er sich verbergen sollen, daß sie ihm große Stürme bringen konnten? Auch die auswärtigen

1) Soriano commentarii (Relation von 1562): Con la deliberatione del concilio si venne a dar pasto a chi cercava di far mutatione nella fede e con quella di far li stati si venne a dar intentione di mettere nuovo ordine nel governo.

Angelegenheiten gingen schlecht; die Partei der Guisen und Franzosen in Schottland sah sich zu einer ungünstigen Abkunft genöthigt, welche den englischen Einfluß bestätigte und den Verlust des französischen nach sich gezogen hat. Mochte er das gleich den inneren Bewegungen Schuld geben und Schuld geben können, so wird die Stellung eines leitenden Ministers durch erlittene Nachtheile immer gefährdet sein.

Wenn Gewalt in der ursprünglichen Absicht lag, so ist es nicht zu begreifen, daß ein Mann von milder Gesinnung, wie L'hopital, mit dem großen Siegel betraut wurde.

Einheit des Planes und Sicherheit der Ausführung sucht man überhaupt in dieser Staatsverwaltung vergeblich: man sieht nur rücksichtslose Strenge, solange es geht, Zurückweichen im Augenblick der Gefahr, Nachgiebigkeit gegen fremdes Andringen und dabei doch die Absicht, unter allen Umständen die Gewalt zu behaupten und zu verstärken.

Ueberall im Lande begrüßte man die Aussicht einer freien Meinungsäußerung in Sachen der Religion und des Staates als eine der glücklichsten und hoffnungsreichsten Neuerungen. In den Provinzialversammlungen erhoben sich die alten so oft vorgekommenen und eben so oft zurückgedrängten Ideen einer allgemeinen Reform. Von Haus zu Hause, von Provinz zu Provinz trug man Schriften, in denen der Geistlichkeit und dem Adel, die von ihrem ursprünglichen Beruf abgewichen seien, den Parlamenten, wo alles für Geld geschehe und nichts ohne Geld, den Mißbräuchen der Verwaltung der lebendigste Krieg angekündigt wurde. Man versichert, daß von den dreizehn Gouvernements zehn dieser Meinung gewesen seien.

Wie stark aber auch die Regungen geistlicher und weltlicher Opposition waren, die Guisen zweifelten nicht, ihrer Herr zu werden; die Summe der Macht nahmen sie um so ausschließender in ihre und ihrer Freunde Hände zusammen. Noch während des Tumultes von Amboise war Herzog Franz Guise zum Generalstatthalter des Königs ernannt und mit der Verfügung über die bewaffnete Macht bekleidet worden. Welchen Anspruch auch immer nach französischem Herkommen der Prinz von Condé auf das Gouvernement der Picardie besaß, das man Coligny entwunden hatte, so ward ihm dasselbe doch vorenthalten; Marschall Brissac, der es empfing, gesellte sich dafür den Anhängern der Guisen zu. Anderen Mitgliedern des Hauses Bourbon, die im Besitz waren, wurden Generallieutenants, welche die Guisen wählten, zur Seite gesetzt: dem Herzoge von Montpensier

in Anjou, Touraine und Maine-le-Roy Herr von Chavigny, der vor kurzem von den Montmorency's abgefallen war; dem Prinzen von Roche-sur-Yon in Orleans Philibert de Marcilly Herr von Cypierre [1]). Kleinere Gouvernements wurden von den größeren abgesondert und zuverlässigen Leuten anvertraut. Es ist der Moment, in welchem die Macht der Provinzialbefehlshaber, welche militärische und bürgerlich polizeiliche Befugnisse vereinigten, in das Parteigetriebe gezogen und von demselben abhängig gemacht wurde.

Welche Absichten vorwalteten, sieht man unter anderem aus der Instruction, die dem Marschall Termes für Perigord und Limousin gegeben ward. Darin heißt es, man lebe in jenen Provinzen wie in Genf, was gegen die Ehre Gottes und des Königs laufe; der Marschall möge vornehmlich die Prediger in seine Hand zu bekommen suchen, dann die Beamten, die denselben Vorschub leisten, und sie nach Gebühr züchtigen [2]). Ueberall begann jetzt die Repression mit Macht und Nachdruck; überall hören wir von verbrannten Büchern, verfolgten Predigern, überdies Gefangensetzungen, Verdammungen, Executionen. Die alten Rittersleute der früheren Kriege geriethen in Wuth, wenn sie nach Amboise kamen und die Köpfe ihrer ehemaligen Kameraden auf Pfähle gesteckt sahen: „Ha, sie haben Frankreich enthauptet", sagte der alte Aubigné, „die Henker!"

Man hat es den französischen Protestanten zuweilen zum Vorwurf gemacht, daß sie sich mit einer politischen Partei in Verbindung einließen: wie wäre das aber unter diesen Umständen zu vermeiden gewesen? Eben gegen die nächsten Prinzen von Geblüt und gegen die Protestanten zugleich richteten die Guisen alle ihre Anstrengungen: jene sollten ausgeschlossen, diese unterdrückt werden: wie konnte es anders sein, als daß sich zwischen den Prinzen und den Protestanten ein enges Verhältniß bildete?

Calvin erwartete nicht viel von den Ständen, nichts von der angekündigten kirchlichen Versammlung, welche jede Entscheidung nur eben einem allgemeinen Concilium anheimgeben werde. Dagegen hoffte er Großes von einem ruhigen Widerstande des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé. Indem er seinen ganzen Einfluß anwendete, um jede Gewaltthat, namentlich die Besitznehmungen der Kirchen von Seiten seiner Anhänger in den Provinzen

1) Le Laboureur: Additions zu den Memoiren von Castelnau I, 508.
2) Le roi au Maréchal de Termes 1. October 1560. Bei Paris: Négociations sous François II.

zu verhüten, ließ er zu und sah es gern, daß sich sein Mitarbeiter Beza, mitten durch die von Unruhen erfüllten Provinzen hindurch, unter großen Gefahren nach Bearn begab, um sich dort mit dem Könige von Navarra zu verständigen. Eben ihn zu einer großen Demonstration zu veranlassen, war Calvins Meinung. Der König sollte sich an der Spitze des Adels von Provence, Languedoc und Normandie den Guisen entgegensetzen; er möge es nur wagen; ohne das mindeste Blutvergießen werde er die Macht der Gewaltigen brechen. Calvin war überzeugt, daß es nur einer oppositionellen Aufstellung in Frankreich bedürfe, um in den Reihen der Anhänger der Guisen, die sich jetzt nur der Uebermacht anschlössen, eine Veränderung hervorzubringen. Er glaubte selbst auf die Königin Catharina rechnen zu dürfen, die ja wohl wissen werde, was ihr fromme [1]).

Beza's Sendung war mit nichten fruchtlos: sie hat zur Durchführung der Reform in Bearn den nächsten Anlaß gegeben; den vornehmsten Zweck aber erreichte sie nicht.

Dieser König Anton von Navarra, liebenswürdig, freigebig, gebildet, dem Protestantismus von Herzen geneigt, war doch nicht fähig, männliche und kühne Entschlüsse zu fassen. Als er nach Hofe beschieden wurde, wagte er auch unter den damaligen Umständen trotz aller Warnungen nicht, zu widerstreben: er schmeichelte sich, daß Niemand an ihn oder seinen Bruder Condé, der ihn begleitete, die Hand zu legen wagen werde. Der Hof war damals in Orleans, sich zur Ständeversammlung vorbereitend. Die verdächtigen Magistratspersonen waren verhaftet, die alten Banden von Piemont und Picardie, Compagnien, die aus Schottland zurückkehrten, herangezogen worden; der Cardinal von Guise war des Platzes und der Umgebung vollkommen Meister. Nicht lange waren die beiden Prinzen angelangt, als Condé eingezogen und auf den Grund der über das Unternehmen von Amboise eingeleiteten Untersuchung in strengen Gewahrsam genommen ward: es war alles Ernstes von einem Todesurtheil gegen ihn die Rede. Man hat erzählt, Anton von Navarra habe von dem jungen Könige von Frankreich eines Tages mit eigener Hand getödtet werden sollen, und diesem habe im Moment nur der Muth dazu versagt [2]); eine Erzählung, die jedoch fast mehr auf der

1) Schreiben Calvins bei Baum, Leben Beza's II, 116. 124.

2) Olhagaray Histoire de Foix behauptet, dies aus dem Munde der Königin Johanna zu wissen und aus ihren Memoiren entnommen zu haben

Besorgniß und Schreckhaftigkeit Navarra's, als auf einer wirklichen Thatsache zu beruhen scheint. Aber diese dunklen Vorgänge am Hofe, zusammentreffend mit Executionen, die im Lande wütheten, erfüllten alles mit den trübsten Aussichten, als die ständischen Abgeordneten in Orleans eintrafen. Man hat damals behauptet, der Cardinal habe sich der Anwesenheit der Stände bedienen wollen, um zugleich sein Verfahren gegen den Prinzen autorisiren und die Protestanten durch einen feierlichen Beschluß verdammen zu lassen. Die Mitglieder der Versammlung würden genöthigt worden sein, ein katholisches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen; das Nämliche hätte man dann im ganzen Reiche von Obrigkeiten und Privaten, Pfarre bei Pfarre, gefordert; wer sich geweigert hätte, würde der Strenge der Ketzergerichte überliefert worden sein: in verschiedenen Colonnen wären die Truppen durch das Land gezogen, um diese Maßregeln zur Ausführung zu bringen; die katholisch-guisische Gewalt wäre auf immer aufgerichtet gewesen [1]).

Ich habe manches gefunden, wodurch diese Behauptungen bestätigt, nichts, wodurch sie ganz außer Zweifel gesetzt würden. Die letzten Absichten zur Herrschaft aufstrebender oder in ihrer Herrschaft gefährdeter Parteien werden sich schwerlich jemals mit Sicherheit erkennen lassen, bevor sie in dem Erfolge selbst hervortreten. Diesmal aber sollte es so weit nicht kommen. Indem man alles von dem Cardinal erwartete, die Besorgniß vor ihm, der Haß gegen ihn den höchsten Grad erreichte, war es mit seiner Gewalt bereits am Ende. Der junge König, von dessen Verhältniß zu ihm alles abhing und den er niemals zu eigener Thätigkeit hatte gelangen lassen, starb eines plötzlichen Todes, 5. Dec. 1560, noch ehe die Ständeversammlung eröffnet worden war.

Das war derselbe Fürst, dessen Geburt man vor siebzehn Jahren als das größte Glück von Frankreich begrüßt hatte. Aber der frühe Tod seines Vaters und die Combination der Umstände, durch welche

(l'original dont j'ai tiré mot à mot ces paroles) 528. Die Worte fallen mit der Erzählung von la Planche zusammen, und ein neues Moment der Glaubwürdigkeit fügen sie nicht hinzu.

1) Mémoires de Castelnau 2, ch. 12. A. C. XLII, 79. Mergey, dessen Nachrichten sich auf die Ducheſſe d'Uſez qui possédait fort la reine mère zurückbeziehen, ibid. XLI, 51. Dem Cardinal Ippolyto d'Este sagte die Königin später, als man daran dachte, „far fare la confessione della lor fede a tutti i consiglieri e a tutti gli officiali reggii", daß von diesen Dingen schon zur Zeit Franz' II. die Rede gewesen sei.

die strengkatholischen Ideen, die man gefaßt, mit Parteibestrebungen in Verbindung gesetzt wurden, ehe er noch zu einem selbständigen Eingreifen herangereift war, machten die Zeit seiner Regierung zu einer Epoche gegenwärtigen und künftigen Unglücks.

Dem Cardinal von Lothringen kam der Gedanke, den Einfluß, den er auf die Geistlichkeit und einen Theil der Stände gewonnen, die Idee der katholischen Einheit und die große Militärmacht, welche zu seinen Diensten war, kühn für sich selbst zu benutzen. Er rechnete dabei auf den Unternehmungsgeist seines Bruders und die Unterstützung der Königin-Mutter, die bisher auf seiner Seite gewesen war und der er sagte, sie sei als eine Fremde unbeliebt und würde sich ohne ihn und seine Freunde nicht behaupten können. Allein zuerst entzog sich ihm sein Bruder. Der Herzog von Guise kannte den Adel und theilte auch selbst dessen royalistische Gefühle: er hielt es nicht für möglich, eine Staatsform, die nicht gesetzlich gerechtfertigt sei, festzuhalten. Noch mehr hatte der Cardinal sich in der Königin getäuscht. Sie verlangte nach dem Augenblicke, wo das Uebergewicht der Guisen, das sie nur darum ertragen hatte, weil es bei der Stimmung Franz' II. nicht zu vermeiden gewesen war, ein Ende nähme. Sie meinte, den Guisen zeigen zu können, daß der öffentliche Haß, von dem die letzte Verwaltung betroffen worden, nicht ihr gegolten habe, sondern ihnen.

„Da alles verloren war", sagte Beza, „siehe, da wachte der Herr unser Gott auf!"

Nicht auf einmal, aber nach und nach, und um so entschiedener, erfolgte ein Umschwung der Dinge; die Ideen Calvins bekamen das Uebergewicht über die Ideen des Cardinals.

## Ständische und parlamentarische Berathungen.

Der Unterschied gegen den letzten Thronwechsel lag darin, daß jetzt eine unzweifelhafte Minderjährigkeit eingetreten war und alle die Rechte, die bisher bestritten werden konnten, nunmehr zur vollen Geltung gelangten.

Einen gewissen, wenngleich nicht genau bestimmten Anspruch hatte die Königin-Mutter selbst. Catharina Medici hielt sich nicht lange damit auf, den verstorbenen Sohn zu beklagen; mit dem ältesten der überlebenden, dem die Thronfolge zukam, an der Hand, erschien sie im Conseil: es war Carl IX., der damals im elften Jahre

ſtand; der Knabe wies die verſammelten oberſten Räthe der Krone auf die Befehle ſeiner Mutter an.

Ueber jeden Zweifel erhaben aber war nach den alten Geſetzen und Gewohnheiten des Reiches der Anſpruch der Prinzen von Geblüt auf die Führung der Geſchäfte. Das Conſeil beſchloß, daß in allen Dingen die Meinung des erſten Prinzen, des Königs von Navarra, gehört werden ſollte. Eben das hatte Calvin gewünſcht und durch eine große Demonſtration herbeizuführen beabſichtigt; es war jetzt ganz von ſelbſt geſchehen. Der franzöſiſche Adel ſah nun wirklich den Prinzen an der Spitze, in den er von Natur und um ſeiner Offenheit, Bravheit und Leutſeligkeit willen ſein Vertrauen ſetzte.

Nun erſt — 13. December 1560 — wurden die Stände eröffnet. Der Cardinal hatte ihnen ausdrücklich verboten, ſich über die Religionsangelegenheit zu äußern; nachdem er ſeine Macht verloren, bildete eben dieſe den vornehmſten Gegenſtand der Berathungen.

Die Vorſchläge des dritten Standes zielten auf eine gänzliche Umbildung der geiſtlichen Verfaſſung. Die perſönliche Verwerflichkeit ſo vieler Mitglieder des hohen und niederen Clerus erweckte den Gedanken, für die Beſetzung der geiſtlichen Stellen ein Syſtem der Wahl, und zwar im weiteſten Umfange, einzuführen. Die Pfarrer ſollen von der Gemeinde gewählt, von dem Biſchof nur beſtätigt werden; ihre Prüfung ſoll durch gelehrte und würdige Männer öffentlich geſchehen. An der Wahl der Biſchöfe ſollen die Pfarrer der Städte ſammt den weltlichen Notabeln theilnehmen; die Erzbiſchöfe ſollen von ihren Suffraganen, Domherren und Pfarrern gewählt werden. Die geiſtlichen Güter ſollen keineswegs allein zum Genuſſe der Geiſtlichen dienen; ein Drittheil davon ſoll für die Armen, ein anderes Drittheil für den Bau der Kirchen und fromme Stiftungen, Spitale, Schulen beſtimmt ſein. Man ſieht, es war gleichſam eine Civilconſtitution des Clerus, was der dritte Stand vorſchlug.

Noch um vieles weiter aber ging ein großer Theil des Adels. Aus den Aeußerungen, die in ſeiner Mitte verlauteten, nimmt man ab, in wie manchen Bezirken die proteſtantiſchen Meinungen die Oberhand hatten. Der Adel von Touraine fordert in den Ausdrücken des deutſchen Proteſtantismus, daß die Kirche nach dem reinen Worte Gottes, ohne daß man etwas hinzufüge oder hinwegnehme, reformirt, und zu dem Ende eine freie Kirchenverſammlung berufen werde, wo ein Jeder ohne Beſorgniß einer künftigen Verantwortung ſeine Mei-

nung äußern dürfe. Es existirt eine Remonstranz des Adels aus 52 Amtsbezirken in Normandie, Guyenne, Poitiers, Toulouse, ganz Bretagne, in welcher dieselben Ansichten vorherrschen. Alle Unordnung wird daher geleitet, daß der Clerus nicht mehr das heilige Gotteswort predige, und ein freies Concil gefordert, wo, wie es heißt, alle Streitigkeiten nach dem Worte Gottes, enthalten in den canonischen Büchern des alten und neuen Testamentes, entschieden werden sollen [1]). Deputationen der reformirten Kirchen, durch die Drohungen des Cardinals bisher zurückgehalten, eilten herbei, um diese Forderungen durch die ihren zu verstärken. Sie verlangten ebenfalls eine freie Berathung, Loslassung der in den letzten Zeiten abermals Eingekerkerten und vor allem die Erlaubniß religiöser Zusammenkünfte zur Feier der Sacramente sowie zur Predigt.

Hier am Orte konnte jedoch nichts ausgemacht werden. Alle Aufträge erschienen durch den Tod des vorigen Königs erloschen; L'hopital hielt für genug, daß die Regentschaft Catharina's, wie er versichert, nicht ohne seine eifrige Verwendung, von dem größten Theil anerkannt wurde [2]). Indem er die Stände entließ, kündigte er zugleich eine baldige neue Versammlung an, zu welcher, um die Kosten zu verringern, jedes von den dreizehn Gouvernements nur Einen Deputirten von jedem Stande zu schicken habe, und forderte zu vorläufigen Berathungen über die Instruction der Deputirten innerhalb der Provinzen und Amtsbezirke auf.

Man kann denken, wie sehr dieser Umschlag der Dinge in Bezug auf Personen und Maßregeln die Gemüther ergriff und in Gährung setzte.

Es waren vier Häupter, sagt der venetianische Gesandte Barbaro [3]), welche nun zu Ansehen gelangten: die Königin-Mutter, be-

1) „Pour faire un bon accord sur les différends qui sont aujourd'hui en la doctrine de la religion et que toutes les disputes y soient décidées par la parole de Dieu, contenue aux livres canoniques du Vieux et Nouveau Testament." Des Etats généraux Tom. XI, 189. — Cahier du tiers état X, 279.

2) In seinem Testament sagt er: Etant donc iceux induits, ou par équité ou par nostre continuelle poursuite donnèrent à la reine mère la charge et tutelle du roi et de ses biens, luy associant pour ayde et conseil le roi de Navarre. Bei Duchesne Chanceliers 645.

3) Relatione di M. Marc Antonio Barbaro 27 Luglio 1564, Manuscr. des venetian. Archivs, wohl zu unterscheiden von der in Tommaseo's Sammlung gedruckten nicht authentischen Copie.

gierig, alles zu regieren, und eifersüchtig darauf; der König von Navarra, von dem sie voraussetzte, daß er sie zu berauben und die Regierung ausschließend in seine Hand zu bekommen denke; das Haus Guise, das durch die letzte Verwaltung zu Bedeutung gekommen war; endlich der Connetable, der als Oberhaupt des Kriegsvolkes und wegen seiner Eigenschaften in großem Ansehen stand. Die Factionen, welche sich an die Oberhäupter anschlossen, alle unter einander heftig entzweit. In welchem Zustande befand sich Frankreich! Ein Knabe König, eine Frau an der Regierung, alle Großen unter einander in Feindschaft, das Volk wegen der Religion in Empörung.

Ich will hier nicht den Widerstreit der Factionen, das Gehen und Kommen der Häupter, die Abwechslung in ihrem Einfluß, das Neigen der Zunge in der Wagschale des Uebergewichts bald auf die eine, bald auf die andere Seite schildern, zumal da die Ueberlieferungen darüber widersprechend und unzureichend sind; — nur daran kann etwas liegen, was in allen diesen Fluctuationen wirklich geschah.

Der Königin gelang es durch die überlegene Energie ihres Charakters, sich mit den Prinzen von Geblüt zu verständigen. Anton von Navarra überließ ihr die allgemeine Leitung der Geschäfte, zufrieden, daß er als Generalstatthalter, der die Person des Königs in allen Ländern seines Gehorsams repräsentire, anerkannt wurde. Man verbot den Ständen, in denen Navarra eine sehr starke Partei hatte, über die Zusammensetzung der Regierung selbst zu berathen; dem Gesetze schien genuggethan, wenn in den Edicten die Prinzen von Geblüt aufgeführt werden konnten, die an der Abfassung derselben Theil genommen [1]). Condé ward freigesprochen und erhielt Sitz und Stimme im Conseil. Auch der Admiral Coligny nahm da wieder seine Stelle ein: mit dem Canzler, dem Bischof von Valence, zuweilen mit dem Bischof von Orleans vereinigt, gab er den gemäßigten Tendenzen eine starke Repräsentation. Aber darum waren die Guisen noch nicht vertrieben: Brissac, Thermes, St. André, der Cardinal von Tournon setzten sich dieser Richtung entgegen. Zur Festigkeit eines entschiedenen Wollens in den höchsten Kreisen konnte es nicht kommen.

Indessen regten sich allenthalben die Protestanten; sie ließen sich nicht mehr abhalten, ihres Gottesdienstes öffentlich zu warten. Calvin selbst war erstaunt, wie man sich aus den verschiedenen Gegen-

1) Lettres du roi, de la reine mère et du roi de Navarre. Fontainebleau 30. Mai. — Mém. de Condé II, 279.

den von Frankreich um seine Thüre dränge und Prediger fordere, gleich als sei alles schon entschieden. Dagegen erhoben sich hier und da populäre Bewegungen; die Reformirten setzten sich zur Wehre. Angriff und Vertheidigung erfüllten das ganze Reich mit Unruhe und Kampf.

Unter dem Einflusse der neu eingetretenen Elemente drangen im Conseil zuweilen mildere Beschlüsse durch. Ein in der Stadt Beauvais vorgekommener Auflauf, der zu blutigen Gewaltsamkeiten gegen die Protestanten geführt hatte, veranlaßte ein Edict, in welchem dieselben förmlich in Schutz genommen werden. Denn in seinem Hause oder bei seinen Freunden müsse ein jeder Sicherheit genießen; nur den Richtern und Beamten stehe es zu, in dieselben gerechterweise einzudringen, nicht aber Anderen, unter dem Vorwande früherer Edicte über unerlaubte Versammlungen; der König wünsche vielmehr, daß alle, die sich der Religion halber aus dem Reiche entfernt haben, dahin zurückkehren.

Aber diese Erklärung erregte den lebhaftesten Widerspruch unter einheimischen und fremden Katholiken. Der spanische Gesandte wollte darin eine förmliche Erlaubniß protestantischer Zusammenkünfte sehen, „zum Aergerniß der gesammten Christenheit“ [1]).

Die Regierung hielt für gut, unter den veränderten Umständen die Frage noch einmal vor das Parlament zu Paris zu bringen (Juli 1561). Alle Mitglieder sprachen, auch die Pairs; mit besonderer Heftigkeit ließ sich der Herzog von Guise vernehmen, mit nicht viel geringerer der Admiral; man schrieb die Vota nieder, und so viel sah man wohl, daß in dieser Corporation eine große Veränderung vorgegangen war. Was vor zwei Jahren als eine unerhörte Milderung angesehen ward, daß die einfache Ketzerei nicht an Leib und Leben, sondern bloß mit Verbannung bestraft werden sollte, das bekam jetzt das Uebergewicht und ward durch förmlichen Schluß genehmigt. Auch dafür war eine bedeutende Stimmenzahl, daß man den Protestanten das Recht religiöser Versammlungen zugestehen solle; durch eine Mehrheit, wie Einige sagen von drei, nach Anderen von sieben Stimmen, bei einer Anzahl von anderthalbhundert Stimmenden, wurde zuletzt das Gegentheil festgesetzt. Ein neues Edict, genannt vom Juli, verbot alle Zusammenkünfte, besonders zur Feier der Sacra-

1) Lettre de Chantonnay à la reyne mère 22. Avril. Mém. de Condé II, 6.

mente in einer anderen als der katholischen Form, mit Waffen oder ohne Waffen, bei Strafe des Todes und der Confiscation [1]).

Indem aber versammelten sich die ständischen Abgeordneten aufs neue. Die Geistlichen waren zu einer besonderen Berathung nach Poissy beschieden. Die den Bestimmungen von Orleans gemäß erwählten wenig zahlreichen, aber mit den Instructionen der Provinzen versehenen Deputirten des Adels und des dritten Standes traten in Pontoise zusammen. Wie ganz lief deren Sinn dem des neuen Edictes entgegen: fast unerwartet sind die Forderungen, welche sie aufstellten.

Was bereits in Orleans von einem Theile des Adels in Anspruch genommen worden, das erscheint in Pontoise als die allgemeine Forderung dieses Standes. Die adeligen Repräsentanten der Gouvernements verlangten sämmtlich, daß die Entscheidung der religiösen Streitfragen nach der Lehre des Evangeliums und des Gotteswortes aus dem alten und neuen Testament erfolge. Bis dahin solle gegen Niemand, der sich auf dem Standpunkte des apostolischen und des athanasischen Symbols halte, Verfolgung gestattet sein.

Und selbst in den dritten Stand waren jetzt diese Meinungen eingedrungen. In einer Eingabe desselben wird der König ersucht, binnen drei Monaten ein freies Nationalconcilium zu berufen, darin selbst zu präsidiren, Niemand eine Stimme zu geben, der ein persönliches Interesse an der Sache nehme, alle in Zweifel gezogenen Artikel allein nach dem Worte Gottes entscheiden zu lassen, den Verfolgungen bis zu dieser Entscheidung Einhalt zu gebieten [2]). Denn gegen alle Vernunft laufe es doch, Jemand zu Handlungen nöthigen zu wollen, welche er in seinem Herzen für böse halte. Aber noch

1) Édit sur la religion, St. Germain en Laye, Juillet; bei Isambert 14, 109, besonderer Art. 4, 6. Ueber die Berathungen haben La Place (130) und Thuanus Einiges; besonders unterrichtend ist Languet, Epp. arcanae II, 126.

2) „Au concile national vous plaira présider avecq nos seigneurs les princes du sang gens doctes de bonne vie et moeurs vous assistans ainssy que soigneusement les empereurs et roys l'ont cy devant gardé, ne recevant aucun à donner voix délibérative, qui ayt aulcun interest particulier à la réforme, et ferez ung souverain bien, en ordonnant que tous articles pour l'aujourd'hui révoquez en doubte y soient décidés et résolus par la seulle parolle de Dieu.“ Etats tenus à Pontoise, cahier général du tiers état du Royaume de France. Bibl. zu Paris 8927.

weiter reicht das Verlangen dieses Standes. Er trägt darauf an, daß den Neugläubigen in jeder Stadt von dem König entweder eine Kirche eingeräumt, oder doch die Erlaubniß gegeben werde, sich selbst eine solche zu bauen. Da könne dann ein Jeder sehen und hören, was sie lehren und thun; ein königlicher Beamter möge Sorge tragen, daß weder durch sie noch gegen sie eine populäre Bewegung entstehe.

Man sieht leicht, was diese Beschlüsse auf sich haben. Die Bedingungen, welche Adel und dritter Stand für ein Concilium stellten, enthalten schon selbst die Principien des Protestantismus und würden, wenn man sie angenommen hätte, in Frankreich eben so weit und bei der größeren Einheit des Landes vielleicht noch weiter geführt haben, als in Deutschland.

Es ist mir auffallend, daß von diesen Beschlüssen, die in den Handschriften der Bibliothek zu Paris urkundlich aufbehalten sind, bisher wenig oder niemals die Rede gewesen ist. Wie sie selbst, so ist auch alles andere, was in Verbindung damit weiter beliebt ward, von großer Merkwürdigkeit, wenn nicht für die Folge der Ereignisse, doch für die Erkenntniß der Zeit und ihrer Tendenzen.

Der Adel dringt auf eine Umbildung der Gerichte und der Verwaltung. Er geht davon aus, daß das Gericht nicht zum Gewinn dienen müsse, sondern eine öffentliche Pflicht sei. Nach seiner Meinung sollte man in jeder Baillage von drei zu drei Jahren geeignete Personen sowohl aus dem Adel als aus den anderen Ständen wählen, um nicht allein die unteren Gerichte, sondern auch die Parlamente zu besetzen. Eine Pflicht, der Niemand das Recht haben soll sich zu entziehen, wenngleich die Besoldung seiner Mühe und persönlichen Stellung nicht entspreche. Ein Amt auf immer übertragen, mache nur nachlässig; bei einer Einrichtung wie diese werde einer den anderen zu übertreffen suchen.

Es hängt gut damit zusammen, wenn der Adel auch die Gouverneurs in Zukunft nur auf drei Jahre angestellt sehen will. Indessen erneuerte der dritte Stand die alten ständischen Forderungen, wie sie einst in Tours vorgekommen. Er verlangte regelmäßige Ständeversammlungen jedes zweite Jahr, ohne deren Bewilligung keine neue Auflage ausgeschrieben, ja kein Krieg unternommen werden dürfe, und gab Regeln für die Zusammensetzung des Conseils an, in welchem unter anderem keine Geistlichen, als welche dem Papste durch einen besonderen Eid verpflichtet seien, sitzen sollten. Um seine

Finanzen herzustellen, möge der junge König durch eine ständische Commission alles zurücknehmen lassen, was durch die unehrliche Gewinnsucht der Finanzbeamten oder durch übermäßige Besoldungen und Pensionen in Privathände übergegangen sei; eine Untersuchung, von der nur die Königin-Mutter ausgenommen werden dürfe. Hauptsächlich aber wies man ihn auf die geistlichen Güter an. Entweder möge er verordnen, daß von keiner Pfründe mehr als 5000 Livres in die Hände ihres Besitzers kommen, alles Uebrige in die königlichen Kassen fließen solle, oder geradehin zu einem Verkaufe der geistlichen Güter schreiten. Man setzte fest, daß das Gesammteinkommen der Geistlichen sich nicht über vier Millionen zu belaufen brauche; um vieles höher aber sei der Betrag der Rente, die sich aus dem Verkauf der Güter erwarten lasse. Jedermann trachte ohnehin nach Besitz von Grund und Boden; wolle der König vollends die größeren Güter zu Baronien erheben, so werde er alle Schätze, die man seit langer Zeit im Boden verborgen gehalten, ans Licht bringen. Kein Zweifel, daß er 120 Millionen Livres von dem Verkaufe werde ziehen können; von diesen aber seien nur 48 nöthig nach dem gewöhnlichen Zinsfuß, um der Geistlichkeit ihre vier Millionen zu verschaffen, deren Zahlung ihr sichergestellt werden müsse. Dem Könige werde ein Vortheil von 72 Millionen bleiben, wovon er 42 zur Bezahlung seiner Schulden, zum Wiederkauf seiner Domänen brauche, so daß er noch 30 Millionen übrig behalte. Diese würde er am besten den vornehmsten Städten des Landes leihen. Denn dadurch werde Geld unter die Leute kommen, der Handel werde sich vermehren, der Wohlstand und die Macht des Reiches wachsen. Die Zinsen werde er zur Befestigung der Grenzen, zur Erhaltung der Truppen anwenden; die Käufer der geistlichen Güter, zu Herren erhoben, würden ihm auch Waffendienst leisten und die Pflichten wahrer Vasallen erfüllen.

In Augenblicken einer großen Bewegung pflegen alle Gedanken einer durchgreifenden Umgestaltung, welche der Anblick und das Gefühl der obwaltenden Mißbräuche lange im Stillen genährt haben, mit einem Male hervorzudringen. Die Bedeutung der Vorschläge, wie sie der dritte Stand in Pontoise machte, liegt vor Augen: eine wechselnde, auf Wahl begründete Magistratur; Verkauf der geistlichen Güter in Masse zum Nutzen wie des Königs so auch des Adels und der Stände; ein auf die Staatskasse angewiesener besoldeter Clerus; die königliche Macht durch periodische Ständeversammlungen von zwei zu zwei Jahren beschränkt: alles dies zusammen würde ein ganz

neues Frankreich constituirt haben. Die Entwürfe haben eine Analogie mit dem, was später durch die Revolution bewirkt worden ist; die Parlamente und die Geistlichkeit würden eben so gut zu Grunde gegangen sein; der dritte Stand würde ebenfalls die größten Vortheile davongetragen haben; aber vor allem: der Adel wäre nicht gestürzt, sondern gestärkt worden; die Bewegung würde nicht von einer negativen Philosophie, sondern der protestantischen Idee ausgegangen sein. Nicht als ob diese eine so vollkommene Umbildung gefordert hätte: man sieht aus dem Beispiel von England, wie wenig dies der Fall ist; allein bei dem Zusammentreffen der finanziellen Unordnungen und einer allgemeinen politischen Gährung mit der religiösen Tendenz und mit der Abwesenheit einer mächtigen höchsten Gewalt würde in Frankreich eine noch durchgreifendere Umwandlung als dort nicht zu vermeiden gewesen sein.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als habe der Protestantismus durch diese Verbindung eine neue Stärke gewinnen müssen; näher betrachtet, erkennt man doch, daß die politischen Ideen zwar mächtige, aber höchst gefährliche Verbündete der religiösen waren. Ich finde nicht, daß ein großer protestantischer Name sich der politischen Tendenz mit Entschiedenheit angeschlossen, aber auch nicht, daß ein solcher sich von ihr mit Entschluß und Einsicht losgerissen hätte. Wie die Combination hervortrat, mußte sie den religiösen Bestrebungen Feindseligkeiten erwecken, die an sich vielleicht nicht nothwendig waren: in den corporativen Kräften des Clerus, die sich ihnen in England sogar günstig erwiesen haben, dem hier zu Lande so tief begründeten Ansehen des Parlaments, überdies in den Großen, die man zur Herausgabe der von ihnen im Dienst und durch Gnade nach der bisherigen Verfassung, wie sie meinten, wohl erworbenen Besitzthümer nöthigen wollte. Die in Aussicht gestellten Reformen waren so unermeßlich, daß sie die Gemüther zurückschrecken mußten.

Eben damals kam es zu Poissy zu einer Abkunft, welche einen ganz entgegengesetzten Charakter an sich trug und die Regierung doch auch aus den dringendsten Verlegenheiten rettete. Gedrängt von den Forderungen der Krone, des dritten Standes und dem allgemeinen Geiste der Zeit, bot der Clerus auf sechs hinter einander folgende Jahre eine Beisteuer von jährlich 1,600,000 Livres an, unter der Bedingung, daß ihm dagegen der Besitz seiner Güter und seiner

Freiheiten gesichert würde[1]). Die Königin und der Canzler fanden die angebotene Summe im Grunde nicht genügend; aber zuletzt schien es ihnen doch besser, eine Hülfleistung anzunehmen, die unmittelbar flüssig gemacht werden konnte, als zu jener Veräußerung oder systematischen Besteuerung zu schreiten, deren Erfolg sich nicht voraussehen ließ, und die nothwendig das ganze katholische Element gegen sie aufgeregt haben würde. Es ward ein Contract geschlossen, der für die Verfassung von Frankreich überhaupt von der größten Wichtigkeit geworden ist. Die Krone, der Geistlichkeit ohnehin durch die Besetzung der Stellen nahe verbunden, bekam ein neues Interesse an dem Besitze der geistlichen Güter, die Corporation und deren Besitz ein neues Recht auf ihren Schutz.

In Poissy ward noch eine andere, freilich unendlich schwerere Vereinbarung versucht in Sachen des Glaubens selbst. Die Regierung stellte den versammelten Prälaten die vornehmsten Geistlichen der reformirten Kirche, darunter Männer, die einst das Mönchsgewand getragen oder die Priesterweihe empfangen hatten, gegenüber. An der Spitze der Prediger sah man Theodor de Beze, den Freund Calvins und Condé's, einen schönen Mann von würdiger Erscheinung, allgemeiner Bildung, guter Sitte, und vollkommen fest in seiner Sache; die Damen des Hofes bemerkten mit Vergnügen, daß er dem Cardinal von Lothringen in Scherz und Ernst die Widerpart zu halten wußte. Ich will nicht entscheiden, ob nicht eine Verständigung in der Auffassung der Lehre doch möglich gewesen wäre, wenn man sie nur ernstlich gewollt hätte. Auch über den bestrittensten zugleich und wichtigsten Punkt, die Eucharistie, kam man einander sehr nahe. In der Commission, zu der von katholischer Seite die gelehrtesten und gemäßigtsten Männer gezogen waren, vereinigte man sich wirklich zu einer Formel — über den geistlichen Genuß durch den Glauben —, die beiden Theilen genügte. Aber diese Formel fand bei dem großen Rathe der Prälaten, an den sie zurückging und bei dem nun die Mitglieder der Commission einen schweren Stand hatten, keinen Beifall; die Prälaten stellten eine andere Formel auf, welche die Reformirten nimmermehr annehmen zu können erklärten. Hatten sie doch einige unterscheidende Lehrmeinungen nur vorläufig bei Seite

1) Que V. M. feroit jouir les ecclésiastiques des biens de l'église et de leurs libertés. Collection des procès verbaux I.

gelassen; und es ist zweifelhaft, ob es dabei sein Verbleiben gehabt, namentlich ob Calvin sich damit einverstanden erklärt hätte [1]).

In der That war es hier nicht mehr um einige Glaubenssätze und ihre Ausgleichung zu thun, sondern um zwei große Systeme des religiösen Lebens und Denkens. Wie hätte die Sorbonne, die auch in Poissy stark vertreten war, nachgeben sollen, nachdem sie noch vor Kurzem dem früher bekannt gemachten Bekenntnisse die schärfsten Bestimmungen hinzugefügt hatte? Sie mußte ihre Lehre behaupten oder untergehen.

Damit war jedoch nicht gesagt, daß nun die alten Strafbestimmungen gegen die religiöse Abweichung wieder hätten erneuert werden können. Nicht allein, daß eben in dieser Zeit die neue Lehre, als deren eifrige Bekennerin sich Königin Johanna von Navarra darstellte, durch die Predigten und die gesellschaftliche Haltung Beza's auch am Hofe vielen Eingang gefunden hatte, die vornehmste Rücksicht verschaffte ihr ihre unaufhaltsame Ausbreitung im Lande. Man hat im Herbste 1561 bereits mehr als 2000 reformirte Gemeinden zählen wollen; das Gefühl ihres Wachsthums gab ihnen Trotz und Zuversicht. Als eines Tages die von einer kirchlichen Feier zurückkommenden Gläubigen von der Menge in Paris insultirt worden waren, faßte die Ritterschaft der benachbarten Landschaft den Beschluß, bei der nächsten Versammlung ein paar tausend Mann stark einzutreffen; wäre eine Beleidigung erfolgt, so würden die Kirchen eingenommen, die Mönche verjagt worden sein. Um ein Unglück zu vermeiden, ersuchte die Regierung die Protestanten, ihre Versammlung zu verschieben. Auch einen anderen Grund gab sie an, welcher es unmöglich mache, auf die alten Befehle zurückzukommen. Das Volk, sagte sie, hänge nun einmal an diesen Predigern und würde, wenn man sie ihm nehme, zum Anabaptismus übergehen, der einen Ruin auch des Staates bezwecke. Auch in Frankreich stellte sich der Protestantismus als eine Abwehr der durch die Verwirrung aller Zu-

1) Vgl. histoire ecclésiastique 609. De la Place 199. Besonders auch die Fragmente aus den Berichten von Despence bei Rainaldus 1591 n. 99. Das Motiv fand ich allein in einem Briefe Beza's an Calvin (Ms. Genev.): Quod mutaverant tolerabile non erat: quoniam verbo tribuebant, quod fidei erat, i. e. suo modo volebant praesentiam inculcare quae a verbis et syllabis penderet. *Τῇ βασιλίσσῃ*, fügt er hinzu, nihil mutabilius. Et nihil hic animadverto nisi *ἀναρχίαν*. Acres diligentes imperterriti sunt hostes, in nostris nihil simile.

stände hervorgerufenen anarchischen und destructiven Bewegung auf [1]).

Um nun aber für die Milderung der Gesetze eine der Constitution des Reiches entsprechende Grundlage zu haben, beschloß man, Mitglieder aller Parlamente des Reiches zu einer neuen Berathung über die zu treffenden Maßregeln zusammenzurufen. Nach einiger Zögerung ward dieselbe am 5. Januar 1562 zu St. Germain eröffnet. Es fehlte nicht an Solchen, welche noch alles von Ernst und Strenge erwarteten. Der Canzler L'hopital fragte, ob der König so viele von seinen Unterthanen, in jeder Beziehung ehrenwerthe Leute, umbringen lassen sollte; er wünsche zu hören, was die Strenge der bisherigen Edicte gefruchtet habe: nicht darauf komme es an, welches die wahre Religion sei, sondern wie man beisammen leben könne. Er überzeugte den bei weitem größten Theil der Versammlung, daß den Protestanten ein Zugeständniß gemacht werden müsse. Wenn man dann aber fragte, ob ihnen sofort der Besitz von Kirchen oder nur das Versammlungsrecht zu gewähren sei, so konnte man sich darüber nicht sogleich vereinigen. Es ist nicht ohne Interesse, das Verhältniß der Stimmen zu kennen, das sich bei der Abstimmung herausstellte. Von den 49 Anwesenden waren 22 für die Gewährung von Kirchen, 16 für das bloße Versammlungsrecht. Diesen gesellten sich dann die streng Katholischen bei, welche ursprünglich jedes Zugeständniß verworfen hatten, und so ging sie durch [2]).

Auf den Grund dieser Berathschlagung ward nun im Januar 1562 ein Edict verkündigt, durch welches alle bisher auf Versammlungen der Protestanten auch außerhalb der Städte gesetzten Strafen aufgehoben, ihre Predigten, Gebete und Religionsübungen ihnen förmlich erlaubt werden. Sie sollten sich jedoch durch Eidschwur verpflichten, keine andere Lehre, als die in den Büchern des alten und neuen Testamentes und in dem Symbol des Concils von Nicäa enthalten sei, zu lehren; sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwer-

1) Languet Epp. arcanae II, 150. Sta. Croce al Cl. Borromeo; aus dem Munde des Königs von Navarra 14. Una gran parte del popolo crede a costoro talmente che col mezzo loro si potranno ridurre alla via buona, come che altrimente siano per diventare Anabatisti o peggio.

2) Aus den Briefen des Cardinal-Legaten Ippolyto d'Este sieht man, wie sehr diese Entscheidung seine Erwartung übertraf; er sagt, sie sei hauptsächlich durch die Mitglieder des Conseils herbeigeführt worden, „non ostante, che la maggior parte di questi huomini di robba lunga havessero tirati nella sinistra parte"; er theilt sie als eine gute Neuigkeit mit.

sen, ihre Synoden nicht ohne Erlaubniß der königlichen Beamten zu halten.

Mit Freuden nahmen die Prediger dies an; sie gaben eine besondere Erläuterung heraus, in welcher sie Punkt für Punkt bestätigten.

Es war nicht alles, was sie wünschten oder verlangten: aber verglichen mit dem Zustande der Ungesetzlichkeit, in dem sie sich bisher befunden, unendlich viel. Sie wurden wirklich unter gewissen Bedingungen in den Frieden des Reiches, wie einst die deutschen Protestanten, aufgenommen. Es gab keine Provinz, keinen Ort, von dem sie ausgeschlossen gewesen wären.

Das Parlament zu Paris weigerte sich eine Zeit lang, das Edict zu verificiren. Allein ein anderes Mittel, die vor seinen Augen zunehmenden Unruhen zu beschwichtigen, konnte es auch nicht ausfindig machen. Auf das dringende Verlangen des Hofes gab es endlich nach; doch haben sich einige Mitglieder bei dem Act der Verification entfernt, um nicht daran Theil zu nehmen. So geschah es nun doch, was vor dritthalb Jahren durch das gewaltsame Eingreifen Heinrichs II. verhindert worden war. Die große Corporation, welche die Gewähr der Gesetzlichkeit in sich schloß, hatte schon damals eine Milderung der canonischen Satzungen gegen die Ketzer für nothwendig gehalten; obwohl von allen zu dem Protestantismus hinneigenden Elementen gereinigt, hatte sie vor sechs Monaten einen neuen Anlauf dazu genommen und war nur durch eine geringe Mehrheit davon zurückgehalten worden; jetzt endlich, nachdem das Gutachten aller übrigen mit ihr verwandten Körperschaften vorausgegangen, schritt sie dazu. Den Protestanten ward eine Erlaubniß verwilligt, von der sie meinten, daß das Papstthum dabei schwerlich werde bestehen können; so viel, ohne Zweifel zu viel erwarteten sie von der unwiderstehlichen Kraft des Bekenntnisses, wenn man ihm nur seine Freiheit lasse. Aber auch abgesehen hiervon, war der Erfolg ihrer Sache von unermeßlicher Bedeutung.

Die zuerst ausgestoßene, dann gewaltsam niedergehaltene religiöse Abweichung, von außen her angeregt, im Innern um so heftiger bekämpft, gelangte damit zu einem gesetzlich anerkannten Bestehen.

Ein von den Ständen gefordertes, von der Regierung bewilligtes, von den Parlamenten angenommenes Edict gewährte den Reformirten zwar nicht alles das, was sie wünschten oder auch nur zu

ihrem religiösen Leben bedurften, aber doch eine gesicherte Existenz: es entwand ihren Feinden die Waffe, die sie vernichten sollte.

Damit war ein neues Lebenselement in die französische Nation aufgenommen, im Zusammenhang allgemeiner geistiger Bestrebungen, namentlich der germanischen Völker, welches, vordringend oder zurückgeschlagen, anerkannt oder besiegt, einen unendlichen Einfluß auf ihre Geschicke haben mußte.

# Viertes Buch.

## Funfzehn Jahre religiösen Bürgerkrieges.

Nicht allein eine kirchliche, sondern, wie angedeutet, eine große politische Neuerung lag in dem Emporkommen der religiösen Reform in Frankreich. Von jeher war es als die Pflicht der Krone betrachtet worden, die hierarchischen Satzungen gleichsam als die göttlichen Gebote aufrechtzuhalten und mit dem Schwert auszuführen: diese Einheit der Kirche und des Staates war jetzt durchbrochen; die Anerkennung einer abweichenden Kirchenform schloß, wenn nicht eine bewußte, doch eine factische Modification der Idee der höchsten Gewalt in sich ein. Verkennen wir nicht, es mußte der Natur der Sache nach die größten Schwierigkeiten haben, sie durchzusetzen.

Der protestantische Gedanke hatte eine gleichsam eingeborne Beziehung zu den Befugnissen der weltlichen Macht und ein nahes Verhältniß zur französischen Politik. Wohl verstand das Franz I. in seiner Zeit; aber in einem gefährlichen Kampfe für die Integrität seines Gebietes begriffen, wollte er nicht wagen, mit den einheimischen oder den allgemeinen hierarchischen Gewalten zu brechen. Heinrich II. verdankte eine der großartigsten Stellungen, die je ein französischer König angenommen hat, seiner Verbindung mit dem protestantischen Element; aber auch das entgegengesetzte leistete ihm große Dienste und hatte um ihn her eine starke Vertretung; er ließ sich zuletzt bewegen, den hierarchischen Satzungen, welche die abweichenden Meinungen auszurotten bestimmt waren, in seinem Reiche neue Geltung zu verschaffen.

Wenn es nun jetzt den Reformirten gelungen war, sich gegen diese Gesetze der Verfolgung zu sichern, so gab es doch noch mächtige

Kräfte, unabhängig von der Regierung, welche sich gegen ihre Zugeständnisse setzten und sie rückgängig zu machen suchten.

Das alte System beherrschte den bei weitem größten Theil der Bevölkerung, war mit allem, was eine anerkannte Autorität im Reiche besaß, verbündet, mitten im letzten Sturme durch finanzielle Bewilligung mit der Krone selbst in ein neues festes Verhältniß getreten; dem eingedrungenen Glauben erkannte es nicht einmal die allgemeinste Eigenschaft der Religion und Kirche zu; in seiner Aufnahme sah es eine Beleidigung der Gottheit; wie hätte es da nicht alle seine Kräfte vereinigen, zusammennehmen sollen, um sich des verhaßten Feindes wieder zu entledigen?

Man verkennt das Wesen der Sache, wenn man die Erhebung der religiösen Neuerung von der politischen Faction herleitet; aber unleugbar ist: sie war mit derselben in Verbindung getreten, von ihr gefördert worden, sie trug so zu sagen ihre Farben. Man sah es in der Haltung, die jetzt ihr vornehmster Führer, der Prinz von Condé, in der Hauptstadt annahm. Die Bürger waren entwaffnet, denn man befürchtete von ihnen tumultuarische Bewegungen; der Prinz war von Scharen bewaffneter Glaubensgenossen umgeben, die ihn in Reih und Glied durch die Straßen begleiteten, wenn er zur Predigt ging oder von der Predigt kam [1]). Man wollte 20000 Hugenotten in der Stadt zählen und fürchtete wohl, daß er sich, in Verbindung mit ihnen, durch einen plötzlichen Handstreich zum Meister derselben machen und dann etwas Aehnliches auch in anderen Städten versuchen werde. So wenig er, aller Wahrscheinlichkeit nach, daran gedacht hat, so ward doch die Eifersucht der Gegner schon dadurch mächtig angeregt, daß man es glaubte und sagte; religiöser Eifer und politische Antipathie verbündeten sich zur gemeinschaftlichen Feindseligkeit.

Nicht allezeit ist böser Wille daran Schuld, wenn die elementarischen Kräfte mit einander in Kampf gerathen: aber in der Art und Weise, ihn zu führen, bewährt sich die Gesinnung der Menschen.

1) M. A. Barbaro Relatione 1564: avendo egli già col mezzo che teneva nel consiglio del re quale la maggior parte favoriva questa nuova religion ottenuto di levar l'arme al popolo di Parigi e poi sotto pretesto che non avrebbe a seguir qualche seditione ottenuto che gli Ugonotti la portassero per sicurtà suo.

Wenn Calvin von seinem Genf aus den Zustand überschaute, so ward ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Er warnte die Seinen vor dem ersten Blutvergießen; denn es werde Ströme von Blut nach sich ziehen, Frankreich und Europa werde davon überfluthet werden; — und noch andere Handlungen, als er ahnen konnte, schliefen im Schooße der Dinge — aber in seiner Macht stand es nicht, sie zu verhindern. Er und die Seinen mochten den Frieden wollen; die Gegner bedurften, forderten und begannen den Krieg.

## Erstes Capitel.

# Unruhen von 1562 und 1563.

Vor allem wurden die Oberhäupter, welche einst unter Heinrich II. die höchste Gewalt besessen hatten, der gemeinschaftlichen Gefahr inne, in welche sie durch ihre Entzweiung gerathen waren. Die Beschlüsse der Stände in Pontoise waren eben so drohend für die einen wie für die anderen; das Emporkommen und stolze Gebahren der Hugenotten war dem Connetable Montmorency nicht minder widerwärtig als den Guisen; leicht ward zwischen ihnen und dem Marschall St. André das alte Verständniß hergestellt.

Man hat einen Augenblick den Gedanken gehabt, daß die mächtigen Häupter, auch ohne die Theilnahme der königlichen Gewalt und ihr gegenüber, die Unterdrückung der neuen Meinungen versuchen sollten [1]: allein es liegt überhaupt nicht in dem Charakter französischer Parteien, der herrschenden Autorität zur Seite ein Unternehmen durchzuführen; sie suchen vielmehr mit derselben in Verbindung zu stehen, sie auf die eine oder die andere Weise unter ihren Einfluß, in ihre Hände zu bringen. Wie viel leichter ward Alles, wenn es damit auch diesmal gelang?

Das vornehmste Mittel, der Regierung eine katholische Tendenz zu geben, bot die Mitwirkung von Spanien dar.

Um keinen Preis durfte und wollte Philipp II. das Emporkommen der protestantischen Meinung in Frankreich gestatten. Außer seiner allgemeinen Weltstellung, der Rückwirkung, die auf die Niederlande davon erwartet werden mußte, lag ein anderes zwingendes Motiv für ihn in seinem Verhältnisse zu Navarra. Wie dies einst

1) So versichert der Cardinal-Legat Ippolyto d'Este, der dagegen war, in einem seiner ungedruckten Briefe.

durch päpstlichen Spruch an seine Vorfahren gekommen war, so berechtigte die protestantische Idee, die nur das Erbrecht anerkannte und der päpstlichen Gewalt die Befugniß, dasselbe aufzuheben, nicht zugestand, zu einer Wiederaufnahme dieses Streites und der Losreißung der Landschaft. Ein protestantischer Fürst, der den Anspruch auf Navarra besaß, Generalstatthalter des Königs von Frankreich, von einer gleichgesinnten Menge vorwärts getrieben, war dem Könige von Spanien an und für sich gefährlich. Die Räthe desselben verbargen sich das nicht; aber sie sahen wohl ein, daß ein offenes Eingreifen in die französischen Angelegenheiten, auch in Verbindung mit den Magnaten, die größten politischen und selbst religiösen Gefahren in sich schließe. In dieser Verlegenheit faßte Granvella den Gedanken, sich an König Anton von Navarra selbst zu wenden. Welch ein Vortheil, wenn man eben den Mann, von welchem Spanien das Meiste zu fürchten hatte und der als das Oberhaupt der Protestanten in Frankreich, so nahe dem Throne, betrachtet werden konnte, von diesen abwendig machte und auf die katholische Seite herüberzog! Bemerken wir es wohl: Granvella rieth nicht etwa, ihm eine Entschädigung für Navarra zu gewähren, sondern nur ihm Hoffnung darauf zu erwecken, ihn damit hinzuhalten [1]); dann werde er sich zu Dingen bringen lassen, durch die er mit seinen Anhängern zerfallen müsse. Anton von Navarra war sein ganzes Leben hindurch dafür bekannt, daß er an seinen Meinungen, wenn er sie auch mit Lebendigkeit ergriffen, doch nicht mit Strenge festhalte. In besonderes Schwanken brachte ihn damals der Widerspruch zwischen den beiden Auffassungen der Abendmahlslehre, die Vorliebe, die er für den Begriff der Augsburgischen Confession hatte, von dem man ihm sagte, daß er auf dem so eben erneuerten Concilium von Trient durchdringen und alles versöhnen werde. In Kurzem finden wir ihn in voller Unterhandlung mit dem päpstlichen Legaten und dem spanischen Botschafter über die für seinen Verlust ihm zu gewährende Entschädigung, wobei man ihn Sardinien oder eine Eroberung an der afrikanischen Küste hoffen läßt. Aber um zu einem Abschlusse zu gelangen, muß er sich der katholischen Bewegung zuwenden. Die sämmtlichen Gesandten der katholischen Höfe fordern ihn dazu auf; der Connetable und St. André

1) Entretenerlo con esperanças. Granvella an Philipp 15. Dec. 1561. Pap. d'état VI, 461.

reißen ihn fast wider seinen Willen[1]) mit sich fort; er giebt nach, daß das eben ergangene Edict wieder verändert werden müsse.

Wohl war das noch weit entfernt von einer gesetzlichen Berechtigung; aber denen, welche ohnehin zu einer entscheidenden Handlung drängten, genügte es.

Einst, bei jenen früheren Parlamentsverhandlungen, wo es, wiewohl mit schwacher Majorität, zu einer Erneuerung der Strafedicte kam, hatte Franz Guise ausgerufen, über diesen Beschluß müsse man halten; sein Schwert solle nicht in der Scheide bleiben, wenn es gelte, denselben auszuführen. Jetzt machte er sich auf, dies sein Wort zu erfüllen[2]).

An und für sich war der tapfere Kriegsmann nicht zu Gewaltthaten aufgelegt; er wird eher als ruhig, sogar als phlegmatisch geschildert; man lobt die Milde, die er gegen besiegte Feinde bewies, die Selbstbeherrschung, mit der er begangenes Unrecht wieder gut zu machen suchte; er glaubte vor Vielen zu wissen, was Mann gegen Mann schicklich sei und sich gezieme. Aber dabei hatte man doch von jeher eine gewisse Abhängigkeit von Anderen an ihm bemerkt; er schien mehr einen Arm zu haben, um auszuführen, als einen Kopf, um etwas zu ersinnen. Jetzt ergriff ihn die allgemeine Entrüstung, welche der Vollzug des Edictes in der katholischen Welt erregte; schon begegnete auch ihm in seinem Gouvernement eine ungewohnte Widersetzlichkeit; durch das ausgesprochene Wort mochte er seine Ehre verpfändet glauben.

Gleich sein erster Schritt führte zu einem unheilvollen Ereigniß. Als er von Joinville nach dem nahen Vassy kam, fand er da eine calvinistische Gemeinde, zu der sich viele von seinen Unterthanen hielten, die eben unter dem Schutze des Edictes ihren Sonntagsgottesdienst in einer Scheune beging. Guise sagt, er habe nur mit den Leuten von Joinville reden wollen, die sich in der Versammlung befanden; aber indem er, mit seinem von Haß erfüllten Gefolge, das Schwert an der Seite, auf die Versammelten losging und diese das Thor

1) Era persuaso da essi, contra però la sua natural volontà. M. A. Barbaro, der selbst mit ihm in der Sache verhandelte.

2) Lettres de Pasquier IV, 10.

schließen wollten, kam es zu einem Zusammenstoß, der mit einem blutigen Hinwürgen der armen Leute endigte [1]). Mag der Herzog es gewollt haben oder nicht, genug, er verhinderte es nicht; sein war die That; ihn mußten Lob und Tadel und die Folgen treffen. Aber noch war die öffentliche Moral so wenig ausgebildet, daß das blutige Ereigniß von den eifrig Katholischen als eine große Handlung begrüßt wurde. Als Guise in Paris erschien, wo die städtische Menge nur durch Vorkehrungen der Regierung von ähnlichen Thaten abgehalten worden war, was sie fast als eine Verletzung ihrer municipalen Freiheit betrachtete, empfing man ihn, wie ein Venetianer sagt, gleich als wäre er der König selbst. Bald ward Condé mit seinen Predigern und seinen Bewaffneten inne, daß sie sich gegen diese Verbindung nicht würden behaupten können, und verließ die Stadt. Hierauf trat unter der Leitung der städtischen Behörde eine vollkommene Veränderung ein. Alles, was eine Neigung zu den neuen Meinungen kundgegeben, mußte die Stadt verlassen. Der Connetable machte sich das für den Aerger eines polternden Alten bezeichnende Vergnügen, die Canzeln der Prediger und die Bänke ihrer Zuhörer verbrennen zu lassen. Dagegen begann der Cardinal von Lothringen in altkatholischem Sinne zu predigen und ward wieder als der Mann gepriesen, der an Beredtsamkeit und Wissenschaft alle anderen übertreffe. Zahlreiche Processionen durchzogen die Straßen, die Mitglieder des Parlaments beschworen das von der Sorbonne vor einigen Jahrzehnten aufgestellte Glaubensbekenntniß; die Bürger, denen man die Waffen genommen, empfingen sie wieder, und in kurzem sah man sie, 24,000 Mann stark, die sich alle katholischer Gesinnung rühmten, militärische Uebungen vornehmen.

An sich ein großes Ereigniß, daß die Hauptstadt, die seit Ludwig XI. an Menschenzahl und Einfluß auf das Land unaufhörlich gewachsen, schon zu dem Range der geistigen Metropole des Reiches

1) In dem Discours entier de la persécution et cruauté exercées en la ville de Vassy par le duc de Guise le 1er mai findet sich der ausführliche Bericht von hugenottischer Seite. Mém. de Condé III, 124. In dem Discours au vrai, der unmittelbar vorhergeht, findet sich ein Brief von Guise selbst darüber. Der Unterschied ist, daß er behauptet, er sei zuerst mit Steinen geworfen worden: daß er mit seinen Leuten auf die Scheune losgegangen, erkennt er an. Ueber die Darstellung Davila's habe ich mich in iner akademischen Abhandlung im Zusammenhange geäußert (S. W. XII. 3 fg.).

aufstrebte, gleichsam ihr municipales Selbstgefühl mit dem Katholicismus vereinigte und sich den exclusiven Ideen der verfolgenden Religion hingab.

Noch waren aber die Verbündeten nicht Meister, solange die Königin nicht in ihren Kreis gezogen war.

An der Gesinnung Catharina's in diesen Zeiten läßt sich nicht zweifeln. „Ihr Augenmerk", sagt der päpstliche Legat, Ippolyto d'Este, „ist nicht allein auf die Religion gerichtet, sondern auch auf die Regierung [1])." Sie begünstigte die Reformirten, weil sie mit den Führern derselben gut zu stehen, sie auf ihrer Seite zu haben wünschte. In einer Sitzung des Conseils hatte sie einmal St. André, dessen Verbindung mit dem Könige von Navarra ihr widerwärtig wurde, aufgefordert, die Hauptstadt zu verlassen und sich in sein Gouvernement zu begeben; und es ist darüber zwischen ihnen zu einem lebhaften Wortwechsel gekommen. Jetzt war sie mit ihrem Sohn und dem Hofe nach Fontainebleau gegangen: die Briefe sind übrig, in denen sie Condé anfleht, die Kinder, die Mutter und das Reich gegen die in seinen Schutz zu nehmen, welche alles zu Grunde richten wollen. Aber ehe sich Condé entschloß, langten die verbündeten katholischen Großen bei ihr an, um sie nach Paris zurückzuführen. Es scheint, als habe sie noch in Melun zu entfliehen gedacht; aber man hatte Vorsichtsmaßregeln dagegen ergriffen [2]). Nach der Ankunft in der Hauptstadt sagte man ihr, man werde ihr ihren Antheil an der Regierung nicht entreißen, solange sie zur Aufrechthaltung der Religion die Hand biete [3]). Sie fügte sich in das Unvermeidliche. Der energisch katholischen Combination, die sich im Widerspruch mit ihr gebildet hatte, mußte ihr und ihres Sohnes Name fortan Autorität verleihen.

Noch hielten die Verbündeten nicht für rathsam, das Edict

1) Che ha reso, fügt er hinzu, tutti questi negotii tanto più travagliosi.

2) Thuanus lib. XXIX; Bearbeitung der gleichzeitigen Schrift, die in den Mém. de Condé III, 195 steht, aber mit guten eigenen Zusätzen.

3) Chantonnay (Mém. de Condé II, 33): ont promis et juré que oncques ne l'avoient pensé (de lui ôter le gouvernement) ne le feroient, tant qu'elle tiendroit la main à la conservation de la religion et autorité du roi; da das letzte sich von selbst versteht, so liegt der Nachdruck auf dem ersten.

vom Januar geradehin zu widerrufen; aber sie nahmen ihm unverzüglich seine Geltung für die Hauptstadt und den städtischen Umkreis.

Ihre Absicht war, dieses Verbot nach und nach auf die vornehmsten Städte und alsdann über das ganze Reich zu erstrecken. Der König von Navarra hat das dem spanischen Gesandten ausdrücklich gesagt[1]) und dabei den König Philipp an die ihm versprochene Gnade, den Ersatz für Navarra, erinnern lassen. Abermals war davon die Rede — denn die meisten Gouverneurs hielten sich zu den Guisen, denen sie ohnehin verpflichtet waren, — die gesammte bewaffnete Macht zur Erdrückung der Hugenotten zu verwenden.

Um aber diesen Zweck desto leichter zu erreichen, versäumten sie nicht, auch einen Versuch auf die Standhaftigkeit des Prinzen von Condé zu machen.

Wenn man Prinz Louis von Condé sah, bemerkte man vor allem seine Lebenslust und Beweglichkeit. Er liebte zu scherzen und zu lachen; sinnlicher Verführung war er nicht unzugänglich, und nicht selten kam er mit der Strenge der hugenottischen Moral in Conflict. Man setzte voraus, daß für den wenig Begüterten das Anerbieten eines Fürstenthums, das man ihm machte, unwiderstehlich sein und ihn zum Rücktritt zu dem Papstthum vermögen werde: aber in ihm täuschte man sich. Die Lehre, zu der er sich hielt, hatte für ihn auch jenseit der äußeren Macht, die sie ihm für den Moment allerdings verlieh, Bedeutung, und er wies jedes Anerbieten zurück. Ueberhaupt war in ihm ein gewisser Schwung des Geistes, der sich in der natürlichen Beredtsamkeit offenbarte, welche die Freunde bewunderten. Er war eine von den Naturen, für welche Bedrängnisse und Gefahren heilsamer sind als Wohlergehen. Den angebotenen Kampf nicht aufzunehmen, hätte er für einen Schimpf gehalten.

Wenn aber früher, als die Guisen im Namen Franz' II. die Regierung führten, die Gesetzlichkeit ihrer Stellung bezweifelt und ein Widerstand gegen sie für gerechtfertigt geachtet worden war, wie viel mehr mußte das jetzt der Fall sein, da sie sich eigenmächtig gegen ein in aller Form durchgeführtes Gesetz erhoben, Handlungen

1) Chantonnay 29. Mai a. a. O. 29.

einer blutigen Gewalt begingen, den König und die Königin nicht ohne Zwang in ihre Hände gebracht hatten! Der Prinz von Condé erklärte: die Königin-Mutter und der junge König seien in die Gefangenschaft der guisischen Partei gerathen; er werde ihnen die besten Dienste leisten, wenn er die Waffen in den Händen behalte: verhielte es sich anders, so würde er sich selbst vor ihnen zu Boden werfen.

In dieser Gesinnung sammelte sich nun der Adel aus allen Provinzen des Reiches um ihn.

Die Führer waren seine nächsten Verwandten, die Oheime seiner Gemahlin die drei Chatillons, der Graf Porcian, der mit seiner Nichte, Franz von Rochefoucauld, der mit seiner Schwägerin vermählt war; von diesem sagte man, er könne aus seinen Freunden und Vasallen in Poitou allein eine Armee ins Feld stellen. Vicomte René von Rohan führte die Bretagner, Anton Graf Grammont die Gascogner; aus der Normandie war Montgommery, aus der Picardie Hangest von Genlis zugegen; in Orleans, wo der Prinz seine Stellung nahm, zählte man bald 3000 Edelleute; „kämen sie um", sagte Languet, „so würde der Same männlicher Tugend im Reiche vernichtet sein". Eine Association ward unter ihnen geschlossen auf so lange, bis der König selbst die Zügel der Regierung ergreife; dann werde man rechtfertigen, was man gethan habe.

Die protestantischen Geistlichen untersuchten, ob man in dieser Lage die Waffen gebrauchen dürfe; sie urtheilten, es sei nicht allein erlaubt, sondern Pflicht: um den König und die Königin zu befreien, die Religion zu vertheidigen und die feierlich zu Stande gebrachten und verkündigten Edicte aufrecht zu erhalten.

Wie der Adel, so erhoben sich überall die Städte zweiten Ranges oder wurden leicht in Besitz genommen; dort in der Nähe: Blois, Tours, Bourges, Angers; in Poitou Poitiers; Rochelle in Aulnis; in der Normandie: Havre, Dieppe, Caen; ferner Chalons an der Saone, Macon, Lyon; die Hauptstädte des Dauphiné, Gap und Grenoble, das ganze Venaissin und Vivarais, die Ortschaften der Sevennen; bedeutende Plätze in Languedoc, Montauban, Nismes, Montpellier. Während in Paris das Edict vom Januar zurückgenommen ward, verkündigte es der Prinz von Condé in allen Orten, die ihn anerkannten — denn eine Art von Gegenregierung richtete er sich ein — als ein unverbrüchliches Gesetz.

So stellten sich die beiden Parteien einander gegenüber, um

ihren Streit in vollen Waffen auszufechten; zwischen ihnen verschwand die Regierung eines Knaben und einer Frau.

In England und Deutschland nahm man die Beweisführung des Prinzen von Condé als vollgültig an. Der alte Landgraf Philipp von Hessen gab dem Marschall Rollshausen Urlaub, mit ein paar tausend Reitern und ein paar tausend Hakenschützen nach Frankreich zu gehen; denn es sei gewiß, daß es die Befreiung des Königs und seiner Mutter gelte; man könne das mit gutem Gewissen thun. Königin Elisabeth sah überdies eine Gefahr für sich selbst darin, wenn das ihr so besonders feindlich gesinnte Haus Guise über die nahen Häfen in der Normandie gebieten sollte. Die Hugenotten mußten ihr versprechen, ihr Havre de Grace einstweilen zu überlassen, wenn sie Hülfe an Geld oder Mannschaft von ihr haben wollten. Im November 1562 war Condé durch einheimische und fremde Streitkräfte stark genug, um im offenen Felde zu erscheinen. Der Tod seines Bruders Anton, an einer bei einem Angriff auf Rouen erhaltenen Wunde, gab ihm noch größere Ansprüche als bisher; an dessen Stelle forderte er jetzt als Generalstatthalter des Königs anerkannt zu werden. Sein Sinn war, gerade auf Paris loszugehen und die Sache durch einen großen Schlag zu entscheiden: bei dem guten Aussehen und dem Muthe der Truppen glaubten seine Freunde, es müsse ihm gelingen[1]).

Indessen hatten auch die Guisen Hülfsvölker an sich gezogen: deutsche Reiter, die dem Solde nachgingen, Eidgenossen aus Luzern und den Waldstätten, welche kamen, wie die Inschriften ihrer Fahnen sagten, um den König von Frankreich „bei der alten Religion zu behalten". Auch ein paar tausend Spanier zogen heran, und die Guisen wußten den Prinzen durch geschickte Unterhandlungen aufzuhalten, bis alle beisammen und auch die Befestigungen von Paris einigermaßen hergestellt waren.

Der Prinz, dessen Umgebung von Anfang an seine Unterhandlungen gemißbilligt hatte, erkannte endlich, daß er damit nichts ausrichten werde, und wendete sich nach der Normandie hin, wo der Kampf am heftigsten entbrannt war. Zum Theil war die Provinz wieder in die Hände seiner Gegner gefallen; aber schon langten auch

1) Literae Bezae ex pago St. Arnolphi 14. Dec. (Ms. zu Genf): nullae usquam copiae instructiores vel alacriores; die Unterhandlungen geschahen multis frementibus et nostris reclamantibus, sed frustra.

die Engländer an, welche Geld für ihn mitbrachten. Er dachte Chartres zu überraschen, sich dann auf Pont de l'Arche zu werfen und die Plätze und Städte an den beiden Ufern der Seine einzunehmen. Der englische Gesandte, der bei ihm war, bestärkte ihn in diesem Vorhaben und trieb ihn dazu vorwärts.

Aber eben dies wollten die katholischen Verbündeten ihm am wenigsten gestatten: gerade auf seinem Wege, in der Ebene von Dreux, stellten sie sich ihm entgegen: am 19. December 1562 kam es dort an der Eure zu einem Zusammentreffen, dem ersten zwischen den beiden Parteien im offenen Felde, welches wohl verdient, daß wir uns seine Physiognomie vergegenwärtigen.

Eine Zeitlang, als das Geschütz zu spielen begann, ohne jedoch viel zu wirken, wie sich denn besonders die Geschützmeister Condé's ganz unbrauchbar zeigten, standen die beiden Haufen in ruhiger Haltung einander gegenüber. In den französischen Edelleuten hat sich auf beiden Seiten die Betrachtung geregt, daß sie jetzt Waffengefährten, Landsleute, Blutsfreunde, bewährt in manchem gemeinschaftlichen Kampfe, wider sich hätten. Aber die neuen großen Fragen, welche sie entzweiten, waren nun nicht anders zu entscheiden; sie mußten mit einander schlagen. Zuerst griff Condé mit der glaubenseifrigsten und waffengeübtesten Schar seiner Reiter das Mitteltreffen der Katholischen an, das der Connetable befehligte, und rannte es über den Haufen. Der Connetable stürzte vom Pferde, ließ sich wieder hinaufheben, erneuerte den Kampf und ward gefangen. Indem rückten Condé's Landsknechte gegen die schweizerischen Bataillone desselben Mitteltreffens an; diese aber, ohne sich von der Flucht der Reiterei irren zu lassen, gingen ein paar hundert Schritte vorwärts auf die Landsknechte los und warfen sie mit Macht zurück; wiederholten Angriffen setzten sie ihren unnahbaren Lanzenwald entgegen. Indem man hier schlug, hielten sich Franz Guise, dem die Vorhut, und St. André, dem die Arrièregarde anvertraut war, noch unbeweglich; und gar mancher wurde an Guise irre. Aber er hatte die Auffassung des wahren Feldherrn, daß es nicht auf einzelne Vortheile, sondern auf den Sieg im Ganzen ankomme[1]). Als die Hugenotten durch den Widerstand der Schweizer und die Verfolgung der Zersprengten in Unordnung gerathen waren, erhob auch er sich:

1) Montaigne, der, wie man weiß, in seinem Plutarch fest war, vergleicht seine Haltung mit der Philopömens gegen Machanidas I, 45.

dann ergoß sich die schwarze Wolke seiner spanischen und französischen Bataillone über das Gefilde und warf alles vor sich nieder. Indem Condé immer neue Truppen heranführte, um ihm zu widerstehen, ward er selbst verwundet und gefangen. Doch war die Sache auch damit nicht entschieden. Jenseit eines Holzschlages, der für die Zurückweichenden vortheilhafter war, als für die Angreifenden, sammelten sich die Scharen, die noch nicht ganz zersprengt waren, unter dem Admiral. „Wer sich zuletzt zusammenhält", sagt Coligny, „trägt die Frucht der Schlacht davon". Er wußte sich hier gegen die Angriffe Guise's und St. André's tapfer zu behaupten: unter vielen anderen namhaften Männern ist da der Marschall St. André gefallen. Das Schlachtfeld war verloren; aber Coligny konnte seinen Weg fortsetzen.

Die Protestanten waren weit entfernt, sich für besiegt zu halten.

„Unsere Infanterie", sagt der Admiral in einem Schreiben an die Königin von England, „hat eine Niederlage erlitten, ohne zu schlagen; unsere Reiterei, welche allein die Schlacht geliefert hat, ist unverletzt und wünscht nichts mehr, als die Feinde Gottes und des Königreiches bald wiederzusehen; diese werden sich besinnen, uns anzugreifen oder den Angriff von unserer Seite zu erwarten" [1]).

Nachdem die Gefangenen in Sicherheit gebracht waren, sehen wir den Admiral in kurzem wieder die Loire überschreiten und den Krieg in der Normandie erneuern.

Aber auch Guise war stark und mächtig im Feld; er unternahm die Belagerung von Orleans, ohne Zweifel des wichtigsten Platzes, den die Hugenotten inne hatten.

Hier aber sollte man an ihm selber erleben, daß es keineswegs das Schlimmste ist, wenn sich bürgerliche oder religiöse Leidenschaft in offenen Schlachten entladet.

Was sich bis auf den heutigen Tag in anderen romanischen Nationen erhalten hat, war damals auch in der französischen gäng und gäbe; man suchte Gewaltthat durch Gewaltthat zu erwiedern. Der Herzog von Guise hatte eine Anzahl Engländer und französische Protestanten, die in der Normandie in seine Hände gefallen waren,

1) Du camp a Mem. 2. Jan. 1563 bei Forbes II, 247. Beza 27. Dec. 1562 (Ms. Genev.): noster equitatus est integer exceptis equitibus ad summum 150, partim captis partim interfectis; apud hostes infinita sunt vulnera et caedes maxima.

erschießen lassen; dafür ließ der Prinz von Condé alle die hinrichten, welche in Pluviers, das er eroberte, die Waffen gegen ihn getragen. Wenn in Paris protestantische Parlamentsräthe vom Leben zum Tode gebracht wurden, so mußte dafür in Orleans ein katholischer sterben [1]). Nun aber richtete sich diese Wuth, erlittene Unbill mit einer gleichen zu vergelten, gegen Franz Guise selbst. Seine That in Vassy ward als der Gräuel aller Gräuel angesehen, Guise als ein Menschenwürger bezeichnet; man betete in den Versammlungen, daß Gott sein Volk von demselben befreien möge. Calvin versichert, vorlängst sei ihm von entschlossenen Leuten das Anerbieten vorgetragen worden, diesen Feind aus der Welt zu schaffen; durch seine Ermahnung habe er sie zurückgehalten. Jetzt aber erschien Guise, die vornehmste Burg des damaligen Protestantismus und zwar mit allem Anschein von Erfolg belagernd, gefährlicher als je. Da hat ihn ein fanatischer Hugenott, ein junger Mensch, der im Dienste des Herzogs von Soubise stand, des Namens Poltrot von Mercy, meuchelmörderisch getödtet. Er hatte zu den Predigern von der particularen Mission gesprochen, die er zu einer solchen That zu haben glaubte; sie haben ihn auf die geistliche Gefahr aufmerksam gemacht, in die er sich stürze, und ihn abgemahnt, aber nicht so kräftig, daß er anderen Sinnes geworden wäre. Da man zu wissen behauptete, daß Mörder gegen den Admiral und seinen Bruder sowie gegen den Prinzen gedungen worden, so wagte es Poltrot, dem Admiral selbst eine Andeutung von seinem Vorhaben zu machen. Coligny hütete sich, ihn darin zu bestärken; aber abgehalten hat er ihn auch nicht; er hielt es für genug, daß er den Herzog früher vor einem ähnlichen Attentat gewarnt hatte. Poltrot blieb dabei, daß er den vom Herzog an den armen Christen begangenen Frevel rächen und andere noch zu begehende aus Eifer für die Religion habe verhüten wollen. Auch in den Kirchen sprach man nach der Hand von den gerechten Gerichten Gottes.

Vor der religiösen Idee traten die Principien der Moral zurück, welche aller Gesittung und der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegen; eine Mischung von Hingebung und Feindseligkeit, von Religion und Haß bildete sich aus, die noch nie so in der Welt gewesen; es war wie eine religiöse Blutrache, in der sich das Bekenntniß wie eine Familie betrachtete. Wohin konnte das mit der Zeit noch führen!

1) Throkmorton an Königin Elisabeth bei Forbes II, 197.

Damals ließ sich, nachdem der Führer gefallen war, an eine Fortsetzung des Krieges nicht weiter denken. Auch den anderen, welche die Waffenerhebung veranlaßt hatten, war nur Unheil daraus erwachsen: Navarra und St. André waren umgekommen, Montmorency gefangen. Die Königin konnte jetzt, was sie immer gewünscht hatte, den Frieden herbeiführen.

Sie veranlaßte, daß Montmorency aus dem hugenottischen und Condé aus dem katholischen Gefängniß hervorgehend auf einer Insel der Loire — aux Bouviers — nahe bei Orleans mit einander zusammenkamen. Auf einer Barke war eine Art von Zimmer für sie hergerichtet; sie zogen jedoch vor, unter freiem Himmel auf- und abgehend sich über Vergangenheit und Zukunft zu unterreden. Erst hierauf ward die Freiheit der Gefangenen ausgesprochen; am anderen Tage erschien auch die Königin auf der Insel, und es erfolgte nun eine ernstliche Conferenz über die Herstellung des Friedens. Condé bestand auf der Erneuerung des Edictes vom Januar, das in Folge einer überaus feierlichen Berathung gegeben worden sei; Montmorency antwortete, von den Anhängern des Papstes werde eine solche niemals angenommen werden. Man kam auf Vorschläge zurück, wie sie die Königin bei den letzten Unterhandlungen, in der Nähe von Paris, gemacht hatte; gegenseitig nachgebend, brachte man es endlich zu einer Abkunft, die am 19. März 1563 zu Amboise in Form eines Edictes verkündigt ward. Darin wurde dem protestantischen Gottesdienste für die Städte, in denen er in Uebung sei, Duldung zugesagt; überdies sollte den Hugenotten in jedem Amtsbezirk ein Ort zur Ausübung ihres Gottesdienstes angewiesen werden; alle Edelleute sollten das Recht haben, in ihren Häusern nach dem Bekenntnisse zu leben, die Barone und Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit zugleich mit ihren Unterthanen. Nur Eine Ausnahme hielt die Königin fest: in der Hauptstadt Paris und ihrem Bezirke sollte die Ausübung der reformirten Religion verboten bleiben. Unter denen, die sich zum Krieg erhoben, spielte die Stadt Paris fast die vornehmste Rolle; sie hatte sich selbst bewaffnet und das Geld für das Kriegsheer hauptsächlich aus ihren eigenen Mitteln aufgebracht: sie war unbesiegt und ließ sich die Wiederaufnahme der Hugenotten nicht aufdringen. Wie viel hätte Condé darum gegeben, an deren Spitze noch einmal daselbst erscheinen zu können! Er sagt, die Gefahr der königlichen Krone habe ihn bewogen, davon abzustehen.

So kam diese Pacification zu Stande wie ein Friedensschluß

zwischen zwei feindseligen Mächten, der den Punkt festhält, zu dem das wechselnde Glück der Waffen geführt hat. Sie gewährte nicht das, was die Protestanten bereits besessen hatten und was sie fortwährend in Anspruch nahmen, aber doch bei weitem mehr, als ihre Gegner ihnen zugestehen wollten. Noch waren sie so stark, daß das Parlament die Verification und Abkündigung des Edictes nicht verweigern durfte. Unter dem Schutze der gesetzlichen Gewalt, in den Frieden der Krone wiederhergestellt, konnten sie nun ihre Kirchen errichten und ein ruhiges kirchlich bürgerliches Leben nach dem Muster von Genf zu führen versuchen.

## Zweites Capitel.

# Der allgemeine Religionskrieg in Frankreich 1567 bis 1570.

Noch ein anderes Moment, von mehr politischer Natur, trat in diesen Ereignissen hervor: es gab wieder eine königliche Gewalt in Frankreich.

Wir wissen, wie dieselbe von der Partei gleichsam in Besitz genommen ward; Königin Catharina hatte nicht wagen dürfen, dem Herzoge von Guise zu widersprechen [1]). Sie beklagte seinen Tod, wie ihr geziemte; aber bald darauf hörte man sie sagen, wäre derselbe früher erfolgt, das würde für das Wohl von Frankreich besser gewesen sein. Auch Navarra und St. André waren todt. Der Krieg hatte die Häupter gestürzt, welche ihr ihren Willen aufgelegt hatten; sie konnte, so viel es die Verwirrung der Dinge möglich machte, nun denken, wieder selbst zu regieren.

Ihre erste That war, daß sie den Frieden zu Stande brachte; die Häupter der entgegengesetzten Parteien, Montmorency und Condé, mußten ihr dazu die Hand bieten.

Hierauf erwarb sie sich das Verdienst, die wiedervereinigten Kräfte des Königreiches gegen Havre de Grace zu führen. Die Engländer hatten glänzende Hoffnungen an diesen Besitz geknüpft; wenigstens Calais meinten sie dagegen wiederzuerlangen; aber die Mangelhaftigkeit der Befestigung, eine verderbliche Krankheit, welche einriß, der Zug und die Natur der Dinge machten es unmöglich, den Ort zu behaupten. Newhaven, wie die Engländer Havre nannten, fiel in die Hände der Franzosen zurück, zu nicht geringer Ehre der

1) M. A. Barbaro: nè gli si poteva la regina apertamente contraporsi dubitando ella non si far nemica la parte cattolica, la (qual) s'appoggiava e dipendeva da esso duca totalmente come suo capo.

Königin, von der man wußte, daß sie auf die Unternehmung gedrungen hatte [1]).

Um jeder anderen Einrede bei der Regierung überhoben zu sein, ließ sie den jungen König, der nun in sein vierzehntes Jahr trat, für volljährig erklären. Diese Erklärung war mit einer Erneuerung des Pacificationsedictes verbunden, das in allen seinen Punkten bestätigt ward. Die Erinnerungen des Pariser Parlaments dagegen wurden nicht ohne eine gewisse Schärfe zurückgewiesen.

Eine große Schwierigkeit erwuchs ihrer Regierung aus der von Zeit zu Zeit aufflammenden Feindschaft der Parteien. Die Wittwe des Herzogs von Guise flehte um Rache wegen des Todes ihres Gemahls; überdies gab es die mannigfaltigsten Streitigkeiten über Besitzthümer und Rechtsansprüche. Die Königin suchte beide Theile, wenn nicht zu befriedigen, doch in Ergebenheit festzuhalten. Mit kluger Ueberlegung, sagt der Venetianer Barbaro, verfährt sie gegen die Einen und die Anderen, faßt ihre Beschlüsse nach der Lage der Umstände und führt sie aus nach neuen Rücksichten; sie weiß die Einen und die Anderen bald mit Hoffnungen, bald mit Besorgnissen zu erfüllen. Die durch Guise's Tod erledigten Aemter theilte sie unter die Verwandten desselben, ohne die Beschwerden des Connetable, der die Würde eines Grandmaître für sich in Anspruch nahm, zu berücksichtigen. Bald darauf aber stellte sie diesen durch eine außerordentliche Begünstigung seines Sohnes zufrieden. Im December 1563 kamen der Connetable und der Admiral nach Paris; sie hatten ein größeres Gefolge als der König selbst; mit Ingrimm bemerkten die Einwohner, daß dabei Leute seien, welche einst die Stadt haben erobern und plündern wollen; die Königin that nichts dagegen.

Der Prinz von Condé, der es bei der Belagerung von Havre nicht an sich hatte fehlen lassen, erschien im Anfang 1564 am Hofe zu Fontainebleau und ward auf das beste empfangen. Wie durch Tapferkeit im Felde, so wünschte er bei den ritterlichen Festlichkeiten — in denen man sich damals die griechische Heldenfabel darstellend vergnügte — durch Gewandtheit zu glänzen. In die Wollüste, die dort an der Tagesordnung waren, ließ er sich nur allzuleicht verstricken.

Während der Hof sich von Fontainebleau auf jene Rundreise

1) Barbaro: essendo seguita questa impresa quasi per sola volontà sua.

durch das Reich begab, welche ihn auch nach Bayonne führte, war die Sorge für die Ruhe der allezeit gährenden Hauptstadt dem Sohne des Connetable, Franz von Montmorency, anvertraut. Unentbehrlich war ihm dazu ein vor kurzem ergangenes Verbot, Feuerwaffen zu tragen. Auch gegen den Cardinal von Lothringen, der, auf ein von der Königin ihm gewährtes Vorrecht trotzend, mit bewaffnetem Gefolge seine beiden Neffen Guise und Mayenne in Paris einführen wollte, machte er es geltend; er meinte nicht dulden zu dürfen, daß die allgemeinen Gesetze in seinem Gouvernement übertreten würden, und gar vieles hatte er gegen jenes Privilegium und die Art und Weise des Cardinals, sich desselben zu bedienen, einzuwenden; er entwaffnete den Cardinal bei seinem Einzuge. Die Welt sah darin doch wieder eine Regung der alten Parteien, von denen die eine der anderen einen Streich zu versetzen vorhabe. Die Königin ruhte nicht, bis bei ihrer Rückkehr zu Moulins der Streit wenigstens äußerlich beigelegt wurde. Der Admiral Coligny erklärte vor dem geheimen Rathe des Königs gleich als vor Gott, daß er an der Ermordung des Herzogs keinen Theil gehabt habe, und ward von aller Schuld freigesprochen. Es kam zu einer Scene der Versöhnung, die wenigstens auf einige Zeit Ruhe verbürgte.

Und so hätte sich wohl weiter leben lassen, hätte nicht die allgemein europäische Natur des großen religiösen Gegensatzes unaufhörlich aufregend auch auf Frankreich zurückgewirkt.

Das Concilium, das die Bekenner der neuen Meinungen so oft gefordert, war endlich, freilich in ganz anderen als den von ihnen vorgeschlagenen Formen, gehalten worden und hatte damit geendigt, jede Abweichung von dem alten System zu verwerfen; es gab diesem eine haltbarere Fassung und der Hierarchie überhaupt einen Zusammenhang und eine Disciplin, wie sie noch niemals gehabt hatte.

In Frankreich war man nicht gemeint, sich den Satzungen des Conciliums in Bezug auf Verfassung und Reform so geradehin zu unterwerfen. Eine Anzahl Präsidenten und Mitglieder des Parlaments, denen der Hof sie vorlegen ließ, erklärte, daß sie mit den Rechten der Krone und den Prärogativen der gallicanischen Kirche unverträglich seien [1]).

1) Die von Matthieu Histoire de France I, 279 mitgetheilten und auch sonst vorkommenden Artikel einer Legation, die im Februar in Fontainebleau eingetroffen sein soll, kann ich nicht für ächt halten. Sie sind mit den Briefen der Königin 28. Febr. und von Morvilliers 3. März 1564 unvereinbar.

Wie hätte auch die französische Gesetzgebung, die eben damit beschäftigt war, die Gerichtsbarkeit von allem fremdartigen Einflusse zu befreien und sie in den Händen der höchsten Gewalt zu centralisiren, sich mit Decreten vereinbaren sollen, welche dem geistlichen Gerichte seine alte volle Unabhängigkeit vindicirten? Das Bestreben des Canzlers L'hopital war vielmehr, die Geistlichkeit der weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen; wie er, so waren vier Fünftheile seiner Collegen im Conseil gesinnt. Die Königin hatte den Gedanken, da sich von den Artikeln des Conciliums nichts Gutes erwarten lasse, eine Zusammenkunft der vornehmsten Fürsten zu Stande zu bringen, um den Papst zu mancherlei Dingen zu nöthigen, in denen er sich bisher sehr hart zeige; denn der Autorität so großer Fürsten werde er nicht widerstehen können.

Soweit wir authentische Kunde von ihren Gesinnungen in dieser Zeit haben, können wir nicht zweifeln, daß sie diesen Zustand des Friedens, nach welchem sich wohlgesinnte Männer, wie der Geschichtschreiber de Thou, später zurücksehnten, alles Ernstes zu erhalten wünschte. Durch das Unglück des letzten Krieges, sagt sie in einem Schreiben an ihren Gesandten in Wien, habe man gelernt, daß die Religion nicht mit Gewalt der Waffen herzustellen sei; sie habe sich von vornherein einem solchen Beginnen widersetzt, aber es damals nicht verhindern können; nachdem die Pacification einmal nicht ohne die äußerste Mühe zu Stande gebracht sei, wolle sie, wenn es nöthig werde, ihr eigenes Leben dafür einsetzen [1]).

Welche Haltung aber auch der Hof annehmen mochte, der in der Tiefe wirksame, niemals beschwichtigte Geist der Parteiung, verbunden mit der religiösen Agitation, besonders der jesuitischen Predigt und Lehre, die sich trotz allen Widerspruches in Frankreich befestigten, brachten eine entgegengesetzte Bewegung in der Nation hervor. Der den Bekennern einer anerkannten und herrschenden Doctrin natürlich inwohnende Widerwille gegen jede Abweichung ward zum glühenden Haß angefacht. Man vernahm aus der Menge Aeußerungen von Blutgier, die in Erstaunen setzten.

Als der Hof nach Lyon kam, ist ihm gesagt worden, wenn der König mit seinen Räthen der bevorstehenden allgemeinen Erhebung gegen die Hugenotten widerstreben sollte, so werde sich diese gegen ihn selbst wenden. Schon regte sich wieder die Begierde nach den

1) Je veux conserver la tranquillité d'aujourd'hui jusques à employer ma propre vie. Bei le Laboureur Additions zu Castelnau II, 329

zu confiscirenden Gütern. Im südlichen Frankreich wurden antiprotestantische Verbindungen geschlossen, die der Hof weit entfernt war zu billigen.

Dazu kam aufs neue der Einfluß der Spanier, welche jedes Zugeständniß für sich selbst verwarfen und auch in Frankreich rückgängig zu machen suchten.

Es ist ganz wahr, was man immer erzählt hat, daß bei der Zusammenkunft der Königin-Mutter und ihrer Tochter von Spanien, die im Juni 1565 zu Bayonne stattfand, der Herzog von Alba nichts unversucht ließ, um den französischen Hof zu stärkeren Vorkehrungen gegen die Hugenotten zu veranlassen. Auch fand er darin bei einigen Franzosen, welche ihren Hof begleiteten, lebendige Beistimmung. Der Herzog von Montpensier, der sich eben selbst an die Spitze eines katholischen Bundes hatte stellen wollen, Blaise Montluc, der einen ritterlich religiösen Ruhm im Kampfe mit den Hugenotten suchte, der Cardinal von Guise und dessen Anhänger urtheilten, daß man zwei große Mittel gegen die Hugenotten in Anwendung bringen müsse: das eine sei, ihre sämmtlichen Prediger aus dem Lande zu jagen, das andere aber, die vier bis sechs Unglückseligen, die sich an die Spitze der Faction gestellt und von denen alles abhänge, entweder geradezu umzubringen, oder auf eine andere Weise unschädlich zu machen. Wenn man aber geglaubt hat, daß auch der junge König oder die Königin Catharina mit diesen Rathschlägen einverstanden gewesen, daß Pläne gefaßt worden seien, sie auszuführen, so ist das ein großer Irrthum. Carl IX. drückte eines Tages seinen Widerwillen gegen Gewaltsamkeiten, die nur den Krieg erneuern würden, so lebhaft aus, daß Alba ironisch bemerkte, er scheine seine Lection gut gelernt zu haben. Catharina wies die Anmuthung, L'hopital abzusetzen, mit Entschiedenheit von der Hand; sie sprach sogar noch einmal von einer kirchlichen Nationalversammlung, wo man die Annehmbarkeit der Decrete von Trient prüfen werde[1]). Auch

1) So enthalten die Briefe Alba's an König Philipp vom 13. Juni bis 4. Juli, von denen H. Martin X, 682 einen Auszug mitgetheilt hat. St. Sulpice (bei Raumer Briefe aus Paris I, 117) war nicht wohl unterrichtet. Die unzählige Male wiederholte Behauptung, daß hier in Bayonne eine Ermordung sämmtlicher Hugenottenführer, eine sicilianische Vesper angerathen und beschlossen worden sei, die gleich damals in Gang kam, ist mit Nachdruck von Giov. B. Adriani Storia di suoi tempi 1583 III, 740 aufgestellt worden: man habe die noch bevorstehende Zusammenkunft von Moulins dazu benutzen wollen, aber es aufgeschoben per alcuni sospetti, che apparivano

die Spanier gingen nun auf die Vorschläge der Franzosen zu einer neuen Allianz der beiden Häuser durch anderweite Vermählungen nicht ein. Man schied sehr kalt von einander.

Alba ließ darum die Summe seiner Ideen nicht fallen. Er äußerte den weitaussehenden und verwegenen Gedanken, wenn die französische Regierung ihre Theilnahme versage, mit den Häuptern der Katholiken in Verbindung zu treten, in denen sich bereits eine Anhänglichkeit an König Philipp zeige, die mit dem Vertrauen der eigenen Unterthanen wetteifere. Montpensier hatte gesagt, wenn man sein Herz öffne, werde man den Namen Philipp darin geschrieben finden.

Noch einige Zeit nachher finden wir Catharina ihren Grundsätzen getreu. Als es in Folge der Strenge der spanischen Maßregeln zum Ausbruche von Unruhen in den Niederlanden kam, pries sie Frankreich glücklich, das so große Uebel nicht erfahre: nur müsse man auch darauf denken, den friedlichen Zustand aufrecht zu erhalten [1]).

Eben das aber gehört zu den schwersten Aufgaben aller Politik, in Zeiten allgemeiner Parteiungen, die durch Europa hin und wieder wogen, in mannigfaltigem Kampf auf einander treffen, daß ein Staat, in dessen Innerem die nämlichen Elemente gähren, eine unabhängige Stellung bewahre. Nicht ohne eine sichere und willensstarke Festigkeit der allgemeinen Führung wird dies zu erreichen sein.

In Catharina, deren persönliche Eigenschaften wir später vergegenwärtigen wollen, lebte so viel Bewußtsein von den Bedingungen der Macht, daß sie die Parteien niederzuhalten suchte; ihre Friedensliebe hatte keinen anderen Grund, als daß es mit Krieg nicht

nelli Ugonotti. Er sagt nicht, daß er das aus besonderen Nachrichten habe: questo fatto non si seppe allora per alcun principe, ma il tempo l'a poi scoperto. Dieser Erzählung verschaffte Thuanus dadurch Credit, daß er andeutet, sie möge wohl aus den Papieren des Herzogs Cosmo von Florenz stammen: ex Cosmi Etruriae ducis scriptis, ut verosimile est, multa hausit (die Worte Adrians erinnern an die Ausdrücke, die in der schon 1575 herausgegebenen Lebensbeschreibung des Admirals vorkommen); sie hat dann späterhin die Geschichte beherrscht.

1) Qu'il se falloit mettre en peine de s'y conserver (en repos) e d'y demeurer hors de maux, que havoient les aultres. Aus einem ihrer Schreiben bei Bouillé II, 383. Eine unentbehrliche Vorarbeit für eine ausführliche Geschichte dieser Zeit wäre eine Sammlung der Briefe Catharina's.

gehe; tausendmal sagte sie dem päpstlichen Nuntius, dem spanischen, dem venetianischen Gesandten, daß sie dennoch den alten Zustand herzustellen hoffe. Die Meinung, daß sie eine Hinneigung zu den Hugenotten oder ihrer Lehre hege, wies sie immer mit einer Art beleidigter Entrüstung von sich. Man sah sie wieder mit ihren Söhnen kirchlichen Processionen beiwohnen; sie entfernte die Damen des Hofes, die sich den katholischen Diensten und Ceremonien entzogen; wo der Hof erschien, sollte auf mehrere Meilen in der Runde kein protestantischer Gottesdienst gestattet sein. Das Pacificationsedict wurde durch einseitige Verfügung bald auf die eine, bald auf die andere Weise beschränkt, auf die Beschwerden der Hugenotten keine Rücksicht genommen, wenn sie auch noch so begründet waren; sie knirschten mit den Zähnen, aber sie rührten sich nicht, da die allgemeine Haltung zufriedenstellend war.

Dafür, daß mit König Philipp, als er ein italienisch-spanisches Heer unter dem Herzoge von Alba nach den Niederlanden vorrücken ließ, ein Verständniß obgewaltet habe, ist nie ein Beweis zum Vorschein gebracht worden. Vielmehr finden wir, daß man Städte befestigte, weil sie dabei von den Spaniern, wiewohl man es nicht vermuthen wolle, möglicherweise angegriffen werden könnten; daß, sowie vor kurzem der Bund mit der Schweiz recht eigentlich im Gegensatz mit Spanien erneuert worden war, auch im Jahre 1567 in unaufhörlicher Reibung mit der spanischen Faction eine neue Werbung schweizerischer Truppen ausgeführt wurde.

Dahin konnten es doch auch die Häupter der Hugenotten, wiewohl sie es versuchten, nicht bringen, daß sich die Regierung der niederländischen Bewegung zum politischen Vortheil von Frankreich bedient oder dem Heereszug Alba's entgegengesetzt hätte. Condé schien daran ehrgeizige Hoffnungen zu knüpfen; zwischen ihm und dem zweiten Sohne der Königin, den diese jetzt an die Spitze der bewaffneten Macht zu stellen suchte, weil sie ihn persönlich selbst zuverlässiger fand als den König, dem Herzoge von Anjou, ist es einst bei ihrem Abendessen zu einer leidenschaftlichen Erklärung gekommen. „Vetter", sagte der Herzog, „wenn ihr nach Dingen strebt, die mir gebühren, so werde ich euch in dem Grade klein machen, als ihr groß zu werden gedenkt [1])." Wo waren die Zeiten hin, da der Prinz

1) Was Brantome im Leben Condé's (Hommes illustres III, 218) hierüber erzählt, empfängt eine eigenthümliche Erläuterung aus den nach Deutschland gelangten Nachrichten bei Schardius de rebus gestis sub Maximiliano II, 64.

auf die allgemeinen Angelegenheiten einen leitenden Einfluß zu gewinnen und die den Glaubensgenossen mißfälligen Bestimmungen der Pacification zu mildern sich geschmeichelt hatte! Gerade seine Ansprüche erweckten in der Königin eine Abneigung gegen ihn.

Während aber der Vorkämpfer der Hugenotten von dem Hofe wich, erschien der Cardinal von Lothringen daselbst und nahm seinen alten Platz im Conseil ein. Bei aller äußeren Mäßigung und mancherlei Schwanken in seinem momentanen Bezeigen, war er doch immer derselbe, unwandelbar in seinen Absichten, trotz aller Versöhnung unversöhnlich. Noch war er nicht Meister im höchsten Rath, aber jeden Augenblick konnte er es werden.

Und indem erscholl die Nachricht von der Ankunft Alba's in den Niederlanden, von den gewaltsamen Maßregeln, die er gegen alle ergriff, die daselbst Macht besaßen und die er für feindselig oder doch nicht einverstanden hielt. Die Protestanten in ganz Europa sahen in seiner Sendung eine allgemeine Gefahr, den Beginn eines ihnen insgesammt geltenden feindlichen Unternehmens. Wem aber wäre diese Gefahr näher gewesen, als den Hugenotten in Frankreich?

Auch die französische Regierung bewaffnete sich. Der Pariser Bürgermiliz wurden neue Capitäne gegeben, die Compagnien der Hommes d'Armes ergänzt, die neugeworbenen Schweizer, welche die Grenzen hatten beschützen sollen, in das Innere des Landes gezogen, sechstausend an der Zahl, sämmtlich eifrig katholisch. Das waren die alten Gehülfen der höchsten Gewalt bei ihren inneren sowie ihren äußeren Kriegen; der Untergouverneur von Champagne, Barbezieux, ließ verlauten, daß sie eben gegen die Hugenotten bestimmt seien. Aus der Mitte des Conseils sind diese von denen, die mit ihrer Hülfe dem Cardinal noch Widerstand zu leisten hofften, gewarnt worden. Wie hätten sie aber nicht selbst sich gefährdet fühlen sollen? Der König war ein Kind, die Königin eine unzuverlässige Frau, der niemand traute: wie leicht, daß man diese jetzt überredete, was sie für unausführbar gehalten habe, werde recht wohl durchzuführen sein, oder auch, daß sie wie im Jahre 1562 von einer feindseligen Faction fortgerissen wurde, deren Handlungen wenigstens scheinbar zu billigen! Dahin wollten es die Hugenotten jetzt nicht wieder kommen lassen. Könne man, sagten sie, von ihnen verlangen, ruhig zuzusehen, bis das Uebergewicht ihrer Gegner am Hof eine neue Verurtheilung und Verfolgung über sie bringe, bis man sie ins Gefängniß werfe oder auf die, welche flüchtig geworden, in den Wäldern Jagd mache? Bei der Macht, die in ihren Händen sei, würde diese Kleinmüthigkeit sie

unter allen Kriegsleuten der Welt in Verachtung bringen. Sie faßten den Gedanken, ihren Gegnern diesmal zuvorzukommen und den Hof zur Entfernung des Cardinals und zur Entlassung der Schweizer zu nöthigen. Denn das lehre nun einmal die französische Geschichte, daß nur die Partei etwas vermöge, die des Hofes mächtig sei[1]).

Hätte Calvin gelebt, der würde, denke ich, ein Abweichen von dem Wege der formellen Gesetzlichkeit, an dem die Gläubigen immer festhalten sollten, so wenig gebilligt haben, wie einst das Vorhaben von Amboise. Auch war der einsichtsvollste und ruhigste der französischen Führer, Admiral Coligny, ursprünglich dagegen. Aber dem Andrange der leicht entzündlichen, von protestantischen Sympathien ergriffenen, durch dunkle Besorgnisse aufgeregten Edelleute, denen alles gerechtfertigt schien, wenn sie einen Prinzen von Geblüt an der Spitze hatten wie Condé, der jetzt so eifrig war wie irgend ein Anderer, konnte er nicht widerstehen. Sie beschlossen, denn immer waren sie vorbereitet, zu den Waffen zu greifen.

Auf Einen Tag, 27. September 1567, brach allenthalben die Bewegung aus; während die entfernteren Provinzen sich jede für sich selbst erhoben, trafen die Hugenotten aus den nächsten in Roye en Brie zusammen und nahmen ihren Weg nach dem königlichen Hoflager — damals in Monceaux bei Meaux — das sie bei der Vorbereitung zur Feier des Ordens vom heil. Michael zu überraschen hofften.

In Geheimhaltung des Planes, Raschheit und Präcision der Ausführung fanden die gelehrten Zeitgenossen nichts, was mit diesem Unternehmen zu vergleichen wäre, im ganzen Laufe der Geschichte, bis auf den pontischen Mithridates zurück.

Der Hof, noch zur rechten Zeit gewarnt, gelangte unter dem Schutze der Schweizer nach Paris: insofern war das Unternehmen der Hugenotten mißlungen; aber sie beherrschten allenthalben das Land, bedrohten die Hauptstadt, und den Cardinal von Lothringen hatten sie wirklich vom Hof entfernt; während des Tumultes fand er Gelegenheit, zu entfliehen und sich nach Rheims zu begeben.

Ihm schien es sehr möglich, daß die Hugenotten doch noch Meister im Kampfe bleiben, die Krone zu einer Abkunft nöthigen und dabei ihn und sein Haus aus Frankreich verjagen möchten.

1) La Noue Mémoires Anc. Cl. XLVII, 169.

Ueberaus merkwürdig und, zwar nicht für den Augenblick, aber für die späteren Zeiten folgenreich sind die Anerbietungen, welche er, von dieser Besorgniß getrieben, an den König von Spanien richtete. Er machte denselben aufmerksam auf die Ansprüche, die er kraft des Rechtes seiner Gemahlin auf die Krone von Frankreich erheben könne; zunächst bot er ihm an, sich ganz unter seinen Schutz zu begeben und ihm einige feste Plätze an der französischen Grenze zu überliefern. Nicht auf das Uebrige, aber auf die Besetzung dieser Plätze waren der König und sein Feldherr damals geneigt einzugehen [1]). Sie fürchteten wirklich, daß es den Hugenotten gelingen könne, den Hof sich zu unterwerfen; in diesem Falle waren sie entschlossen, den Krieg zur Herstellung des Katholicismus in Frankreich selbst zu führen.

Nachdem aber den Hugenotten der erste Anlauf mißlungen war, dachten sie nicht mehr an eine Ueberwältigung des Hofes; sie begnügten sich, diejenigen Zugeständnisse zu fordern, die ihnen zu ihrer Sicherheit unentbehrlich schienen.

Zuerst brachten sie die so oft vorgetragenen Anliegen der Nation mit ihrer besonderen Sache in Verbindung. Es waren Beschwerden über unwürdige Besetzung der Aemter, die immerfort auch im Frieden steigenden Auflagen, durch die sich nur die größtentheils italienische Finanzwelt bereichere, die Anwesenheit fremder Truppen; sie verlangten abermals eine Einberufung der Stände. Aber sie hatten Sinn dafür, als man ihnen sagte, daß da vieles vorkomme, was sie an sich nichts angehe [2]), womit in das königliche Amt gegriffen werde; in einer zweiten Eingabe ließen sie das alles fallen; sie verlangten nur, „Gott nach der Reinheit des Evangeliums öffentlich anrufen zu dürfen, ohne Unterschied des Ortes und der Personen, um dann dem Könige den Gehorsam beweisen zu können, den sie ihm zunächst nach Gott schuldig seien". Ihr Wunsch ging ohne Zweifel auf volle Gleichberechtigung; ausdrücklich aber forderten sie nichts weiter als die Zurücknahme der dem Pacificationsedicte hinzugefügten Beschränkungen.

1) Man erfährt dies aus einem Schreiben Alba's an den König Philipp II., 1. Nov. 1567, bei Gachard Correspondance de Philippe II, I, 593, nr. 673.

2) Bei Popelinière XII, 21 u. 23 finden sich beiderlei Artikel. Serranus bemerkt, daß die Königin „caput illud de onerum levatione" für aufrührerisch erklärt und dadurch die Veränderung veranlaßt habe. III, 92.

Schon fühlte sich aber der Hof inmitten seiner rechtgläubigen Hauptstadt nicht so schwach, um ihnen nur auch dies sofort nachgeben zu müssen; von der Geistlichkeit, die eben in Folge des Vertrags von Poissy versammelt war, mit einigem Geld unterstützt, konnte er in kurzem eine Streitmacht aus den Mauern von Paris gegen die Hugenotten ins Feld schicken. Der alte Montmorency hatte sich noch einmal dem Könige zur Verfügung gestellt: denn für die Krone wolle er zu seinen Füßen sterben; er führte die Truppen an. Am 10. November kam es zu einem heftigen, kurzen, blutigen Zusammentreffen bei St. Denis, wo die Hugenotten das Schlachtfeld verloren, aber auch die Katholischen die empfindlichsten Verluste erlitten. Montmorency starb wenige Tage darauf an den Wunden, die er hier erhalten hatte.

Es wäre nur auf die Königin angekommen, bedeutendere Streitkräfte in den Kampf zu führen. Der Herzog von Alba bot ihr an, mit einem Heere von 5000 Mann zu Pferd und 15000 Mann zu Fuß in Frankreich einzurücken [1]) und der ganzen Sache ein Ende zu machen. Man begreift es, wenn sie Bedenken trug, eine Gewalt nach Frankreich zu berufen, die ihr selbst Gesetze vorgeschrieben hätte. Aber was soll man sagen, wenn sie sogar nichts dagegen hatte, daß indeß in Deutschland für die Hugenotten geworben wurde [2]), und diejenigen, welche mit den Rüstungen beschäftigt waren, aufforderte, solche, als zu dem Frieden dienlich, zu beschleunigen?

Achthalbtausend Reiter und ein paar tausend Mann zu Fuß drangen unter dem glaubenseifrigen und allezeit schlagfertigen Johann Casimir von der Pfalz in Frankreich vor; nicht, wie er sagte, um den König zu bekämpfen — würden seine Glaubensgenossen das thun, so würde er die Waffen gegen sie selber richten, — sondern nur um sie gegen ihre religiösen und persönlichen Widersacher zu schützen. Als hierauf, mit diesen Deutschen vereinigt, die Hugenotten sich gegen Chartres wandten und die Stadt ihren Angriffen erliegen zu müssen schien, entschloß sich der Hof wirklich zum Frieden (28. März 1568); er bewilligte ihnen, was sie von Anfang gefordert hatten, die Herstellung des Pacificationsedictes in seine unbeschränkte Wirksamkeit.

Ein Verlangen, das damit in Verbindung stand, Sicherheiten für die Erfüllung der gemachten Zusagen zu geben, lehnte die Re-

1) Schreiben Alba's Dec. 1567 bei Gachard a. a. O. 608.

2) So berichtet Hubert Languet Epp. arc. I, 43.

gierung ab, weil es eine Unwürdigkeit enthalte; und die Hugenotten beschlossen, nicht darauf zu bestehen. Denn schon sehnten sich die Edelleute nach den Mühen des Winterfeldzuges nach Hause; sie meinten ihren Zweck erreicht zu haben und hofften nun im Frieden „Gott verehren und dem Könige dienen zu können". Wie sie, so zogen die Deutschen in ihre Heimath zurück. Es ließ sich an, als ob das Gleichgewicht der Parteien sich auch unter den allgemeinen Stürmen wiederherstellen würde.

Durfte man aber bei der Natur der französischen Verhältnisse und Persönlichkeiten dies in der That erwarten?

Ich möchte nicht wiederholen, was man oft behauptet hat, der Friede sei in der bewußten Absicht geschlossen worden, ihn sofort zu brechen. Eben die gemäßigten Mitglieder des Conseils, welche Zugeständnisse nothwendig fanden und ihr ganzes System darauf gründeten, der Canzler L'hopital, die Bischöfe von Limoges und Orleans, haben ihn zu Stande gebracht, und diesen wäre ohne Zweifel nichts lieber gewesen, als daß er auf das genaueste beobachtet worden wäre. Aber den Friedliebenden zur Seite saßen andere Männer, welche jede Nachgiebigkeit grundsätzlich verwarfen; der Cardinal von Lothringen hatte, als die Gefahr vorüber war, seine Stelle darin wieder eingenommen. Und diese fanden jetzt mehr Anklang als früher bei der Königin, da sie, wie sehr auch ihre Aeußerungen schwanken mochten, den Hugenotten ihre letzte Erhebung, die Nichtachtung der königlichen Würde, die sie dabei kundgegeben, die Verlegenheit, in welche sie den Hof gebracht hatten, nicht vergeben konnte. Der Cardinal war ihr ohnehin unentbehrlich, da sein Ansehen die auf ihn besonders trauende katholisch-gesinnte Hauptstadt am leichtesten zu Geldbewilligungen vermochte. Aufs neue hatte König Philipp in rücksichtsvollen Ausdrücken seine Hülfe angeboten. Er hob besonders das politische Motiv hervor, den Act der Rebellion, welcher bei Meaux begangen worden. Man möge nicht glauben, sagte er, daß er aus eigennützigen Rücksichten in Frankreich Entzweiungen zu säen suche; er sei fern von diesen Künsten, ein Mann von Ehre und ein Ritter; mit allem, was er habe und was er sei [1]), stehe er der französischen Krone zum Kampfe gegen die Rebellen zu Diensten.

Auch gar manche Andere erinnerten, die Absichten jenes Anlaufes übertreibend, den jungen König Carl, daß er Rebellen, die

1) Che si vaglino delli stadi della persona e di quanto ha. Der venetianische Gesandte in Spanien 10. Nov. 1567.

ihm nach Leib und Leben gestanden, keine Rücksicht noch Treue schuldig sei. In Alba's Anschreiben erscheinen die starrsten Grundsätze religiöser und politischer Alleinherrschaft. Ein Fürst, sagte er, der mit seinen Unterthanen einen Vertrag eingehe, könne niemals mehr auf ihren Gehorsam zählen; geistliche Zugeständnisse seien ihm gar nicht erlaubt, denn er greife dadurch in fremde Rechte, die Rechte Gottes ein, welcher das nicht dulden werde. Besser sei es, ein Reich durch Krieg verderben, als es abfallen lassen von Gott und dem Könige, zum Vortheil des Satans und seiner Anhänger, der Ketzer [1]). Seine Ermahnungen mußten um so wirksamer werden, da es ihm gelang, die Niederlande in Unterwürfigkeit zu erhalten. Der Cardinal fügte hinzu, der Abfall sei von der Gottheit nur zugelassen, damit der König die derselben angethanen Beleidigungen rächen könne; unterlasse er das, so habe er die Strafe Gottes zu erwarten. Papst Pius V. sprach seine Mißbilligung der geschlossenen Abkunft in herben Worten aus und forderte den König auf, sein Reich von den Ketzern, zunächst den Hof von den verderblichen Rathgebern, mit denen er umgeben sei, zu reinigen.

Ueberdies aber war im Innern des französischen Reiches eine verwandte Stimmung erwacht. Die bewaffnete Erhebung der Hugenotten, welchen Grund sie auch immer haben mochte, die Gewaltsamkeiten, die sie begingen, erregten den Widerwillen aller derer, die nicht zu ihnen gehörten. Die Mischung der religiösen und politischen Parteiung fachte alle Leidenschaften an. Der Venetianer Correro versichert, er habe Niemand gekannt, der nicht um seiner eigenen oder um der Angelegenheiten seiner Freunde willen in einer Art von Wuth gewesen sei. Wenn die Einmüthigkeit und Wachsamkeit der Hugenotten ihre Gegner eine Zeit lang in Schrecken gehalten hatte, so brachte jetzt der Friede eine doppelte Wirkung hervor; seine Bedingungen entrüsteten das altkatholische Selbstgefühl; die Entwaffnung, zu der die Hugenotten schritten, machte Muth, sich gegen sie zu erklären. In den Städten, wo nun an ihrer Stelle royalistische Garnisonen einzogen, wollten die Bürgerschaften katholischer Majorität von der Ausführung der Friedensbedingungen nichts hören; die Hugenotten erfuhren thätliche Gewalt, wo sie ihre Stimmen erhoben. Hier und da weigerten sich die Gouverneurs, ihre Hand zur Erneue-

1) Il vaut beaucoup mieux avoir un royaume ruiné, en le conservant pour dieu et le roi, que de l'avoir tout entier au profit du démon et des hérétiques ses sectateurs. Bei Gachard a. a. O. 609.

rung des Pacificationsedictes zu bieten. In manchen Provinzen wurden Vereinigungen zwischen dem Gouverneur, dem Clerus und dem Adel geschlossen, die man als „christliche und königliche" bezeichnete, in denen sich aber doch Clauseln finden, die keineswegs royalistisch lauten, wie das Bündniß in der Champagne „zur Aufrechthaltung der katholischen Kirche in Frankreich und der Behauptung der Krone bei dem Hause Valois" den auffallenden Beisatz hinzufügt: „solange man von diesem in der katholischen und apostolischen Religion regiert werde" [1]). War dies nicht eher eine Drohung als eine Zusage? Es ist noch weniger zweideutig, als das einst von Franz Guise der Königin Catharina gemachte Versprechen, ihr zu gehorchen, wenn sie die Religion schützen werde.

Unter diesen Umständen konnte sich die gemäßigte Partei im Conseil nicht behaupten. L'hopital ward einst von einem deutschen Bekannten ersucht, den Sitzungen noch zuweilen beizuwohnen; denn wenn er auch nichts Gutes darin ausrichten könne, so vermöge er doch vielleicht größeres Uebel zu verhüten. Der Canzler antwortete: in dem Conseil sei schon sein Anblick verhaßt, geschweige daß man auf ihn hören sollte. In seinem Testamente heißt es, der junge König selbst habe nicht mehr gewagt, seine Meinung zu äußern. An den entscheidenden Rathschlägen hatten nur Catharina, der Cardinal und der mit beiden einverstandene Präsident Birago Theil.

Eine eigentliche Ausführung des Friedens war, wie berührt, schon gar nicht zu erwarten. Gewaltthätigkeiten von der einen, Widersetzlichkeiten von der anderen Seite, gegenseitige Anklagen erfüllten alle Gemüther mit neuer Zwietracht. Die katholische Partei übte wieder einen beherrschenden Einfluß auf die höchste Gewalt aus. Während die Hugenotten sich zerstreuten und nach Hause gingen, ließ sie, — denn weder die Schweizer, noch die Italiener, noch die französischen Compagnien wurden entlassen, — allenthalben die Städte, festen Plätze, die Pässe über die Flüsse mit ihren Truppen unter ergebenen Anhängern besetzen. Als ihre nächste Absicht erschien, die Häupter der Hugenotten in den Provinzen, wo sie sich aufhielten, Montgommery in der Normandie, Genlis und Mouy in der Picardie, Andelot in der Bretagne, Rochefoucauld in Angoulême, Condé und den Admiral in der Bourgogne, von einander getrennt zu halten. Aber der Plan ging noch weiter. Mit aller in diesen Dingen

1) Serment des associés de la Ligue chrestienne et royalle de la province de Champagne 25 Juin 1568. Journal de Henry III. 1744. III, 31.

möglichen Bestimmtheit wissen wir, daß die Regierung den Gouverneur von Bourgogne, Tavannes, auffordern ließ, Condé in seinem Schlosse Noyers aufzuheben. Tavannes gehörte der stärksten katholischen Farbe an; aber er trug Bedenken, den Frieden offen zu brechen, und vor allem, sich an einem Prinzen von Geblüt zu vergreifen. Diese von einer Frau, einem Geistlichen und einem Rechtsgelehrten ausgehenden Rathschläge hatten ohnehin nicht den Beifall des alten Soldaten und Edelmannes. Auf eine oder die andere Weise wußte er eine versteckte und doch verständliche Warnung nach Noyers gelangen zu lassen[1]). Eben war auch der Admiral, der bei dem Frieden nur dem allgemeinen Andringen nachgegeben, ihn eigentlich niemals gebilligt hatte, denn er sah vorher, was da kommen würde, dort eingetroffen; so wohlbewacht waren die Flußübergänge doch nicht, daß es nicht mehr möglich gewesen wäre, zu fliehen; der Prinz und der Admiral mit ihren Frauen und kleinen Kindern retteten sich glücklich nach Rochelle, das sich wohl gehütet hatte, eine königliche Garnison aufzunehmen. Es ward der allgemeine Zufluchtsort. Cardinal Chatillon, trotz eines ihm persönlich gegebenen Versprechens in seiner Behausung bedroht, gelangte in Treport noch glücklich zu einem Fahrzeuge, das ihn nach England brachte.

Vor einigen Monaten waren in den Niederlanden Egmont und Horn hingerichtet worden; man zweifelte nicht, wären die Führer der Hugenotten in die Hände ihrer Feinde gefallen, so würde ihrer ein ähnliches Schicksal gewartet haben. Es sah aus, als sollten die einst in Bayonne vorgetragenen und damals zurückgewiesenen Rathschläge nun doch ausgeführt werden. Das Pacificationsedict wurde auf die Forderung des Papstes feierlich zurückgenommen. Die Prediger sollten das Reich binnen vierzehn Tagen verlassen, kein Reformirter mehr zu einem öffentlichen Amte gelangen; denen, welche sich ruhig zu Hause halten würden, sollte die einfache Gewissensfreiheit bewilligt, die öffentliche Ausübung einer anderen als der katholischen Religion aber bei Todesstrafe verboten sein. Die Königin ließ sich gefallen, daß in dem Erlasse die frühere Verwaltung unter König Franz, die sie selbst hatte zerstören helfen, als heilbringend gepriesen wurde. Alles lenkte auf die damals verlassenen Bahnen wieder ein. Dagegen ließ sich der heilige Vater zu der seltenen Gunst bewegen, eine Veräußerung geistlicher Güter zu genehmigen, unter der Bedingung,

1) Mémoires de Tavannes A. C. XXVII, 40. Popelinière versichert, daß alle Gouverneure ähnliche Befehle hatten.

daß der Ertrag — ungefähr anderthalb Millionen Franken — zum Kriege gegen die Hugenotten verwendet würde. Als der Krieg ausbrach, schickte er selbst ein Heer über die Alpen mit dem Befehle, sich vor jedem Verkehr mit den Hugenotten zu hüten, und sobald von einem unkirchlichen Vertrage mit denselben die Rede sei, sich von den Franzosen zu trennen. Alba gab den Führern der Truppen, die er nach Frankreich gehen ließ, die Weisung, dahin zu wirken, daß das Beispiel, das er in den Niederlanden gegeben habe, auch dort befolgt werde.

So ergriff die allgemeine Bewegung Frankreich. Aus den französischen Verhältnissen allein ließe sich die Erhebung der Hugenotten im September 1567 nicht erklären, geschweige denn rechtfertigen: es war die Antwort des protestantischen Geistes auf das Unternehmen Alba's in den Niederlanden. Aber ein Gegensatz ruft immer den anderen hervor. Die Rückwirkung ihres Unternehmens war, daß der Geist der katholischen Reaction sich in Frankreich gewaltig aufrichtete und aus aller Welt Verbündete an sich zog. Die Zwistigkeiten zwischen den Staaten hörten einen Augenblick auf; die großen Gegensätze beherrschten alles. Betrachten wir noch die eigenthümliche Art, wie sie sich zuweilen manifestirten. Um die deutschen Truppen besolden zu können, hatten vor dem Jahre die Hugenotten, Fürsten und Gemeine, ihre besten Kostbarkeiten und Ersparnisse geopfert. So brachte man im Kirchenstaate das Geld, das zur Ausrüstung des katholischen Heeres nöthig war, durch freiwillige Beiträge zusammen. Indessen wurde Geld in den englischen Kirchen gesammelt, um die Protestanten in Frankreich und den Niederlanden zu unterstützen.

Wenn, wie wir sahen, mit dem katholischen Unternehmen eine gemeinsame politische Tendenz verbunden war, die Absicht, die abstracte Autorität, welche aus der Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht hervorgehen sollte, durchzuführen, so fand auch diese ihre Entgegnung.

Ich weiß nicht, ob es zu dem Bunde kam, der damals zwischen den niederländischen und den französischen Oberhäuptern unterhandelt ward; nur der Entwurf eines solchen ist vorhanden; aber höchst merkwürdig sind die Motive, die darin hervorgehoben werden. Nicht mit ihren Fürsten, sagten sie, seien sie im Streite, sondern nur mit deren Rathgebern, welche, wie die wahre Religion, so den Adel und den angesehenen Bürgerstand, ohne den doch kein Fürstenthum bestehen könne, zu unterdrücken suchen, um ihre persönliche Tyrannei zu

begründen; man müsse das Fürstenthum selbst vor diesem Abgrunde retten [1]).

In Deutschland und in England wollte man niemals zugeben, daß Condé und Oranien Rebellen seien; da fühlte sich das bestehende Fürstenthum selbst von dem Fortgange dieser ideal-hierarchischen Gewalt nach den Grundsätzen von Trient am Leben bedroht. Im Juli 1568 berichtete man der Königin Elisabeth von neuen Versuchen zu ihrem Verderben; eine Excommunicationsbulle ward in Rom vorbereitet, die sie aller ihrer Rechte beraubte. Die Länder waren verschieden, die Gefahren näher oder ferner: die Sache war dieselbe.

So begann der Krieg, der in vieler Hinsicht ein allgemeiner ist; auch in seinem Verlauf in den Niederlanden und Frankreich darf er als ein einziger angesehen werden.

Im Jahre 1568 ward er hauptsächlich in den Niederlanden geführt; Alba schlug mit eisernem Nachdruck alle Angriffe nieder. In Frankreich stellten sich zahlreiche, schlachtbegierige Heerscharen einander gegenüber; doch kam es zu nichts weiter als zu einigen großen Scharmützeln, bis ein strenger Winter alles ernstliche Zusammentreffen vollends verhinderte.

Im Jahre 1569 warf sich dagegen das Gewicht des Kampfes nach Frankreich. Es bleibt dahingestellt, ob es ganz wahr ist, was man damals gesagt hat, daß dies in Folge eines förmlichen Beschlusses der Protestanten beider Länder geschehen sei [2]); aber jedermann fühlte den Zusammenhang. Wenn der Cardinal von Lothringen den König von Spanien um Hülfe ersuchte, so war sein vornehmstes Argument, daß das gute Glück des Herzogs von Alba den ganzen Sturm nach Frankreich treibe: sollte die Sache hier unglücklich gehen, so werde sich die gesammte Macht der Empörung nach den Niederlanden zurückwerfen. König Philipp erklärte, die französische Sache liege ihm nicht minder am Herzen als seine eigene. Der Prinz von Oranien begab sich selbst nach Frankreich: er wußte, daß er auch dort Philipp bekämpfe.

1) Projet d'alliance Août 1568 bei Groen, Archives de la maison d'Orange Nassau III, 282: leur intention est d'exterminer la vraye religion et aussy la noblesse et autres gens de bien, sans lesquels les rois ne peuvent être maintenus en leurs royaulmes.

2) D'establir premièrement leurs affaires en France, comme au plus grand et principal lieu, et que par après il leur sera bien aise de les establir aux pays bas. — La Mothe Fénélon 28. Nov. 1568 (Dép. I, 21).

Im offenen Felde war das Glück den protestantischen Streitkräften nicht günstig. Im Mai 1569 verloren sie die Schlacht bei Jarnac, in welcher der Prinz von Condé, tapfer fechtend, umkam. Eben damals führte ein anderer Pfälzer, Herzog Wolfgang von Zweibrücken, ein mit Hülfe englischer Subsidien zusammengebrachtes Heer über die französische Grenze. Man hat die streitbaren Mannschaften genau gezählt; sie betrugen zusammen etwas über siebzehntausend Mann — oberdeutsche Fußvölker, niederdeutsche Reiter und Hugenotten. Es gelang ihnen, unter mannigfaltigen Schwierigkeiten und obgleich ihr Führer mitten auf dem Wege starb, in die entferntesten Regionen vorzudringen; aber das Glück ward dadurch nicht wiederhergestellt; im October 1569 wurden sie in jener großen Schlacht bei Montcontour, in der die entgegengesetzten Confessionen aus allen Völkern zusammentrafen, aufs neue geschlagen und eben die Deutschen durch ein furchtbares Gemetzel heimgesucht. Allein schon waren die Reformirten zu zahlreich, zu gut in Ordnung, und hatten im Lande selbst zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie durch ein paar verlorne Feldschlachten hätten unterworfen werden können.

Mancher katholisch eifrige Capitän beklagte, daß man die Hugenotten laut der königlichen Edicte in ihren Häusern schonen müsse; aus diesen werde dann durch Männer und Frauen das Heer genährt und bekomme von ihnen die besten und heilsamsten Nachrichten [1]).

Was ihnen am meisten zu statten kam, war, daß sie sich um Rochelle her ein beinah ausschließend protestantisches Territorium gebildet hatten.

Einer der vornehmsten französischen Handelsplätze war Rochelle von jeher, wohlbekannt den Engländern unter dem Namen der weißen Stadt, wie sie dieselbe von dem im Sonnenschein widerleuchtenden Felsgestade nannten, auch von den Niederländern viel besucht; man weiß von dort einheimischen Kaufleuten, die auf einmal zehn Schiffe in See gehalten haben.

Ueberdies genoß die Stadt seit den Zeiten des englischen Krieges außerordentliche municipale Freiheiten. Sie hatte sich mit eigener Kraft von der englischen Herrschaft losgerissen und dafür von König Carl V. nach seiner Weise treffliche Privilegien, unter andern die der eigenen Jurisdiction in der Stadt und der Bannmeile, erlangt. Das Unternehmen Heinrichs II., eine Citadelle in ihren

1) Commentaires de Blaise de Montluc. A. C. XXV.

Mauern zu errichten, hatte sie schon damals durch die Gunst der Chatillons und Montmorencys glücklich abgewehrt [1]).

Schon früh finden wir bei den Bürgern von Rochelle protestantische Sympathien: ein von einer mißlungenen Unternehmung nach Brasilien zurückkehrender Genfer Prediger stiftete ihnen im Jahre 1556 eine Kirche. Bei der rauhen, mannhaften, der See gewohnten Bevölkerung mußte ein Lehrer, der wie dieser seine Rückfahrt auf einem kleinen Fahrzeuge kühn unternommen und glücklich ausgeführt hatte, um so leichter Eingang gewinnen. In alle den auch hier nachwirkenden Wechselfällen des Bürgerkrieges behielt die protestantische Partei zugleich dadurch das Uebergewicht, daß die religiösen Ansprüche mit den municipalen zusammenfielen. Den durch das Edict vom Januar bewilligten öffentlichen Gottesdienst wollten sich die Einwohner von Rochelle nicht wieder entreißen lassen. Nachdem die Regierung einmal nachgegeben, ihre Besatzung zurückzuziehen und die Bewachung des Platzes den Bürgern anzuvertrauen, waren sie nicht zu bewegen, neue Truppen aufzunehmen. Sie zogen es vor, sich dem Prinzen von Condé beizugesellen, dessen ganze Beweisführung von der Unrechtmäßigkeit der ihm entgegengestellten Gewalt sie zu der ihren machten; sie erkannten einen Stellvertreter desselben als ihren Gouverneur an und leisteten ihm den Eid des Gehorsams.

Von unschätzbarem Werthe für die Hugenotten war es im Jahr 1568, daß die plötzlich in ihren Häusern angefallenen Oberhäupter hier eine sichere Zuflucht fanden. Auch die Königin von Navarra, die sich an den Grenzen zwischen Frankreich und Spanien von beiden Seiten her gefährdet fühlte und dem Cardinal von Lothringen die Absicht zuschrieb, das Haus Bourbon zu vernichten, stellte sich mit ihrem Sohn und einem ansehnlichen Kriegsgefolge daselbst ein. Man dachte von Rochelle her Poitou, wo ohnehin der protestantische Adel das Uebergewicht hatte, ja Guyenne einzunehmen und hier, wenngleich immer unter Anerkennung des Königs, doch ein selbständiges protestantisches Gebiet einzurichten — eine Freistatt für alle, welche in dem übrigen Frankreich keine Duldung mehr fänden. Eine Anzahl von festen Plätzen und Städten jener Landstriche, St. Jean d'Angely, das reiche fleißige Niort, der alte Sitz der poitevinischen Grafen, Fontenay le Comte, fiel in die Hände der Hugenotten; sie wurden in diesen Gegenden so vollkommen Herren, daß

1) Arcere Histoire de Rochelle I, 302 aus den gleichzeitigen Nachrichten Barbots.

die geistlichen Güter, zu deren Veräußerung sie schritten, wirklich Käufer fanden.

Es lag sehr in der Natur der Sache, wenn das siegreiche katholische Heer nach der Schlacht von Montcontour vor allem diesen Landstrich zu unterwerfen suchte. Einen und den anderen Platz nahm es leicht; andere leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Dem König, der selbst herbeikam, hat die Besatzung von St. Jean d'Angely auf seine Aufforderung zu antworten gewagt, sie sei hier hergestellt von ihrem Gouverneur, dem Prinzen von Navarra, und ihm vor allen andern Rechenschaft schuldig. Endlich mußte sie sich ergeben; aber an dieser Belagerung hatte sich die Heftigkeit und der Muth des Angriffs gebrochen.

Die Hugenotten zeigten sich doch stärker, als man gemeint hatte. In Rochelle fanden sie jetzt Mittel, eine kleine Seemacht, neun Kriegsschiffe mit Barken und Schaluppen, aufzustellen, welche jene Küste beherrschten und gar manches wohlbeladene Fahrzeug der Gegner aufbrachten, das sie dann als gute Beute zum Besten des Prinzen verkauften. Indessen war Nismes in Languedoc durch eine glückliche Ueberraschung in ihre Hände gerathen; in Burgund ließ sich Vezelay nicht bezwingen; in Bourbonnais kommt ein Schloß vor, das von einer Dame, Marie de Brabançon, zwei Monate lang vertheidigt ward; und feste Schlösser, kleinere oder größere Städte mit tapferen Garnisonen gab es allenthalben; welche Anstrengung zweifelhaften Erfolges, welches Blutvergießen war erforderlich, um ihrer Meister zu werden! Nach einiger Zeit erschien der Admiral wieder im offenen Felde, nicht zwar mit einem eigentlichen Heere, aber mit einer Reiterschar, deren Kern 3000 deutsche Reiter bildeten und der die Anwesenheit der beiden Prinzen, Navarra und Condé, in den Augen des Landes ein großes Ansehen gab. Von der Dordogne sehen wir sie leicht und unaufhaltsam nach der Rhone, von da nach der Loire und über die Loire ziehen; der Sinn des Admirals war, Paris oder doch die große Straße nach Paris zu bedrohen, um den Hof zum Frieden geneigter zu machen [1]).

Die Energie dieser kriegerischen Haltung erweckte daselbst in der That nun wieder Gedanken des Friedens.

1) Aluise Contarini, der diese Motive ausführlich mittheilt Relatione di Francia 1572: Quelli dell' una parte come dell' altra, si andavano usando a non obedire al re, far tutte le cose per viva forcia et incominciar di pensar di mutatione della forma del governo.

Wohl möge, sagte man, der König an Truppen und Geld den Hugenotten überlegen sein; aber diese seien nicht allein schlachtgewohnt, sondern zu dem Aeußersten entschlossen, ja verzweifelt; mit dem Gelde verstehen sie besser hauszuhalten, und es fehle ihnen nie an Unterstützung vom Auslande. Man habe sie in zwei großen Schlachten besiegt; aber welcher Vortheil sei daraus erwachsen? Wenn man noch zwei andere gewinne, so werde man sie doch nicht ausrotten und nur in langem unnützem Kampfe das Reich mit Feuer und Blut erfüllen. Ueberdies aber sei das Schicksal der Schlachten ungewiß; wie dann, wenn sich der Sieg auf Seite der Hugenotten neige? Dann werde noch ein neuer großer Abfall zu ihnen erfolgen, und wer wolle sagen, ob sich jemals wieder das Verhältniß der Unterthänigkeit herstellen lasse? Schon sehe man den Ungehorsam zunehmen, die Häupter auf beiden Seiten zu einer gefährlichen Selbständigkeit gelangen; das Volk gewöhne sich an den Schein der Freiheit; es denke daran, in Cantonen für sich selbst zu leben wie die Schweizer.

Dazu kamen aber noch andere, aus der Lage der auswärtigen Verhältnisse entnommene Beweggründe.

Ein so inniges Bündniß mit Spanien, wie es jetzt zu bestehen schien und für die Fortdauer des Krieges nothwendig war, lief der Natur beider Staaten und Nationen allzusehr entgegen, um sich lange in der Gunst der öffentlichen Meinung zu behaupten. Die Franzosen glaubten, der Herzog von Alba hätte das Eindringen der Deutschen wohl verhindern können, wenn er nur gewollt hätte; einige Aeußerungen des Herzogs über ihre Kriegführung hatten sie beleidigt.

Hauptsächlich aber wurden sie inne, daß die Fortsetzung des Krieges doch zuletzt nur dem Könige von Spanien nützlich werden könne.

Dessen Ehrgeiz schien unermeßlich zu sein. Er hatte den Gedanken, wenn es der katholischen Bewegung in England gelinge, die nunmehr daselbst gefangen gehaltene Königin von Schottland zu befreien, sie alsdann mit seinem Halbbruder, Don Johann von Oesterreich, zu vermählen, an den dadurch auch die Ansprüche Maria's auf die englische Krone mit der Zeit übergegangen sein würden [1]). Nach-

1) de la Mothe Fenelon versichert (29. Dec. 1569), Alba suche die katholischen Großen ganz auf seine Seite zu bringen „et les attirer à ses intentions et entre autres à celle qu'il a grande du mariage de la royne d'Ecosse et de Dom Joan avec le tiltre de la succession de ce royaume (Angleterre), à quoy le comte de Northumberland s'est toujours montré fort enclin". II, 423.

dem Philipp die Niederlande unterworfen, schien er Schottland und England in Abhängigkeit von Spanien bringen zu wollen. Zugleich machte er den Vorschlag, seine geistreiche, aber nicht mehr junge Schwester mit dem jungen Könige von Frankreich zu vermählen: der Cardinal Guise ward deshalb nach Spanien gesendet. Wenn dies gelang, so würden alle diese Länder, wie Italien, unter den Einfluß und die Autorität von Spanien gerathen sein.

Unmöglich konnte dies der Königin Catharina gefallen, die ebenfalls einen lebendigen und höchst persönlichen dynastischen Ehrgeiz in sich trug, zumal da das Familienband, das sie an Philipp knüpfte, zerrissen, die Königin von Spanien, ihre Tochter, bereits gestorben war.

Auch die Guisen waren nicht dafür. Soviel wir sehen, wäre ihnen die Vermählung Maria's mit Norfolk lieber gewesen, als die von Spanien vorgeschlagene. Der Cardinal von Guise, dem man reiche Pfründen angeboten hat, um ihn für die Vermählung Carls IX. mit der spanischen Prinzessin zu gewinnen, hat gesagt, er wolle seinen König nicht verkaufen.

Und selbst abgesehen von dieser großen Combination, glaubte man am französischen Hofe zu bemerken, daß Philipp II. sich seines Bundes mit Frankreich nur bedienen wolle, um seine Stellung zu England zu verbessern, dem er sogar Hoffnung auf Calais mache.

Die Summe ist, daß die im Eifer der Religion geschlossene und gegen die inneren Feinde gerichtete Bundesgenossenschaft der beiden Reiche sich durch den alten Widerstreit ihrer auswärtigen Beziehungen wieder zersetzte. Der Cardinal von Lothringen selbst bot jetzt dazu die Hand. Der Gedanke ward gefaßt, daß der Religionskrieg in Frankreich nicht auszumachen sei, daß man ihn anderswohin verlegen müsse.

Dabei konnte man sich aber von Anfang an kein Hehl daraus machen, daß der Friede nicht ohne eine Erneuerung des Pacificationsedictes mit allen seinen Clauseln zu erhalten sei, daß sich die Regierung sogar noch zu einem anderen großen Zugeständnisse werde bequemen müssen. Wenn das Wort des Königs bisher immer als eine vollkommene Sicherung gegolten hatte, so war das nicht mehr der Fall, seitdem der letzte Friede so rasch und eigenmächtig gebrochen worden war; die Protestanten forderten, und der König gestand ihnen in der That Sicherheitsplätze zu, wo alle ihren Aufenthalt nehmen könnten, die sich in ihren Häusern für gefährdet hielten. Er bot ihnen anfangs drei an auf drei Jahre, bewilligte ihnen aber endlich

vier, doch nur auf zwei Jahre, vor allem das gewaltige Rochelle, wo sich nun die angesehensten Oberhäupter wieder einfanden und die Königin von Navarra Hof hielt; ferner Cognac, das durch einen glücklichen Widerstand gegen den Herzog von Anjou namhaft geworden, Montauban in Languedoc und la Charité, das einen wichtigen Loirepaß beherrschte. Dahin war es gekommen, daß die Regierung sich unfähig erklärte, ihre wichtigste Pflicht, die Erhaltung der inneren Ruhe, wirklich zu erfüllen; nur auf eigene bewaffnete Aufstellung mitten im Frieden glaubten die Hugenotten sich verlassen zu können.

Die Hülfe der Deutschen mit Männern, der Engländer mit Gelde war ihnen nützlicher gewesen, als die italienisch-spanische Unterstützung ihren Gegnern. Mit tapferem Mannesmuth hatten sie zuerst den Anfall der katholischen Mächte ausgehalten.

## Drittes Capitel.

# Gegensatz Coligny's und der Königin-Mutter. — Bartholomäusnacht.

Vielleicht der berühmteste Mann der damaligen Welt war der Führer, unter dessen Leitung so Großes gelungen war, Gaspar Coligny.

Er gehörte einem alten Geschlechte des hochburgundischen Adels an; sein Vater hatte sich zur Seite der Könige Ruf im Kriege und Ansehen im Staat erworben: nach dessen frühem Tode hatte es seine Mutter, eine Schwester des Connetable, die sich, soviel man weiß, zu der kirchlichen Abweichung in ihrer allgemeinsten Form hinneigte, den Beruf ihres Lebens sein lassen, ihre drei Söhne zu erziehen.

Wer die Brüder neben einander sah, staunte über die Verschiedenheit ihres Naturells. Der älteste, Odet, der sich dem geistlichen Stande widmete und in Folge der Beziehungen seines Oheims zu dem König und des Königs zum römischen Stuhle schon in frühen Jahren zur Würde eines Cardinals erhoben ward, zeigte sich wohlwollend, freigebig, liebenswürdig im Umgange; der jüngste, Dandelot, hatte ein Feuer, das die kühnsten Pläne eingab und zu jeder Unternehmung vorwärts trieb; der mittlere, Gaspar, war in sich gekehrt, sprach langsam und wenig und kümmerte sich nicht viel um Andere. Am Hofe fühlte er sich nicht an seiner Stelle; er verschmähte Begünstigungen, bei denen nicht das volle Gefühl des persönlichen Stolzes bestehen konnte; seinen Feinden gute Miene zu machen, verstand er nicht. Bei weitem besser befand er sich im Feldlager; wie Heinrich II. und sein Oheim es wünschten, war er durch

und durch Soldat. Mit den Tapfersten wetteiferte er hier um den Preis der Tapferkeit; was ihn vor allen anderen auszeichnete, war ein angeborner Sinn für Manneszucht und die innere Organisation eines Heeres: lange nach ihm ist man auf die Regeln der Disciplin zurückgekommen, die er zuerst aufgestellt hat. Mit derselben Strenge aber sorgte er wieder für seine Truppen. Die Feinde zwang er durch unnachsichtige Wiedervergeltung, den Krieg nach Völkerrecht zu führen; beinahe schrecklich war er gegen die Bauern, die sich an Soldaten vergriffen. Aus St. Quentin, wo er belagert wurde, jagte er die Bürger, welche an der Vertheidigung oder den Befestigungsarbeiten keinen Antheil nehmen wollten, ohne Erbarmen fort; er bedrohte die Widerspenstigen mit dem Tode. Als allen seinen Vorkehrungen zum Trotz gerade das beste Bollwerk von dem Feinde genommen ward, hat er verschmäht, mit den Fliehenden zurückzuweichen; ruhig ließ er sich von einem Spanier gefangen nehmen und bedeutete denselben, daß er sich nach keiner weiteren Beute umzusehen brauche, denn sein Gefangener sei der Admiral von Frankreich. Er hat diese Belagerung selbst geschildert, nicht weil er sich entschuldigen wolle, denn sollte ihn jemand anklagen, dem werde er zu antworten wissen, wie es einem Manne von Ehre gezieme, sondern weil, da so viel Falsches in die Welt geschrieben werde, ein Jeder, der bei einer Sache am Platze gewesen sei, die Pflicht habe, Irrthümern vorzubeugen. Seine einfache Darstellung, ein Denkmal historischer Gewissenhaftigkeit, zeugt doch zugleich wie von patriotischem Selbstgefühle, so von einer starken geistlichen Anregung. Nur in dem Willen Gottes sieht er die Ursache des Unfalles, den geheimnißvollen Willen, dem er sich als ein Christ unterwerfen müsse, ohne ihn zu ergründen. Gewöhnlich setzt man seinen Uebertritt zu der reformirten Lehre in die Zeiten dieser Gefangenschaft; in dem Sturm und der vollen Beschäftigung des Krieges hätte er auch wohl nicht die Zeit gefunden, welche die Sache selbst und seine Natur forderten, sich um religiöse Fragen zu bekümmern; die Gefangenschaft gab ihm die unfreiwillige Muße dazu. Calvin stand mit ihm und seiner Gemahlin im Briefwechsel.

Als er durch den Frieden frei geworden war, hat er nach und nach hervortretend in seinem Schlosse Chatillon sich ein protestantisches Hauswesen, das dann viele andere zum Muster nahmen, eingerichtet. Er selbst hielt das Morgengebet, versammelte alle, die zum Haushalt gehörten, in den gesetzten Tagen und Stunden zur Predigt und dem Gesange der Psalmen; vor dem Genusse der Eucharistie suchte

er die mit einander zu versöhnen, von denen er wußte, daß sie entzweit seien.

Doch war ihm nicht bestimmt, in der Einfachheit eines patriarchalischen Wesens als priesterlicher Hausvater zu leben; er ward als großes Parteihaupt in die Angelegenheiten von Frankreich und Europa verwickelt.

Die äußeren Kämpfe, die er da bestand, schlage ich noch nicht so hoch an wie die inneren. Denn das war das Geschick der damals lebenden Menschen, sich in dem Widerstreite der religiösen Anschauungen und der gewohnten bürgerlichen Pflichten, die nun nicht mehr zusammenfielen wie vordem, selbständig ihren Weg zu suchen.

Jeder Schritt, den er that, hatte sein Bedenken; die große Lebensfrage aber trat erst dann ein, als Guise mit seinen Verbündeten im Jahre 1562 die Staatsgewalt in Besitz nahm und das Edict vom Januar, auf dem die Sicherheit der Glaubensgenossen beruhte, rückgängig machte. Coligny kannte ganz den Umfang der Macht, in deren Besitz die Feinde gelangt waren, und die Unzuverlässigkeit einer entgegengesetzten Partei, die noch keine festen Formen hatte; wie viel Abfall, üble Nachrede, wie viel Unglück werde da zu erwarten sein und wie viel Gefahr, Verbannung oder der Tod! Er fragte seine Gemahlin, ob sie Seelenstärke genug habe, das alles auszuhalten, auch den Ruin ihrer Kinder. Diese Frau, Charlotte de Laval, war in diesem Augenblicke noch entschlossener als er selber. Denn nicht zur Unterdrückung Anderer werde er die Waffen ergreifen, sondern zur Rettung seiner Glaubensbrüder, deren Qual sie nicht schlafen lasse, aus den Klauen der Gewalt. Er müsse sich lossagen von der Klugheit dieser Welt; ihm habe Gott die Wissenschaft eines Capitäns verliehen, und er sei schuldig, sie anzuwenden; wenn er diese Pflicht nicht erfülle, fügte sie hinzu, so werde sie dermaleinst vor dem Richterstuhle Gottes gegen ihn zeugen [1]).

Auf welche Gefahren und Bedrängnisse sie sich aber auch nun gefaßt machen mochten, so mußte ihnen noch Schwereres begegnen, als

1) Aubigné, der z. B. über die Versammlung von Bayonne nichts wußte, in dessen Buche sich überall die Excerpte aus Thuanus, de la Planche und Anderen unterscheiden lassen, bringt doch auch oft eigene Erfahrungen und Erkundigungen von Werth bei, die man nur aussondern müßte. Hier folgen wir seiner Erzählung. Histoire universelle I, III, 2. Er schlägt sie besonders hoch an: „comme une histoire que j'ai apprise de ceux qui étaient de la partie."

sie ahnen konnten. In der Mitte der wilden Leidenschaften, die durch die Verbindung von Partei und Religion, von Vertheidigung, Recht und Rache entbrannten, führte der Weg zuweilen an einem moralischen Abgrunde hin. Als Poltrot das Unheil, welches Guise den Glaubensgenossen zufügte, an dem Urheber zu rächen unternahm, hat das Coligny nicht befördert, aber auch nicht gehindert. Er ließ der Vergeltung, wie er sie verstand, ihren Lauf.

Und wie konnte er es mit der angebornen loyalen Gesinnung vereinigen, daß er ein Heer bekämpfte, welches im Namen des Königs versammelt war? Coligny blieb immer dabei, daß er nur mit einer Faction schlage, die den königlichen Namen mißbrauche. Alles, was gegen ihn geschah, die Urthel, die wider ihn ergingen, die Achterklärung, von welcher er betroffen war, leitete er nur daher, daß diese Faction ihn hasse, weil sich Gott seiner zum Besten seiner Kirche bediene [1]). Indem man seine Besitzthümer aus seinem Hause wegführte oder zerstörte, hätte er Kostbarkeiten des Hofes, die in seine Hand fielen, nicht angerührt; er sprach nie ohne Ehrerbietung weder von dem Könige, noch von der Königin-Mutter, noch von dem Herzoge von Anjou, der ihm in Waffen gegenüberstand. In diesen zwiespältigen Gefühlen führte er seinen Krieg.

Die ganze Verantwortlichkeit, der ganze Haß fielen nach und nach auf sein Haupt; doch war er der Sache nicht vollkommen Meister. Die Waffen wurden ergriffen, die Abkünfte geschlossen, ohne seine volle Beistimmung. Das ist nun einmal die Stellung eines Parteihauptes.

Nur in der Kriegführung selbst, wenn man im Schlagen begriffen war, nahm er auf keine Einrede Rücksicht; da war er ganz General, sie waren ganz Soldaten. Er sagte wohl, es sei besser, daß man unter seinen Freunden ihn table ohne Grund, als daß der Feind mit Grund über ihn spotte. Im offenen Felde ist er oft geschlagen worden; aber er gehört zu den tiefen und nachhaltigen Naturen, deren Mannhaftigkeit im Unglücke wächst. „Wir waren verloren", sagte er einmal mit dem Wort eines alten Griechen, „wenn wir nicht verloren waren." Wie später Wilhelm III. und Washington, so stand auch Coligny nach erlittenen Verlusten immer wieder

1) Par la seule haine qu'on me veut de ce qu'il a pleu à dieu de se servir de moi pour assister son église. Schreiben an seine Kinder 16. Oct. 1569.

um so fester auf den Füßen. Nicht auf den Enthusiasmus von Triumphen, sondern auf die Empfindung seiner Unentbehrlichkeit war das Ansehen, das er genoß, gegründet. Wie lernte man, wenn er einmal erkrankte, an den Fehlern, die dann vorkamen, seinen Werth so bald erkennen! Alles beugte sich seiner stolzen und gelassenen Persönlichkeit. Als ein Verdienst vom ersten Range bewunderte man, daß er diese Armee in Zucht und Gehorsam erhielt, sich in die fremdartige Weise der deutschen Reiter fand, wie die Franzosen sagten, ihre rohe Bizarrerie beherrschte, ebenso wie er die angeborne Beweglichkeit des französischen Adels meisterte, mit dem er umging, als wenn er ein Recht auf den Oberbefehl habe. Unter diesen Glaubens- und Kriegsgenossen, die alle seines Gleichen waren, erschien er zugleich wie ein Censor und wie ein König. Kleine Vertraulichkeiten, die er erwies, machten, eben um seiner gewohnten Zurückhaltung willen, doppelten Eindruck: man rühmte sich ihrer unter Freunden [1]).

Eine der großartigsten, aber verkennen wir es nicht, zugleich anomalsten Stellungen, die je in einer Monarchie vorgekommen sind. Ein bloßer Edelmann, dem sich eine zahlreiche, bewaffnete, im Fortschritt begriffene Partei mit unbedingter Hingebung angeschlossen hat und durch ihren Gehorsam, ihre Geldleistungen gleichsam eine unabhängige Gewalt giebt; jeden Augenblick könnte er sie wieder zu den Waffen aufrufen. Aber weit über Frankreich hinaus reichten seine Verbindungen. Alles, was sich in den Gebieten des Königs von Spanien den protestantischen Meinungen zuneigte, richtete seine Augen auf ihn; nicht allein in den Niederlanden, er hat gesagt, überall; er brauche nur ein wenig von seinem Pulver, um alle spanischen Provinzen in Bewegung zu setzen. Die deutschen Fürsten, welche bei diesem europäischen Brande, so nahe, wie sie sagten, ihren Wänden, für sich selbst zu fürchten anfingen, sahen in ihm ihren Vorkämpfer. Die Truppen, die unter ihm gedient, trugen seinen Namen in den deutschen Osten.

1) Der Venetianer Aluise Contarini vergleicht ihn mit Hannibal; er rühmt, che avendo perso tante battaglie si è conservato sempre in riputatione con tutti, massime i Reistri e Lancichenech, i quali, se ben erano creditori di molte paghe, e se ben hanno molte volte perse le sue bagaglie carette piene de rubbamenti che avean fatti, mai pero si sono ammutinati.

Davon findet sich keine Spur, daß er diese Stellung zu einem persönlichen Zweck habe benutzen wollen. Er hatte Ehrgeiz, der aber nur eine religiös-patriotische Farbe trug.

Niemand fühlte tiefer als er, wie viel daran liege, daß den bürgerlichen Kriegen mit allen ihren Gräueln, die er, der Befehlshaber, sah und verdammte, aber nicht verhindern konnte, ein Ende gemacht wurde; er war glücklich, daß er wieder mit seinem Könige gut stand; nur zum Nutzen der Krone, des Reiches und der Religion sollten alle jene Verbindungen dienen.

Frankreich wendete sich jetzt von dem Bündnisse mit Spanien zu einer Annäherung an England. Der Bruder des Admirals, Cardinal Chatillon, war es, der eine Vermählung der Königin Elisabeth mit dem Herzog von Anjou in Vorschlag brachte. Aus dem Ernst, mit welchem über die religiösen Bedingungen unterhandelt ward, sollte man schließen, daß es damit auf mehr als auf Schein abgesehen war. Die Sache scheiterte endlich daran, daß der französische Prinz eine Freiheit für die Ausübung der katholischen Religion forderte, die mit den in England eingeführten Gesetzen in Widerspruch gestanden hätte. Doch ließ man darum nicht den ganzen Plan fallen. Sein jüngster Bruder, Herzog von Alençon, war bereit, sich jeder Beschränkung zu unterwerfen, wenn die Königin ihm ihre Hand reichen wolle. Catharina versprach ihrem Gesandten Belohnungen, wie sie nie einem anderen zu Theil geworden seien, wenn er diese Vermählung zu Stande bringe. Die Absicht war alsdann, Maria Stuart in Schottland herzustellen, jedoch unter französisch-englischem, nicht unter spanischem Einflusse.

Die Eifersucht der beiden Mächte gegen Spanien ward durch den Bund, den Philipp II. mit den Venetianern und dem Papste gegen die Osmanen schloß, und den großen Sieg von Lepanto, den die Verbündeten erfochten, verdoppelt. Die europäische Geschichte wird immer bei der politischen Lage und Stimmung jener Jahre verweilen, da sie ein Ereigniß von der größten Bedeutung herbeigeführt hat. Diese Menschen und diese Umstände gehörten dazu, um die Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande möglich zu machen. Ohne den gemeinschaftlichen Gegensatz der Engländer und Franzosen gegen Spanien wären die Schiffe des Prinzen von Oranien ohne Zweifel zu Grunde gerichtet worden; als es den Geusen gelungen war, Brielle und Vliessingen zu besetzen, haben sie sich dort nur dadurch gehalten, daß die Eroberung von Mons, die hauptsächlich durch französisch-hugenottische Truppen unter dem Grafen

Ludwig von Naſſau geſchah, die Spanier nöthigte, ihre Streitkräfte zu theilen.

Für Frankreich knüpften ſich noch andere große Ausſichten an dieſe religiöſe Stellung. Sie erleichterte die Concurrenz des Hauſes Valois mit dem Hauſe Oeſterreich um die polniſche Krone. Hat man doch ſogar davon geſprochen, daß man bei der nächſten Erledigung des kaiſerlichen Thrones den König von Frankreich zu demſelben berufen könne, weil er zugleich den Proteſtanten und Katholiken verpflichtet ſei und ſich geneigt zeige, die Ideen der Pacification aufrecht zu halten.

Dazu gehörte aber, daß in Frankreich ſelbſt eine vollkommene Verſtändigung und Verſöhnung, wenn nicht der beiden Parteien, aber doch des königlichen Hauſes und der Regierung mit den Hugenotten zu Stande gebracht wurde.

Die damalige Staatsverwaltung pflegte nicht Miniſter einzuſetzen oder abzuſetzen — nur bei wenigen Aemtern fand das zuweilen ſtatt — die Veränderungen des Syſtems beſtanden darin, daß die Männer, deren Geſinnung der jedesmaligen Richtung der höchſten Gewalt am meiſten entſprach, die Stelle, die ihnen im Conſeil ohnehin gebührte, in Beſitz nahmen, die anderen vor ihnen wichen, um ihnen Raum zu machen.

So waren damals die Söhne des Connetable, beſonders der Marſchall Franz Montmorency, in dem Staate mächtig. Sie hatten den Frieden geſchloſſen und repräſentirten die Ideen der Verſöhnung [1]). Von ihnen kam der Vorſchlag, den Prinzen Heinrich von Navarra, der als das Oberhaupt der Hugenotten erſchien, mit der jüngſten Tochter Catharina's, Margaretha von Valois, zu vermählen. Carl IX. ging leicht darauf ein: denn das werde wunderbar dienen, die Entzweiungen der Parteien zu beruhigen. Und auch den Hugenotten war es nach einigem Bedenken nicht zuwider. Der Prinz ſei ſtandhaft genug, um nicht in die Netze ſeiner Schwiegermutter zu fallen; vielmehr werde er auf ſeinen künftigen Schwager, den König, einen für die Religion heilſamen Einfluß ausüben.

Und ſo lebendig war die Hoffnung eines innigen Einverſtändniſſes, daß der Admiral, trotz der bitteren Feindſchaft, die er ſo oft erfahren hatte, den Gedanken faßte, ſich ſelbſt an den Hof zu begeben. In einer Berathung zu Rochelle erklärten ſich die meiſten

1) So ſagt Marguerite ſelbſt Mem. S. 24: La maison de Montmorency étaient ceux qui en avaient porté les premières paroles.

seiner Freunde dagegen, weil der große Führer, auf dem ihr Heil beruhe, sich nicht in die Mitte der alten Feinde wagen sollte; aber der Admiral bestand darauf. Nachdem ihnen so viel gelungen sei, im Gegensatze mit dem Könige, würden sie alles erreichen, wenn sie die königliche Gunst besäßen; oftmals habe er sich den Meinungen der Anderen gefügt, diesmal bitte er sie, seinem Urtheile zu folgen. In der That ward er, als er anlangte, auf das beste aufgenommen. Die Königin empfing ihn mit Zeichen von Freundschaft und Gnade; König Carl IX. sagte ihm, er sei so willkommen, wie irgend Jemand seit vielen Jahren am Hofe gewesen sei [1]); er zeigte ihm die ganze Bewunderung, welche die kriegslustige Jugend dem kriegserfahrnen Alter so gern widmet.

In Carl IX. regte sich eine Ader für die Vorschläge und Absichten des Admirals.

Großes Vergnügen machte es ihm an sich, mit Kriegscapitänen umzugehen, von Kriegserlebnissen, Kriegsregeln zu hören und sich in der Hoffnung künftiger Thaten zu wiegen. Er glaubte, bestimmt zu sein, die alten Ansprüche seiner Vorfahren durchzufechten; Mailand hielt er für sein unbezweifeltes Eigenthum und liebte, italienische Ausgewanderte um sich zu versammeln. In der bevorstehenden Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen von Navarra sah er einen Anlaß, den Krieg jenseit der Pyrenäen zu führen. Auch die niederländischen Flüchtlinge, unter anderen Ludwig von Nassau, hatten bei ihm Zutritt. Bis tief in die Nacht saß der junge König in einsamen Zwiegesprächen mit Coligny zusammen, der bestimmt schien, die Geschicke von Frankreich zu lenken, und für so mächtig galt, wie einst der Connetable am Hofe Heinrichs II.

In diesem selbst erwachten hierüber die kühnsten Pläne. Die indirecte Förderung der niederländischen Sache genügte ihm noch nicht; er machte allen seinen Einfluß geltend, um es zum offenen Kriege mit Spanien zu bringen. Seine Gründe waren: König Philipp II. sei von Geldmitteln entblößt, das französische Kriegsvolk nach so vielen Waffenthaten im Innern dem spanischen an Uebung überlegen; durch ein Unternehmen nach außen werde der König von Frankreich alle Factionen um sich vereinigen. Er möge nur seine Kräfte ungetheilt nach den Niederlanden werfen: alle dortigen Landschaften würden ihm zufallen.

1) So ließ Walsingham in England melden; der Gesandte de la Mothe Fenelon meldet es nach Frankreich; der König sagt, es sei ganz wahr. I, 268.

Dagegen ließ sich nun mancherlei einwenden, und die andere Partei säumte nicht, es vorzubringen. Sie erklärte es für eine schreiende Undankbarkeit, daß der König diejenigen angreifen wolle, von denen er im letzten Kriege so viel Beistand erhalten habe. Nicht so schwach sei Philipp II., um nicht die Ruhe in seinen Provinzen herzustellen und alle seine Macht alsdann gegen das zerrüttete Frankreich wenden zu können; aber gesetzt, man trage den Sieg davon, so wäre auch das sehr gefährlich: der König würde sein Glück den Hugenotten zu danken haben. Diese würden stark und stärker werden, jede Sache leiten wollen, nach der höchsten Gewalt in geistlichen und weltlichen Dingen trachten und vielleicht gar die eigenen Unterthanen von der alten Religion zur Rebellion nöthigen. Denn wenn das katholische Volk nichts Gutes mehr von seinem König erwarten dürfe, so werde es sich an die katholischen Großen halten. Man setzte einen Plan in Umlauf, nach welchem die katholischen Associationen sich unter den Gouverneurs der Provinzen und einem zuverlässigen Oberhaupte vereinigen sollten, eben so eng wie die Hugenotten, um einen großen Schlag gegen sie zu führen. Noch sei es möglich, sie sammt und sonders zu vertilgen; der König müsse genöthigt werden, zu erkennen, daß er im Irrthum sei [1]).

Eine Berathschlagung, welche die ganze Schwierigkeit darstellt, in die ein von zwei Parteien zersetzter Staat nothwendig geräth, wenn in auswärtigen Geschäften ein Entschluß zu ergreifen ist. Eine jede hat alsdann das eigene Bestehen noch mehr, als den allgemeinen Vortheil vor Augen. Welch ein Umschwung der Dinge hätte darin gelegen, wenn es den Hugenotten gelungen wäre, die großen auswärtigen Interessen der französischen Macht mit ihren besonderen zu identificiren! Das machte aber wieder, daß alle Vortheile, welche das Unternehmen, das sie forderten, darbot, für die katholisch Eifrigen gar nicht vorhanden waren; diese sahen darin nur die Gefahr der Kirche und des Staates.

Im Juli 1572 schien es doch nicht anders, als daß es zum Kriege gegen Spanien kommen werde und müsse.

Ein vom Admiral vorbereiteter Freischarenzug unter dem Capitän Genlis, der in die Niederlande einzudringen suchte, war in der Gegend von Mons geschlagen und zerstreut worden. Dabei war

1) Discorso sopra gli umori di Françia di Mr. Nazzaret 1570. Bibl. Barb. zu Rom.

dem Herzog ein Brief in die Hände gefallen [1]), welcher die Theilnahme Carls IX. an diesen Bewegungen unwiderleglich bewies: er hatte darin dem Grafen von Nassau versprochen, alle Kräfte, die Gott ihm gegeben, anzuwenden, um die Niederländer von dem auf ihnen lastenden Drucke zu befreien. Alba sprach sich darüber in rücksichtslosen Worten aus. Der König dagegen verhieß den Niederländern eine noch bessere Unterstützung.

Noch einmal haben mißtrauische Freunde den Admiral gewarnt, ihn an die feindselige Gesinnung einiger Mitglieder des königlichen Hauses sowie des Conseils, an die alten von Bayonne her verlauteten Drohungen erinnert; aber man begreift, daß das keinen Eindruck auf ihn machte. Er wußte wohl, daß er Feinde hatte; mehr noch als die Königin fürchtete er die Ungunst des Herzogs von Anjou, aber er hoffte ihn durch gute Dienste zu gewinnen. Der König, sagte er, sei durch seine Verhältnisse zu den Niederlanden, zu England, zu einigen deutschen Fürsten gebunden; Gott habe sein Herz gelenkt, seine Gesinnung könne er nur rühmen. Jetzt habe er eine Flotte in der Nähe von Rochelle aufgestellt; aber es sei ein verwerflicher Argwohn, zu meinen, daß sie gegen diese Stadt bestimmt sei; sie solle der spanischen Flotte warten, sie schlagen und dann gegen Vliessingen fahren. Eben in diesen maritimen Aussichten bewegte sich Coligny, gemäß dem Titel, den er führte, am meisten. Es war ein alter Gedanke von ihm, protestantische Colonien in Amerika zu gründen; der erste Versuch war an der Unzuverlässigkeit des Unternehmers, dem die Sache anvertraut worden, gescheitert; dem zweiten in Florida hatten die Spanier aus nationaler und religiöser Eifersucht ein gräßliches Ende gemacht. Aber im Jahre 1571 schickte Coligny aufs neue einen Seecapitän Namens Minguetiere aus, um sich vor allem eine genauere Kunde von dem südlichen Amerika zu verschaffen [2]).

Er hatte im Sinne, zugleich die Niederlande von Spanien loszureißen und die Macht des Königs Philipp in Indien anzugreifen, sich an die Spitze der Mächte zu stellen, die einst das maritime Uebergewicht über die südliche Welt davontragen sollten; seiner Na-

1) Alba an Zayas: J'ai en mon pouvoir une lettre du roi de France, qui vous frapperait du stupeur si vous la voyiez. 19. Juli 1572. Bei Gachard II, 269.

2) Pour bien remarquer les lieux — dresser une parfaite représentation de tous ces quartiers. Popelinière II, lib. 25, p. 21.

tion und seinem Glauben an der Herrschaft über die andere Hemisphäre Antheil zu verschaffen. Von diesem Gedanken war er so erfüllt, daß er alle Warnungen, wie sie denn auch meistens aus kleinlichen Wahrnehmungen herkamen, verschmähte. Er schien zu empfinden, daß der Verdacht, der im Jahre 1567 zur Erhebung der Waffen geführt hatte, ungegründet gewesen war; er wollte sich nicht durch einen ähnlichen stören, seine alten Tage trüben lassen. Und lieber wolle er sterben, als in dieser ewigen Besorgniß vor einer Macht, die nun einmal über ihm sei, den Rest seines Lebens hinbringen: was liege zuletzt daran, er habe genug gelebt. Dem großen Entwurfe gegenüber hatte ihm das Leben ohne denselben keinen Werth mehr.

Und noch ließ sich alles dazu an, als würde derselbe ausgeführt werden.

Ueber jenen Unfall von Genlis, die schlechte Behandlung der Gefangenen, die beleidigenden Aeußerungen des Herzogs von Alba, der, wie der König sagte, ihm gleichsam den Proceß machte, erhob sich in Paris eine allgemeine Bewegung: alles forderte den Krieg; der König schien ihn zu wollen. Der venetianische Gesandte, der damals von seiner Signorie nach Frankreich geschickt worden war, um den Ausbruch eines Krieges zwischen Spanien und Frankreich, der alle weiteren Unternehmungen gegen die Osmanen unmöglich gemacht haben würde, zu verhindern, versichert, der Krieg habe damals unvermeidlich geschienen; alle Stunden habe man Ausfertigungen ergehen lassen, um Kriegsvölker in die Waffen zu bringen; eine große Anzahl von Hauptleuten habe sich zum Dienst zu Pferd und zu Fuß angeboten [1]).

Da war jedoch noch die Eine Frage übrig, was Königin Catharina Medici, die bisher zu allen Handlungen im Reiche den entscheidenden Antrieb gegeben hatte, zu diesem Unternehmen sagen würde.

Vergegenwärtigen wir uns bei diesem wichtigsten Moment ihres Lebens ihre Stellung und ihre Eigenschaften.

1) Juan Micheli 1572: Successo non solo molestissimo all Amiraglio, ma a tutta la Francia, trovandovisi un gran numero di gentilhuomini e di persone di rispetto. — La guerre per 4 o 6 giorni continui fu tenuta per ferma et se ne parlava publicamente come di cosa accordata. E gia si erano fatte et si facevano tutte l'ore espeditioni di cavalleria et fanteria. Daß jener Unfall die Franzosen entmuthigt haben sollte, ließ sich ohnehin nicht denken.

Das Haus Medici zu Florenz, dem Catharina angehörte, hatte im funfzehnten Jahrhundert durch hohe Bildung, Ueberlegenheit des Geistes und eine glückliche Politik geglänzt, welche den Frieden in Italien erhielt; im sechzehnten kämpfte es mit allen Mitteln der Gewalt für Behauptung der bestrittenen Herrschaft. Aus diesen Conflicten ging das Buch Machiavelli's vom Fürsten hervor; es ist für Lorenzo de' Medici, den Vater Catharina's, geschrieben worden. Dann erschien dort, einer anderen Linie entsprossen, der Begründer des Großherzogthums, Cosimo, von dem die Ausgewanderten sagen, in ihrem schönen Tyrrhenerlande, wo sonst Gerechtigkeit und Ehre so viel gegolten, erscheine jetzt der als der Beste, der sich am meisten mit Blut befleckt und die meisten Wittwen und Waisen gemacht habe; Cosimo regierte mit Strenge, List und Rache.

Catharina's älteste Erinnerungen führten ihr nicht, wie es bei anderen Fürstinnen zu sein pflegt, eine ruhige, unter fürsorgender Pflege glückliche Jugend, sondern Scenen der heftigsten religiös-politischen Parteiung vor. Als vater- und mutterlose Waise war sie in dem Kloster delle Murate zu Florenz untergebracht worden; aber die Nonnen nahmen Partei für und wider sie [1]), so daß man für nöthig hielt, sie aus dem Kloster wegzuführen; sie verließ es unter heftigem Weinen, denn sie fürchtete, getödtet zu werden.

Als sie herangewachsen war, wußte ihr weltkluger Oheim, Papst Clemens VII., eine Vermählung zwischen ihr und dem zweiten Sohne König Franz' I. zu Stande zu bringen. Was diesen König darauf einzugehen bewog, war die Besorgniß, daß sie sonst mit dem damaligen Herzoge von Mailand verheirathet und Frankreich um so mehr von Italien ausgeschlossen werden würde [2]). Dagegen ward bei dieser Vermählung die Absicht gefaßt, ein neues Fürstenthum, zugleich auf die mediceischen und die französischen Ansprüche gegründet, für sie und ihren Gemahl in Italien zu errichten. Urbino, Modena, Pisa, wo möglich Mailand und Genua, sollten dazu gehören.

Das waren aber Pläne, deren Ausführung niemals möglich wurde. Catharina's Bestimmung war, nicht als italienische, sondern

1) Varchi Storia fiorentina XI, 374: si cominciò prima a bisbigliare e poi a romoreggiare.

2) Loaysa an Carl V., 9. Juli 1531: Es grande el temor que tiene (el rey de Francia) que el Papa case su sobrina con el duque de Milan.

als französische Fürstin zu leben. Immer höhere Stufen hinan führten sie ihr Geist und ihr Schicksal.

Anfangs ging der ältere Bruder ihres Gemahls diesem voran. Der Tod desselben, der den König und das Land tief betrübte, eröffnete ihr die nächste Aussicht auf den Thron.

Um so mehr machten ihr ihre Feinde einen Vorwurf daraus, daß sie lange Zeit ohne Kinder blieb; wir berührten, wie sie einmal in Gefahr gerieth, von ihrem Gemahl entlassen zu werden; aber ihr Erbieten, alles über sich ergehen zu lassen, entweder sich in ein Kloster zurückzuziehen, oder auch am Hofe zu bleiben, um der glücklicheren Frau zu dienen, die man mit ihrem Gemahl verheirathen würde, entwaffnete jede Antipathie.

Sie bekam Kinder: als Gemahlin des Königs, Mutter künftiger Könige, nahm sie eine hohe Stellung ein. Ohne große Schwierigkeit war aber dann auch diese nicht. Die Herzogin von Valentinois, wahrscheinlich nicht mehr eine Nebenbuhlerin im eigentlichen Sinn, übte doch auf Heinrich II. einen unbeschreiblichen Einfluß aus. Catharina mußte ihr eine Hingebung zeigen, die sie weit entfernt war zu fühlen, um nur dann und wann eine kleine Befriedigung ihres Ehrgeizes zu erlangen. Von allen Geschäften ausgeschlossen, lebte sie vornehmlich ihren gesellschaftlichen Pflichten und einigen persönlichen Liebhabereien. Auch sie ließ die in ihrer Familie gleichsam erbliche Vorliebe für Kunst und Pracht nicht vermissen; das an sich nicht unbedeutende Einkommen, das ihr bewilligt war, reichte doch für ihre Freigebigkeit niemals hin. Etwas recht eigentlich Französisches glaubte sie zu thun, wenn sie den Hof so glänzend erhalte, wie er unter Franz I. gewesen sei; sie machte sich ein Geschäft daraus und zeigte ein besonders Talent dazu; für Aufzüge, Tänze, Spiele besaß sie eine angeborne Erfindungsgabe; sie war die Seele aller Festlichkeiten. Nach der Sitte der Zeit nahm sie auch an den männlichen Vergnügungen Theil. Sie galt für liebenswürdig, geistreich, angenehm [1]), und wenn man sie hört, fühlte sie sich glücklich und befriedigt. Sie sagt später, es habe ihr damals nichts am Herzen gelegen, als die Liebe ihres Gemahls; sie habe keine andere

1) Lorenzo Contarini Relatione 1550: È donna piu giovane del re 13 giorni solamente, non bella ma savia — amata da ognuno e dal re particolarmente per il suo ingegno e bontà e quanto alle cose ordinarie assai ben trattata, ha 200m sc. da spendere ogni anno se ben non li bastano perchè è liberalissima, ha gran corte di uomini e di donne.

Sorge gehabt, als daß sie einmal nicht ganz, wie sie wünschte, von ihm geliebt werden könne [1]). Wenn er vom Hof abwesend war, während der Feldzüge, erschien sie in Trauer.

Sie behauptete, den unerklärlichen, immer geleugneten und immer wieder vorkommenden Zug des gemeinschaftlichen Familienbewußtseins zu besitzen, dem das in Raum und Zeit Entfernte als gegenwärtig erscheint, von jedem Unfall, der ein Glied der Familie betraf, durch eine Erscheinung oder einen Traum im voraus zu wissen. Auch das Mißgeschick ihres Gemahls in jenem Turnier hatte sie, wie sie sagte, geahnt; niemals wollte sie den Platz wieder betreten, wo es gehalten worden war: sie ließ ihren Wagen einen Umweg nehmen, wenn sie in seine Nähe kam.

Unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, der nunmehr folgte, zog man sie etwas mehr zu den Geschäften heran, schon um durch ihren Namen die öffentlichen Erlasse zu autorisiren. Eines durchgreifenden Einflusses konnte sie sich nicht bemeistern bei dem Uebergewicht der Guisen, das sie ertragen mußte. Maria Stuart hatte den Vortritt vor ihr. Doch standen die Sachen bereits so, daß sie es wagen durfte, zuweilen eine Abweichung von der vorwaltenden Strenge durchblicken zu lassen.

Mit der Thronbesteigung ihres zweiten Sohnes kam endlich die Zeit, wo sie eine politische Rolle spielen konnte und übernehmen zu müssen glaubte.

Besonders sind es die persönlich-dynastischen Gesichtspunkte, die sie dabei hervorkehrt. Den Guisen rechnete sie es als ein Vergehen an, daß sie unmittelbar nach dem Tode Franz' II. daran dachten, Maria Stuart mit dem Prinzen Don Carlos von Spanien zu vermählen, während sie ihre jüngste Tochter für diesen bestimmt hatte. Sie fand es unerträglich, daß Unterthanen sich mit dem Hause von Frankreich in einen Wettstreit einlassen wollten.

Wenn sie aber im Getümmel der Parteiung um sich her sah, so fand sie auch keine andere zuverlässige Stütze; wie sie in einem ihrer Briefe sagt, Gott habe ihr ihren Gemahl genommen, ihren ältesten Sohn und sie mit drei kleinen Knaben zurückgelassen, in einem

1) Schreiben an Elisabeth von Spanien: Vous m'aves veue si contente comme vous, ne pensant jeames avoyr autre trisbulatyon que de n'estre asses aymaye à mon gré du roy vostre père, qui m'onoret plus que je ne merites, mès je l'aymai tant que je aves toujours peur, comme vous saves. Paris, Négotiations sous Françoys II.

Reiche voll Entzweiungen, ohne daß sie einen Menschen wüßte, auf den sie sich verlassen könne, der nicht sein eigenes Interesse leidenschaftlich verfolge. „Aber ich will trachten", fügte sie hinzu, „meine Macht zu behaupten, zur Erhaltung meiner Kinder".

Man hat ihr in ihren ersten Jahren eine gewisse Vorliebe für den Protestantismus zugeschrieben, und einige Anwandlungen kirchlicher Heterodoxie mag auch sie gehabt haben, wie andere Damen des Hofes; aber wie wäre eine ernste Hinneigung zu dem Calvinismus bei einer lebenslustigen italienischen Fürstin zu erwarten gewesen, deren eigene Vergangenheit so eng mit dem Papstthum verknüpft war? Sie blieb immer der Meinung, daß der Katholicismus die Religion des Königs und des Staates sein müsse. Darum war sie jedoch nicht den strengsten Doctrinen des Katholicismus principiell zugethan; ihre Welterfahrung, ihre Verbindung mit dem römischen Stuhle selbst lehrte sie, nicht in der Religion nur die Religion zu sehen.

Ihr vornehmster Gesichtspunkt war, die höchste Gewalt zu behaupten, die ihren Söhnen gebühre und deren Verwaltung ihr, obwohl einer Fremden und bei zweifelhaftem Rechte, zum größten Theil oblag.

Wie das Jahrhundert überhaupt, so neigte sie sich auch in Bezug auf die öffentlichen Dinge dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, das in ihnen mitwirke, zu. Auf einem der Thürme des Schlosses zu Blois zeigt man einen Pavillon, der ihrem Astrologen zu seinen Beobachtungen und Berechnungen diente; denn sie liebte die Astrologie, wie einst ihr Oheim Clemens VII. Man hat sie des Atheismus beschuldigt, für den damals ein anderer Florentiner, ihr Verwandter, Petro Strozzi, am französischen Hof eine Art von Schule gegründet habe. Es mag ein Atheismus gewesen sein, wie er bei den italienischen Philosophen der Zeit vorkommt, welche die Zweifel des Alterthums an der Unsterblichkeit der Seele erneuerten und dagegen den himmlischen Intelligenzen, dem Einflusse der Dämonen, eine ungemessene Kraft zuschrieben. Auch Amulette zeigt man, welche Catharina Medici getragen haben soll, aus Menschenblut, Thierblut und allerlei Metallen, mit Namen der Dämonen und mit magischen Figuren; eines ihrer Armbänder, mit talismanischen Charakteren, und dazwischen den Namen Gottes. Die zusammenwirkenden Kräfte des Himmels und der Erde, die man zu erforschen und zu beherrschen sucht, sollen dienen, das persönliche Glück hervorzubringen oder zu fesseln.

Catharina Medici war von großer und zugleich gedrungener kräftiger Gestalt; in ihrem olivenfarbigen Gesichte bemerkte man die vorliegenden Augen und die aufgezogenen Lippen des Papstes Leo X., ihres Großoheims. Anhaltende, selbst heftige Leibesbewegung war ihr Natur und Bedürfniß; zur Seite der Männer ritt sie zur Jagd, sie verfolgte das Wild, fest zu Pferd, im Dickicht der Gehölze, über Stock und Stein; ohne Rückhalt gab sie sich dann den Genüssen der Tafel hin. Aber zugleich war sie unermüdlich beschäftigt, wie mit ihren persönlichen Angelegenheiten, ihren Bauunternehmungen, deren sie immer vier bis fünf unter den Händen hatte, der Erziehung und Leitung ihrer Kinder, so hauptsächlich mit den allgemeinen Geschäften des Staates nach innen und nach außen. Sie besaß, was man die Macht nennen konnte; aber dieselbe nach ihrem Gutdünken ausüben zu können, war sie weit entfernt. Sie befand sich in der Lage eines durch die Umstände emporgehobenen Gewalthabers, der sich jeden Augenblick gefährdet sieht und seine ganze Thätigkeit darauf richten muß, sich nur zu behaupten. Es waren nicht blos persönliche Interessen, mit denen sie zu kämpfen hatte, sondern der starke Gegensatz allgemeiner Ideen, deren Kraft aber doch wieder den vorwaltenden Persönlichkeiten zu gute kam. Sie beförderte die schwächere Partei, solange sie ihr dienen konnte, doch mit Vorsicht[1]); der stärkeren, selbständig werdenden setzte sie die andere entgegen, ohne sich ihr doch vollkommen anzuschließen; sie wollte sie beide brauchen, beherrschen, sich nicht von ihnen brauchen, beherrschen lassen. Niemand traute ihr, sie traute Niemand. Gar mancher Mann, sagt ein Venetianer, möchte die Fechtkunst vergessen haben in ihrer Lage, wo Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; sie mußte Leute um Rath fragen, die ihr, wie sie wohl wußte, ihre wahre Meinung verheimlichten. In ihrem Cabinet war sie voll Aerger und Schmerz; wenn der Augenblick der Audienz kam, trocknete sie ihre Thränen und erschien mit heiterem Antlitz. Ihre Maxime war, Jedermann äußerlich zufriedengestellt von sich zu lassen. Aber indem sie eine bestimmte Antwort zu geben schien, bemerkte man bald, daß sie noch nicht die letzte Entscheidung ausgesprochen hatte; indem diese noch erwartet wurde, wechselte sie plötzlich ihre Rede. Nie verlor

1) Sigismondo di Cavalli: La regina per conservarsi sola in sede molto tempo andò schernendo con favori et inalzare or l'una or l'altra parte secondo che a lei pareva necessario dar contrapeso a quella che piu pareva di spingersi innanti.

sie die feindlichen Kräfte, die ihr Einhalt geboten, aus den Augen. Gar viele ihrer schriftlichen Weisungen in den auswärtigen Angelegenheiten, die aber mit den inneren auf das genaueste zusammenhingen, sind uns übrig; sie zeigen ein starkes Bewußtsein des Momentes, Feinheit der Auffassung, Eigenthümlichkeit und Energie des Ausdruckes, und haben eine sonderbare Naivetät in dem Anrathen geheimer Mittel und Wege.

In die welthistorischen Gegensätze warf Catharina die furchtsame Besonnenheit, die unerschöpfliche Versatilität eines weiblichen Geistes, der in allem seine eigene Sache sieht. Den Tact ihrer Lage besaß sie in jedem Augenblick. Ihr Ehrgeiz galt ihr für mütterliche Pflicht: ihr Stolz war, daß sie sich behauptete; sie sagte, habe sie die Last der Regierung nicht immer auf ihrem Kopfe getragen, so habe sie dieselbe doch hinter sich her gezogen, d. h. nicht aus den Händen gelassen. Nur auf diesen Erfolg kam es ihr an, nicht auf die Mittel. In den Meinungen, die man lehrte, sah sie nicht ihren Inhalt, noch ihren Werth, sondern nur die Motive ihrer Politik, die sich damit verbanden. Sittliche Gebote waren für sie nicht da, wenn sie auch an dem Laster kein Vergnügen fand; Menschenleben galt ihr nichts; sie bekannte sich zu der italienischen Moral, der Moral ihres Hauses, daß zur Behauptung der Gewalt alles erlaubt sei.

Nach dem Frieden von 1570 walteten die Bestrebungen der Versöhnung vor. Catharina hatte nicht allein nichts dagegen, sondern sah es gern, daß ihre jüngeren Kinder sich den verschiedenen Parteien zugesellten. Ihr zweiter Sohn Anjou machte mit den Guisen gemeinschaftliche Sache; der dritte, Alençon, schloß sich den Montmorency's an. Ihre älteste Tochter war in das Haus Lothringen vermählt; die jüngste gab sie dem aufwachsenden Bourbon, dem Haupte der Hugenotten; die weitesten Aussichten knüpften sich für sie an diese Verhältnisse. Ihre Kinder fühlten zuweilen, daß sie einem Zwecke dienten; sie waren meistens unter einander entzweit; sie liebten die Mutter nicht, doch wurden sie immer von ihr beherrscht.

Da gelangte nun, inmitten der allgemeinen Fluctuation, ein Mann zu großer Autorität, der seiner Doctrin mit Eifer anhing und es unternahm, der französischen Politik eine derselben entsprechende, nur von ihm so gefaßte Richtung zu geben, Frankreich wider Spanien in offenen Kampf zu führen.

Catharina, die einst im Gegensatze gegen Spanien Königin von Frankreich geworden war, konnte nicht spanisch gesinnt sein; aber ein offener Krieg mit dieser Macht, deren Hülfsquellen sie überaus hoch anschlug und die ein Princip repräsentirte, mit welchem sie, obgleich sie sich ihm nicht anschloß, doch auch nicht brechen wollte, lag jenseit ihrer Politik [1]). Und wie sollte sie ferner zugeben, daß ein solches Unternehmen durch einen von ihr unabhängigen, ja ihr entgegengesetzten Einfluß entschieden würde? Die Vertraulichkeit ihres Sohnes mit dem Admiral war ihr schon eine Zeit daher widerwärtig: sie beklagte sich, daß er denselben zu oft sehe, sie selbst zu wenig. Wäre aber jetzt sein Wille durchgegangen, sein Plan vielleicht sogar gelungen, so wäre er ihr so unerträglich geworden, wie jemals Franz von Guise.

Die Königin machte eben bei ihrer lothringischen Tochter einen Besuch, als jene Aufregung in Paris eintrat, die einen Krieg erwarten ließ; sie eilte mit dem Entschlusse zurück, der Sache um jeden Preis ein Ende zu machen.

Ihren auf Erfahrung begründeten Vorstellungen gab Carl IX. sogleich nach, daß die Kriegsfrage, ehe man weiter gehe, noch einmal im Conseil erwogen werden müsse.

Coligny wandte hiergegen ein, daß das Conseil größtentheils aus Männern bestehe, deren Lebensstellung oder Natur ihnen den Frieden wünschenswerth erscheinen lasse; was könne es helfen, mit Leuten zu streiten, die nun einmal nicht zu überzeugen seien? Der König versprach ihm, Kriegsverständige dazu zu berufen, wie die Herzoge von Montpensier und Nevers, den Marschall Cossé, gegen welche nichts zu erinnern war.

So kam es zu einer neuen Berathung, in welcher nun der Admiral seine Meinung mit Feuer und Beredtsamkeit vortrug, in der Hoffnung, mit der Macht seiner Gründe die Zweifelnden zu sich herüberzuziehen. Aber in dieser Versammlung war ihm die Stimmung der Gemüther nicht günstig. Die Mutter und der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, waren entschieden gegen ihn; da zuletzt auch der König selbst diesen beistimmte, so wurden die Vor-

1) Aluise Contarini, Marzo 1572: Per molti inditii si vede che la mente della regina madre non è di lasciar romper l'amicitia colla Spagna per i pericoli e danni che potria correr la Francia delle armi di Spagnoli abondanti di danari copiosi, d'amici gagliardi, di forze, uniti accorti.

schläge Coligny's einstimmig verworfen. Coligny war nicht gemeint, sich dabei zu beruhigen; für sich selbst hatte er dem Prinzen von Oranien Hülfe zugesagt; er bemerkte jetzt, der König werde hoffentlich nichts dawider haben, wenn er mit seinen Freunden und vielleicht in Person dieselbe leiste. Nicht ohne Erstaunen ward diese Eröffnung aufgenommen; ein Wort gab das andere. „Madame", sagte Coligny endlich, „der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann!" Wiewohl sich diese Worte auf den flandrischen Krieg beziehen sollten, in den Frankreich auf die eine oder die andere Weise verwickelt werden müsse, so sah doch die Königin darin eine Drohung, gleich als sei der Admiral gesonnen, neue Unruhen zu erregen und zu abermaligem Bürgerkriege zu schreiten.

Sie war eine Italienerin; sie hatte noch nicht mit ihm abgerechnet. Hatte er sich nicht einst ihrer Regentschaft entgegengesetzt, und ein andermal durch plötzlichen Ueberfall wie den ganzen Hof, so auch sie selbst in seine Gewalt bringen wollen? Sie behauptete, einer ihrer zuverlässigsten Vertrauten und Anhänger sei durch Veranstaltung des Admirals umgekommen. Schon im Jahre 1568 hatte sie Rache an ihm zu nehmen gedacht; aber er war ihr zu stark gewesen, er hatte ihr seinen Frieden aufgenöthigt: jetzt wollte er ihr seine Politik aufzwingen. Der Admiral, dem die regelmäßig eingehenden Beiträge der Hugenotten ansehnliche Geldmittel verschafften, besaß durch ihre unbedingte Hingebung an seine Person eine beinah unabhängige Macht; man sagte von ihm, er könne ein Heer eher in vier Tagen aufbringen, als der König in vier Monaten. Er war ihr nicht allein verhaßt, sondern, wenn er lebte, gefährlich; sie beschloß, sich seiner zu entledigen.

Es war die Woche, in der die Vermählung zwischen ihrer Tochter und Heinrich von Navarra, durch welche die Parteien versöhnt werden sollten, gefeiert ward. Eben dazu waren die Hugenotten so zahlreich herbeigekommen. Mit wie ganz anderen Gedanken und Entwürfen aber wurden nun diese Festlichkeiten durchbrochen!

Als sich der Admiral Freitag den 22. August aus dem Louvre, wo er dem Conseil beigewohnt hatte, nach seiner Wohnung begeben wollte, ward aus dem Fenster eines Hauses, an dem er vorüberritt und das einem Anhänger der Guisen gehörte, auf ihn geschossen. Er hatte es einer zufälligen Bewegung des Leibes zu danken, daß er nicht getödtet wurde; der Schuß ging ihm in Hand und Arm.

Allgemein schrieb man die That der Rachsucht der Guisen zu; der König drohte, sie dafür zu strafen. Umsichtige Beobachter wollten das jedoch von Anfang an nicht glauben: denn wie sollten die Guisen unter den Augen des Hofes es wagen, ihrer Privatrache freien Lauf zu lassen? Es scheint, als ob beide Theile Recht hatten; der päpstliche Nuntius giebt folgenden Aufschluß.

Als die Königin sich einmal entschieden hatte, etwas gegen den Admiral zu unternehmen, wendete sie sich an die Wittwe des Herzogs Franz von Guise — wie sie eine Italienerin, aus dem Hause Este, die schon oft, aber immer vergeblich, um Rache gerufen hatte Jetzt willigte die Königin ein; beide vereinigten sich zum Untergange des Admirals und zogen ihre Söhne, die eine den Herzog von Anjou, die andere den jungen Herzog von Guise ins Geheimniß. Die ausschweifendsten Pläne wurden vorgeschlagen. Der junge Guise meinte: seine Mutter solle den Admiral, wenn er sich im Kreise des Hofes unter den Damen der Königin befinde, mit eigener Hand erschießen [1]): denn schießen lernten diese Damen auf der Jagd. Das wurde jedoch verworfen und der Mordversuch einem Vertrauten aufgetragen, der sich dort im Hause verborgen hielt, bis der Admiral vorüberritt.

Wäre der Admiral getödtet worden — so lautet die Behauptung der Meisten, die den Begebenheiten näher standen, — so würde die Königin mit ihrem Opfer zufrieden gewesen sein: allein er war am Leben geblieben und konnte nun erst recht gefährlich werden.

Die Hugenotten scharten sich mit verdoppeltem Eifer um ihn und forderten Gerechtigkeit; ihre Erklärungen klangen wie Drohungen, eingegeben von einem trotzigen Bewußtsein der Macht. Schon wendete sich der Verdacht auf die wahre und vornehmste Urheberin; es kamen ihr Aeußerungen zu Ohren, einst bei einem Abendessen, wahrscheinlich übertriebene, nach denen sie für sich selbst zu fürchten hätte. Der persönlichen und allgemeinen Gefahr gegenüber, durch das einmal Geschehene fortgezogen, gab sie noch weiter zurückliegenden Entwürfen blutiger Gewaltsamkeit Raum. Die Hugenotten waren in ihren Händen; sie brauchte nur zu wollen, so waren sie alle verloren.

1) Salviati 24. Aug. 1572: Madama de Nemours fu da Mr. de Guise suo figlio stimulata a tirare l'archibusata mentre l'Amiraglio fusse con la regente.

Von jeher ist von den Meisten angenommen worden, daß Catharina Medici seit Jahren alles für diesen Moment vorbereitet habe: alle Begünstigungen der Hugenotten, alle Verträge und Friedensschlüsse seien nur eben Acte der Hinterlist gewesen, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie dann dem Verderben zu überliefern.

Schon längst aber hat man dagegen bemerkt, daß ein von so weiter Ferne her angelegtes Strategem der Natur der französischen Dinge widerspreche und in sich selbst beinahe unmöglich sei [1]). Auch uns auf unserem Wege sind viele Umstände begegnet, die es sehr unwahrscheinlich machen. Wenn man wohl behauptet hat, daß der König von Spanien und der Herzog von Alba, davon im voraus unterrichtet, damit einverstanden gewesen seien, so ist das ohne Zweifel zu verwerfen. Wir finden vielmehr, daß die Spanier so eben den vollen Ausbruch des Krieges fürchteten; der Cardinal von Lothringen hat den Herzog von Alba durch eine eigene Sendung vor den Feindseligkeiten seines Hofes warnen lassen. Mit jenen durch die gemäßigte Partei eingeleiteten englischen Unterhandlungen meinte es die Königin, wie ihre Briefe beweisen, sehr ernstlich; ein dynastisches und mütterliches Interesse war dabei im Spiel, das nicht erheuchelt sein kann. Ueberdies war, wie wir berührten, die Vermählung ihrer Tochter mit dem Könige von Navarra, welches die Grundbedingung von allem ist, nicht von der Königin, sondern von dem friedlichen Montmorency vorgeschlagen worden.

Sollten da nicht doch zuletzt diejenigen Recht behalten, welche alles von einer momentanen Aufwallung der Königin, ja vielleicht des Pariser Volkes herleiten? Unverwerflichen historischen Ereignissen gegenüber läßt sich auch das wieder nicht annehmen.

Es liegt schon darin etwas, daß die Königin von jeher geäußert hatte, sie werde sich an den Hugenotten rächen. Im Vertrauen erinnerte sie selbst an das Beispiel der Königin Blanca, welche Ketzer und Rebellen zugleich besiegt und die Macht ihres Sohnes erneuert habe; sie hatte eine alte Chronik darüber gelesen: dem venetianischen Gesandten sagte sie einst, sie wünsche nicht, daß die Hugenotten erführen, sie sei mit dieser Geschichte bekannt geworden. Hat sie die Vermählung ihrer Tochter nicht zuerst vorgeschlagen, so hat sie

1) Cavalli führt den guten Grund an: Se prima dell archibuggiata vi fusse stato questo pensiero di distruggerli (Vgonotti), cosi facilmente si poteva far come segui da poi senza poner in dubbio, che per la ferita buona parte se ne andassero (Relatione di 1574).

dieselbe doch eifrig betrieben und darauf bestanden, daß sie in Paris vollzogen würde. In Bezug auf dieselbe sind dem päpstlichen Legaten und dem päpstlichen Nuntius Andeutungen geschehen, welche sehr bestimmt lauten. Der Legat, Cardinal von Alessandria, der nach Frankreich gesendet ward, um jene Heirath rückgängig zu machen und eine ganz andere in Vorschlag zu bringen, beklagt sich in seinen Depeschen oftmals, wie wenig er ausrichte; unerwartet aber meldet er zuletzt, daß er eine nicht ungünstige Abfertigung erhalten habe [1]). Er theilt dieselbe nicht wörtlich mit; aber der Mann, der damals diesen Cardinal als Auditor begleitete und später den römischen Stuhl selbst bestieg, Clemens VIII., hat angegeben, der König habe gesagt, er denke an nichts, als sich noch an seinen Feinden zu rächen, und habe kein anderes Mittel als dieses [2]). Der Nuntius Salviati versichert ebenfalls, der König habe ihm in Blois gesagt, er schließe jene Vermählung nur, um sich von seinen Feinden zu befreien [3]). So hatten auch einst in den italienischen Republiken hochzeitliche Feierlichkeiten zu großen Parteiexecutionen gedient. Was ist da wahr, was ist es nicht? War eine große Gewaltthat beabsichtigt, von langer Hand her vorbereitet, oder war es Ernst mit jenen englischen Verhandlungen, die noch im Laufe des Sommers auf das lebhafteste gepflogen wurden, und mit der wenigstens indirecten Feindseligkeit gegen Spanien? Die Frage wäre nie zu entscheiden, wenn wir es mit einem einfachen Gemüthe zu thun hätten, in welchem entgegengesetzte Pläne sich nothwendig ausschließen. Allein es giebt auch solche Seelen, in denen das nicht der Fall ist; zwei Saiten an ihrem Bogen zu haben, wenn das Eine nicht gelingt, auf das Andere zurückkommen zu können, ist ihnen Bedürfniß und Natur; es giebt, daß wir so sagen, eine innere Zweizüngigkeit, welche das Entgegengesetzte zugleich beabsichtigen kann. Indem Catharina noch mit Eifer die Pläne verfolgt, welche der einen Richtung ihrer Wünsche und Interessen entsprechen, hegt sie doch in der zurückgezogenen Tiefe der Seele das Gefühl, daß ihr die Mittel, die sie ergreift, auch noch

1) Lettere e negotiati del Sr. Cl. Alessandrino, in der Bibliothek Corsini zu Rom. Schreiben an Rustjcucci 6. März 1572: „con alcuni particolari che io porto, de quali ragguagliero n. Sne. a bocca posso dire di non partirmi affatto mal expedito."

2) Der von Allen gegen Lingard citirte Brief Ossats vom 22. September 1599. Lettres d'Ossat lib. V, nr. 26.

3) Salviati bei Mackintosh History of Engl. III, 336, App.

nach der anderen Seite dienen können. Eine Versöhnung mit den Hugenotten war ihr nicht unlieb, inwiefern sie dadurch eine größere und glänzendere Stellung in Europa gewann. Aber mit Vergnügen sah sie dieselben nach Paris strömen, in die Mitte einer Population, der man nur den Zügel zu lassen brauchte, um sie zu verderben. Sollten sie weiter gehen, als sie dachte und wünschte, oder für jeden anderen Fall hatte sie ein unfehlbares Mittel wider sie in den Händen. Seit jener Anwesenheit Condé's in der Hauptstadt war das Pariser Volk mit Wuth gegen die Hugenotten erfüllt. Es wollte Keinen dieses Glaubens in seiner Mitte dulden; selbst die, welche einst zu den Friedensunterhandlungen in die Stadt kamen, sahen sich mit Tod und Verderben bedroht. In diesem Sinne war die bürgerliche Miliz organisirt; die Macht des Hofes und sein Wille gehörten dazu, das Volk im Zaume zu halten. Nur die Zuversicht Coligny's zu der Größe und Zukunft seiner Sache, welcher der Sieg auf Erden bestimmt sei, macht es begreiflich, daß er sich in die Mitte dieser feindseligen, gährenden und so leicht aufzuregenden Menge begab, die nur mit verhaltener Wuth seine und der Seinen Anwesenheit ertrug. Wer den Gegensatz der hier mit einander in Berührung kommenden Elemente wahrnahm, ahnte Unheil. Die Prediger in Genf, die Cardinäle in Rom sahen, sagten eine Katastrophe voraus; der Admiral Coligny hegte ein unbedingtes Vertrauen auf die Gesinnung und das Wort des jungen Königs. Nachdem er verwundet war, überlegten die Hugenotten, ob sie nicht bewaffnet, wie sie waren, die Stadt verlassen und ihn trotz des Zustandes, in dem er sich befand, mit sich wegführen sollten. Der junge Teligny, sein Schwiegersohn, versicherte die Uebrigen, man habe nichts zu fürchten; er kenne den König bis auf den Grund seines Herzens und sei seiner Zuverlässigkeit gewiß [1]).

Und kein Wunder, wenn Carl IX. aufrichtig erschien; denn er war es. Alles Vorhergegangene, von ihm in seiner Weise nur flüchtig begriffen, war ihm in der kriegerischen Aufwallung der letzten Tage verschwunden.

Ganz anders Catharina. Daß sie mit der Einladung zur Hochzeit von Anfang eine Absicht gegen den Admiral verband, ist höchst

1) que c'estoit faire injure au roi de révoquer en doute sa parole et sincérité. Die älteste Lebensbeschreibung Coligny's ist für das, was bei den Hugenotten geschah, von Werth; aus den Aufzeichnungen eines Augenzeugen 127.

wahrscheinlich; doch war der Gedanke mehr als eine Möglichkeit ins Auge gefaßt, als eine Entschuldigung geäußert worden; sie ließ Coligny auf seinem Wege fortgehen, bis er ihr unerträglich und gefährlich wurde; dann ließ sie auf ihn schießen. Dadurch aber geriethen die Dinge auf einen Punkt, daß sie auch dabei nicht stehen bleiben konnte. In ihrem Rathe führten besonders einige Italiener das Wort: Birago, jetzt Großsiegelbewahrer, ein geborner Mailänder, der schon immer die Rücksichten, die man nahm, verdammt und den Rath gegeben hatte, sich der Verdächtigen zu versichern, Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, Albert Gondi, Herzog von Retz; sie waren sämmtlich der Meinung, die Sicherheit der Königin und des Königs fordere, daß man sich der Anführer der Hugenotten durch den Tod entledige. Der Herzog von Anjou und ein natürlicher Bruder des Königs, Angoulême, sowie Marschall Tavannes, nahmen an der Berathung Theil und erklärten sich einverstanden. Es blieb nur noch übrig, die Einwilligung des Königs zu erlangen.

Noch war Carl IX. der Meinung, daß der Angriff auf den Admiral bestraft und jede Bewegung der Stadt, etwa zu Gunsten der Guisen, niedergehalten werden müsse. Jetzt erst ward er unterrichtet, daß das Attentat nicht von diesen allein, sondern zugleich von seiner Mutter und seinem Bruder ausgegangen war; er ward an Charry erinnert, einen unter wenigen zuverlässigen Getreuen, dem er für seine Erziehung Dank schuldig geworden war und den der Admiral habe umbringen lassen, an den früher bekannten und niemals ganz aufgegebenen Gedanken, sich für alle erfahrene Unbill zu rächen, an die Gefahr, die jetzt mit einer Erhebung der Hugenotten, die sich schon wider die Königin richte, verbunden sein werde: noch sei man ihrer mächtig; man habe sie gleichsam alle im Käfig: wolle man denselben aufschließen und den Löwen herausbrechen lassen, welche Verwüstung werde er anrichten! — Schon höre man, daß die hugenottische Streitmacht auf einen nahen Termin nach Melun zusammenberufen sei; man dürfe so lange nicht warten, nicht einen Krieg von den verderblichsten Folgen für Krone und Land ausbrechen lassen.

Es war ein ungeheurer Schritt, der dem jungen König angemuthet wurde. So mancherlei Interessen des Staates seine Mutter hervorhob, so war sie doch in diesem Falle vor allen Dingen eine rachsüchtige und ehrgeizige Italienerin; sie hatte sich mit der Leidenschaft anderer Privaten verbündet; sollte der, welcher die höchste Gewalt besaß, die Heiligkeit der ihm anvertrauten Würde vergessen, die

Rachsucht der Partei billigen, die er bisher immer verdammt, dem Blutdurst eines großen Theils der Pariser Bevölkerung, den er bisher noch zurückgehalten hatte, freien Lauf lassen? Darin, daß Catharina Medici dies wollte, liegt ihr großes politisches Verbrechen: gegen ihren Sohn, gegen ihr Haus, gegen das Königthum überhaupt. Sie fühlte nur wie ein Parteihaupt, dem ein usurpatorisches Fürstenthum zu Theil geworden ist, ungefähr wie ihr Stammesvetter Cosimo, nicht wie eine geborene Königin. In der Lage, in die sie gerathen war, der Besorgniß, die sie jetzt für ihre Stellung und selbst für ihr Leben hegen mußte, blieb ihr kein Ausweg, als zu dem blutigen Werk zu schreiten, das ihr für einen solchen Fall schon lange im Sinne lag.

So unbedingt die Autorität war, welche Catharina über ihren Sohn ausübte, so hat er ihr doch diesmal einigen Widerstand entgegengesetzt. Das Vorhaben schien ihm grausam: sie antwortete mit einem italienischen Spruch, zuweilen sei die Milde Grausamkeit und Grausamkeit Milde. Er fürchtete die schlechte Nachrede, die es in der Welt machen werde; man sagte ihm, mit der Feindseligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen lasse sich alles entschuldigen. Er konnte sich nicht entschließen, die Freunde aufzuopfern, mit denen er auf das vertraulichste umgegangen war, wie Coligny und La Rochefoucauld, der noch diesen Abend im heiteren Scherze bei ihm zugebracht hatte; aber Catharina bestand darauf; es kam so weit, daß die Mutter und der Bruder ihm drohten, sich vom Hofe zu entfernen, — denn man könne ihnen nicht zumuthen, einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abgeholfen werden könne, — daß sie ihm Mangel an Muth vorwarfen [1]). Dieser Vorwurf machte allem Widerstand ein Ende. Carl IX. ergriff den Gedanken sogar mit der ganzen angeborenen Hitze seines Temperaments.

Noch spät am Abend — 23. August — ward der Prévôt des marchands, Charron, zugleich mit seinem eben abgetretenen Vorgänger,

1) Sigismondo di Cavalli Relatione di 1574: Stette piu d'un ora e mezza renitente, finalmente combatutto della madre et del fratello consenti: e vedendo la regina, che, se la cosa si fusse diferita niente, portava pericolo di scoprirsi venne a questo per far risolvere il re, di chiedergli licenza di ritirarsi in qualche parte e cosi fece Monsr. Noch wichtiger als Cavalli ist mir der Bericht Micheli's geworden, welcher gedruckt zu werden verdiente. Ich bemerke nur noch, daß die dem Herzoge von Anjou in den Mund gelegte Erzählung mir aus vielen, anderswo zu erörternden Gründen unächt und aus einer anderen Quelle zu stammen scheint.

Marcel, nach dem Louvre berufen. Man legte Marcel, der als kundig und einflußreich bekannt war, die Frage vor, wenn der König der Pariser Bevölkerung in einer dringenden Angelegenheit bedürfe, auf welche Anzahl er dann rechnen könne? Marcel antwortete, je nach der Zeit, die man ihm lasse: in einem Monat wolle er 100,000 Mann bereit haben. Aber wie viel in einer Woche? Er nannte eine entsprechende Anzahl. Wie viele heut am Tage? Er meinte sofort über 20,000 Mann verfügen zu können. Man fragte ihn weniger, weil man in Verlegenheit gewesen wäre, Arme zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse zu finden, als weil man noch immer bewaffneten Widerstand der Hugenotten für möglich hielt. Charron wurde beauftragt, die Bürger nach ihren Quartieren in die Waffen treten und die Thore schließen zu lassen.

Vor einigen Jahren hatte Catharina Medici an der aufgeregten Menge von Paris einen heftigen Widerstand gefunden, jetzt trat sie mit derselben in einen furchtbaren Bund. Rachsucht, Ehrgeiz, die Lage und Gefahr des Moments bewirkten jetzt, daß sie die Wuth des Volkes zu Hülfe rief. Doch ward die Sache nicht ganz dem blinden Trieb überlassen; auch in dieser Unordnung war — und vielleicht ist dies das Schrecklichste — eine gewisse Ordnung.

Die beiden Prinzen von Geblüt, Navarra und Condé, wollte man verschonen; aber dem Herzoge von Montpensier wurden diejenigen aus ihrer Umgebung bezeichnet, die er umbringen lassen sollte [1]).

Guise, Aumale und der Bastard von Angoulême übernahmen, den Admiral und seine nächsten Angehörigen zu ermorden. Es giebt eine Erzählung, und fast scheint sie die wahre, nach welcher der Admiral in seinem Zimmer überfallen, ohne daß man auf seine grauen Haare Rücksicht genommen hätte, zum Tode verwundet, aber noch lebend zum Fenster hinausgestürzt worden sein soll. Er habe sich, sagt man, mit dem linken Arm an einer Säule des Fensters festhalten wollen; da habe man ihn mit neuen Verwundungen in den Hofraum hinabgestoßen, wo Guise und Angoulême den in diesem Augenblicke seinen Geist Aufgebenden empfingen [2]).

1) Der in Spanien von dem Secretär der Gesandtschaft Olargui erstattete Bericht. Bei Gachard: im Bulletin de l'Académie de Bruxelles XVI, 252.

2) Serranus IV, 33: Nondum mortuus Amiralius brachio fenestrae columnam complectitur; ibi acceptis aliquot vulneribus in aream deturbatur.

Hierauf wurden La Rochefoucauld mit seinem Sohne, der Schwiegersohn Coligny's, Teligny, Briquemont mit seinen Söhnen, und alles, was sie umgab, getödtet und ihre Leiber auf die Straße hinabgeschleudert, wo das Volk sie entblößte.

Denn indeß hatte die Pariser Mette, wie man die Massacre in Erinnerung an die sicilianische Vesper nannte, allenthalben begonnen; um drei Uhr, beim Läuten der Sturmglocke, stürzte sich das Volk überall auf die Häuser der Hugenotten, um sie zu morden und ihren Nachlaß zu plündern, unter dem Geschrei: der König wolle es und befehle es. Auf die ihnen gebotene Gastfreundschaft trauend, waren sie gekommen; jetzt wurden sie in ihren Betten aufgesucht und ohne Unterschied niedergemacht, wer die Waffen getragen und wer sie nicht getragen, Vornehme und Geringe, Herren und Diener; die Freunde, die dem Könige von Navarra von den entferntesten Grenzen zur Feier seiner Hochzeit gefolgt waren: ihr Blut bespritzte sein Bett; mit den Fremden auch die Alteinheimischen. Der eifrigste Reformator der Universität, La Ramée, ward von einem Collegen, dessen Unwissenschaftlichkeit er oft bekämpft hatte, in seinem Versteck aufgesucht und bezahlten Mördern überliefert. Es war eine Verbindung von öffentlicher Verdammung und privater Rache, wie sie seit den Proscriptionen des Sulla in der Welt nicht vorgekommen. Waren es nicht eben diese Gräuel des Bürgerkrieges, welche die moralische Grundlage der Monarchie gebildet hatten? Aber jetzt vergaß diese ihres welthistorischen Ursprungs, sie machte mit denen gemeinschaftliche Sache, deren Haß sie hätte zügeln sollen; man verliert ihre Spur in diesen Orgien des Blutes.

Mündliche Befehle, mit Windeseile von Stadt zu Stadt getragen, autorisiren überall den Fanatismus. Nach den gemäßigtsten Berechnungen sollen in Paris bei 2000, in Frankreich bei 20,000 Menschen massacrirt worden sein; auch als man der losgelassenen Wuth Einhalt gebot, flammte sie immer wieder von neuem auf; sie lebte in ihrer eigenen Bewegung, nach Blut verlangend, von Blut sich nährend; die Geister erfüllten sich mit wilden Phantasien, in denen ihnen vor sich selber und vor den Elementen graute.

Es mochte acht Tage nach dem Blutbade sein, als Carl IX. einst in der Nacht seinen Schwager Heinrich rufen ließ. Der fand ihn, aus dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte diese Stimmen zu ver-

nehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und seufze wie am Tage der Massacre. Man schickte in die Stadt, um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausgebrochen sei; die Antwort war, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Heinrich hat dieser Geschichte nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten.

## Viertes Capitel.

# Uebergang der Regierung von Carl IX. auf Heinrich III.

Es lautet unglaublich, dennoch verhält es sich so: auch nach dem Ereignisse der Bluthochzeit meinte die Königin Catharina eine vermittelnde Haltung behaupten zu können.

Indem man auf beiden Seiten nicht anders dachte noch denken konnte, als daß sich der französische Hof den Bestrebungen der unversöhnlichen Reaction gegen die Protestanten angeschlossen habe, vermied die Königin, einen päpstlichen Legaten, der damals anlangte, zu empfangen; als dessen Einzug nicht länger verschoben werden konnte, verließ sie mit ihrem Sohne Paris, um nicht Zeuge davon sein zu müssen.

Ueber die Handlung, wie sie jetzt geschehen, sprach sich Herzog von Alba gegen seine Freunde mit lebhafter Mißbilligung aus; denn diese formlosen Gewaltsamkeiten, zu denen der Fanatismus der Menge aufgerufen worden, widersprachen seiner Sinnesweise; aber er knüpfte die Erwartung daran, daß nun, nachdem die vornehmsten Feinde seines Königs umgekommen seien, die französische Politik auf die Bahn der spanischen einlenken werde. König Philipp fühlte sich durch das Ereigniß, das ihm ganz unerwartet kam, zu einer Annäherung angeregt und ließ dem französischen Hofe seine Hülfe zur völligen Ausrottung der Hugenotten anbieten. Dieser antwortete ihm mit dem prächtig lautenden, aber unter den damaligen Umständen höchst auffallenden Wort, ein König von Frankreich dürfe nur mit seinem eigenen Volke verbündet sein.

Die gräßliche That war der Königin, die sie vollzog, gleichsam selbst unerwartet gekommen; auf eine Veränderung ihrer Politik war sie nicht vorbereitet. Sie hielt daran fest, ihren Sohn Anjou auf

den polnischen Thron zu erheben; sie hoffte diesen selbst oder doch Alençon zum Protector der Niederlande berufen, den Letzteren auch jetzt noch mit der Königin von England vermählt zu sehen. Die inneren Unruhen dachte sie unter dem allgemeinen Schrecken dadurch zu beendigen, daß sie zwar Versammlungen und Predigten verbot, aber der individuellen Gewissensfreiheit keinen Eintrag thun zu wollen erklärte. Das sei eine Ordnung der Dinge, der sich in England der Katholicismus unterwerfe.

Der englische Gesandte hat ihr gesagt, der Unterschied sei nur, daß seine Fürstin sich nicht zu dem Gegentheil verpflichtet habe. Dazu kam aber, daß auch Niemand dem neuen Versprechen traute.

Es gab unter den Hugenotten Einige, die geneigt waren, sich zu fügen, und dies fast für eine Pflicht hielten, da der König, ihr Herr, jetzt ein Mann geworden sei und selbst befehle. Unter dem Schrecken, der über Frankreich lag, gingen Manche in die Messe. Aber die Meisten zogen in Betracht, daß keine Zusage irgend einer Art Zutrauen verdiene; von zwei Uebeln habe man bekanntlich das kleinere zu wählen: das sei in diesem Fall die fortgesetzte Feindseligkeit; in dem Mißtrauen liege das Heil. Und wie weit schlimmer, von bestellten Mördern erwürgt zu werden, als bei einem Kampfe zu fallen, der vor Gott und Menschen recht sei: denn nicht mit dem Könige streite man, sondern mit Verbrechern, die unter seinem Namen wüthen. Wie Rochelle, so weigerten sich Nismes und Sancerre, königliche Truppen aufzunehmen. Feurige Prediger, alles an alles setzend, entflammten die Gemüther durch die Aufforderung, der Gerechtigkeit Gottes zu dienen, deren Arm sich schon gegen die Schuldbefleckten erhebe, die Tyrannei in den Tyrannen zu vertilgen.

Vier königliche Heere rückten ins Feld, um die Städte zur Unterwerfung zu nöthigen, das stärkste von ihnen gegen Rochelle. Aber da zeigte sich noch eine andere Art von Rückwirkung des Geschehenen; die Angreifenden waren unter einander uneins. Nicht wenige von den tapferen Kriegsmännern waren von Abscheu ergriffen: mit dem Menschen, der den Admiral verwundet hatte oder dem es Schuld gegeben wurde, wollten sie nicht dienen. Mitten in die gesellschaftlichen Vergnügungen drängte sich die Erinnerung des Blutes. Unter den Würfeln des jungen Guise auf dem Spieltische glaubte man Blutstropfen erscheinen zu sehen; mit Entsetzen brach man das Spiel ab. Bei der Annäherung einer englischen Flotte faßten die beiden Prinzen von Geblüt, die im Heere waren, Alençon und Hein-

rich von Navarra, den Entschluß, sich auf dieselbe zu retten und nach England zu fliehen. Unter den Truppen zeigte sich eine Partei der Mißvergnügten und der geheimen Protestanten. Im Lager selbst hat man den Gedanken gehabt, Gerechtigkeit wegen der Ermordungen zu fordern und dieselbe nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen.

Daraus folgt nicht, daß nicht der militärische Angriff noch immer sehr ernstlich gewesen wäre; viele Tausende sollen bei dem Sturm umgekommen sein; aber in der Stadt vergaß Niemand, daß man zugleich für alle geistigen Güter und die Existenz kämpfe; die Vereinigung der Eingebornen und der Flüchtlinge, in dem großen Gedanken der Religion, zeigte sich unüberwindlich; die gefährlichsten Stürme wurden heldenmüthig ausgehalten, die kühnsten Ausfälle gewagt; man sah eroberte Fahnen auf den Wällen erscheinen; glückliche Zufälle wurden als eine augenscheinliche Gnade des Himmels betrachtet, der die Seinen in ihren Aengsten erhöre.

Drei Momente wirkten zusammen, der Heldenmuth der Vertheidigung, die Entzweiung der Angreifenden und die in den auswärtigen Angelegenheiten angenommene gemäßigte Haltung, daß die Hugenotten im Juli 1573 doch wieder ein ziemlich günstiges Edict erlangten. Darin war den drei Städten Rochelle, Montauban und Nismes, sowie den Inhabern der hohen Gerichtsbarkeit freie Religionsübung gewährt, allen Uebrigen Handel und Wandel in Ruhe vergönnt. Sancerre, das eine Belagerung erduldet hatte, wie einst Numantia, erhielt durch die Vermittlung der polnischen Gesandten, aus deren Händen der Herzog von Anjou die Einladung zur Annahme der polnischen Krone empfing, denn auch diese beruhte damals auf einer versöhnlichen Stellung zwischen zwei religiösen Parteien, den Frieden.

Am Jahrestage der Bartholomäusnacht fühlten sich die Protestanten wieder stark genug, um auf einer Zusammenkunft zu Milhaud die volle Freiheit der Religionsübung zu verlangen.

Indem aber versetzte sich die Zwietracht des Lagers an den Hof. Nach der Abreise Anjou's nahm Alençon die bevorzugte Stellung in Anspruch, die sein Bruder bisher inne gehabt hatte, und da sie ihm nicht gewährt wurde, zeigte er offene Widersetzlichkeit. Man beschuldigte ihn, er habe, mit Heinrich von Navarra vereinigt — es ist die Verschwörung von la Mole und Boconas — daran gedacht, die Königin Catharina vom Hofe zu verjagen oder geradezu umzubringen, der Sohn die Mutter. Catharina hielt für nöthig, die

beiden Prinzen in engem Gewahrsam zu halten; ihre vornehmsten Vertrauten, die Marschälle Cossé und Montmorency, ließ sie in die Bastille bringen.

Aus den Actenstücken der Verhandlungen läßt sich das Maß der Schuld nicht mit Bestimmtheit ermitteln; was aber daraus hervortritt, das ist der höchst außerordentliche Zustand dieses Hofes und die Stimmung der Gemüther. Alençon glaubt von seiner Mutter gehaßt zu werden: sie setze ihn nicht allein zurück, sondern sie wolle ihn verderben; der König von Navarra besorgt mehr als einmal, dem Tode geweiht zu sein. Dagegen zittern König und Königin bei der geringsten Bewegung für das eigene Leben; es ist von Wachsbildern die Rede, durch die man unter abergläubischen und heidnischen Ceremonien das Leben des Königs habe abkürzen wollen. Magie und geheimnißvoller Aberglaube spielen auch in anderen persönlichen Beziehungen eine Rolle. In diesen Dingen haben besonders die Italiener, zu allem fertig, verwegen und persönlich zuverlässig, ihre Hand, wie jener Cosimo Ruggiero, der Lehrer Alençons, der sich durch keine Qual der Tortur ein Geständniß entreißen ließ.

Beim Anblick dieser Verwirrungen sucht das Auge unwillkürlich nach dem Könige Carl IX.

In seinen früheren Jahren hatte er viel Theilnahme erweckt: er schien gutmüthig, angenehm, freigebig und zeigte Sinn für Poesie und Musik. Um seinen schwachen Körper zu stärken, hielt man ihn zu Leibesanstrengungen an, welchen er sich denn mit einer Art von Leidenschaft hingab. Es machte ihm Vergnügen, in der Schmiedewerkstatt, die man ihm eingerichtet, wenn er etwa einen Harnisch fertigte, ganz in Schweiß gebadet gefunden zu werden. Oft setzte er sich schon zu Mitternacht zu Pferd, um zur Jagd zu reiten; er suchte die größte Ehre darin, in seinen Leibesübungen Jedermann hinter sich zu lassen, zu übertreffen. Aber dabei geschah wenig für seine geistige, nichts für seine moralische Ausbildung. Nachzudenken, den Geschäften des Staates, in denen doch nichts ohne ihn geschehen konnte, ernstliche Aufmerksamkeit zu widmen, selbst Entschlüsse zu fassen, war nicht seine Sache[1]); die Aufregung, in welche ihn die Dinge versetzten, pflegte sich in wilden Flüchen zu entladen. Eine Zeitlang beschäftigten Kriegsentwürfe gegen Spanien, zur Eroberung von Mailand, oder zur Wiederherbeibringung von Navarra unter

1) Sigismondo di Cavalli 1574: Al re pareva bella cosa, aver chi el governasse e senza altro fastidio potere attendere ai suoi piaceri.

der Führung des Admirals, seinen Ehrgeiz und seine Phantasie; aber der inneren Heftigkeit, die in ihm gepflegt war, konnte in dem leidenschaftlichen Treiben der religiös-politischen Parteiung um ihn her auch eine andere Richtung gegeben werden; eben die Freunde und Genossen, in deren Umgang er sich gefiel, erschienen ihm dann als seine gefährlichsten Feinde. So ward es möglich, daß er sich, in unglückseliger Stunde, nach einigem Widerstreben doch zu jener That hinreißen ließ, die sein Andenken dem Haß und der Verwünschung der Jahrhunderte preisgegeben hat. Er selbst ist von den Nachwirkungen derselben nie frei geworden. Er fühlte durch, daß man ihn für einen Menschen von schlechtem Herzen hielt, in dem eine unbezähmbare Wildheit schlafe. Man wollte bemerken, daß er Niemand gerade anzusehen wage; bei seinen Audienzen schließe er die Augen; wenn er sie öffne, wende er den Blick nach oben, lasse ihn aber sogleich wieder sinken. Endlich vernahm man von ihm, daß er nun anfangen wolle, selbst zu regieren, König zu sein; aber schon war es zu spät. Aufregung zugleich und Depression der Seele, die Unruhe der immer um ihn her auftauchenden Verschwörungen, das Uebermaß fortdauernder Anstrengung eines ohnehin schwachen Körpers voll verdorbener Säfte, führten ihn zu einem frühen Tode (30. Mai 1574), ehe er noch das vierundzwanzigste Jahr vollendet hatte [1]). In der That war er nie aus dem Taumel der leidenschaftlichen Bewegung zu vollem Selbstbewußtsein erwacht; von seiner Mutter hatte er sich nie emancipirt. Wenige Stunden vor seinem Verscheiden setzte er sie bis zur Rückkehr seines Bruders aus Polen zur Regentin ein; sein letztes Wort war: meine Mutter.

Und wohl hielt nun Catharina, in der wir keine Spur einer Regung des Gemüthes finden, welche ihre Thatkraft gelähmt hätte, die Ruhe des Landes im Allgemeinen aufrecht; aber es geschah nur dadurch, daß diejenigen, welche sie ernstlich hätten stören können, die beiden Prinzen, die beiden Marschälle, sich in ihrem Gewahrsam be-

1) Daß die unter anderen auch durch die Henriade in Umlauf gesetzten Vorstellungen übertrieben sind, sieht man aus den fast medicinischen Berichten des florentinischen Gesandten bei Alberi 416. Recht gut ist Sig. di Cavalli unterrichtet: La morte del povero principe si causò per una pessima abitudine acquistata dal mal modo di vivere per la quale cascò ammalato da una estraordinaria ebulitione di sangue che tutta la massa era corotta e se bene parve, che da essa se ne levasse però da poi mai stette bene. Dazu sei dann die geistige Unruhe gekommen.

fanden. Indeß war doch alles voll Gährung und neuer Manifestationen von Ungehorsam und bevorstehendem Abfall.

Was man an sich annehmen könnte, versichert der venetianische Gesandte ausdrücklich: alle verständigen Männer, ohne Unterschied des Bekenntnisses, fand er über die Blutnacht entsetzt und beschämt; die absolute Gewalt, sagten sie, habe doch wenigstens Gerechtigkeit zur Bedingung; dies sei aber eine Handlung gesetzloser Tyrannei: solle es in Frankreich dahin kommen, daß man sich nicht mehr ruhig in sein Bett legen könne aus Furcht über Nacht umgebracht zu werden? Nur der Königin, die aus dem tyrannischen Blute der Medici stamme, und ihren Italienern seien Dinge der Art möglich [1]). Man fand es nicht unglaublich, daß sie sich das Regiment der Türken zum Muster genommen habe.

Wenn aber durch die Combination der Personen und Umstände die Idee der Gewalt, welche das usurpatorische Fürstenthum, das die italienischen Republiken unterwarf, in sich trug, auf eine große Monarchie Einfluß gewann, ganz im Widerspruche mit dem Begriffe, welcher dieser ursprünglich zu Grunde lag, mußten da nicht aus der Mitte der Verletzten entgegengesetzte Lehren hervorgehen? Schon einige Zeit daher hatten sie sich gezeigt. Dem Factionswesen, das unter Heinrich II. erschien, setzte schon damals la Boetie eine kleine Schrift entgegen, in der er die höchste Gewalt als die Herrschaft einer Faction betrachtet, die von einem Einzigen abhange, und die Frage aufwirft, warum sich nicht alle Anderen gegen diesen Einen verbinden. Man hatte das Büchlein bisher nur von Hand zu Hand gegeben; jetzt ward es öffentlich bekannt. Aber die That der St. Barthélémy rief noch ganz andere Aeußerungen des eine Theorie zu seiner Rechtfertigung suchenden Widerwillens hervor; mit ihr im Gegensatz erschienen die Ideen der Volkssouveränetät in der Literatur; der Erste, der sie nicht aus dem Standpunkte der Religion, wie manche kirchliche Schriftsteller, besonders die Jesuiten, sondern aus politisch-historischen Gründen verfocht, war ein den Mordversuchen von 1572 mit Mühe entkommener, nach der Schweiz geflüchteter Franzose, Franz Hottmann. Er hatte die Geschichte der alten Franken studirt; die aristokratisch-militärische Gemeinde des Märzfeldes

1) Micheli: attribuendolo alla regina come Italiana Fiorentina et di casa di Medici, di sangue, dicono essi tiranno, perciò odiosissima siccome per causa sua è in universale tutta la natione italiana con pericolo che un giorno non la faccia male.

mit der Staatsgesellschaft verwechselnd, bestand er darauf, daß der König gewählt werden und die ganze Masse des Volkes bei dieser Wahl concurriren müsse: denn freie Menschen seien nicht dazu da, um sich der Herrschaft der Willkür zu unterwerfen; nicht wie eine Heerde Vieh könne man sie führen. Dieselbe Ansicht beherrschte die Schrift des angeblichen „Junius Brutus gegen die Tyrannen". Nur durch die Sanction des Volkes, sagt dieser, bestehe der König; die Wahl sei ein unveräußerliches Recht des Volkes: erst das Volk, dann der König; der König müsse dem Volke zu Rechte stehen. Sie wichen von den Ideen, auf welche die romanisch-germanischen Staaten gegründet sind, so weit ab, wie die Anhänger Macchiavelli's; nach den schrecklichen Erfahrungen der letzten Jahre konnten sie Beifall damit finden. Gedanken, die man sich bisher blos in die Ohren geraunt hatte, predigte man jetzt von den Dächern.

Auch noch eine andere Folge aber hatten jene Ereignisse. Von dem allgemeinen Mißvergnügen befördert, erhob sich mitten im Lande eine neue Bildung der Opposition; der Gouverneur einer großen Provinz, und zwar nicht etwa ein protestantisch gesinnter, unternahm zugleich freiwillig und dahin gedrängt, eine Meinung zu verfechten, welche mit nichten die der Regierung war.

Als im Jahre 1568 der so eben geschlossene Friede gebrochen und der Weg der Mäßigung wieder verlassen ward, bemerkte man eine neue Partei angesehener Leute, die aus Rücksichten des Staates auf demselben beharren wollten und die Politiker genannt wurden. An ihrer Spitze standen die Söhne des Connetable Marschall Franz von Montmorency und seine Brüder, katholisch wie ihr Vater, aber systematischere Gegner des Cardinals von Lothringen; denn mit der Faction hängt nun einmal alles zusammen, wie weit es auch darüber hinausreichen mag. Durch den Frieden von 1570 erlangten sie, wie berührt, einen Augenblick das Uebergewicht: die Maßregeln der Versöhnung waren ihr Werk; deshalb wurden sie aber auch von dem plötzlichen Rückfall zur Gewaltsamkeit um so mehr betroffen; der Marschall soll dem Blutbade nur durch einen Zufall entronnen sein. Eben an ihn schlossen sich dann im Lager vor Rochelle die Mißvergnügten; es ist kein Zweifel, daß er an den Bewegungen Antheil nahm, mit denen der Herzog von Alençon den Hof erfüllte. Ihn selbst hielt die Königin gefangen; sein Bruder, Heinrich von Montmorency, genannt Damville, Gouverneur von Languedoc, war ihr nicht minder verdächtig; sie wünschte ihn in ihre Hände zu bringen

oder wenigstens aus der Provinz zu entfernen: Damville behauptet mit großer Bestimmtheit, man habe ihn ermorden wollen.

An dem aber fand sie einen Mann, der sich nicht allein in Acht nahm, sondern auch zur Wehre setzte. Nicht gern ließ er die Abgeordneten der Königin in seine Nähe kommen: er hielt sich eine ihm persönlich ergebene Garde; man weiß viel von einem gezähmten Wolf zu erzählen, wie selten auch eine solche Zähmung vorkommt, der ihm eine wunderbare Anhänglichkeit gezeigt habe; in seinem Zimmer schlief der starke Mann, Capitän Aragon, der wohl auf der Brücke von Avignon ein stattliches Thier mit einem Hieb in zwei Theile gespalten hatte. Der Uebertragung seines Gouvernements auf einen Anderen, welche die Königin aussprach, begegnete Damville durch eine um so engere Verbindung mit seiner Provinz, und zwar mit den beiden Religionsparteien. Eben in Languedoc hatten sich die Hugenotten seit der Bluthochzeit eine besonders wohlgeordnete Organisation gegeben. Sie besaßen eine Menge von Schlössern und kleinen Städten; in jeder Landschaft, die sie beherrschten, stellten sie einen Obersten auf, der denen, welche man angreife, bewaffnete Hülfe leisten sollte. In Montauban war der Mittelpunkt für Hochlanguedoc und Guyenne, in Nismes für Niederlanguedoc, Rovergue, die Cevennen; Deputirte der verschiedenen Landschaften umgaben den militärischen Befehlshaber. Die Reformirten hatten auch hier nicht eigentlich die Menge für sich, aber viele Edelleute, etwa 200 allein in Languedoc, die meisten jungen Männer, welche einige Studien hatten, bessere Bürger und Handwerker, deren Geist von der Last der Arbeit nicht unterdrückt wurde. Es schien nicht über allen Zweifel erhaben, ob sie sich mit Damville, der ihrer Confession nicht angehörte, vereinigen dürften; aber sie erkannten sein ganzes Verdienst, des ersten Mannes, sagten sie, der sich daran erinnere, was er Gott, der Krone und dem Gemeinwesen schuldig sei, und die wie von einem Schlaganfall betäubten Geister wieder erwecke. Und was konnte ihnen Besseres als eine solche Hülfe begegnen? Ihre Verbindung mit den Prinzen von Geblüt hatte ihnen nach langem Kampf einen sichernden Frieden verschafft; die Verbindung mit dem Gouverneur einer großen Provinz sollte ihnen, da die Edicte zurückgenommen worden waren, deren Herstellung auswirken. Denn eben vor allen Dingen die Erneuerung der Pacificationsedicte verlangte Damville und die ganze politische Partei. Ein großer Theil des katholischen Adels, dem man schon längst vorgeworfen, daß er die Hugenotten, unter denen seine Verwandten seien, nicht ernstlich genug

bekämpfe, schloß sich an den Gouverneur an. Wenn die Parlamente an den Grundsätzen der verfolgenden Religion festhielten, so war dies eher ein Motiv für den Adel, der diese Rechtsgelehrten haßte, weil er von ihnen in seinen Herrenrechten beschränkt ward und Unrecht zu leiden behauptete, sich den Hugenotten zu nähern. Im August 1574 kam es in Milhaud zu einer vorläufigen Abkunft, in welcher die Hugenotten sich bereit erklärten, Damville als Gouverneur in Languedoc anzuerkennen, dieser dagegen sich anheischig machte, in keiner Stadt, wo die Reformirten Meister seien, den katholischen Gottesdienst einzuführen; ein Rath von Mitgliedern beider Confessionen sollte dem Gouverneur in der Verwaltung zur Seite stehen [1]).

So versuchte man in dieser Provinz die alten Edicte, welche die Regierung abgeschafft hatte, wiederherzustellen, und beiden Parteien möglich zu machen, neben einander zu leben. Die Eigenmacht, mit der das geschah, entschuldigte man damit, daß eine aus Fremden bestehende Faction die höchste Gewalt in Besitz genommen habe, das Reich, den Adel, die Prinzen von Geblüt und mit ihnen alle Bildung und gute Sitte zu vernichten suche; man hoffte, wenn der neue König ankomme und die Lage der Dinge kennen lerne, werde er alles bestätigen.

Das ließ sich mit einigem Grund erwarten, da Heinrich III., der sein polnisches Reich, ohne darauf Verzicht zu leisten, doch mit einer Ungeduld, die wie eine Flucht aussah, verlassen hatte und jetzt zurückkam, auf seiner Reise von Venedig her Damville einlud, mit ihm die Mittel zur Pacification zu besprechen. In Piemont traf der Marschall mit dem Könige zusammen, der ihn dann seiner Absicht, den Frieden herzustellen, versicherte und ihm die Weisung gab, nach Languedoc zurückzukehren und das Weitere zu erwarten [2]). Als Damville in Beaucaire anlangte, ließ er die Glocken läuten und verkündigte der versammelten Bürgerschaft, der Wille des Königs sei, daß beide Parteien friedlich mit einander leben sollten.

Wenn schon ein Privatmann, der sein Vaterland liebt, entfernt von demselben und weniger beherrscht von momentanen Eindrücken, sich im Großen und Ganzen zu durchdenken sucht, was demselben fromme, wie unendlich vielmehr ist das von einem Fürsten zu er-

1) Vaissette, Histoire du Languedoc V, 322.

2) So erzählt Damville in seinem Manifest Nov. 1574 bei le Laboureur II, 135; er sagt nichts von den Nachstellungen, denen er ausgesetzt gewesen sein soll.

warten, welcher zur Regierung desselben herbeieilt! Heinrich III. scheint auf seiner Reise Gedanken gehegt zu haben, von denen er später bedauert, daß man sie nicht ausgeführt habe. Er meint, gleich bei seiner Ankunft hätte eine allgemeine Ständeversammlung berufen werden müssen, um mit beiden Theilen festzusetzen, was für das Ganze diene; Ordonnanzen, auf den Grund ständischer Beschlüsse erlassen, würden Gehorsam gefunden haben, oder man hätte das unbezweifelte Recht gehabt, denselben erzwingen zu können. In der nämlichen Versammlung, fährt er fort, hätte man an die Schuldentilgung gehen und die Ausgaben, wie für den Hof, so für alles andere festsetzen, alsdann den Nachbarn erklären sollen, daß der neue Fürst mit ihnen Freundschaft halten wolle, aber feste Verträge und klare Verhältnisse verlange: eine Feststellung der religiösen, finanziellen und auswärtigen Angelegenheiten würde eine glückliche und kräftige Regierung möglich gemacht haben [1]).

Es erhellt nicht, ob über Ideen dieser Art förmlich Rath gepflogen worden ist; an und für sich konnten die dem Könige von seiner Mutter entgegengeschickten Mitglieder des Conseils nicht dafür sein. In deren Sinne lag es nicht, ein neues Regiment anzufangen, sondern das alte, wie es war, fortzusetzen. Catharina bestand darauf, der letzte Wille Carls IX. sei, daß die bestraft werden sollten, die sich zuletzt gegen ihn erhoben; dahin allein gehe sein Auftrag an den Nachfolger. Zur Seite stand ihr wieder der Cardinal von Lothringen, der seine ganze Ueberredungsgabe aufbot, um jede Abweichung von dem strengen Systeme zu verhindern [2]). Die Verhandlungen endigten damit, daß Heinrich III. das politische Erbe seines Bruders annahm und sogar noch einen Schritt weiter zurückthat. Er verkündigte, daß er die Freiheit des Gewissens anerkenne, aber keine Religionsübung, die von der katholischen abweiche, dulden wolle; nur denen versprach er Frieden, welche die Waffen niederlegen und sich ihm unterwerfen würden.

1) Schreiben an Villeroy, bei Groen van Prinsterer Suppl. 232: Il falloit moy venu à la couronne, faire une assemblée d'états et résolvant tant avec les uns qu'avec les autres ce qui pouvoit réunir le tout, faire le jurer et le signer par tous les principaux et les compagnyes.

2) Wir lernen diese Thatsache aus der Rede, die Heinrich IV. am 9. November 1599 an die Deputirten des Parlaments von Guyenne hielt. Lettres missives IV, 183.

Erneuerte er aber die Politik Carls IX., so mußten sich auch alle alten Feindseligkeiten gegen ihn erheben.

Montmorency, in Lyon vor Gericht gezogen und zugleich im oberen und niederen Languedoc und von der Provence her angegriffen, trat nun in definitiven Bund mit den Hugenotten des gesammten Südens und Westens. Sie erkannten ihn als ihr Oberhaupt an; er nahm ihre Führer in den Rath auf, an dessen Gutachten er in Sachen der Justiz, Polizei und Finanzen gebunden sein wollte. Regelmäßige Provinzial- und Generalversammlungen wurden angeordnet, zu gemeinsamer Bewaffnung auf den Grund gegenseitiger Duldung: in den Orten gemischten Bekenntnisses sollten die einen und die anderen die Hände zu Gott erheben und geloben, Frieden zu beobachten. Der Name Montmorency rief den Adel des Reiches zur Theilnahme auf; in nicht geringer Anzahl gesellte sich derselbe den Waffen und den Tendenzen Damville's bei. Merkwürdig bleibt besonders der Graf von Ventadour, welcher noch einmal die Berufung eines Nationalsconcils forderte, um endlich die Zweifel über die Religion zu heben; bis zu dessen Entscheidung müsse sich ein jeder zu der einen von beiden Confessionen halten [1]). Mit den religiösen verband man aber auch politische Forderungen: man drang auf Abschaffung des Verkaufs der Aemter, Berufung der allgemeinen Stände, Zurückführung der Steuern auf das Maß der Zeiten Franz' I. Die Provinzialstände von Dauphiné, Provence und Burgund erhoben laut ihre Stimme für diese und ähnliche Zugeständnisse.

Der Angriff auf Languedoc, zu welchem hierüber die königlichen Truppen schritten, hatte nicht viel zu bedeuten. Damville sagte, es werde ihm leichter, sie abzuwehren, als seine Bundesgenossen auf dem Wege der Gesetzlichkeit zu halten. Denn auf dem glaubte er sich noch immer zu befinden, da auch der neue König von jener Faction von Fremden beherrscht sei, welche er schon immer als eine dem Reiche feindliche bezeichnet habe.

Einen nicht geringen Zuwachs an Ansehen verschaffte es der Partei, daß der Herzog von Alençon endlich Gelegenheit fand, den Hof zu verlassen und sich ihr anzuschließen: alle ihre Klagen und Beschwerden machte er zu den seinigen. Wenn der Name der Hugenotten dabei ein wenig in den Hintergrund trat — man sprach

1) Des Serranus Commentarii, die überhaupt für diese Zeit leicht das Beste enthalten möchten, haben V, 186 die ausführlichste Erwähnung dieser Entwürfe. Auch bei Thuanus findet sich ein Auszug L. XII, 170.

nicht mehr von einem Religionskriege, sondern von einem Kriege zum öffentlichen Wohle, wie zu den Zeiten Ludwigs XI.[1]) — so blieb doch das religiöse Element noch immer sehr wirksam. Bald nach Alençon riß sich auch der junge Heinrich von Navarra vom Hofe los; er hielt für gut, unverzüglich wieder zum reformirten Bekenntnisse zurückzutreten. Was die Parteien vereinigte, war namentlich die Zusage der Politiker, für die Herstellung des Edictes vom Januar zu wirken, worauf eben alle Wünsche der Reformirten gerichtet waren.

Zu einer Entscheidung konnte sie es jedoch ohne eine Theilnahme der benachbarten religionsverwandten Völker und Stämme nicht bringen.

Auch diesmal gab England Geld, Deutschland Männer. Diese vereinigten sich um den jungen Condé, der sich bei den ersten Maßregeln gegen Alençon und Navarra aus der Picardie nach Deutschland geflüchtet hatte. Es war wieder Johann Casimir von der Pfalz, der die Scharen zusammenbrachte und im December 1575 an die französische Grenze führte. Ohne ihre besondere Absicht waren damals auch die Deutschen nicht; was sie im Sinne trugen, hätte zu einem großartigen Gewinn für Deutschland führen können. Johann Casimir ließ sich von den Oberhäuptern der Hugenotten versprechen, daß er zum Administrator der Bisthümer Metz, Toul und Verdun ernannt werden sollte, wodurch diese Städte und Länder mit Deutschland wieder in unmittelbare Verbindung gekommen wären[2]). Aus Franzosen und Deutschen bildete sich nach und nach eine bedeutende Macht; im März 1576 musterte Alençon 30,000 Mann, die ihn aufforderten, sie nun geradezu nach Paris zu führen, um die Gräuelthaten der Bartholomäusnacht an den Mördern zu rächen.

Heinrich war nicht ganz ungerüstet; auch er hatte deutsche Reiter und Schweizer außer den Franzosen, die sich um ihn sammelten. Später hat er gemeint, das Beste würde gewesen sein, seinem Bruder muthig entgegenzugehen. Das war aber nicht die Art seiner Mutter und seiner Minister; da die Regierung sich noch als den schwächeren Theil fühlte, begann sie zu unterhandeln.

Vor allem kam es darauf an, Alençon zufrieden zu stellen; es ward ihm eine Ausstattung gewährt, welche mit der königlichen Au-

1) Giovanni Micheli 1576: non considerandosi per capo principale il fatto della religione, si è trasferito e mutato il nome d'Vgonotti in quello di malcontenti.

2) Languet Epistolae arcanae I, 186.

torität beinah unverträglich war: auch für Condé ward gesorgt; dann ward, und wie man behauptet, durch den Einfluß der Schweizer auf seinen Vater, auch Johann Casimir von jenen Forderungen abzustehen vermocht; der König übernahm, seine Truppen wegen ihres Soldes zu befriedigen. Der Pfalzgraf begab sich hierauf auf den Rückweg.

Die Erörterung der politischen Beschwerden ward auf den Reichstag verschoben, welcher noch in demselben Jahre stattfinden sollte: die religiösen Angelegenheiten empfingen sogleich ihre Erledigung. Nicht eigentlich das Edict vom Januar wurde den Protestanten zugestanden; von Paris und dem nächsten Umkreis auf zwei Lieues blieben sie ausgeschlossen; aber übrigens wurde ihnen freie Religionsübung im ganzen Reiche bewilligt, Berechtigung zu allen Aemtern, für ihre Rechtsstreitigkeiten eine aus beiden Bekenntnissen zusammengesetzte Appellationsinstanz in den Parlamenten. Eigene feste Plätze in Guyenne, Auvergne, Languedoc wurden ihnen zu ihrer Sicherheit eingeräumt [1]).

Die Politiker hegten hierauf die kühnsten Erwartungen; Marschall Damville brachte aufs neue ein Nationalconcilium in Vorschlag, zu welchem auch die Protestanten ihre Deputirten schicken sollten, „um durch eine wirkliche Reformation des Clerus den göttlichen Zorn zu besänftigen". Am Hof und in den Provinzen durch mächtige Persönlichkeiten repräsentirt, glaubten sie, nachdem diese Entscheidung von ihnen ausgegangen war, fortan den vorherrschenden Einfluß ausüben zu sollen. Und gewiß hatte ihr Auftreten eine große und weite Wirkung hervorgebracht; sie waren stark, aber auch ihre Gegner hatten Kräfte; die Elemente, welche sie überwältigt zu haben meinten, setzten ihnen noch einmal den nachdrücklichsten Widerstand entgegen.

Vor allem dem Könige war das Geschehene unerträglich. Es beleidigte sein Selbstgefühl, daß ihm durch siegreiche Erhebung seiner Vasallen und fremde Hülfstruppen ein Gesetz gleichsam auferlegt worden war, das er in seinem Herzen, denn bei allem äußerlichen Schwanken war er durch und durch katholisch, mißbilligte. Aber auch in dem Land erweckten die Interessen der Corporationen oder der Provinzen und hauptsächlich die fortschreitende katholische Restauration, die Einwirkung der jesuitischen Predigt und Lehre einen Geist des Eifers, der von keiner Versöhnung wissen wollte. Die Parlamente

1) Paix, genannt de Monsieur. Mai 1576. Bei Popelinière II, 399.

hatten keine Neigung, die Reformirten in die ihnen bewilligten Kammern in ihre Mitte aufzunehmen. In den großen Städten wollte man von dem Gottesdienste der Hugenotten nichts hören; man empfing sie, wo sie sich zu demselben versammeln wollten, mit Hohngeschrei, mit Flintenschüssen. Wenn ein Artikel des Friedens dem Prinzen von Condé die Stadt Peronne als besonderen Sicherheitsplatz bewilligte, so erweckte das in den dortigen Bürgern und dem benachbarten Adel den lebhaftesten Widerspruch. Sehr möglich, daß man auch von den Niederlanden her alles that, um es zu verhindern; Peronne hätte leicht zu einem Ausgangspunkte fortwährender Angriffe für die Hugenotten dienen können. Und doch ein anderes, höheres Motiv könnte man angeben. Wenn der Geist provinzieller Absonderung unter einem mächtigen Oberhaupt in Languedoc den Protestanten zu statten gekommen war, so erhob sich derselbe jetzt in der Picardie zu Gunsten der Katholiken. Der Gouverneur Humières, durch einen Rechtsstreit, der zwischen ihm und den Montmorency's schwebte, besonders angetrieben, sie entfernt zu halten, vereinigte Adel, Geistlichkeit und Bürger zu einer Association gegen die Zulassung der Reformirten. Den nächsten Vorwand mag die Besorgniß gegeben haben, daß die noch nicht völlig befriedigten deutschen Reiter umkehren und Condé mit Gewalt einsetzen möchten: aber die Tendenz ging zugleich auf die strenge Aufrechterhaltung des alten kirchlichen Systems. Der Geist der katholischen Association, der schon ein paarmal, 1564, 1568, sich geregt hatte, erhob sich überall von neuem.

Wie gingen in Frankreich von jeher die Wogen der Meinung so gewaltig und hoch! Von Moment zu Moment fluthen sie in entgegengesetzten Strömungen. Der allgemeine Zug der Geister nach der Reform war jetzt nicht mehr; aus dem Gegensatze gegen die Blutnacht war eine Richtung auf eine gemäßigte, versöhnende Politik hervorgegangen; eben deren Erfolge riefen aber das Selbstgefühl des katholischen Elementes auf, das nun auf einmal den Boden wieder einnahm. Die, welche so eben die Oberhand behauptet hatten, sahen sich plötzlich wieder gefährdet.

Man erkannte die ganze Veränderung der Stimmung bei den Wahlen zu der Ständeversammlung, die sofort angeordnet wurden: die Reformirten wurden so gut wie ausgeschlossen; die Mehrheit der Stimmberechtigten war allenthalben gegen sie.

Wenn man fragt, welches Verhältniß die Regierung zu der reactionären Bewegung hatte, so ist kein Zweifel, daß sie dieselbe billigte. Mit allen Mitteln, die ihr damals zu Gebote standen, be-

förderte sie Wahlen der Katholiken: obgleich jene Associationen in ihren Stiftungsurkunden sich zuweilen auf eine sehr verfängliche Weise ausgedrückt hatten, so findet sich doch nicht, daß der König an denselben Anstoß genommen hätte; er wünschte vielmehr, daß sie allenthalben und mit demselben Eifer wie in der Picardie geschlossen würden: auf sein Geheiß breitete man sie aus.

Er hat nicht verhehlt, daß es ihm bei den Unterhandlungen von 1576 nur darauf ankam, seinen Bruder von den Verbündeten zu trennen, ihre Truppen zu entfernen; das ihm aufgezwungene Edict zu beobachten, sei niemals sein Sinn gewesen. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, welche ihm die umgewandelte Stimmung der Nation darzubieten schien, sich von demselben loszumachen.

Am 6. December 1576 wurde die Versammlung der Stände in Blois eröffnet; doch war das nun nicht eine solche, wie sie Protestanten und Mißvergnügte gewünscht und gehofft, nicht einmal eine solche, wie sie der König ursprünglich im Sinne gehabt hatte, wo in freier Uebereinkunft mit den verschiedenen Parteien eine haltbare und allgemein genügende Ordnung hätte aufgestellt werden können; hier war nur Eine Partei vertreten, und der König suchte diese noch weiter vorwärts zu treiben, als sie zu gehen beabsichtigte.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie sich der Hof bemühte, eine ständische Erklärung im entschiedensten Sinne zu Ungunsten der Reformirten hervorzurufen. Selbst die Führer der Geistlichkeit und des Adels waren Anfangs nicht eigentlich gesonnen, auf die Ausschließung derselben aus dem Reich anzutragen. Königin Catharina mußte bei den einen und den anderen ihren Einfluß dafür verwenden; die hierauf bezügliche Stelle in der Rede des Sprechers der Adelscurie hat sie selbst verfaßt, der König hat sie verbessert. Im dritten Stand hat es der ausdrücklichen Erklärung bedurft, daß der König es wünsche; aber selbst dann ist der Beschluß derselben nicht so entschieden gewesen, wie ihn der Sprecher Versoris auszudrücken sich erlaubte.

So kam es noch im Laufe des Decembers zu einer Aufforderung der Stände an den König, daß er nur Eine Religion im Reiche dulden möge. Heinrich III. erklärte sich damit vollkommen einverstanden: denn er habe es bei seiner Krönung geschworen, und gegen diesen seinen ersten Eid verpflichte ihn kein anderer [1]).

1) In dem Journal von Nevers, das vom December 1576 bis in den März 1577 reicht, haben wir über die Berathungen des Hofes und das Schwanken seiner Absichten eine authentische Mittheilung. Ein Auszug davon

Ein allgemeiner Krieg gegen die Hugenotten schien hierauf unvermeidlich, zumal da sie, sofort aufgeschreckt, sich schon selber wieder im Felde zeigten. Am Hof überlegte man sehr ernstlich, in welches Verhältniß man die besoldeten Truppen zu den durch die Provinzialassociationen unter die Waffen gerufenen Edelleuten setzen, wie man die festen Plätze der Hugenotten angreifen und zugleich im offenen Felde gegen sie vordringen könne. Man trat mit deutschen Rittmeistern in Verbindung, um abermals ein Heer von Reitern in Dienst zu nehmen.

Aber auch dies zeigte sich bald nicht ausführbar. Wie hätten die französischen Stände nach allen den Erfahrungen, die man über die Widerstandsfähigkeit der Hugenotten gemacht hatte, sich zu einem Vertilgungskriege wider dieselben entschließen sollen? Sollten sie, nachdem so oft und laut über das Anwachsen der Schulden, die Noth und Armuth des Volkes, die Verwirrung der Finanzen geklagt worden war, die dazu erforderlichen neuen Bewilligungen machen? Es zeigte sich bald, daß ihr Eifer so weit nicht reichte.

Der erste Vorschlag, der ihnen gemacht wurde, ging auf eine Verwandlung der indirecten Steuern in eine directe, die nach der Zahl der Feuerstellen im Reich erhoben werden sollte: man berechnete diese auf drei Millionen und hoffte davon funfzehn Millionen Livres zu ziehen. Allein wie hätte ein so wenig gereifter, ungefährer, weit aussehender Entwurf, durch dessen Ausführung alles noch mehr als bisher in die Hände der als räuberisch angesehenen, zum Theil fremden Finanzbeamten gerathen wäre, sich Beifall versprechen können? Er ward ohne weiteres abgelehnt. Auch eine mäßigere Forderung, die auf außerordentliche Bewilligung von zwei Millionen lautete, ward von den Deputirten des dritten Standes zurückgewiesen: denn in ihrer Instruction sei nur davon die Rede, daß der König von seinen Schulden frei gemacht, nicht davon, daß eine andere neue Last übernommen werden solle. Endlich trug der Hof auf einen Verkauf von Domänen an, den man ihm, so meinte er, nicht werde abschlagen können. Damit aber erweckte er nicht allein eine vorübergehende, sondern fast eine systematische Opposition. Der Deputirte von Vermandois, der gelehrte Johann Bodin, trat mit der Behauptung auf, dem Fürsten sei nur der Gebrauch des öffentlichen

ist in den Mémoires de Nevers I, 166, wiederholt im 13. Bande von Mayer S. 97; vollständiger findet sich das Tagebuch in dem 3. Bande des Journals von Estoile 1744. Ich halte mich ganz daran.

Landes überlassen; das Eigenthum desselben gehöre dem Volke. In den Provinzialversammlungen, aber auch nur in diesen, würde allerdings eine Domänenveräußerung beschlossen werden können; doch sei das nicht anzurathen, denn der dritte Stand würde den dadurch entstehenden Ausfall später auf eine andere Weise zu decken haben [1]).

Auch in den anderen Ständen kamen Ansichten von ausnehmender Tragweite vor. Man hat den Gedanken geäußert, daß nur das, was in den Ständen streitig geblieben, einer neuen Besprechung mit dem königlichen Rath unterworfen werden, alles aber, worüber sie sich vereinigen würden, unmittelbar Gesetzeskraft erlangen sollte [2]). Man wollte ferner die ständischen Beschwerden nicht mehr der Entscheidung des königlichen Conseils allein anheimgeben, sondern eine Deputation ernennen, die mit demselben darüber berathen und beschließen sollte; man dachte daran, die Zahl der Mitglieder des Conseils festzusetzen und die ungeeignet Scheinenden zu entfernen.

So geriethen die Stände, anstatt sich dem König in seinen kriegerischen Absichten unbedingt beizugesellen, in Streitigkeiten über die Verfassung mit ihm, auf die er einzugehen vermied, deren Bedeutung ihm aber vollkommen einleuchtete.

Auch im Conseil selbst erhob man Einwürfe gegen das Vorhaben. Bellièvre machte auf die unheilvollen Wirkungen aufmerksam, welche die Behauptung, daß der König durch seinen Krönungseid von Verpflichtungen, die er in aller Form übernommen habe, im voraus freigesprochen sei, auf die auswärtigen Verhältnisse ausüben müsse.

Schon war alles wieder zweifelhaft, als am 28. Februar 1577 eine feierliche Berathung über die einzuschlagende Politik in dem versammelten Conseil eröffnet ward. Die geistlichen Mitglieder desselben, die Cardinäle, forderten nach wie vor die Herstellung der Einheit der Religion: denn man müsse sich trotz aller Schwierigkeiten

1) Recueil de tout ce qui s'est négocié en la compagnie du tiers état, pris des Mémoires de M. Bodin. Bei Mayer 13, 299. Bodin ist in seinem politischen Werk auch über die Domänen ausführlich; jedoch drückt er sich da nicht so republikanisch aus, obwohl er am Grundsatze festhielt. De republica VI, 1002. Eine aliénation perpétuelle war durch ein Edict Carls IX., Februar 1566, zu Moulins besonders verboten.

2) Thuanus Lib. LXIII, p. 180: „Quod concordibus ordinum suffragiis decerneretur, id ratum esset: in quo dissiderent, id a rege et reginae parentis regii sanguinis principum et Franciae parium et XII ordinum delegatorum sententia decideretur".

auf Gott verlassen. Ihnen schlossen sich die Herzoge von Guise, Nevers und Mayenne an. Nevers, noch in dem vollsten katholischen Eifer, empfahl den Krieg wie einen Kreuzzug: die Kosten dazu meinte er durch Darbringungen vor dem Hochwürdigsten, nicht für den König, sondern für Gott zu gewinnen. Dagegen aber erklärten sich Andere, die für nicht minder gute Katholiken gehalten sein wollten, die tapferen Marschälle Biron und Cossé, mit besonderem Nachdruck der Herzog von Montpensier, der auf einer Reise zum Könige von Navarra sich die Ueberzeugung verschafft hatte, daß auch von der hugenottischen Seite her einige Nachgiebigkeit zu erwarten sei. Man war gespannt, wie nun die Königin-Mutter, die in allen Dingen noch immer das Meiste vermochte, sich aussprechen würde; leicht beweglich, wie sie war, und in ihrer jedesmaligen Richtung entschieden, trat sie zu den Gemäßigten über. Sie sagte, man könne kaum leben; woher wolle man die Mittel zu einem Kriege nehmen, wie dieser werden müsse? Würde dabei das Reich zu Grunde gehen, so würde auch die Religion verloren sein; mit jenem dagegen werde sich diese erhalten. Für Andere möge es, bei dem Ruin des Staates, ein Trost sein, daß sie die Religion aufrecht zu erhalten glauben; zu denen gehöre sie nicht: sie rathe dem Könige, vor allem sein Reich und seine Person zu erhalten: eines Tages werde die göttliche Macht die beiden Religionen vielleicht wieder vereinigen.

In diesem Sinne schloß hierauf der König. Denn es müsse, sagte er, auch erlaubt sein, unter veränderten Umständen seine Meinung zu ändern.

Berathungen und Beschlüsse von einer unermeßlichen Wichtigkeit. Die Protestanten hatten die Versammlung der Stände gefordert, in der Hoffnung, bei denselben Zustimmung zu finden und eine durchgreifende Reform im Sinne der Beschlüsse von 1560 und 1561 ins Werk gesetzt zu sehen; der König hatte dagegen die Stände in der Absicht berufen, mit ihnen den Krieg gegen Politiker und Hugenotten zu erneuern. Die Stände traten keinem von beiden Theilen bei. Sie waren katholisch, sie verriethen nicht die mindeste Sympathie mit den Hugenotten; aber so groß war ihre Hingebung an die Krone mit nichten, daß sie ihr die Mittel zu einem neuen Kriegsunternehmen hätten gewähren mögen.

Dahin führte das Hin- und Wiederwogen der entgegengesetzten Kräfte überhaupt nicht, daß die eine oder die andere Partei auf vollkommenen Sieg hätte hoffen können. Die Krone mußte auf den

Weg zurückkehren, den sie von Anfang an eingeschlagen hatte, die eine Partei neben der anderen zu dulden. Es zeigte sich unmöglich, die alten Gesetze der katholischen Kirche an den Neugläubigen zu vollstrecken; das einzig Erreichbare schien noch, die ihnen gemachten Zugeständnisse auf ein solches Maß zu bringen, daß der Katholicismus dadurch nicht etwa gefährdet würde.

Indessen war der Krieg schon allenthalben ausgebrochen und mußte zu Ende geführt werden. Freiwillige Dienstleistungen des Adels, Beiträge der Geistlichkeit, Bewilligungen des Papstes setzten den König in Stand, einen Feldzug beginnen. Als er die Stände über ihre geringe Theilnahme ziemlich ungnädig entließ, sagte er ihnen, er wolle nicht Böses mit Bösem vergelten, er wolle sie allerdings gegen die Hugenotten vertheidigen; aber eine neue Verwüstung des Reiches könne er dabei nicht veranlassen: sein Sinn sei nur auf einen dauerhaften Frieden gerichtet.

Der Krieg des Jahres 1577 ist einer der wenigen Kriege, bei denen man ein bestimmtes, nahes Ziel verfolgt und sich dann begnügt hat, dies zu erreichen. Zwei königliche Armeen erschienen im Felde, die eine unter dem Bruder des Königs, dem der Herzog von Guise zur Seite stand, die andere unter dem Herzoge von Mayenne: jene eroberten zwei der vornehmsten Festungen der Protestanten, la Charité und Issoire; dieser drang siegreich in Poitou vor, entsetzte einige bedrohte Plätze, eroberte andere und pflanzte einmal seine Kanonen eine Viertelstunde weit von Rochelle auf; auch die Flotte von Rochelle erlitt einen Verlust.

Indem man aber eine rasche Verfolgung dieser Vortheile erwartete, hielt König Heinrich III. plötzlich inne. Das Gerücht von einem großen antikatholischen Bunde, der gegen ihn geschlossen sei, und von dem Anzug eines neuen deutschen Heeres reichte hin, seine friedlichen Entschlüsse zur Reife zu bringen. Königin Catharina übernahm, sie bei dem Papste zu entschuldigen.

Dem entsprach die Gesinnung der anderen Partei. Damville faßte im ersten Feuer den Plan, die türkische Flotte nach Aigues-mortes zu berufen, was dann die Spanier, den Papst und den französischen Hof auf friedliche Gedanken bringen werde; aber schon wußten die Protestanten, daß der König nicht darauf denke, sie zu verderben, und wollten zu so verzweifelten Maßregeln ihre Zustimmung nicht geben. Damville näherte sich hierauf wieder dem Hofe; in allen seinen Briefen drückte er Friedensliebe aus.

Heinrich III. hielt sich damals in Poitiers auf; die Unterhandlungen fanden meist zu Bergerac zwischen dem Könige von Navarra und dem Herzoge von Montpensier statt. Gleich bei der Eröffnung derselben erklärte Heinrich von Navarra recht feierlich, in dem letzten Edicte seien allerdings einige Punkte enthalten, die man nicht werde ausführen können, die man streichen müsse [1]). Er versprach, bei der Versammlung der Kirchen daran zu sein, daß sie alles fallen lasse, was die Ruhe von Frankreich stören könne.

Bei dem beiderseitigen Ernste vereinigte man sich auch bald zu dem Vertrage, der von Poitiers oder Bergerac den Namen führt und fast der wichtigste aller dieser Verträge ist [2]).

Vornehmlich wollte man der Besorgniß, daß der Protestantismus das ganze Reich überfluthe, welche zu den letzten Unruhen den vornehmsten Anlaß gegeben hatte, ein Ende machen. Die Religionsübung ward den Orten zugestanden, wo sie gerade damals am Tage des Abschlusses stattfinde; dem hohen Adel in seinen Häusern sollte sie unbenommen, aber übrigens auf Einen Platz in jedem Amtsbezirk eingeschränkt und von der Hauptstadt auf zehn Lieues ausgeschlossen sein. Die Hugenotten willigten ein, daß die gemischten Kammern nur in den vier südlichen Parlamenten eingerichtet wurden; darüber jedoch hielten sie, daß sie zu allen Aemtern fähig blieben [3]). Der König gewann es über sich, wegen der am Bartholomäustage 1572 vorgefallenen Excesse sein Mißfallen auszusprechen; alle Gouverneurs und Beamten sollten in die Stellen zurückkehren, die sie vorher bekleidet hatten. Er erkannte den König von Navarra und den Prinzen von Condé als seine getreuen Unterthanen an. Dem Letzteren wurde sein Anspruch auf die Picardie vorbehalten; statt Peronne behielt er die viel bedeutendere Stadt Jean d'Angely zu seiner Sicherheit. Indem alle anderen Plätze zurückgegeben werden sollten, wurde noch den Hugenotten gestattet, deren zwei in Languedoc, zwei in der Provence, zwei in Dauphiné und drei in Guienne mit ihren Glaubensgenossen zu besetzen; der König machte sich anheischig, die Kosten dieser Besatzungen zu tragen.

Die Zugeständisse, die den Hugenotten gemacht wurden, sollten ihnen eine gesicherte Existenz verschaffen; die Beschränkungen, welche

1) Discours adressé au duc de Montpensier bei Berger I, 147.

2) Das Haupte dict von Poitiers; die besonderen, anfangs geheim gehaltenen Artikel sind zu Bergerac 17. Sept. 1577 datirt.

3) Maffei Gregorio XIII, I, 295.

sie erfuhren, die Besorgnisse der Katholischen heben; Niemand war glücklicher über die Abkunft als der König. Er nannte den Frieden seinen, des Königs Frieden, und sagte, es sei so gut, als habe er die Artikel mit eigener Hand geschrieben; er hatte den Gedanken, der Stadt Poitiers den Namen Friedensstadt beizulegen.

Der Friede ist, wie das Resultat aller früheren, so die Grundlage der späteren Verhältnisse und Zustände. Er enthält nicht eine ideale, sondern nur eine factische Lösung der großen obschwebenden Fragen. Er bezeichnet den Punkt, wohin das Gewicht und die Energie der gegen einander in Kampf geführten Kräfte die Dinge geführt hatten.

Bei der Ausführung ist man noch auf einige Schwierigkeiten gestoßen, oder neue Hindernisse haben sich ihr entgegengesetzt; es ist sogar in Guienne noch einmal zu einer kecken und einseitigen Waffenerhebung gekommen; neue Verabredungen haben getroffen werden müssen, zu Nérac im Februar 1579, zu Fleix im November 1580; aber bei dem in Poitiers Verabredeten ist man auch dann stehen geblieben; Frankreich schien sich dabei beruhigen zu wollen, und vielleicht würde es sich in der That dabei beruhigt haben, hätte es nicht eine Macht neben sich gehabt, die eine Abkunft solcher Art nicht dulden wollte, sondern es sich zum Geschäft machte, sofort die Stoffe einer entgegengesetzten Bewegung zu neuen Stürmen um sich her zu versammeln.

# Fünftes Buch.

## Heinrich III. und die Ligue.

Wie im Alterthum Athen nicht zu denken wäre ohne Sparta, Rom ohne Carthago, so ließe sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Frankreich ohne den Gegensatz der spanischen Monarchie nicht denken noch verstehen.

Was war es, worüber Franz I. und Carl V. in ihrer Zeit kämpften? Der Kaiser suchte das allgemeine Uebergewicht, das mit dem Begriffe seiner Würde verbunden war, geltend zu machen; Franz I. hielt die französische Idee, die Idee von Frankreich aufrecht.

Ein gefahrdrohendes Kaiserthum gab es jetzt nicht mehr. Aber der Sohn und Erbe des Kaisers, durch den Besitz ausgebreiteter Landschaften und des indischen Goldes mächtig, erneuerte den Anspruch auf eine vorwaltende Autorität in der Welt; indem er als Vorkämpfer des angefochtenen alten Glaubens auftrat, fand er in den Anhängern desselben eine Beistimmung, die ihm die Stellung und Macht eines allgemeinen Parteihauptes über ganz Europa verschaffte.

Der Gedanke Coligny's war gewesen, die Kraft der protestantischen Antriebe und Verbindungen mit dem französischen Interesse zu vereinigen, Frankreich an die Spitze der antispanischen Mächte zu stellen; er war darüber umgekommen. Aber die Regierung, die seiner Richtung nicht folgen wollte, fühlte doch auch keine Neigung, sich dem spanischen System anzuschließen; sie hätte dabei ihre Unabhängigkeit zu verlieren gefürchtet; wir sahen, welchen Antrieb diese Besorgniß zu den Pacificationen gab, die doch zuletzt den Platz behielten. Nach langen zweifelhaften, immer wieder auftauchenden und immer wieder erstickten Kämpfen hatte die reformirte Meinung eine feste Stellung gewonnen, die sich täglich mehr befestigte. Die Anerkennung derselben, wiewohl der Regierung abgezwungen, gehörte,

das Land im Ganzen angesehen und der Thatsache nach, zur Idee der politischen Selbständigkeit von Frankreich.

An sich durfte man nicht erwarten, daß sich der König von Spanien mit einem Zustande wie dieser befreunden oder nur vertragen würde. Aber dazu kam, daß der niederländische Krieg fortdauerte, der nicht verfehlen konnte, von Zeit zu Zeit die frühere Theilnahme der Hugenotten wieder zu erwecken oder den alten Ehrgeiz in der französischen Regierung aufzuregen. Philipp II. sorgte nur für sich selbst, wenn er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel ergriff, um den ihm widerwärtigen Tendenzen in Frankreich die ihm befreundeten strengkatholischen entgegenzustellen.

Die Ligue ist mehr, als man glaubt, ein Werk von Spanien und Philipp II.: sie bildet ein Moment und zwar das entscheidende in dem Gegensatze der beiden Monarchien. In dem inneren Frankreich selbst, das trotz der Pacification durch den Fortgang der allgemeinen Gegensätze und die alten Leidenschaften in steter Aufregung erhalten wurde, fand Philipp seine besten Waffengefährten. Der damalige König von Frankreich vermochte auf die Länge nicht, seine Unterthanen zusammenzuhalten.

## Heinrich III. und seine Regierung in den Friedensjahren.

Heinrich von Valois hatte als Prinz eine hohe militärische Stellung eingenommen und sich, mit größerem oder geringerem Verdienste, kriegerischen Ruf erworben; aber wie erstaunten schon die Polen, bei denen dieser Ruf zu seiner Wahl beigetragen hatte, als er bei ihnen anlangte! Sie erwarteten eine stolze Gestalt, rauhe Sitten, Gespräche von Krieg und Waffen; statt dessen stellte sich ihnen ein junger Mann von zartem Körperbau dar, der Edelsteingehänge in den Ohren trug und sich nach den Vergnügungen der französischen Gesellschaften zurücksehnte.

Diese zu genießen, in seiner Weise, war die Absicht und der Wunsch des Fürsten, als er jetzt, nach dem Frieden von Poitiers, in seine Hauptstadt einzog, um daselbst seine Wohnung zu nehmen, anhaltender, als es bisher ein französischer König gethan hatte.

Er liebte nicht, zur Jagd zu gehen; selten sah man ihn reiten, obgleich er sich zu Pferde gut ausnahm; alle heftigen Leibesbewegungen waren ihm verhaßt.

Wie sein Bruder Carl als der Stärkste und Unermüdlichste hatte glänzen wollen, so suchte Heinrich eine Ehre darin, als der

Zierlichste, Wohlgekleidetste zu erscheinen. Nur mit Menschen desselben Geschmacks liebte er umzugehen. Er erfand neue Formen strenger Etiquette.

Mitten unter den gewaltsamen Naturen, die ihn umgaben, nach so viel Unthaten und Bürgerkriegen, deren Stoff noch immer glimmend jeden Augenblick in helle Flammen auszubrechen drohte, wollte er ein Palastleben führen, zusammengesetzt aus Uebungen der Frömmigkeit, städtischen Vergnügungen, Zurückgezogenheit und dem Genusse der Verehrung, die der höchsten Gewalt zukommt.

Seine Art und Neigung war es nicht, mit alten Heerführern, Staatsbeamten oder Gelehrten Gespräche zu pflegen, die ihn hätten unterrichten können. Er umgab sich mit jungen munteren Leuten von angenehmem Aeußern, die in Sauberkeit der Kleidung, Zierlichkeit der Erscheinung mit ihm wetteiferten: anfangs zehn oder zwölf an der Zahl, aus denen jedoch schon im Jahre 1579 ihrer vier als erklärte Günstlinge hervortraten, die man am Hofe wohl die vier Evangelisten nannte, St. Luc, d'O [1]), Arques und Caumont. Günstling zu sein, war nicht eine Sache des momentanen Wohlgefallens, sondern eine Art von fester Stellung. Zuweilen zog sich der König mit ihnen auf das Land in eines seiner Schlösser zurück, wo er nur als Hausherr und Wirth angesehen sein wollte, und alles schien sehr harmlos. Wenn er zurückkam, zeigte sich jedoch bald, daß die jungen Freunde vielen Einfluß auch auf den Staat hatten.

Auch darin suchte sich Heinrich III. von seinem Bruder zu unterscheiden, daß er der Mutter nicht so unbedingt in den Staatsgeschäften folgte. An den Berathungen des Morgens nahm sie immer den vornehmsten Antheil; aber häufig wurden die daselbst gefaßten Beschlüsse einseitig von dem König abgeändert [2]). Noch weniger war es sein Sinn, der Eigenmacht und dem Familieninteresse der großen Geschlechter, die immer weiter um sich griffen, freie Hand zu lassen. Es schien ihm besser, nur eben die zu befördern, die ihr Emporkom-

1) Hieronymo Lippomano Relatione di Francia 1580. d'O würde hiernach um vieles jünger sein müssen, als man ihn gewöhnlich sein läßt. Auch der Secretär Lippomano's giebt ihm 1579 nur 28 Jahre.

2) Priuli Relatione 1583: voltando sottosopra le deliberationi che sono fatte alla presenza della madre, senza dargliene alcuna parte: il che viene attribuito parte all' umor del re, ch'è fatto molto ardito nelle resolutioni e presume grandemente del suo giuditio parte ancora all' autorità che hanno seco li suoi favoriti, con li quali in camera sua privatamente ragiona di tutte le cose.

men seiner Gunst verdankten. Arques ward zum Herzoge von Joyeuse und zum Gouverneur der Normandie mit Havre de Grace, Caumont zum Herzoge von Epernon und nach und nach zum Gouverneur von Metz, Boulogne, Calais und von Provence ernannt. Jener erhielt überdies mit der Würde eines Admirals besondere Rechte über die Marine, dieser durch das Amt eines Generalcolonels der französischen Infanterie einen ungemein bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Offizierstellen in der Armee.

Hierdurch stieß nun aber Heinrich III. eben mit dem mächtigsten Element in seinem Reich und Staate zusammen.

Was sich schon in früheren Zeiten angebahnt, Selbstmacht und Unabhängigkeit der großen Gouvernements, war während der Bürgerkriege recht eigentlich ausgebildet worden. Die beiden auf einander folgenden Minderjährigkeiten in einem Zeitraume von Verwirrungen und Verlegenheiten aller Art, wo die Regierung eine Stütze in ihren Unterthanen zu suchen genöthigt war, die Unbestimmtheit der Rechte, das Schwanken des Systems hatten dem Ehrgeiz und der Eigensucht einiger großen Familien und aller derer, die sich ihnen anschlossen, freie Bahn gemacht. Im Tumulte des Krieges und der Parteiung, wo ein Jeder für sich selbst zu sorgen, von sich selbst Rath zu nehmen hatte und sich auch durch Vertheidigung des eigenen persönlichen Interesses ein Verdienst erwerben konnte, waren die Gouverneurs der Provinzen zu einem Gefühle von Selbständigkeit, ja sogar die Befehlshaber in Festungen und Städten zu einer wenig abhängigen Stellung gelangt [1]). Viele gehörten vornehmen Geschlechtern an: alle wurden durch die Parteiung mit einander verbunden. Es führte sich ein, daß weder die Befehlshaber in den Städten, noch die Gouverneurs in den Provinzen nach dem Gutdünken der höchsten Gewalt von ihren Stellen entfernt werden konnten. Nur durch Urtheil und Recht meinte ein Jeder seine Stelle verlieren zu können; bei Erledigungen durch den Tod mußte auf die Verwandten, Verbündeten Rücksicht genommen werden. Der Gedanke der Erblichkeit regte sich auch in der militärischen Organisation, wie er in dem Gericht und in der finanziellen Verwaltung bereits vorwaltete.

1) Aluise Contarini 1572: Governi non sono solamente nei piu grandi del regno, ma anco son tutti hereditarii, di modo che quando manca un governator, il re è constretto per non discontentar i heredi, consentir, che i figliuoli, se sono in età o almanco i piu stretti parenti entrino in loco del morto.

Wie mußte es nun diese mächtigen Gewalthaber berühren, wenn Heinrich III. ihre Ansprüche nicht anerkannte und Andere in die Stellen beförderte, auf die sie Anrechte und Anwartschaften besaßen! Dem Könige ließ sich kein gegründeter Vorwurf machen: denn ohne Zweifel war er zu dem befugt, was er that; aber eben von ihm hatte man das nicht erwartet, und welche Leute zog er vor!

Der tapfere Carl Brisac, der einen Erbanspruch auf jene Stelle eines Generalcolonels zu haben glaubte, sah sich durch einen eingebildeten jungen Menschen ohne Verdienst verdrängt. Der Herzog von Mayenne, an den die Anwartschaft auf die Admiralswürde von seinem Schwiegervater her gekommen war, gab dieselbe, wiewohl er eine Geldentschädigung erhielt, doch nur mit dem äußersten Widerwillen auf. So sah sich Emery de Villiers des Gouvernements von Caen beraubt, Mandelot in seinem Gouvernement von Lyon gestört, eben durch die Günstlinge und ihre Angehörigen. Auch ferner hatten sie nicht viel Gutes zu erwarten, da die Menschen, die sie bedrängten, am Hofe die mächtigsten blieben.

Die beleidigten Gewalthaber waren nun meistens eben die, welche in der Religionssache die katholische Partei ergriffen hatten und welchen die Duldung der Hugenotten, in denen sie geschworene Feinde sahen, unerträglich vorkam. Sie fanden natürliche Verbündete an einem Theile der katholischen Geistlichkeit, die ihren Anspruch auf die ausschließende kirchliche Herrschaft in Frankreich keinen Augenblick aufgab und überdies in mannigfaltigen Streithändeln mit dem Könige stand.

Mit der im Innern vordringenden Restauration der katholischen Ideen war auch eine Erneuerung der hierarchischen Ansprüche, der Krone gegenüber, verbunden; die Männer alter Zeit, die in der Verfechtung derselben umgekommen, wie Thomas von Canterbury, wurden der Ehrfurcht der Zeitgenossen in lebendige Erinnerung gebracht.

In der Versammlung von 1579 bis 1580, welche die Geistlichkeit nicht in Paris hielt, um nicht dort durch locale und momentane Rücksichten gefesselt zu werden, sondern in Melun, ward eine Vorstellung aufgesetzt, in der die beiden vornehmsten clericalen Forderungen — Einführung der Schlüsse des tridentinischen Conciliums und Wiederherstellung der freien Wahlen — erneuert wurden: der Bischof von Bazas trug sie dem Könige mit vieler Salbung vor: Heinrich III. wies sie jedoch nachdrücklich von sich. „Wenn der Clerus sich reformiren wolle, so könne er es auf den Grund der alten

kirchlichen Satzungen selber thun; er brauche sich nur zu entschließen, den dritten Theil seines Einkommens wie vor Alters wieder den Armen zu widmen: auf die Einführung der tridentinischen Decrete dringe selbst der Papst nicht mehr, da die französischen Verhältnisse dazu nicht passen". Was die freien Wahlen anbelangt, so sagte er, das Recht, zu den Bisthümern und Abteien zu ernennen, habe er von seinen Vorfahren ererbt, von denen es mit Bewilligung des Papstes und der Kirche ausgeübt worden sei, und er denke es zu behaupten. Er machte sie auf das Parteiunwesen und die Simonie aufmerksam, die mit den Wahlen verbunden seien, und auf die Gefahr, in der, wenn es zu einem anderen Systeme komme, gar mancher von ihnen selbst sich befinden dürfte, nicht wieder gewählt zu werden [1]).

Einen nicht geringen Einfluß hatte aber die Corporation des Clerus auf die Staatsverwaltung schon in Folge der finanziellen Contracte, die sie mit der Krone eingegangen war. Um ihre Pflichten erfüllen zu können, forderte sie die Befreiung der Provinzen, die von den Hugenotten eingenommen seien: sie drückte sich nicht anders aus, als wenn sie von der Occupation durch einen auswärtigen Feind spräche. So wenig war sie mit der gesicherten Stellung, welche die Krone den Reformirten gewährt hatte, einverstanden [2]).

Ihr Widerstreben erhielt verdoppeltes Gewicht durch die Unordnung des Geldhaushaltes, die ohnehin alles in die äußerste Verwirrung brachte.

Was ist es gewesen, sagt ein Schriftsteller der Zeit, was den Fürsten vom Hause Valois ihr Ansehen in der Welt verschafft hat? Außer ihren heroischen Thaten war es vornehmlich die Aufmerksamkeit, die sie ihren Finanzen widmeten, die gerechte Vertheilung ihres Einkommens, worin sie eine der vornehmsten Pflichten eines Monarchen sahen.

Den alten Valois war in der That nichts mehr zu statten ge-

1) Die Nachricht von Thuanus, lib. LXXIII, muß aus dem Procès verbal über die Versammlung zu Melun berichtigt werden, aus der unsere Notizen stammen.

2) In der Assemblée pour l'audition et clôture des comptes du receveur général wird beschlossen: seront remontrées les nécessités des provinces, occupées par l'ennemi, lesquelles attendent et requièrent le secours de S. M. pour leur délivrance.

kommen, als daß sie meistens bei Gelde waren. Carl V. und Carl VII., vor allen anderen Ludwig IX., aber auch Ludwig XII. und Franz I. verstanden es, Ordnung in ihrem Staatshaushalte zu halten: nur dadurch vermochten sie ihre Kriege glücklich zu führen. Schon Heinrich II. ließ dies Talent, diese Aufmerksamkeit vermissen. Hauptsächlich Geldmangel nöthigte ihn zu dem Frieden von 1559; bei seinem plötzlichen Tode hinterließ er eine für Frankreich unerhörte Schuldenlast.

Noch viel verderblicher aber wurde die Verwaltung seiner Söhne und ihrer Mutter Catharina Medici.

Die momentanen Bedürfnisse des Krieges nöthigten zu den äußersten Anstrengungen. Es kamen Jahre vor, in denen man den doppelten Betrag der Einkünfte außerordentlich verbrauchte. Italienische Geldbesitzer beherrschten das Creditwesen und die Administration.

Ich werde später Gelegenheit haben, auf die Finanzen im Allgemeinen zurückzukommen; hier sei es genug, zu bemerken, daß Heinrich III., als er zur Regierung gelangte, bereits ein Deficit von einer Million fand.

Dieser König suchte sich auf die Weise seiner Vorfahren zu helfen. Zuweilen wurden die Beamten nicht bezahlt, zuweilen die Zinsen der Schulden inne behalten, hauptsächlich aber neue Stellen creirt und verkauft, oft eben an die Geldbesitzer, denen dann ein bedeutender Erlaß zu Theil wurde, wenn sie unmittelbar bezahlten. Das konnte aber um so weniger ausreichen, da es der König als eine unentbehrliche Eigenschaft bei dem Besitze der höchsten Gewalt ansah, freigebig zu sein. In einem Tagebuche der Zeit werden die gewaltsamen Mittel, zu Gelde zu gelangen, und die Vergeudung desselben an die Günstlinge unmittelbar nebeneinander gestellt, und man sieht, welch einen widrigen Eindruck beide zusammen hervorbrachten.

Indem das Land dem Drucke der Steuern erlag, hatte der Hof nicht zu leben; bei den Musterungen der Truppen war oft kein Pfennig Löhnung vorhanden: man hatte kein Geld, die Besatzungen in den Grenzfestungen zu bezahlen.

Um gegen so viele Uebelstände gründliche Heilmittel aufzufinden, ward gegen Ende des Jahres 1583 eine Notablenversammlung nach St. Germain berufen, in welcher die wichtigsten Vorschläge einer durchgreifenden Reform gemacht worden sind. Auch die Parlamente waren weder in der Gunst des Königs noch im Ansehen bei der

Nation [1]): man zog die Mißbräuche, die sich bei ihnen eingeschlichen, die schlechten Folgen der Käuflichkeit der Justizämter in ernstliche Berathung. Die Versammlung nahm auf die Erneuerung der alten Compagnien der Hommes d'Armes Bedacht, sowohl zur Vertheidigung des Reiches nach außen, als zur Erhaltung des inneren Gehorsams; die größte Aufmerksamkeit wendete sie den Finanzen zu; wir finden ein ausführliches Gutachten voll von gesunden Ansichten über die Herbeibringung der Domänen, die Erhöhung der Pachtgelder von den indirecten Einkünften, die Herabsetzung der Taille [2]). Und nicht ohne Wirkung blieben diese Berathungen. Eine Anzahl von überflüssigen Besoldeten ward in der That von den Listen gestrichen. Jene Inquisition gegen die finanziellen Beamten begann im Herbste 1584, und nicht wenige, eben die reichsten und vornehmsten, sah man entfliehen. Schon wurde auch eine Anzahl richterlicher Stellen ohne Nachsicht aufgehoben; der neue König nahm einen Anlauf, auf manche seiner jugendlichen Vergnügungen Verzicht zu leisten, er schien sich mehr anzustrengen [3]).

Die Fehler Heinrichs III. fielen Jedermann in die Augen: sein Mangel an sittlicher Haltung, seine Genußsucht, seine Abhängigkeit von einigen Günstlingen gaben ein allgemeines, nur zu wohl begründetes Aergerniß; aber zuweilen erhob er sich auch zu der Höhe seines Berufes: er zeigte geistige Fähigkeiten, einen Begriff von seiner Stellung — freilich nicht ohne Schwanken —, empfänglichen Sinn und guten Willen. Ihm hatte man doch die Pacification zu danken: außer jenen Günstlingen saßen noch einige würdige und talentvolle Männer in seinem Rathe, welche dieselbe aufrecht erhielten. Die Regierung kannte die Mängel der Staatsverwaltung und gab sich Mühe, ihnen abzuhelfen, den Gedanken der Monarchie gegen die mächtigen Gouverneure und die Ansprüche des Clerus, die Forderun-

1) Priuli: Li parlamenti si sono empiti di uomini di bassa conditione, li quali non hanno nè animo nè autorità di poter difendere contra li ministri piu intimi del re il servitio et ben commun. — Das Tagebuch von l'Estoile erwähnt ein placard: „intitulé Evangile des longs vétus". Il estoit fait contre ceux de la justice, auxquels on en vouloit fort et qu'on disoit par leur connivence ouvrir peu à peu la porte à ceux, qui ne demandoient qu'à lui faire violence.

2) Articles et propositions etc. en l'assemblée à St. Germain en Laye au mois de Novembre 1583.

3) Augerii Busbequii Epistolae. Ep. 31: Rex urget institutum in melius conversae vitae.

gen des gemeinen Wohles gegen die Mißbräuche der Beamten der Justiz und der Finanzen geltend zu machen. Für die Hauptstadt hatte noch nie ein Fürst so viel gethan, wie Heinrich III. Die alten Könige zogen ihre Schlösser an der Loire dem Aufenthalt in Paris vor: Franz I. verweilte am liebsten in der Nähe, zu Fontainebleau oder zu St. Germain; noch häufiger hielt Heinrich II. seinen Hof in der Hauptstadt; Carl IX. war durch die Unruhen des Religionskrieges meistentheils dahin gebannt. Zugleich freiwillig und regelmäßig nahm aber erst Heinrich III. seinen Sitz in Paris, und man kann nicht beschreiben, wie sehr die Stadt unter ihm an Menge der Menschen und Zahl der Häuser zugenommen habe. Hier fand man jetzt die Institute der Cultur, die man sonst in Italien hatte suchen müssen. Nicht ohne damit bei den altgesinnten Franzosen anzustoßen, begünstigte Heinrich III. die aufkommende Comödie so wohl, wie die geistlichen Ceremonien, die herüberkommenden Bruderschaften und literarischen Vereine[1]): er selbst nahm Theil an einer Akademie, welche beides, die Sprache und die Wissenschaften, zu cultiviren sich vorsetzte: er hat seinen Namen in ihre Statuten eingeschrieben.

Werfen wir noch einen Blick auf diese Bewegung des Geistes, welche, wie oben angedeutet, in einem Vordringen der classischen Studien und zugleich der ausgebildeten italienischen Literatur, Kunst, Lebensweise in das mittelalterliche Frankreich bestand; während des Bürgerkrieges ging sie unaufhörlich fort und herrschte in den Jahren des Friedens.

## Blick auf die Literatur.

In Frankreich glänzten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein paar Philologen, die an Umfang und Tiefe der classischen Alterthumskunde alles übertrafen, was Italien hervorgebracht hatte, und deren Gleichen es vielleicht niemals wieder gegeben hat.

Der gelehrteste aller Buchdrucker, Henricus Stephanus, bezeichnete das sonst so unheilvolle Jahr 1572 mit einem in den Annalen der Gelehrsamkeit Epoche machenden Werke, seinem griechischen Wörterbuche, das man als die Schatzkammer für diese Sprache ansehen darf, in welcher die gesammte nunmehr gewonnene Kenntniß vereinigt und den folgenden Geschlechtern überliefert ward.

1) Lettres de Pasquier IX, 12.

Neben ihm erhob sich über die Menge der Mitstrebenden Joseph Scaliger, ein Mann, der, im vollen Besitz einer universalen Erudition [1]), niemals sich selbst darin verlor und für den Eigenwillen, mit dem er zuweilen zu Werke geht, durch einen Scharfsinn entschädigt, der als eine Art von Divinationsgabe erscheint und bis auf den heutigen Tag die Bewunderung verwandter Geister erweckt.

Eine Stufe tiefer finden wir gelehrte und sinnvolle Ausleger, glückliche Nachahmer der Alten in deren Sprache, wie Lambin und Muret, die das Alterthum dem allgemeinen Verständnisse näher brachten. Denn wenn irgendwo, so ward in Frankreich eine durchgreifende Einwirkung der classischen Studien auf das Leben angestrebt.

Peter de la Ramée kennt man noch nicht, wenn man nur seine auf die Behandlung der Logik bezüglichen Neuerungen ins Auge faßt. Auch diese sind bemerkenswerth: seine Abwendung von der aristotelisch-scholastischen Methode zur platonischen Dialektik; die Begründung der Rhetorik auf Nachahmung der Natur und der großen Autoren, frei von den hergebrachten Formeln. Aber seine ganze Richtung erscheint erst in den Plänen einer allgemeinen Reform der Studien und Lehranstalten, mit denen er sich trug. In jeder Hinsicht wollte er den bisherigen Weg verlassen, das ganze Wesen der Doctoren und Professoren der Universität umgestalten, den verschiedenen Zweigen der Studien die Werke der Alten unmittelbar zu Grunde legen, in der Jurisprudenz den Codex des Civilrechts, in der Medicin Galen und Hippokrates, in der Theologie das alte und das neue Testament [2]).

Daß das letztere in Paris hätte geschehen sollen, war unmöglich, weil eben darin eine der vornehmsten Forderungen lag, über welche der allgemeine Kampf entbrannt war; wollte doch die Sorbonne nicht einmal eine Abweichung von der Vulgata dulden. Sie stritt darüber mit andersdenkenden Mitgliedern ihrer eigenen Genossenschaft und mit den aufkommenden Jesuiten, wie denn diese, das Bedürfniß der Zeit erkennend, gar manches von Calvin und Beza herübernahmen.

Dagegen zeigten sich die Anregungen der classischen Literatur in den anderen Zweigen sehr wirksam. Aerzte traten auf, welche die

1) Wie sie besonders Casaubonus zu würdigen wußte. Epist. 486.

2) Auszug aus einer an Carl IX. gerichteten Schrift bei Crevier Histoire de l'université de Paris VI, 90.

bei Seite gelegten hippokratischen Regeln wieder in Uebung brachten; bald wollte man, wie der Reformator der Chirurgie, Ambroise Paré, sagte, nicht mehr bei dem stehen bleiben, was man bei den Alten fand, sondern betrachtete ihre Schriften als die Warte, um einen weiteren Horizont zu gewinnen.

In der Jurisprudenz, wo sich Leben und Studium fast am nächsten berühren, erhob sich Cujacius, der durch Erforschung und Verständniß der Quellen die alte Rechtswissenschaft so recht zu seinem geistigen Eigenthum machte und in zahlreichen Mitgliedern der großen juridischen Corporation nacheifernde Schüler fand, welche aus dem verstandenen römischen Recht das einheimische zu verbessern suchten.

Den Weg zu dieser Verbindung hatte schon Dumoulin gebahnt, der eben so kundig der alten wie der neuen Rechte die Pariser Coutumes praktisch commentirte und sich den Namen des Papinian von Paris erwarb. Von den Begriffen des römischen und des altfranzösischen Rechtes aus setzte sich Dumoulin überdies dem Vordringen der päpstlichen Autorität entgegen. Man kann keine zugleich nachdrücklichere und gelehrtere Vertheidigung der weltlichen Macht lesen, als sein Gutachten gegen die Aufnahme der Schlüsse des tridentinischen Conciliums. Auf dem Gebiete der geistlich-weltlichen Controverse bewegte man sich mit besonderer Lebhaftigkeit. Etienne Pasquier, der sich, wie die meisten gelehrten Juristen, der politischen Partei anschloß, suchte darin seinen vornehmsten Ruhm.

Neben diesen Studien konnten die alten mythischen Vorstellungen von dem Königthum der Lilien, an denen die Jungfrau von Orleans zu ihrer Zeit sich begeistert hatte, nicht länger bestehen. Eben so wenig ward der zuletzt eingeschlagene, ganz entgegengesetzte Weg inne gehalten. Auch die Literatur darf man nicht immer beim Worte nehmen. Was man für einen Fortschritt der Ideen zu halten geneigt ist, weist sich häufig nur als eine Aufwallung des Momentes aus. Die Lehren Hottmanns und seiner Genossen, unter dem Eindruck einer von der höchsten Gewalt gebilligten Gewaltthat aufgestellt, mußten zurücktreten, sobald man in Rechten und Geschichten weiter forschte und in der höchsten Macht wieder eine Schutzwehr gegen die Factionen sah. So faßte sie damals Johann Bodin in seinem Buche vom Staate, dem fleißigsten, durchdachtesten und am meisten anerkannten Werke, welches das Jahrhundert über diesen Gegenstand überhaupt hervorgebracht hat. Bodin verschmäht, die Hoheit des Fürstenthums auf eine angebliche Abdankung des Volkes zu begründen, aus der man bereits gefährliche Folgerungen abgeleitet hatte;

selbst das Recht der Steuerbewilligung, das er billigt und empfiehlt, fordert er gleichwohl nicht mehr unbedingt: denn es könne Fälle geben, wo der Fürst, dem das allgemeine Wohl anvertraut sei, die Beistimmung des Volkes nicht erwarten dürfe[1]). Besonders ist er durchdrungen von dem Begriffe der Majestät, welche dem Fürsten zukomme, über dem Niemand sei als Gott allein; aus diesem leitet er das Recht des Krieges und Friedens, des Lebens und des Todes, die Exemption von den Gesetzen, das oberste Gericht und besonders die Hoheit über die Geistlichkeit her, deren Reichthümer, Vorrechte und selbständige Befugnisse ihm verwerflich scheinen. Er betrachtet es als ein Unglück, wenn es in einem Reiche mehr als Eine Religion gebe; sobald dies aber einmal durch die Hand des allmächtigen Gottes geschehen sei, müsse der Fürst die Abgewichenen lieber dulden, als den Staat gefährden, und vor allem nie die Waffen gegen sie ergreifen; denn damit mache er gleichsam den Versuch, ob er von seinen Unterthanen besiegt werden könne oder nicht.

Einen überaus anregenden, aber zugleich beinah überwältigenden Einfluß gewann das Studium der Alten auf die poetische Literatur. Von den Balladen und Rondeaux, mit denen man bisher die ungebildete Menge vergnügt haben möge, wandten sich einige jugendliche Geister, von den Alten angeregt, Tag und Nacht sie studirend, zu der Nachahmung derselben. Sie unternahmen, Homer und Pindar, die griechische Tragödie nicht ohne den Chor, Horaz und Virgil, Anakreon und Catull in freien französischen Nachbildungen in ihrem Vaterlande heimisch zu machen. Ehrgeizig, den Beweis zu liefern, daß ihrer Sprache dazu die Fähigkeit inne wohne, versuchten sie sich in neuen Wortfügungen; denn eben im Gegentheil des Gewohnten sahen sie das Poetische; sie verzweifelten nicht, sogar das Versmaß der Alten zu übertragen und die Prosodie zur beherrschenden Regel der französischen Dichtkunst zu erheben. Es war wie eine Invasion philologischer Tendenzen in das Gebiet der modernen Literatur; einen Augenblick erfochten sie den Sieg: Pierre Ronsard, der von einem seiner Bücher sagt, es habe für die keinen Werth, die nicht Griechen und Lateiner seien, erschien seinen Zeitgenossen und sich selbst als einer der größten Dichter, den die Welt jemals

1) Lib. I, c. VIII: Si urget reipublicae necessitas ... non est expetenda consensio populi, cujus salus agitur, quae ... in principis prudentia consistit (142). Der Vorrede von 1584 zufolge sind die wichtigsten Artikel erst für die lateinische Ausgabe gearbeitet.

gesehen habe; namhafte Philologen commentiren seine Werke wie die der Alten. Er zeigt noch das Herbe eines neuen und einseitigen Unternehmens, dem die individuelle Anstrengung den Beigeschmack des Willkürlichen giebt; von der Gediegenheit des Classischen ist er weit entfernt; aber man müßte sich verblenden, wenn man ihm ein glänzendes Talent der Aneignung und des Ausdrucks absprechen wollte, oder jenen Schwung des Geistes, der für das Einschlagen einer neuen Bahn ohnehin unerläßlich ist. Seiner Zeit that er Genüge. Diese rechnet es sich zum Ruhme, daß Ronsard einige der schönsten Stellen alter Dichter, die Jedermann für unnachahmlich hielt — die Beschreibung der Nacht, einer beginnenden Seefahrt, eines Sturmes bei Virgil, der spinnenden Parze bei Catull — oder auch ein bewundertes Sonnet von Bembo, den glänzenden Anfang eines Gesanges von Ariost, glücklich wiedergab; manchem schien er dieselben sogar zu übertreffen. Ronsard, seine Freunde und Schüler schlossen sich an den Hof an, lebten mit ihm und von ihm; sie waren meistens mit guten Pfründen versehene Cleriker und hielten sich an die katholische Partei; aber das hinderte sie nicht, das ganze poetische Heidenthum nach Frankreich herüberzuführen und sich jede Art poetischer Freiheit auch im Leben zu erlauben [1]). Mit den Alten wetteiferten sie auch in der kecken Nacktheit ihrer Darstellungen.

Schon anderen ernsten Männern erschien ihr Treiben verderblich, wie viel mehr den sittenstrengen Hugenotten; der kaustische und glaubenseifrige Aubigné wendet sich mit moralischem Abscheu davon weg.

Auch die Hugenotten hatten ihren Dichter, der die Zeiten des von Heinrich III. gewährten Friedens, welchen er in einem Gedichte feierte, dazu benutzte, um ein Werk zu vollenden, das einige Jahre lang sich allgemeinen Beifall erwarb, weit über die kirchlichen Kreise hinaus. Es war Guillaume de Saluste, Seigneur du Bartas; sein Werk: die Woche der Schöpfung [2]). Auch ihm stand dabei, wie es scheint, eine Arbeit des späteren Alterthums, des Georg von Pisidien, vor Augen; auch er wetteiferte dann und wann, in seinen Beschrei-

1) Vgl. Pasquier Recherches de la France VII, 8. St. Beuve über Desportes: naturellement païens de forme et d'imagination les poëtes — restèrent bons catholiques en pratique et purement courtisans.

2) Les oeuvres poétiques et chrestiennes de G. de Saluste Sr. du Bartas prince des poëtes François (diesen Titel führt er bei den Hugenotten, Ronsard bei den Katholiken). Genève 1632.

bungen mit den berühmtesten Dichtern; in sein Schloß in Armagnac zurückgezogen, von aller theilnehmenden gebildeten Gesellschaft entfernt, vermied er noch weniger als Ronsard gewagte Metaphern, in denen zuweilen das Niedrigste mit dem Höchsten combinirt wird, und seltsame Wortbildungen: aber er ist voll von Inhalt, reich an Bildern, nicht ohne Schwung; leicht und ungezwungen fließen ihm seine Worte und Verse dahin. Von jenen Clerikern unterscheidet ihn vor allem der Ernst, mit dem ihn seine religiöse Weltanschauung erfüllt. Er will nicht zu den Poeten gehören, welche Plato aus seiner Republik verbannte, weil sie die Guten schlecht und die Schlechten noch verkehrter machen, durch welche der Helikon zu einem Ort der Ausschweifung wird; er widmet sich dem Dienste der Muse Urania, die ihm einst, einen Kranz in den jungfräulichen Händen haltend, erschienen ist, begierig, wie er in seiner Bescheidenheit sagt, noch nicht sein Haupt damit zu schmücken, sondern ihn nur mit den Fingerspitzen zu berühren. Er unternahm, die ganze heilige Geschichte den Zeitgenossen poetisch näher zu bringen; das verlorene Paradies, die Sündfluth, die Thaten der Erzväter, des Moses, der Richter und der Könige hat er noch beschrieben; seine Absicht war, auch den Eintritt des christlichen Weltalters zu schildern und mit der Vollendung aller Dinge, dem Sabbat der Sabbate, zu schließen. Ein im Entwurf großartiges Unternehmen, aber beinahe zu umfassend, als daß es in Einem Sinn und Gusse vollendet und in einem für immer geltenden Ausdrucke späteren Jahrhunderten hätte überliefert werden können.

Ueberhaupt sind diese Arbeiten hauptsächlich durch die Wirkung, die sie auf spätere Zeiten gehabt haben, merkwürdig. Du Bartas ist der Patriarch der protestantischen Poesie: Milton hat ihn studirt und benutzt. Das Wichtigste, was Ronsard und seine Freunde leisteten, mag darin bestehen, daß sie die Gattungen der Poesie, die in einer ausgebildeteren Welt festgesetzt worden, in französischer Sprache versuchten und der Idee der modernen Classicität, wie sie sich in Italien entwickelt hatte, diesseit der Alpen Raum machten. Doch gehörten andere Zeiten und Talente dazu, um sie zu voller Erscheinung zu bringen.

Einen Autor aber besaß auch diese Epoche, welcher, wie er war, so fortan für sich selber gegolten hat, Michel Montaigne.

Auch Montaigne ging von den Studien des Alterthums aus. Wenn sich de la Ramée von Aristoteles zu Plato wandte, so gab Montaigne der Skepsis den Vorzug vor den Akademikern: doch diente sie ihm nur, um den Ueberzeugungen gemäß, welche andere Studien,

besonders des späteren Alterthums, Reisen und Umgang, das Leben und die Ereignisse der Zeit in ihm erweckt hatten, in dem Widerstreite der Systeme, die ihm alle zweifelhaft vorkamen, die Wahrheit der subjectiven Gesinnung hervorzukehren, in deren naiver Enthüllung sein Talent und sein Verdienst bestehen. Wenn nicht den Menschen überhaupt, aber den französischen Menschen hat Montaigne dargestellt, mit allen Zweifeln und Irrungen, die ihn bedrängen, den Genüssen, die ihm Freude machen, den Wünschen und Hoffnungen, die er hegt, seinem ganzen geistig und sinnlich angeregten Wesen. Der eigenthümliche Genius der Nation findet sich in ihm wieder; wie Viele bemerkt man, die von seiner Manier ergriffen sind, wenn sie nur von ihm reden! Nächst den Erzählungen der Königin Margaretha sind die Essays von Montaigne das erste Buch, das sich in der fortwährenden Gunst der Nation erhalten hat.

Auf der breitesten Grundlage schien sich dergestalt die französische Cultur erheben zu sollen: auf dem Boden großer und freier classischer Studien, im Zusammenhange mit den Bestrebungen anderer Nationen, in den mannigfaltigsten Richtungen. Noch waren auch die poetischen Hervorbringungen des Mittelalters keineswegs unterdrückt: die Romane aus den verschiedenen Sagenkreisen gingen im dritten Drittheile des sechzehnten Jahrhunderts noch immer aus den Pressen von Paris und Lyon hervor [1]). Der Zustand der Literatur entsprach dem Zustande des Staates und des Landes, in welchem noch mannigfaltige Besonderheiten anerkannt wurden.

Ob es möglich war, daß sich in Frankreich diese reichen Lebenskeime neben einander entfalteten? Es würde sich denken lassen, wenn die politische Entwickelung einen entsprechenden Gang genommen hätte. Wir wollen dem Worte der Geschichte nicht vorgreifen. Aber schon fürchteten Viele die Rückkehr des Bürgerkrieges mit seinen Zerstörungen unter dem Vorwande der Religion: in Montaigne, du Bartas und Bodin zeigt sich ein gleiches Vorgefühl davon.

Wohin die Tendenz gar mancher Franzosen ging, sieht man unter anderem aus einer Hymne von Bartas, in der er dem Könige von Navarra wünscht, daß er bald seine Pferde im Ebro tränken, dem Herzoge von Alençon, daß er die entzweiten Flamänder vereini-

1) Amadis de Gaule, Lyon 1575, Paris 1577. Don Flores de Grèce, Lyon 1572, Paris 1573. Gui d'Antone, Lyon 1579. Olivier de Castille, Paris 1587. Hyon de Bordeaux 1586. Tristan 1577, 1586. Lancelot du Lac 1591. Godefroy de Bouillon 1580.

gen, sie entweder seine Gnade oder die Kraft seines Armes empfinden lassen möge[1]). Eben Bestrebungen dieser Art aber sollten es sein, aus denen neue Kämpfe im Innern entsprangen.

## Verwickelung der auswärtigen Verhältnisse.

Der jüngste von den Söhnen Catharina's, François de France, Herzog früher von Alençon, damals von Anjou, hatte in dem Frieden von 1576 eine Ausstattung erhalten, die ihm eine gewisse Selbständigkeit verlieh. Er besaß fünf Herzogthümer, vier Grafschaften, und zwar mit dem Rechte, darin geistliche und weltliche Stellen nach Belieben zu besetzen, überhaupt mit einem guten Theile der königlichen Prärogative: sein Gerichtshof in Alençon hatte die letzte Entscheidung über Leben und Tod. Frühere Prinzen hatten eine Apanage von 50,000 Scudi bezogen; die seine betrug über fünfmal so viel, ungefähr eine Million Franken. Sein Hofhalt war nicht viel weniger glänzend, als der königliche: seine Pagen folgten ihm in eben so reicher Livree: er hatte eine Garde zu Fuß und zu Pferd, eine Schweizergarde, seine besondere Kapelle, seine Jagd. Wenn man ihn sah, so erschien er recht eigentlich als das Gegentheil des Königs. Er war von kleiner gedrungener Gestalt, kräftiger Haltung: dichtes schwarzes Haar lag ihm über dem unschönen, dunklen pockennarbigen Angesicht, das jedoch durch ein lebendiges Auge erhellt wurde. Auf die Leutseligkeit seines Bruders machte er keinen Anspruch; er gefiel sich eher in einem rauhen Wesen, wie es dem Kriegsmanne gezieme. Er las mit Eifer die Geschichten alter und neuer Capitäne, denen er gleichzukommen dachte, hielt Freundschaft mit Kriegsmännern von Ruf und Talent, wie de la Noue[2]), und bewegte sich auf eigene Hand in auswärtigen Unternehmungen.

Im Jahre 1578 gab er der Aufforderung des Grafen von Lalaing, der den Deutschen, welche der Prinz von Oranien herbeirief, eine andere Hülfsleistung von strenger katholischer Farbe zur Seite setzen wollte, Gehör und erschien an der Spitze von 10,000 Mann in Mons, um den kriegerischen Unternehmungen des Don

1) que tout le pays bas Esprouve sa clémence ou l'effort de son bras.

2) Priuli, der jedoch nur dem allgemeinen Rufe folgt: è liberalissimo, vigilante, di animo grande.

Johann von Oesterreich Widerstand zu leisten. Die Sache machte um so größeres Aufsehen, da man das Einverständniß des Königs von Frankreich mit ihm voraussetzte. Lippomano versichert, daß das ein leeres Gerücht, der Zug nicht allein ohne Theilnahme, sondern wider den Willen des Königs geschehen sei; er wisse es auf das genaueste, denn er habe darin unterhandelt; nur habe der König, nachdem es einmal so weit war, keine ernstlichen Maßregeln gegen den Bruder ergreifen wollen; wie leicht hätte sich derselbe mit seinen Truppen und den deutschen Hülfsvölkern nach Frankreich selbst werfen können [1]!

Das Unternehmen scheiterte damals an seinen inneren Schwierigkeiten, dem gegenseitigen Mißtrauen aller Betheiligten, der Unklarheit der Verhältnisse. Besondere Unannehmlichkeiten hatte der Herzog nicht davon.

Nach einiger Zeit, unter veränderten Umständen, die ihm mehr Theilnahme verhießen, stand er nicht an, es zu erneuern.

Es zeugt doch noch von einer großen Schwäche des europäischen Gemeingefühls, daß es im Jahre 1580 dem Könige Philipp von Spanien so leicht gelang, sich in Besitz des erledigten Thrones von Portugal zu setzen. Sein Recht, das er von seiner Mutter, einer Tochter des Königs Don Manuel, herleitete, war keineswegs unzweifelhaft, da es ein altes Gesetz in Portugal gab, welches alle Ausländer vom Thron ausschloß. Der Herzog von Braganza, der mit der Tochter eines der Brüder des verstorbenen Königs vermählt war, behauptete, daß seinen und ihren Kindern kraft des Rechtes der Repräsentation ein besserer Anspruch zustehe. Ueberdies lebte noch ein natürlicher Sohn aus dem königlichen Hause, Antonio Prior von Crato, den dort, wo der Stifter der Dynastie von unächter Herkunft gewesen war, der Makel seiner Geburt noch nicht unbedingt von dem Thron entfernte, der aber auch zu beweisen suchte, daß er aus rechtmäßiger Ehe entsprungen sei. — Aber alle Widerrede verschwand vor der Macht des Königs Philipp, der es für genug hielt, daß sein Anrecht von seinen Theologen und Juristen erwiesen sei, und mit Gewalt der Waffen den Thron einnahm, der ihn zum alleinigen

1) Essendo andato di già in Fiandra cosi di nascosto et trovandosi in essere tanta quantità di gente come haveva, si risolse il re di non impedirlo di quella gagliarda maniera che forse avrebbe potuto, dubitando che — sdegnato dappoi ritornasse con Casimiro.

Gebieter der pyrenäischen Halbinsel und zum Herrn und Meister beider Indien machte.

Erst als es geschehen war, regte sich in Frankreich und England eine ernstliche Besorgniß vor den Folgen einer solchen Uebermacht. Catharina entschloß sich, auch jetzt noch dem Könige Philipp entgegenzutreten.

Wenn sie von ihrer Herkunft aus dem Hause Boulogne eigene Ansprüche auf Portugal ableitete, so hat man damals gemeint, sie thue das hauptsächlich, um der Welt zu zeigen, daß auch sie den regierenden Geschlechtern von Europa angehöre: in der That erkannte sie dessenungeachtet Don Antonio an. Nachdem Portugal verloren war, suchte sie ihn in den Stand zu setzen, sich wenigstens in Terceira zu halten, denn darauf komme alles an; wenn Philipp die Azoren nicht habe, — damals der große Erfrischungsplatz für die Seefahrer aus beiden Indien, — so werde er weder von den eigenen noch von den portugiesischen Colonien Nutzen ziehen: Portugal werde ihm mehr zur Last werden [1]). Man hat behauptet, die Königin habe sich für den Fall des Sieges von Don Antonio Brasilien ausbedungen. Ich finde ein Fort erwähnt, das die Franzosen bald darauf in Brasilien errichteten.

Das größte Moment des europäischen Widerstandes gegen das Anwachsen der spanischen Macht lag aber in den Niederlanden.

Eben in diesen Zeiten sagten sich die nördlichen Provinzen in aller Form vom Könige Philipp los und wählten den Herzog von Anjou, unter Bedingungen, die sie für die Erhaltung ihrer Freiheit nothwendig achteten, zu ihrem Herrn und Fürsten. Mit Freuden ergriff der Herzog die Aussicht, die sich seinem Ehrgeiz darbot.

Von Cambray, das noch eine ständische Besatzung hatte, aber von den wallonischen Truppen des Prinzen Alexander von Parma bedrängt wurde, zu Hülfe gerufen, sammelte er ein ansehnliches Heer um sich, hauptsächlich auch aus dem Adel, der des Krieges gleichsam nicht entbehren konnte und vor welchem die Wallonen zurückwichen; im August 1581 langte er in Cambray an und erklärte sich zum Herrn der Stadt.

Diesmal schien es mit seiner Vermählung mit Königin Elisabeth Ernst zu werden; nachdem er etwas Rühmliches vollbracht hatte, begab er sich nach England und wurde auf das beste empfangen;

1) So sagte sie dem englischen Gesandten in einer Unterredung im Tuileriengarten. Mémoires de Walsingham 493.

die Ringe wurden gewechselt; in den Niederlanden beging man die Verlobung mit öffentlichen Feierlichkeiten; im Februar 1582 erschien der Prinz, mit einer bedeutenden Geldsumme ausgestattet, zu Antwerpen und nahm das Herzogthum von Brabant in den altgewohnten Formen in Besitz; nicht lange darauf ward er auch als Graf von Flandern ausgerufen; der Prinz von Oranien war damit einverstanden, und es schien nicht mehr so schwer, die Spanier auch aus den wallonischen Provinzen zu verjagen.

Eine sehr bedeutende Stellung nahm hierauf der Herzog von Anjou ein. In den Niederlanden schloß sich der einheimische Adel, der durch den hohen Rang desselben befriedigt wurde, und alles, was noch am Katholicismus festhielt, an ihn an[1]). Er schien dazu bestimmt, die Verbindung zwischen England und Frankreich gegen Spanien, welche einst der Admiral beabsichtigt hatte, ins Werk zu richten: von dem Abschluß eines Offensiv- und Defensivbündnisses zwischen beiden Mächten ward die Vollziehung jener Vermählung abhängig gemacht.

Der König von Frankreich lehnte auch jetzt allen directen Antheil an dem Unternehmen seines Bruders ab; im Gespräche kehrte er die ihm widerwärtige Seite desselben hervor: aber mußte nicht das Uebergewicht seiner Mutter, die daran den lebendigsten Antheil nahm, ihn mit sich fortreißen? Unter anderem fiel es auf, daß die Zufuhr aus Frankreich nach den spanisch-wallonischen Provinzen gesperrt, italienische Wechsler, welche den Spaniern Geldsummen übermacht hatten, aus dem Königreich entfernt wurden.

Eine glückliche Waffenthat hätte damals unermeßliche Erfolge haben können. Die Zeitgenossen bemerken, wie viel auf die französische Flotte ankam, welche unter Filippo Strozzi von Brouage unter Segel ging, um die Azoren gegen die Spanier zu vertheidigen[2]). Sie meinen, ein Sieg derselben würde alle Portugiesen in Bewegung gesetzt und selbst in Spanien Regungen des Mißvergnügens, an denen es nicht fehlte, zum Ausbruch gebracht haben.

1) Priuli Relatione di Franza 1583: la nobiltà non poteva patire che il principe d'Orange fusse a loro di cosi gran lungo superiore e pareva loro che si andasse a strada di introdur un governo popolare — non potevano sopportare che fusse levato del tutto l'esercitio della religion cattolica; alles Motive, die später die Rückkehr der spanischen Herrschaft beförderten.

2) Conuestaggius de Portugalliae conjunctione 473.

Allein noch war die Ruhe der Spanier mit Kraft vereinigt und der französischen Beweglichkeit überlegen. Für jene Gewässer waren sie überdies durch den Bau ihrer Schiffe besser eingerichtet und kampffertiger durch ihr Geschütz. Strozzi erlitt am 26. Juli 1582 eine Niederlage, in der er selbst umkam, und die alle Aussichten Don Antonio's zerstörte. Der spanische Admiral ließ hierauf den gefangenen Franzosen ankündigen, da zwischen den beiden Reichen kein Krieg erklärt sei, so könne er sie nur als Seeräuber ansehen: er ließ die Edelleute enthaupten, die Anderen auf eine zugleich schimpfliche Weise umbringen.

Und nun erregte zwar die Nachricht hiervon in den Franzosen eine leidenschaftliche Aufwallung, die nicht wenig dazu beitrug, daß dem Herzoge von Anjou jetzt eine stattliche neue Streitmacht unter angesehenen Führern zu Hülfe zog, so daß er wohl etwas Entscheidendes gegen die Spanier hätte unternehmen können; statt aber den Feind anzugreifen, ließ er sich durch die Anwesenheit so vieler tapferen Waffengefährten, die er für unüberwindlich hielt, zu dem Versuche verleiten, sich vor allen Dingen zum wirklichen Fürsten des Landes, zunächst zum Meister von Antwerpen zu machen. Die Bürgerschaft dieser Stadt zeigte sich jedoch widerstandsfähiger, als er meinte; der tumultuarische Angriff endigte sofort mit einer Niederlage der Franzosen, deren ganzes Unternehmen hierauf als gescheitert betrachtet werden mußte.

Dem Könige von Spanien kam dasselbe überhaupt mehr zu statten, als daß es ihm geschadet hätte. Durch die Einnahme von Cambray wurden die Wallonen bewogen, die Wiederaufnahme der spanischen Truppen zu bewilligen, worauf die ganze Möglichkeit einer Herstellung seiner Macht beruhte. Die Unordnung, die aus dem Ereignisse von Antwerpen entsprang, befreite ihn nach dieser Seite von jeder Furcht und öffnete ihm den Weg der Eroberung. Während der Herzog von Anjou, von Jedermann über das getadelt, was er unternommen hatte, und über sich selber mißvergnügt, daß es ihm mißlungen war, ohne es jedoch aufzugeben [1]), nach Frankreich zurückging, wo er im Frühjahr in eine Krankheit fiel, die ihn hinraffte: schritt Alexander von Parma, bald in Brabant, bald in dem westlichen, bald in dem östlichen Flandern von Sieg zu Siege fort;

1) Aus Busbecks Briefe vom 20. Mai 1583 sollte man schließen, daß er Dünkirchen, denn immerfort ward unterhandelt, zum Sitze seiner Regierung zu machen gedachte. Ep. 18. 504.

Ypern ward erobert, Brügge und das Freie erkannten den König von Spanien wieder an; nach der Ermordung Oraniens ergab sich auch Gent; Brüssel und Antwerpen geriethen in die äußerste Gefahr.

Unter diesen Umständen erhob sich in allen noch nicht unterworfenen Landschaften mit doppelter Stärke die Ueberzeugung, daß die Wiederherstellung der spanischen Regierung unvermeidlich sein werde, wenn sich der König von Frankreich nicht dagegensetze. Die Niederländer hielten nicht für möglich, daß Frankreich den Fortschritten der Spanier ruhig zusehen sollte; wie Heinrich II. einst den Deutschen gegen Carl V. zu Hülfe gekommen sei, so hofften sie vor dem Sohne des Kaisers durch den Sohn des Königs beschützt zu werden. Im Anfang des Jahres 1585 erschien eine feierliche Gesandtschaft der vereinigten Provinzen Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Friesland, Mecheln, um dem Könige von Frankreich die Oberherrschaft anzubieten, wie sie Kaiser Carl V. besessen hatte, nur mit Vorbehalt ihrer Rechte und ihrer Religion, und ihn zu ersuchen, diese Länder unzertrennlich mit der Krone Frankreich zu vereinigen; sie bot dem Könige den Eid der Treue an.

Ein Anerbieten, das sich so recht eignete, den Ehrgeiz der Franzosen zu erregen. Wohl waren die Schwierigkeiten, die der Herzog von Anjou gefunden, in frischem Gedächtniß; aber Viele riethen das Unternehmen selbst auf den Fall an, daß die Vereinigung der Niederlande mit Frankreich sich nicht ausführen lasse. Denn offenbar trachte der König von Spanien nach der höchsten Gewalt in der Christenheit; ein unschätzbarer Gewinn sei schon das, wenn man ihm diese reichen Landschaften nur überhaupt entwinde. So weigerte sich Catharina Medici, Cambray herauszugeben, das aus der Erbschaft ihres Sohnes Anjou an sie gelangt war.

Für einen anderen Fürsten von Frankreich, in anderen Zeiten, würde ein solcher Antrag unwiderstehlich gewesen sein; für Heinrich III. hatte er zugleich etwas Erschreckendes.

Er war mit der Staatsverwaltung, wie sie während seiner Regierung durch ihn und in seinem Namen geführt worden, da sie die erwünschten Folgen nicht hatte, selber unzufrieden. Er fühlte die allgemeine Bewegung, die das Land in Athem hielt, als ein persönliches Unglück: wenn er sich dann der ersten Gedanken erinnerte, die er gehegt hatte, als er in Frankreich anlangte, so schrieb er alles Uebel den falschen Rathschlägen zu, die man ihm gegeben und denen er unglücklicherweise habe folgen müssen. Einer der merkwürdigsten Ergüsse eines gekrönten Hauptes ist der Brief, den Heinrich III. einst

in diesem Gefühl an den Staatssecretär Villeroy gerichtet hat. „Von einem jüdischen Könige", so drückt er sich darin aus, „heiße es in der Schrift, daß er durch schlechte Räthe untergegangen sei: möge das nicht auf den König von Frankreich Anwendung finden! Jetzt sei das Wohlwollen der Unterthanen verloren, und man entferne sich noch weiter von dem Wege, der zur Wiedererwerbung desselben führen könnte: aus der Last der Schulden könne man sich auch im Frieden nicht herauswinden; bis in die nächste Umgebung des Königs wimmle es von Ketzern; Versuche gegen den Staat seien so gewöhnlich wie Essen und Trinken; die Zahl der Mißvergnügten ohne Grund mehre sich täglich: wer nicht eine große Treue in sich bewahre, mache Partei; alles sei erschüttert". „Ich glaube, sehr wohl zu sehen", ruft er aus, „was uns frommen möchte; aber ich bin wie die, welche aus Folgsamkeit lieber ertrinken, als sich retten; auch wäre ich der Einzige in meiner Ansicht, und ich kann mich täuschen" [1]).

Das war ja derselbe Fürst, der sich im Kampfe mit den Hugenotten seinen Namen gemacht, sein Wort bei der Execution der Blutnacht eingesetzt hatte: in ihm pulsirte eine durch und durch katholische Ader. Er hatte die Pacification und zwar nach eigenem Ermessen gewährt; aber jeder Fortschritt der Protestanten war ihm widerwärtig, ihre Nähe verhaßt. Er stand in den freundlichsten Beziehungen zu England: er trug den englischen Orden, der ihm gegen Ende 1584 überbracht und mit allem Pomp empfangen ward; aber zugleich verdammte er in seinem Herzen die Königin Elisabeth.

Es läßt sich sogar bezweifeln, ob es mit den letzten Annäherungen an England ihm oder seiner Mutter wirklicher Ernst gewesen ist. In den Staatsschriften, mit welchen der Hof seine Haltung gegen andere katholische Mächte zu rechtfertigen suchte, meinten einsichtige Zeitgenossen zwischen den Zeilen zu lesen, daß er nichts wolle als eine neue Vereinigung mit Spanien, etwa durch eine Vermählung, mit der Mitgift der Niederlande. Wirklich hat Catharina dem Venetianer Priuli, als er im Jahre 1583 von ihr Abschied nahm, etwas davon eingestanden. Sie sagte ihm, ihr Sinn gehe nur dahin, den König von Spanien zu einer Abkunft über alle obschwebenden

1) Schreiben des Königs an Villeroy, Lyon 12. August 1584. Abgedruckt bei Groen: Archives Supplement, 229.

Streitigkeiten, die portugiesische und die niederländische eingeschlossen, vermittelst einer Vermählung zu vermögen [1]).

Auch dies dürfte nicht eben als die volle Wahrheit zu bezeichnen sein. Nach entgegengesetzten Seiten hin zu unterhandeln, war nun einmal die Natur und die Gewohnheit Catharina's.

Von König Heinrich aber, dessen Herz von katholischem Eifer erfüllt war, wenngleich ihn die Nothwendigkeiten der Politik zuweilen auf abweichende Bahnen führten, und der den Frieden über alles liebte, war nicht zu erwarten, daß er sich zu einem Unternehmen entschließen würde, das ihn mit dem protestantischen Element in die engste Bundesgenossenschaft bringen und in einen unabsehlichen Krieg verwickeln mußte. Er hörte die Anträge der Niederländer ohne Mißbilligung, ließ durch seinen Canzler mit ihnen unterhandeln, schien auf die Schwierigkeiten einzelner Fragen einzugehen; zuletzt aber erwies sich das alles unnütz. Er beschenkte die Gesandten mit goldenen Ketten; ihre Anträge lehnte er ab.

Aber indem er zögerte, schwankte und zuletzt seine Neigung zum Frieden obwalten ließ, sah Philipp in ihm doch nichts anderes als einen Gegner; auf seiner dunklen Bahn vorwärts schreitend, entschloß er sich, und zwar auch mit Rücksicht auf diese doch nicht zurückgewiesene Gesandtschaft, zu entscheidenden Vorkehrungen [2]).

## Ursprung der Ligue.

Schon oft war Philipp II. von seinen vertrautesten Ministern, wie dem Cardinal Granvella, aufgefordert worden, den indirecten Angriffen der Franzosen den Krieg in offenen Waffen entgegenzusetzen, wozu er vollkommen berechtigt sei. Dazu hätte sich jedoch dieser König, vollauf beschäftigt mit anderweiten Unternehmungen und von Natur nicht aufgelegt, aus freier Wahl etwas Neues anzufangen, wohl niemals entschlossen. Allmählich dagegen ergriff er den Gedanken, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Unter-

1) Priuli: a me disse S. M. che lei aveva messo pensiero alle cose di Portogallo con questo fine solamente di vedere, se poteva tirare il re Cattolico a fare un fascio di tutte le difficoltà che versano al presente et per le cose di Portogallo et per quella di Fiandra e venir a una buona compositione col mezzo di qualche matrimonio.

2) Nach dem venetianischen Gesandten in Spanien gab Philipp als Grund an, che quel re ascolta li suoi ribelli anzi che tratta — di ricever il possesso di Fiandra.

stützung, welche der französische Hof den Niederländern zu Theil werden ließ, dadurch zu erwiedern, daß auch er französischen Rebellen, besonders wenn diese katholisch waren, die Hand bot.

Da kamen ihm nun die Guisen und ihre Partei, noch nicht Rebellen, aber sehr geneigt, es zu werden, entgegen.

Bei der alten Gemeinschaft religiöser und politischer Gesichtspunkte, in welcher die Guisen mit Heinrich III. gestanden, hatten sie, zumal da auch seine Gemahlin aus ihrem Hause war, die Hoffnung gehegt, daß sie einen großen Einfluß auf seine Regierung ausüben würden. Statt dessen sahen sie sich durch einige Günstlinge untergeordneten Ranges zurückgedrängt, von dem Anblick des Fürsten ausgeschlossen, von den Geschäften entfernt, nicht allein in ihren Ansprüchen beschränkt, sondern in ihrer Stellung gefährdet. Keinen Augenblick schlief ihre alte Eifersucht gegen die Prinzen von Geblüt. Aber der verhaßteste aller Menschen war ihnen Epernon, zu dessen Gunsten der König dem Herzoge Heinrich Guise sogar anmuthete, auch die Stelle eines Grandmaitre aufzugeben. Zuweilen finden wir spanische Sendboten, die ihnen insgeheim einen Besuch machen, und gegen welche sie ihre Klagen ausschütten. Diese betreffen fast ausschließlich persönliche Unannehmlichkeiten, die sie erfahren haben oder befürchten, weniger die Sache der Religion: ein bestimmtes Verständniß verrathen sie noch nicht[1]).

Daß Philipp vorlängst mit diesem Hause gegen das französische Königthum in eigentlichem Bunde gewesen sei, ist überhaupt ein Irrthum.

Wir erwähnten der Erbietungen, die der Cardinal von Lothringen schon vor vielen Jahren dem Könige Philipp machte; aber sie wurden nicht angenommen: da die Dinge nicht eintraten, die man besorgte, wurde es für keinen von beiden Theilen nöthig, über ein allgemeines gutes Vernehmen hinauszugehen. Zuweilen, wie im Jahre 1570, war das Haus Guise eher wider die Absichten der Spanier als für dieselben.

In den Jahren 1577 und 1578 sind Verhandlungen zwischen dem spanischen Botschafter Vargas und dem Herzoge von Guise ge-

1) In Cabrera's Felipe II, 1010 findet sich eine Schilderung der französischen Zustände von Alonzo de Sotomajor, der bei Guise gewesen war. Sie muß später sein, als sie angesetzt wird, da Caumont darin als Herzog von Epernon erscheint. Er wird als allmächtig bezeichnet: animo cauteloso, ambitioso, atrevido, absoluto, dado a placeres etc.

pflogen worden; aber aus der Correspondenz von Vargas ergiebt sich, daß sie nur allgemeine, hauptsächlich auf Schottland gerichtete Entwürfe, die dann nie ausgeführt wurden, betroffen haben [1]).

Das größte Aufsehen machten im Jahre 1582 die Aussagen eines Spaniers, Namens Salcedo, der, wegen eines Vorhabens gegen den Herzog von Anjou festgenommen, eine ganze Anzahl angesehener und eifrig katholischer Franzosen als seine Mitschuldigen bezeichnete, diese Anklagen später wieder zurücknahm und wegen ihrer Falschheit selbst zum Tode verdammt ward. Wenn man die mit Eidschwüren bekräftigten Erklärungen einiger der vornehmsten Angeklagten erwägt, so kann man nicht zweifeln, daß die Aussagen auf Unwahrheit beruhten, vielleicht auf einem Betruge [2]). Salcedo war ein wegen seiner Betrügereien und Gewaltthätigkeiten berüchtigter Mensch. Die Spanier sahen die Sache, an der sie wahrscheinlich unschuldig waren, übrigens nicht ungern; sie meinten, daß aus dem Mißtrauen und dem Verdacht, der daher unter den Franzosen entspringen müsse, etwas Gutes für sie hervorgehen werde.

Aber Anklagen solcher Art, auf allgemeine Wahrscheinlichkeit gegründet, pflegen großen Thatsachen vorauszugehen. Im Jahre 1583 finden sich wirklich ernstliche Verhandlungen zwischen Philipp und den Guisen.

Ein Aragonese, Ritter des Malteserordens, Johann Moreo, hielt sich im Auftrage Philipps II. damals in Frankreich auf, um die Lage der Dinge zu erforschen und die Mißvergnügten durch die Hoffnung auf die Hülfe des Königs, die er ihnen machte, in ihrer Gesinnung zu bestärken. Der Herzog von Mayenne, den er in Poitou fand, begab sich schon damals mit ihm und einigen anderen vertrauten Katholiken nach Paris zu mündlicher Berathung mit Guise, von welchem alles abhing. Guise war sehr geneigt; aber er trug noch Bedenken, sich gegen seinen König zu offener Empörung zu erheben. Die Jesuiten, die um ihn waren, wie Pater Claude, riethen ihm, daß er vorher sein Gewissen durch ein beistimmendes Wort des Papstes sichern möge. Es kam damals noch zu keiner

1) Auszüge bei Mignet, Antonio Perez S. 24.

2) Villeroy Mémoires: Je jure et appelle dieu et ses anges, suppliant sa divine justice, que son ire soit sur moi et mes enfans. — Busbeck erzählt 1. Oct. 1582 dem Kaiser, Salcedo habe falsche Münzen gemacht, sich damit ein Gut gekauft und, als er daraus weichen mußte, es in Brand gesteckt. Epp. 478.

Abkunft; Moreo begab sich nach Spanien zurück, um seinem Könige Bericht zu erstatten.

Im Frühjahre 1584 ward zwischen dem französischen und dem spanischen Hofe noch einmal über einen Austrag aller Differenzen unterhandelt. Der spanische Gesandte hielt sich überzeugt, daß, wenn man den Franzosen Cambray überlasse, nicht durch Abtretung, was nicht angehe, sondern durch zeitweilige Uebertragung, diese sich verpflichten würden, sich in die Angelegenheiten des Königs von Spanien nicht weiter zu mischen[1]). Zugleich stand der Gesandte, Juan Baptista de Tassis, auch mit Heinrich Guise in genauem Verhältniß; doch war von einer Erhebung desselben gegen seinen König noch nicht die Rede. Guise's Gedanken waren vielmehr nach Schottland gerichtet. Er meinte, daß König Jacob bereit sei, die alte Religion wieder anzunehmen, sich von der Herrschaft der englischen Faction loszureißen: dazu forderte er Unterstützung an Geld und Mannschaft von Spanien sowie Zusage künftiger Hülfsleistungen; der Gesandte giebt den Rath, ihm darin willfährig zu sein: denn eines Tages könne die Welt eine solche Gestalt annehmen, daß dieses Geld mehr als nur gut angewendet sei.

Noch war, wie man sieht, kein Verständniß gegen den König von Frankreich im Gange, aber allerdings das beste Vernehmen und eine enge Verbindung gegründet.

Da trat der schon erwähnte Todesfall ein: 10. Juni 1584 starb der Herzog von Anjou und Alençon.

Durch große Thaten und Erfolge hat sich dieser Prinz kein Andenken zu stiften vermocht; fast noch wichtiger als sein Leben ist sein Tod.

Denn wovon zwar schon bisher die Rede gewesen, aber als von einer geheimnißvollen Sache, von der man in den Sternen lese, das gewann jetzt eine nahe, auch für die Politik berücksichtigungswerthe Wahrscheinlichkeit: da Heinrich III., der einzige Sproß der valesischen Linie, in kinderloser Ehe lebte, so sah man ihren Untergang voraus. Daran knüpfte sich aber die Aussicht der größten Veränderung. Das Recht der Thronfolge gelangte an das Haus Bourbon, und zwar

1) Schreiben von Tassis 10. Mai 1584: agora mas que antes holgarian de que V. M. saliese a la proposition hecha los dias passados de la dicha reyna en lo de Cambray y que por aqui se entallasse alguna reconciliation y renovacion de amistad — — si les quisiesse dexar pacifica esta possession figura se me, que de muy buena gana se obligarian a no empacharse en ninguna cosa mas que nos toque.

an dessen Oberhaupt, den König von Navarra, der ein Hugenotte war. Kein Wunder, wenn diese Erwartung das Land selbst und alle seine Nachbarn aufregte.

Schon die Niederländer dachten daran, als sie dem Könige Heinrich jene Erbietung machten; sonst würden sie nicht so weit gegangen sein.

Wenn nun aber die Spanier vor 20 Jahren in dem nur vorübergehenden und zweifelhaften Machtbesitze, zu dem König Anton von Navarra als Generalstatthalter in Frankreich gelangte, eine Gefahr erblickten, wie viel größere Besorgniß mußte es ihnen einflößen, daß jetzt die französische Krone selbst an den thatkräftigen Sohn desselben gelangen sollte! Sie glauben es nicht, dahin kommen lassen zu dürfen. Denn das würde den Krieg zwischen den beiden Kronen unvermeidlich machen, das ganze System von Europa, das Bestehen der spanischen Monarchie gefährden. Der Sohn König Philipps zählte erst sieben Jahre; man fragte, was aus demselben werden sollte, wenn den König ein Unfall betreffe, einem so furchtbaren Feinde gegenüber?

Eine wenig mächtige protestantische Partei hätte Philipp der II. in Frankreich dulden können [1]); aber daß ein Mann, wie sein Gesandter Tassis sagt: „der ein Ketzer ist", die Summe der Gewalt in Frankreich in seine Hände bekommen sollte, das konnte er bei der katholischen Haltung, die er eingenommen, nicht ertragen. „Ich sehe keine Arme", sagt dieser Gesandte, „die dies seiner Zeit verhindern könnten, als die des Herzogs von Guise."

An und für sich wären auch die Guisen, deren erblicher Besitz wenig bedeutete und die nur über ein paar Gouvernements eine ihnen vom Könige verliehene Autorität ausübten, hierzu nicht fähig gewesen. Was ihnen Macht verlieh, war, wie die Spanier von Anfang an bemerkten, ihre Parteistellung, die Anhänglichkeit der eifrigen, über die Duldung der Hugenotten in stets wachsender Unzufriedenheit begriffenen Katholiken an sie.

Wir kennen dieses immerfort gährende, energische, gewaltsame Element der katholischen Meinung in Frankreich. Nachdem es ihm im Jahre 1562 einmal gelungen war, sich in Paris zu consolidiren

1) Auch mit Heinrich von Navarra hat er zuweilen unterhandelt; aber ganz wahr mag sein, was Hieronymo Lippomano einmal aus Spanien schreibt: Intendo che a quel di Navarra segli daranno buone parole, a quel di Guisa buoni fatti.

und alles hugenottische Wesen von der Hauptstadt auszustoßen, hatte es sich von Zeit zu Zeit auch in den Provinzen selbständig geregt. Wir gedachten der Associationen des Adels, die in den Jahren 1564 und 1568 eine für den Hof, wenn er der Religion nicht treu bleiben würde, sogar drohende Haltung annahmen; des Bundes, der im Jahre 1572 zwischen dem Ehrgeiz der gefährdeten Machthaber und dem Fanatismus der Menge getroffen wurde; der Ligue von 1576, die, provinziell begonnen, sich unter der Autorität des Hofes über das ganze Reich verbreitete und dann nicht so leicht, wie man dachte, wieder vernichtet werden konnte. Sie hatte sich mit municipalen und clericalen sowie mit aristokratischen Interessen durchdrungen und schloß sich gern dem Herzoge von Guise an, dessen Vater ihre Sache vertheidigend umgekommen war.

Man hat gesagt, daß Heinrich Guise, auf diese mächtige Bundesgenossenschaft sich stützend und in Voraussicht dessen, was da kommen sollte, schon längst ein ehrgeiziges Augenmerk auf die Krone selbst gerichtet habe: das Vorgeben des Hauses sei gewesen, daß es von Carl dem Großen abstamme und ein besseres Recht auf die französische Krone besitze, als die herrschende Dynastie. Es gab Genealogien, die in diesem Sinne verfaßt worden sind: in dem Buche, das man gewöhnlich dafür anführt, von Franz de Rosières, einem Geistlichen von hohem Rang an der Kirche zu Toul [1]), vieljährigem Reisegefährten des Cardinals von Lothringen, finden sich sogar auf eine noch weiter zurückliegende Vergangenheit gegründete Ansprüche.

Nach diesem Autor war schon der alte Merwig ein Usurpator: er entsetzte den rechtmäßigen Erben, Albero, Sohn Clodions; von dem aber stammte in gerader Linie Itta, die ihre Rechte an ihren Gemahl Eustach von Bologne brachte. Auch die Carolinger stammten von Albero ab, jedoch als die jüngere Linie. In Eustach, von weiblicher und männlicher Seite einem Nachkommen Carls des Großen, vereinigen sich die Rechte beider Linien und gelangen dann im Laufe der Zeit an das damals in Lothringen regierende Haus. Die Capetinger werden als Usurpatoren, Hugo Capet wird als ein Tyrann geschildert; der Verfasser leitet die lothringische Familie nicht geradezu von Carl von Niederlothringen her; aber er bringt sie mit

1) Stemmatum Lothringiae ac Barri ducum tomi VII ab Antenore ad haec Caroli III tempora. Parisiis 1580. Vgl. Procès verbal du pardon demandé par Fr. de Rosières im Anhange zur Satire Ménippée II, 406.

demselben in Verbindung. Er sucht zu beweisen, daß das Haus von Lothringen, für welches er von beinahe fanatischer provinzialer Vorliebe beseelt ist, nicht allein ächt französisch, sondern von edlerer Herkunft sei, als mächtigere Königsreihen. Wie die ganze französische Dynastie, so behandelt er den damals lebenden König Heinrich mit einer auffallenden Nichtachtung. In anzüglichen Worten läßt er sich über den Tod des Cardinals von Lothringen vernehmen; dem Könige giebt er Schuld, daß er sich einer Führung überlasse, die ihn verweichliche und untauglich mache [1]). Nicht alles ist historisch falsch, was Rosières vorbringt; in jenen Zeiten mußte es das größte Aufsehen erregen. Wissen wir doch, daß der Cardinal von Lothringen des salischen Gesetzes mit Wegwerfung gedachte [2]): mit der Absicht, einen Prinzen von Lothringen auf den französischen Thron zu befördern, würde dies Buch eines seiner Freunde ganz gut zusammenstimmen.

Aber auch abgesehen von einem so hohen Ziele des Ehrgeizes, war die Aussicht auf die Thronfolge des Navarresen den Guisen in ihrer Stellung als französische Magnaten im höchsten Grade widerwärtig. Heinrich III. ordnete Epernon mit einem prächtigen Gefolge an den König von Navarra ab, um ihm zu sagen, daß er ihn als seinen präsumtiven Thronfolger anzuerkennen gedenke, wenn er katholisch werde und nach Hofe komme. Als Epernon die Hauptstadt verließ, versäumte er nicht, von allen Herren des Hofes Abschied zu nehmen; nur den Guisen sagte er kein Lebewohl. Die Guisen fanden es schon gefährlich, wenn Heinrich auf den Vorschlag einging: eine Verbindung mit dem Thronfolger hätte dem Günstling eine noch festere Stellung verschafft. Wie aber vollends dann, wenn der König von Navarra standhaft in seiner Religion blieb und dessenungeachtet auf den französischen Thron gelangte? Die Verfechter des Katholicismus in Frankreich wollten es so wenig, wie die Spanier, dahin kommen lassen.

Heinrich Guise hatte jedoch noch einen Scrupel: der Gesandte,

1) Jam a publico rerum statu alienior domesticae curae indulgere coepit (S. 369). Auch er gedenkt der Pariser Mette: hisce S. Bartholomaei matutinis pie absolutis.

2) Pasquier Lettres XI. Vgl. das florentinische Dispaccio bei Alberi Caterina Medici 194. Darnach treten die Günstlinge gegen Ende 1584 ab, per abbassare la parte del duca di Guisa e crescere quella del re di Navarra, col quale sono legati per la volontà del re.

der die Unterhandlung mit ihm führte, versichert, er habe gefürchtet, als ein Rebell zu erscheinen [1]). Er ließ bei dem Papste Gregor XIII. in Rom darüber anfragen.

Der Papst hat geantwortet, „wenn die Absicht allein religiöser Natur sei, so gebe er dazu seinen Segen" [2]). Ein Orakelspruch, bei dem der Papst unter allen Umständen bestehen konnte, den aber Guise zu seinen Gunsten auslegte. Denn auf die Erhaltung der katholischen Religion war in der That seine vornehmste Absicht gerichtet: alles Andere konnte als Mittel zu diesem Zweck erscheinen.

Im Schlosse Joinville hat man lange Zeit ein kleines Cabinet als das Zimmer gezeigt, wo die Ligue geschlossen worden. Mitte Januar 1585 waren daselbst die beiden Abgeordneten des Königs von Spanien, welche die Unterhandlungen bisher betrieben hatten, Tassis und Moreo, die Herzoge von Guise und Mayenne, der zugleich für den Cardinal Guise und die Herzoge von Aumale und Elbeuf verhandelte, und ein Abgeordneter des Cardinals Bourbon bei einander. Sie brachten den Tractat mit einigen geheimen Bestimmungen, die bisher so gut wie unbekannt geblieben sind, zu Stande. Der Sinn von beiden ist folgender.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß ein Ketzer nicht König von Frankreich werden dürfe, erklärte man sich einverstanden, daß diese Krone nicht dem Könige von Navarra, sondern dem Oheim desselben, einem jüngeren Bruder König Antons, Cardinal von Bourbon, zukomme, der denn auch durch seinen Bevollmächtigten diesen Anspruch annahm und in den Bund eintrat. Man vereinigte sich ferner zu dem Plan einer vollkommenen Ausrottung des Protestantismus nicht allein in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden. Der König von Spanien sagte für das erste Jahr eine Beihülfe von einer Million Scudi zu. Dagegen verpflichteten sich die französischen Großen, die sich im voraus als Inhaber der französischen Macht betrachteten, auf das Bündniß mit den Türken sowie den Seeraub in den indischen Gewässern zu verzichten, Cambray zurückzugeben, zur völligen

1) Tassis 443 spricht von der rebellionis nota, quam abhorrebat Guisius: — nactus religionis fundamentum, ad cuius conservationem nihil esse credebat, quod non liceret, animum ad arripienda arma componere coepit.

2) Massei Gregorio XIII. c. II, 319. Der Herzog von Nevers fand sich jedoch, wie er an Thuanus ausführlich erzählt, durch die von Rom gekommenen Erklärungen keineswegs befriedigt. Lib. LXXXI, p. 11.

Eroberung der Niederlande zu helfen. In einigen besonderen Artikeln fügten sie noch andere sehr außerordentliche Zugeständnisse hinzu. Sie versprachen, den Prior Anton von Crato, Prätendenten von Portugal, in die Hände des Königs von Spanien zu liefern, nur unter der Bedingung, daß er, wenngleich in sicherem Gewahrsam gehalten, doch glimpflich behandelt würde. Auf die Abweichung Heinrichs von Navarra vom katholischen Glauben gründeten sie ferner die Zusage, alle Besitzungen desselben außerhalb der Grenzen von Frankreich, also Nieder-Navarra und Bearn, an den König von Spanien gelangen zu lassen [1]). Guise und Mayenne verpflichteten sich besonders wegen des Priors, der Cardinal wegen des Ueberrestes von Navarra. So entschieden war das territoriale Interesse von Spanien bei diesen Verträgen ins Auge gefaßt. Nicht allein für die Religion, sondern auch für sein Land meinte Philipp zu sorgen, wenn er seinen neuen Verbündeten ansehnliche Geldsummen zukommen ließ, die sie in den Stand setzten, sich zu rüsten.

König Heinrich III. bewegte sich noch in jenen Deliberationen, in der Meinung, daß Krieg und Friede in Europa von seinen Entschlüssen abhänge, als er plötzlich in seinem eigenen Reiche kriegerische Bewegungen sah, die er nicht befohlen hatte: sein erster Gedanke war, Heinrich von Guise in Joinville aufheben zu lassen; eine Abtheilung der Garnison von Metz sollte dies ausführen. Aber noch zur rechten Zeit ward Guise hiervon unterrichtet, und er eilte nach Chalons, das ihm seine Thore öffnete, im Widerspruch mit dem königlichen Befehlshaber [2]). Auch eine Anzahl anderer Plätze fiel

1) Instrumentum de dedendo Antonio Portugalensi und ferner Instrumentum donationis factae a Cardinale Bourbonio in favorem Regis Catholici, die auch als der 48. und 49. Artikel des Vertrages erscheinen, finden sich in den angeführten Commentarien von Taſſis p. 456. Die Bundesurkunde selbst ist ultimo die anni 1584, das erste Instrument diebus calendis Januarii 1585 datirt, das zweite 16. Januar 1585. Nach Taſſis' Versicherung ist das letzte das wahre Datum aller dieser Verträge (446). Bei Dumont, dessen Abdruck überhaupt wenig Authenticität hat, fehlen die geheimen Artikel; sie sind bisher ganz übersehen worden. In jener Zeit ward noch eine kleine Schrift Ragguaglio dello prattiche tenute con il Re di Spagna degli Signori Guisi verbreitet, und sie findet sich hier und da in den Sammlungen politischer Informationen. Darnach sollte der größere Theil der stipulirten Summe erst dann bezahlt werden, wenn die Ligue dem Könige Marseille oder Lyon überliefere; dafür findet sich aber kein authentischer Beweis: in dem wirklichen Vertrag ist keine Spur davon.

2) Ich entnehme das aus einem Briefe von Don Bernardino de Men-

durch den Willen der Bürgerschaften oder den Beitritt der Gouverneurs in die Hände der Guisen.

Mitte April erschien ihr Manifest.

Es ist vor allen Dingen gegen die Günstlinge gerichtet, welche jeden Anderen von der Staatsverwaltung verdrängt und sie ausschließlich in Besitz genommen haben; wie durch sie der von den letzten Ständen bereits gefaßte Beschluß, ganz Frankreich wieder zu seiner Religion zu bringen, rückgängig geworden sei, so werde jetzt auch alle Gunst nur eben den Verfolgern der katholischen Kirche zu Theil; und in demselben Sinne behandle man die Aufstellung eines Thronfolgers. Aber dahin dürfe es in dem allerchristlichsten Reiche niemals kommen, daß ein Ketzer an die Regierung gelange; keineswegs seien die Unterthanen verpflichtet, die Herrschaft eines Fürsten anzuerkennen, der nicht katholisch sei: denn der erste Schwur des Königs, wenn man ihm die Krone auf das Haupt setze, laute auf Erhaltung der katholisch-apostolisch-römischen Religion.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesem Manifest, in welchem neben der religiösen auch mannigfaltige politische Absichten hervortreten.

In den Guisen lebte der Geist der alten Autonomie französischer Magnaten in seiner vollen Stärke; sie konnten des Einflusses auf die allgemeinen Angelegenheiten nicht entbehren; am nächsten lag ihnen, ihre eigne Stellung unangetastet zu behaupten; als eine der vornehmsten Beschwerden stellten sie auf, daß man Aemter, die durch Dienste erworben seien, den Inhabern gegen eine Geldentschädigung entreiße; Niemand solle fortan sein Amt verlieren, außer in den bestimmt vorgeschriebenen Fällen, auf den Spruch ordentlicher Richter aus den Parlamenten [1]).

Alle alten Klagen des Adels, der Geistlichkeit und der Städte machten sie zu den ihren; sie forderten regelmäßige Ständever-

doza, 5. April 1585: es sei der Garnison in Metz befohlen worden que saliendo a la deshilada viniesse a Chamvilla a prender al duce de Guisa. Davon, was Cardinal Ossat sagt, daß Guise selbst im ersten Augenblick daran gedacht habe, sich der Hauptstadt und der königlichen Person zu bemächtigen, habe ich in den gleichzeitigen Papieren nichts finden können. Es scheint nur ein Vorschlag gewesen, aber von Guise verworfen worden zu sein.

1) Joannis Baptistae de Tassis Commentariorum de Tumultibus Belgicis sui temporis libri octo. Hoynck van Papendrecht: Analecta Belgica Tom. II, Pars I, p. 433.

sammlungen von drei zu drei Jahren, wo ein jeder seine Beschwerden in voller Freiheit müsse vortragen dürfen. Bemerkenswerth ist, wie sie sich über diese Zusammenkünfte ausdrücken. Es seien Conferenzen, sagen sie, zwischen Fürst und Volk, um einmal Rechnung zu halten über die gegenseitigen gleich alten, gleich heiligen Verpflichtungen.

In den meisten großen Städten war das municipale Interesse, wie in Paris, in eine gewisse Verbindung mit dem katholischen getreten. Wie die Regierung sich in anderen Beziehungen Eingriffe in die hergebrachten Rechte erlaubte, z. B. in die Gerichtsbarkeit, so erschien es als ein ähnlicher Eingriff, wenn sie jetzt Duldung für die Andersgläubigen anordnete. Die Guisen konnten auf Beifall rechnen, wenn sie die Städte vor der Aufnahme königlicher Garnisonen warnten.

So gerechtfertigt jene Reformversuche des Jahres 1583 an sich sein mochten, so wurden sie jetzt dem Könige nachtheilig. Wir sind unterrichtet, daß die Ligue durch den Credit eines in Folge der damaligen Untersuchungen verjagten hohen Finanzbeamten, der nach der Franche-Comté geflüchtet war, unterstützt wurde. In die Parlamente hatte sie in den Zeiten ihrer Macht eine Menge Anhänger zu bringen gewußt; auch diese sahen sich von dem Könige bedroht und einen Rückhalt in dem alten Beschützer.

Dergestalt riefen die Guisen das Selbstgefühl der Stände, der Verwaltung, der Gerichte und der großen Machthaber mit einem Mal gegen die Regierung in Kampf, nicht allein gegen die Mißbräuche derselben, sondern auch gegen ihre gerechtfertigten Bestrebungen.

Das Außerordentliche aber war, daß diejenigen, welche im Namen „des besseren und gesunderen Theiles der Nation", denn so drückten sie sich aus, zur Restauration von Frankreich die Waffen ergriffen, sich zugleich mit dem alten Landesfeinde verbunden hatten. Den Versuchen, die Monarchie im Innern herzustellen und ihr nach außen eine freiere Wirksamkeit zu verschaffen, so schwach sie auch sein mochten, und vielleicht eben darum, weil sie so wenig Energie in sich trugen, sollte zugleich ein Ende gemacht werden. Das religiöse Moment umfaßte, entschuldigte alles und verdeckte jeden Widerspruch.

## Erneuerter Hugenottenkrieg.

Man hätte nicht anders erwarten sollen, als daß es bei der Schärfe dieser Gegensätze sofort zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen ihnen kommen müßte.

Hätte Heinrich III. den ganzen Umfang der gegen ihn geschlossenen Verbindung gekannt, so wäre ihm nichts übrig geblieben, als im Innern sich mit den Hugenotten zur Aufrechthaltung der Pacification zu vereinigen, mit ihnen die Guisen zu bekämpfen, nach außen die Erbietungen der Niederländer anzunehmen und mit dem Könige von Spanien zu brechen. Wenn man erwägt, daß die alte Antipathie gegen die Spanier, noch vor kurzem lebendig angeregt, leicht wieder aufgerufen werden konnte, und daß auch unter den Katholiken mit nichten alle mit den Guisen einverstanden waren [1]) — gewiß nicht die Prinzen von Geblüt aus dem Hause Bourbon, eben so wenig ein großer Theil des Adels, der eine natürliche Verpflichtung gegen den Fürsten fühlte oder gewohnt war, sich an den Hof zu halten, auch nicht die mittleren Stände, in denen viele für unerlaubt hielten, der Religion halber von dem Fürsten abzufallen, wie sich denn selbst alte Freunde der Guisen jetzt aus Gewissensscrupel von ihnen zurückzogen, — so sieht man wohl, daß es dem Könige zu einem großen und entschiedenen Widerstande nicht an Kräften gefehlt hätte.

Allein er selbst hätte dazu ein anderer Mann sein müssen, scharfsinniger, als er war, und scharfsichtiger, fähig, Entschlüsse zu fassen, die mit Gefahren verbunden sind, zum Kriege geneigt. Villeroy stellte ihm vor, daß er um keinen Preis eine Faction neben sich aufkommen lassen dürfe, die katholisch sei und Verfechter der katholischen Ideen zu ihren Oberhäuptern habe. Der König entschloß sich, mit seinen Feinden lieber einen Vertrag abzuschließen, als mit ihnen zu schlagen.

Das war nun einmal sein Schicksal und das Schicksal des ganzen Hauses, in den Conflicten der religiösen Ideen und der Staatsgewalt in innere Verwirrung zu gerathen und den Pfad nicht zu finden, der daraus hätte retten können.

Die Guisen hatten in ihrem Manifest die Königin-Mutter, „ohne deren Weisheit das Reich schon längst zertrümmert wäre", aufgefor-

1) Commentarii delle cose successe nel regno di Francia (Manuscript der großherzoglichen Bibliothek zu Carlsruhe): parte de' cattolici aborrendo tal attione, come quella che pareva lor peccato di lesa Maesta si misero col re e lo esortavano a far la guerra.

dert, zum Heile desselben sie bei dieser Gelegenheit nicht zu verlassen, nicht ohne eine Andeutung, daß sie jetzt weniger, als sie verdiene, zu den Geschäften gezogen werde: eben ihr übertrug der König die Unterhandlung. Trotz ihres Alters, ihrer Gicht und des Hustens, an dem sie damals litt, machte sie sich dazu auf. Auch Catharina fühlte sich durch die Aussicht Heinrichs von Navarra auf die Krone geängstigt; sie hat gesagt, sie fürchte, er könne alsdann ihre Tochter Margarethe, seine Gemahlin, umbringen lassen: denn die widerwärtigsten Dinge waren zwischen ihnen begegnet, und gewiß wurde Margarethe damals von den Liguisten ihrem Gemahl entgegengestellt [1]). Hatte Catharina, da sie mit dem Schwiegersohne gebrochen, wirklich die Absicht, ihren Enkel, den Prinzen von Lothringen, auf den Thron zu bringen? Es erhellt nicht mit voller Bestimmtheit: aber dem Herzog Heinrich hat sie gesagt, sie denke, er selbst solle der Stab ihres Alters sein [2]).

Den Guisen selbst war bereits an einer Abkunft gelegen; denn gar bald hatten sie das von Philipp II. gesendete Geld ausgegeben: in der tumultuarischen Aufregung, in welche ihre Erhebung alles versetzte, fanden sie es erwünscht, den Vortheil festzuhalten, der sich ihnen darbot.

Die Schwierigkeit der Unterhandlung Catharina's, die zu Nemours gepflogen wurde, lag fast mehr in den persönlichen Ansprüchen, als in den religiösen Forderungen der Verbündeten: denn gegen die Einwirkungen der Günstlinge, über die sie klagten, wollten sie, wenn sie dieselben nicht stürzen konnten, wenigstens auf das beste gesichert sein.

So viel erreichte die Königin, daß den Guisen nicht auch Metz, wie sie verlangten, überlassen zu werden brauchte; aber übrigens bewilligte sie ihnen sehr umfassende Zugeständnisse: dem Herzoge von Guise Verdun, Toul, St. Dizier, Chalons; dem Cardinal von Bourbon: Soissons; die festesten Plätze in Bourgogne, Bretagne, Picardie wurden an Mayenne, Mercoeur und Aumale überlassen; alle erhielten die Erlaubniß, sich Leibgarden zu halten und sie aus den

1) Schreiben von Guise an Philipp II. um Hülfe für sie: elle, que nous avons établie comme obstacle aux desseins de son mari et instrument fort propre, pour contraindre le roi à la guerre. (Pap. von Simancas.)

2) Que havia de ser el baston de su vejez pues bien savia que a ningun estaria peor que el de Navarra fuese rey que a ella porque havia luego matar a su hija. (P. v. S.)

Einkünften der Provinzen zu besolden. Wie die Häupter, so gewannen auch ihre vornehmsten Anhänger eine verstärkte persönliche Stellung [1]). Ein Edict erging, in welchem ihre bewaffnete Erhebung gutgeheißen, als dem Könige wohlgefällig bezeichnet ward.

Bei weitem mehr als in dem Manifest erscheint in diesem Edicte das religiöse Interesse als die Hauptsache; alle bisherigen Pacificationserlasse werden darin widerrufen, die den Hugenotten zugestandenen Sicherheitsplätze zurückgefordert, die gemischten Kammern aufgehoben. Das Edict vom Juli 1585 geht noch weiter, als die im Jahre 1568 und nach der Bartholomäusnacht ergangenen. Es verbot nicht allein, wie diese, die Ausübung jeder anderen als der katholischen Religion, sondern das Bekenntniß überhaupt. „Wir haben geboten und gebieten", heißt es darin, „daß alle, die sich zu der neuen Religion halten, sie verlassen und binnen sechs Monaten das Bekenntniß der katholischen, apostolischen und römischen Religion ablegen, oder, wenn sie das nicht thun wollen, aus unserem Königreich und den Ländern unseres Gehorsams weichen". Die strengsten hierarchischen Gesetze, gegen die so lange gekämpft worden war, wurden erneuert, auch das einfache Bekenntniß abweichender Meinungen wie vor Alters mit Confiscation der Güter und Lebensstrafe bedroht.

Wie die Guisen gefordert, ließ der König dies Edict in seiner Gegenwart im Parlamente verificiren (28. Juli 1585).

In seinem Herzen war er nicht dagegen. Nicht allein in den Jahren seiner Jugend, sondern noch bei den Ständen zu Blois hatte er ähnliche Grundsätze geäußert. Auch ihm erschien es als ein großer Gewinn, daß das gesammte Reich zur Einheit der Religion zurückgebracht würde. Wenn in Blois alles daran gescheitert war, daß die Stände die zu dem Kriegsunternehmen gegen die Hugenotten erforderlichen Geldmittel nicht hatten bewilligen wollen: so macht es dem König ein eigenthümliches Vergnügen, daß sie jetzt durch eine Factionsbewegung dazu gebracht waren, ihre Kräfte zum Krieg anstrengen zu müssen. Mit ironischem Humor sagte er dies einst den Herren von der Geistlichkeit und den Deputirten der Hauptstadt [2]). Die Ideen der Reform und Ersparniß wurden unter diesen Umständen verlassen; die Finanzbeamten kauften sich durch eine große Summe von der begonnenen Untersuchung los. Die abgeschafften

1) Articles accordés à Nemours au nom du roy 7. Juillet 1585: Mémoires de Nevers, welche die Memoiren der Ligue ergänzen, I, 688.

2) Rede bei Dupleix Histoire de Henry III 118.

gerichtlichen Aemter wurden hergestellt und fanden aufs neue Käufer [1]).

Alles bereitete sich zum Kriege vor. Dem Könige von Navarra war nicht wohl dabei: wir werden des Augenblickes der äußersten Hoffnungslosigkeit, die ihn einst übernahm, noch gedenken.

Eben in Bezug auf ihn selbst hatte König Heinrich III. doch nicht ganz nachgegeben: er erkannte nicht an, daß der König von Navarra den Thron niemals besteigen könne; aber wozu das lebendige Gefühl der Legitimität, das er nährte, es nicht kommen ließ, das geschah, ohne Zweifel mit noch größerer Wirkung auf die katholisch Gläubigen, von Rom her. In Rom war ein förmlicher Proceß gegen die beiden hugenottischen Prinzen aus dem Hause Bourbon, Navarra und Condé, instruirt worden; auf den Grund desselben erließ der so eben auf den heiligen Stuhl gelangte Papst Sixtus V. jene Bulle, welche die Welt in Erstaunen setzte, in der er die Prinzen nicht allein als Ketzer, sondern als Gönner und Führer derselben, die in das Verbrechen der Ketzerei zurückgefallen seien, aller ihrer Besitzthümer, namentlich ihrer Ansprüche auf die Krone von Frankreich für verfallen erklärt. Schon daraus ging eine Verstimmung zwischen den eben Vereinigten hervor. Die Guisen glaubten, ihre Freundin Catharina Medici, als sie einmal Verhandlungen mit Heinrich von Navarra versuchte, warnen zu müssen, sich nicht an den Abgrund der Excommunication zu wagen: sie haben für den Fall einer Abkunft, die dennoch zwischen den beiden Königen getroffen werden möchte, zu Orcamp förmlich den Beschluß angenommen, daß ihre religiöse Pflicht sie über alle Rücksichten der Unterthänigkeit erhebe [2]).

Darin aber — in dem Gange der Sache selbst — lag nicht der einzige Grund eines Mißverständnisses; ein anderer entsprang aus der Fortsetzung der guisisch-spanischen Verbindungen. Philipp II. war mit dem raschen Friedensschlusse der Guisen keineswegs zufrieden, zumal da sie darin versprochen hatten, auf alle fremden Bündnisse Verzicht zu leisten: das Entfernteste wie das Nahe bedenkend, erblickte er eine Gefahr darin, wenn es Heinrich dem III. etwa gelingen sollte, die Hugenotten zu unterwerfen: denn wie leicht konnte sich derselbe dann mit seiner katholisch gewordenen Monarchie auf Spa-

1) Pasquier Lettres liv. X, l. IX.

2) Le devoir chrétien les devoit transporter par dessus toute subjection etc. Bouillé III. 192.

nien stürzen! Philipp II. drängte Heinrich Guise zu der Versicherung, niemals die Waffen gegen Spanien tragen, ja von seinem König abfallen zu wollen, wofern dieser je ein spanisches Land angreifen sollte. Der Herzog ließ sich wirklich dazu bewegen: er gewann es über sich, zu erklären, unter den Bündnissen, auf die er Verzicht geleistet, seien nur die zu verstehen, welche zum Schaden des Reiches, nicht welche zu dessen Vortheile gereichen könnten, wie das spanische [1]).

Wenn Zusagen dieser Art auch nur im Geheimen geschahen, so hoben sie doch alles einträchtige Zusammengehen der Bundesgenossen auf. Man erkannte täglich mehr das Bestehen zwei auseinanderstrebender katholischer Parteien. Die royalistische wollte den legitimen Thronfolger und seine Anhänger zu ihrem Bekenntnisse herüberziehen und auf diese Weise Frankreich zu Einer Religion vereinigen, damit es um so mächtiger würde. Die liguistische wollte den Thronfolger auf jeden Fall ausschließen, die Hugenotten vernichten, ihre Güter in Besitz nehmen: sie hielt sich bei weitem mehr an die allgemein kirchliche Idee als an die französische, an den König von Spanien bei weitem mehr als an ihren eigenen.

Im Jahre 1586 kam es zu mannigfaltigen Kriegsunternehmungen; aber in den katholischen Heeren selbst begegneten sich die Gegensätze. Dem Herzoge von Mayenne stellte der König royalistische Unterbefehlshaber an die Seite, denen der Führer niemals ganz traute und die ihm niemals recht gehorchten. Der Herzog von Guise suchte, wo er commandirte, die royalistischen Officiere aus seiner Nähe zu entfernen und sich nur mit unbedingten Anhängern zu umgeben. Die Kriegführung der Guisen zeigte sich nur da mannhaft entschieden, wo sie ihre eigene Sache führten: wenn es galt, eine Stadt, die von ihnen abgefallen, wieder herbeizubringen, wie Auxonne, oder eine Festung, die in protestantische Hände gerathen war, jetzt für sich selbst zu gewinnen, wie Rocroy; besonders gegen Sedan und Jamets waren, in Uebereinstimmung mit dem Könige von Spanien, ihre Unternehmungen gerichtet. Im südlichen Frankreich hatten sie mehr einen politischen als militärischen Zweck. Indem sie mit dem Herzoge Montmorency in Languedoc schlugen, war doch ihr Sinn nicht so sehr darauf gerichtet, denselben durch Gewalt zu unter-

1) Que lo de las ligas rinunciadas se entendia de las que eran contra el reyno y no desta que era en bien del y en servicio de nuestro Señor, per lo qual la montidra ensempre.

werfen, was der Krone eher zu statten gekommen wäre, als ihn für sich zu gewinnen; verbunden würden sie, wie sie sagten, stark genug sein, um dem Könige selbst das Gesetz vorzuschreiben[1]).

Sollte aber Montmorency Damville, der dem Gedanken eines friedlichen Beisammenlebens der beiden Confessionen zuerst Ausdruck gegeben hatte, von seinem eigenen System abfallen und sich den alten Feinden seines Hauses zugesellen? Er hielt an Heinrich von Navarra fest. So gefahrdrohend der Angriff zuerst erschienen war, so wenig bedeutende Erfolge hatte er doch. Die Hugenotten brachten nicht weniger Plätze in ihre Hand, als ihrerseits die Katholischen.

Für das nächste Jahr gewährten ihnen die sich erhebenden Sympathien ihrer Glaubensgenossen in den benachbarten Ländern noch bessere Aussichten.

Nicht eben leicht war es, die protestantischen Streitkräfte in Bewegung zu setzen. Königin Elisabeth mußte zu einer Geldhülfe bewogen werden; kleinere Summen wurden von dem südlichen Frankreich nach der Schweiz, von Rochelle nach Hamburg geschickt; und nur selten genügten sie den aufgestellten Forderungen. Aber zugleich zeigte sich doch auch ein lebendiger Antheil an der Sache. In Deutschland hatte man nicht vergessen, was Joachim Friedrich von Brandenburg, damals Administrator von Magdeburg, ausdrücklich in Erinnerung brachte, daß das Reich seinen Religionsfrieden der Waffenerhebung eines Königs von Frankreich zu verdanken habe; man glaubte nur eine Pflicht der Erkenntlichkeit zu erfüllen, wenn man nun auch mit deutscher Hülfe den Franzosen einen Religionsfrieden verschaffe. Nichts Anderes in der That begehrten die Hugenotten, wie du Plessis-Mornay sagt, das deutsche Heer solle die Hebamme des französischen Friedens sein. Der deutschen Unterstützung aber, die den Franzosen schon öfter zu statten gekommen war, gesellte sich diesmal auch eine schweizerische bei. Die evangelischen Cantone waren durch den Bund der katholischen mit König Philipp so eben in die größte Aufregung gesetzt; in dem Siege der liguistischen Macht in Frankreich sahen sie nicht nur eine allgemeine, sondern noch besonders eine eigene Gefahr. Und so geschah, was bisher noch immer durch den alten Einfluß der französischen Krone auf die Eidgenossenschaft vermieden worden: die Obrigkeiten in Bern, Zürich, Basel,

1) Guise an Mendoza, 3. Februar 1586: Et seroit nécessaire, que le dit Mr. (Montmorency) s'alliât avec nous plustôt qu'avec le roy même, afin que d'un commun accord nous puissions donner la loi.

Schaffhausen gestatteten Werbungen zu Gunsten der Hugenotten in ihren Gebieten [1]; nicht einzelne Reisläufer, sondern drei große Regimenter, bei 16,000 Mann stark, brachen nach dem pfälzischen Gebiet auf, wo sich die deutschen Truppen versammelten.

Johann Casimir fand es diesmal aus nachbarlicher Rücksicht auf Lothringen nicht rathsam, das Heer selbst ins Feld zu führen, so erwünscht bei demselben auch die Autorität gewesen wäre, die ihm sein höherer Rang und seine Erfahrung verliehen: in seinen Diensten stand ein preußischer Edelmann, Fabian Burggraf zu Dohna, den ihm einst Hubert Languet zugeführt, und der ihn dann auf seinen Reisen nach den Niederlanden und nach England, bei seiner kölnischen Unternehmung zu Gunsten von Gebhard Truchseß begleitet hatte: ein Mann von allgemein protestantischem Religionseifer und nicht ohne Kunde der Waffen; dem übertrug er die Heerführung. Es waren viertausend deutsche Reiter, einige Geschwader Landsknechte und vierthalbtausend Franzosen, die unter Dohna gegen Lothringen vordrangen; man sieht, welch ein ansehnliches Heer sie mit den Schweizern zusammen bildeten.

Heinrich von Navarra erkannte dies Heer unbedenklich als das seine an. Denn gegen seine Feinde, von Guise und Lothringen, deren Absicht dahin gehe, Frankreich zu ruiniren und zu stürzen, schien es ihm erlaubt auswärtige Hülfe heranzuziehen. Er meinte, er müsse den König von Frankreich von ihnen befreien.

Dessen Meinung war' es nun keineswegs, sich befreien zu lassen. Wohl fühlte er, daß in den Behauptungen Navarra's etwas Wahres liege: wenn er auch nicht das ganze Verhältniß der Spanier zu den Guisen ermaß, so wußte er doch so viel, daß sie spanisches Geld empfingen, und griff mit Händen, daß sie ihre eigene Sache, nicht die seine verfochten: insofern erschien Heinrich von Navarra als sein natürlicher Bundesgenosse. Aber auch dem durfte er doch wieder nicht gestatten, daß er sich selbständig mit einer fremden Kriegsmannschaft vereinigte.

Heinrich III. hoffte noch, beide zu unterwerfen, die Hugenotten zu dämpfen, die Guisen zu bezwingen, seine katholische und gouvernementale Idee durchzuführen. Gegen Navarra schickte er einen seiner

1) Daß sie es erlaubten, ergiebt sich aus allen authentischen Papieren, unter anderen aus den Denkschriften von Sillery, 1587 bis 1593, Manuscript zu Berlin. Da heißt es: Ceux des Cantons — — s'étoient tellement oubliés que d'avoir permis à un grand nombre de leurs subjects à marcher etc.

Günstlinge, Joyeuse, ins Feld: dem anziehenden deutschen und schweizerischen Heere wollte er selbst entgegengehen. Als er Paris in dieser Absicht verließ, glaubte er zu einem großen, unendlich schweren und wichtigen Werke aufzubrechen. Der Nuntius schildert in seinen Berichten, wie der König am Morgen sich aus dem Bett erhoben, noch unangekleidet sich auf die nackten Kniee geworfen und lange gebetet, hierauf die Eucharistie empfangen habe; so vorbereitet, unter religiösen Gefühlen ging er ins Feld.

Man hat den Feldzug den Krieg der drei Henry genannt; jeder von ihnen, Heinrich von Navarra, Heinrich III. und Heinrich von Guise, spielte darin seine eigenthümliche Rolle.

Der König von Navarra hatte das Glück, mit der kleinen kriegsgeübten Schar, die ihn umgab, das prächtige Heer, mit welchem Joyeuse gegen ihn vorrückte, bei Coutras vollkommen zu schlagen; der Führer selbst war getödtet. Es war die erste Schlacht seit einem Vierteljahrhundert bürgerlicher Kriege, welche die Hugenotten gewannen: dieser junge Fürst lehrte sie in offenem Felde siegen. Ob er nun aber auch so viel Ansehen über sie hatte, um sie zusammenzuhalten, als sie ihre Beute nach Hause zu bringen wünschten, oder ob es an ihm selbst lag, wenn er den Sieg nicht vollständiger benutzte? Wir wollen diese alte Frage nicht entscheiden.

König Heinrich III. besetzte beide Ufer der mittleren Loire, um eine Vereinigung des heranziehenden schweizerisch-deutschen Heeres mit den Hugenotten des südlichen Frankreichs zu verhindern. Und auf das beste gelang ihm das. Fabian Dohna ließ sich durch glänzende Hoffnungen, die man ihm machte, von den höher gelegenen Uebergangspunkten abführen; tiefer aber fand er den König. Immer in westlicher Richtung, ohne besonderen Widerstand — denn das Scharmützel bei Vimorry, wo er persönlich auf Mayenne traf, ist doch kaum der Erwähnung werth, -- aber auch ohne Erfolg bis gegen Chartres vorrückend, sah er sich endlich genöthigt, inne zu halten. Mit ihm zu schlagen, hatte König Heinrich III. keine Neigung: denn diese Leute würden wie Verzweifelte fechten; aber er fand ein anderes Mittel, sie zum Rückzuge zu vermögen. Die Werbungen waren in der Schweiz hauptsächlich deshalb zugelassen worden, weil man behauptete, daß es nicht der König, sondern die Guisen seien, gegen die man ausziehe; diese Ansicht beschloß er zu widerlegen. Ein zürcherischer Hauptmann [1]), der in dem Heere

1) Johann Haller, dessen handschriftliche Chronik auf der Stadtbibliothek

diente, hat verzeichnet, wie der König demſelben zuerſt ſeine Verwunderung zu erkennen gab, daß er Eidgenoſſen ſich gegenüber ſehe, zuwider dem ewigen Frieden und den aufgerichteten Bündniſſen; darauf unter den Schweizern der Beſchluß gefaßt ward, den König ſeines Irrthums zu verſtändigen und Abgeordnete zu ihm zu ſchicken, wie aber dieſe, als ſie ihn ſahen und ihren Fußfall vor ihm leiſteten, vielmehr von ihm eines Beſſeren belehrt wurden. Der König erklärte: nicht für ihn, ſondern wider ihn ſeien ſie herangezogen: er ſage es ihnen ſelbſt, er, der König; er ſei kein Phantom, er ſtehe vor ihnen. Sie antworteten: gegen die Krone von Frankreich führten ſie weder Hellebarde noch Schwert. In das Lager zurückgekommen, theilten die Abgeordneten ihre veränderte Stimmung auch den anderen Hauptleuten mit; keiner von allen wollte mit einer Unternehmung gegen die franzöſiſche Krone zu ſchaffen haben: ſie nahmen Geld von dem König an. Ohne zu ſchlagen, erwarb ſich Heinrich III. doch in der That das Verdienſt, dieſen Einbruch, vor dem man ſich in Paris wie vor einer neuen Völkerwanderung fürchtete, in ſeinem Anlaufe zu brechen.

Indeſſen wollte das Schickſal, daß der Herzog von Guiſe die größere Ehre davontrug. Ein höchſt außerordentliches Verhältniß war es, worin er zu dem Könige ſtand. Es iſt gewiß, daß Heinrich III. nicht allein des Feindes wegen, ſondern auch deshalb ſo ſtark wie möglich im Feld erſcheinen wollte, um Guiſe neben ſich in ſeine Schranken zu bannen [1]). Eben ſo gewiß iſt, daß Guiſe von den Spaniern unterſtützt wurde, damit er dem Könige von Frankreich gegenüber aufrecht bleibe [2]): ſie gaben ihm Geld, ausdrücklich, um ihn gegen den König zu verſtärken und ihn in den Stand zu ſetzen, ſeine Freunde zu befriedigen.

zu Zürich überhaupt noch manches Neue darbieten dürfte. Nach einem Schreiben von Catharina Medici (8. Nov.) ſagten die Schweizer dem Könige, „que leurs piques ne piqueront ni leurs espées ne trancheront jamais contre le roi".

1) Che (il re) volea per due fini presso di se il nervo maggiore, uno per sicurezza in ogni evento, qualor dovesse combattere, l'altro per tener in soggezione il Guisa, quando pur rimanesse per ventura vincitore degli Alemanni. — Tempesti Vita di Sisto Quinto I, 320.

2) Volebat Parmensis iis auxiliis conservari et unionem et Guisios. Taſſis Commentarii 477. Taſſis war damals wieder in den Niederlanden und zeigt ſich über die niederländiſchen Dinge beſſer unterrichtet, als über die Vorgänge in Frankreich.

Man möchte sie mit Bomilkar und Hanno, oder mit zwei römischen Consuln vergleichen, die, einander auf den Tod hassend, gegen denselben Feind fochten, wäre die Lage nicht hier noch seltsamer, da der eine von beiden der König, der andere nur ein Gouverneur und Kriegsbefehlshaber war.

Bisher hatte Guise eben noch nicht viel gegen den Feind geleistet, als die Wirkung der königlichen Worte auf die Schweizer dem Burggrafen den Gedanken einflößte, mit seinem Heere zunächst eine Richtung gegen Guise zu nehmen, gegen welchen die Schweizer zu fechten kein Bedenken tragen würden: er hoffte, ihn im offenen Felde zu schlagen, wie Joyeuse geschlagen worden war. Allein in diesem Augenblicke setzte sich der schlachtbegierige Guise, der Menschen und Dinge hier zu Lande besser kannte, schon gegen ihn in Bewegung.

Dohna hatte die gutmüthige Thorheit gehabt, sich des Schlosses, welches den Burgflecken Auneau, worin er eines Abends sein Nachtlager nahm, beherrschte, nicht militärisch zu versichern. Guise gewann den Befehlshaber mit Geld und Versprechungen, ihm während der Nacht das Schloß zu öffnen. Am Morgen, als Dohna eben aufbrechen wollte, die Reiter entweder bei ihrem Frühmahl oder bei ihren Pferden waren, um sie zu satteln, und die Packwagen die Straßen des Fleckens erfüllten, brach nun Guise von dem Schloß her unter sie ein; sie waren nicht im Stande, nur ein einziges Fähnlein zu sammeln; in kleinen Trupps wurden sie in ihren Quartieren überfallen, niedergehauen oder gefangen genommen [1]). Der Burggraf rettete sich mit seiner Rennfahne und wandte dann alles an, um Reiter und Schweizer aus den benachbarten Quartieren zur Wiedereroberung des Fleckens zu vereinigen. Aber er besaß bei weitem nicht Ansehen genug, um das durchzusetzen. Die Schweizer wollten jetzt auch nicht gegen Guise fechten und zogen in ihrer Absicht, nach Hause zu gehen, einen Theil der deutschen Rittmeister und Reiter mit sich fort. In immer steigender Unordnung und Rathlosigkeit von beiden Seiten, der königlichen und der guisardischen, angegriffen, wich hierauf die Armee längs der Loire rückwärts. Sie verzweifelte, den Weg zu den Hugenotten zu finden, und gab endlich den Anmahnungen des Königs, das Reich zu verlassen, Gehör. Dieser ließ

1) Nach Leuthinger (de Marchia lib. XXIV, 528) wäre auch Buch in dem Flecken gewesen; Vossius, de rebus gestis Fabiani a Dohna, verhält sich mehr apologetisch, als eigentlich erzählend, S. 65.

sie ruhig ziehen, zufrieden, daß sie niemals mehr gegen ihn zu dienen versprachen; den Franzosen, die sich von dem Zuge trennen wollten, verstattete er, im Lande zu bleiben, vorausgesetzt, daß sie sich dem ergangenen Religionsedict unterwerfen würden.

So kamen die Heere aus dem Felde zurück. Der Erfolg des Feldzuges war in so fern bedeutend, als die protestantisch-germanische Heeresmacht aus den Grenzen des Landes zurückgewiesen, von Guise, der sich um keine Capitulation kümmerte, sogar über die Grenzen hinaus verfolgt und beinahe vernichtet wurde. Für die innere französische Frage war jedoch nichts entschieden. Die Günstlingsregierung war nicht beseitigt, Epernon in dem alten verhaßten Uebergewicht; die Hugenotten hatte der Sieg von Coutras in ihrem Selbstgefühle bestärkt. Der ganz offenbare Gegensatz Guise's gegen den König verhinderte diesen, etwas Entscheidendes gegen Heinrich von Navarra zu unternehmen: wenn man in ihn drang, dies zu thun, so antwortete er wohl, Navarra sei nicht sein schlimmster Feind; er forderte, daß ihm ein Jeder gehorche.

## Barricaden.

In diesem Augenblick aber entwickelte sich ihm erst noch die gefährlichste Feindseligkeit in der Mitte seiner Hauptstadt. Die katholische Association nahm hier eine neue, überaus drohende Gestalt an.

Im Anfange des Jahres 1587 hatte die Nachricht von den deutschen Rüstungen alle Gemüther aufgeregt. Man erzählte, daß ein Heer von 300,000 Ketzern aufgeboten sei und in Frankreich eindringen werde, um die guten Katholiken zu vernichten, mit denen der heuchlerische König sogar heimlich einverstanden sei; der Gedanke erhob sich, da die katholischen Prinzen allein einer solchen Gefahr zu begegnen zu schwach sein würden, eine städtische Organisation zu gründen, um sie zu unterstützen. Ein reicher Bürger, Beamter des Bischofs von Paris, Carl Hotmann, hat, soviel man weiß, diesen Gedanken zuerst gehabt[1]) und ihn an ein paar durch ihr Feuer und ihre Worte mächtige Prediger, Jean Prévôst, Matthieu Launay und Jean Boucher, mitgetheilt, die ihn mit Freuden ergriffen und sogleich zu seiner Ausführung schritten. Den nach Rom gelangten

1) Avea sentito susurrare, che venisse contra Francia un esercito di trescento mila eretici, risolse di unire insieme altrettanti Francesi cattolici. (Anonymo capitolino.)

Nachrichten zufolge hat sich der neue, noch wenig zahlreiche Bund am 25. Januar und am 2. Februar 1587 seine Verfassung gegeben. Man ernannte zuerst sechzehn Männer, nach der damaligen Zahl der Quartiere von Paris, um in jedem die Angelegenheiten der Vereinigung zu leiten, und sodann zehn, unter denen die vier Begründer waren, zur allgemeinen Führung der Geschäfte; keine Aufnahme sollte stattfinden, ohne von diesen gebilligt zu sein. Die Verbindung nahm, wahrscheinlich anknüpfend an eine frühere vom Jahr 1576, einen raschen Fortgang, auch unter dem besseren und wohlhabenden Mittelstande, dem Hotmann selbst angehörte; die vornehmste Verpflichtung war, so viel Geld zu zahlen, als der Rath der Zehn auflegen würde [1]).

Heinrich Guise begriff bei dem ersten Worte, das man ihm davon sagte, welch ein gewaltiges Werkzeug zu jedem Unternehmen dadurch in seine Hand gerathe. In kurzem kam Mayenne zur Stadt; in tiefem Geheimnisse verständigte er sich mit den Bürgern, die es fast für eine Ehre hielten, daß die großen Herren sich mit ihnen verbinden wollten. Ein Bündniß ward geschlossen zu dem doppelten Zwecke, die Ketzerei in Frankreich zu vertilgen und die Mißbräuche der Rechtspflege abzuschaffen; die Gleichgesinnten in anderen Städten sollten zum Beitritt eingeladen werden.

Gleich im Anfange, noch im März 1587, hat sich der Gedanke geregt, die Sache dadurch zu entscheiden, daß man sich des Königs persönlich bemächtige. Man wollte seine Günstlinge entfernen und ihn nöthigen, die Politik der Ligue unbedingt einzuhalten. Dahin kam es jedoch nicht, sei es, daß der König noch zur rechten Zeit gewarnt wurde, oder daß die Dinge nicht hinreichend vorbereitet waren.

Zunächst zeigte sich die geheime, Unzählige umfassende Verbindung nur in populären Widersetzlichkeiten.

1) Die „association faite particulièrement par aucuns bourgeois de Paris", deren in den Acten der Ständeversammlung von Blois im Jahre 1576 Erwähnung geschieht. Des états généraux XIII, 271. — Nach Doschius, Vita Francisci Hottomanni, stammten die Hotmanns, die sich auf beiden Seiten so thätig erwiesen, aus Breslau. Von Lambert, dem Stifter, hatten sich zwei Söhne hervorgethan: Johann, der zur Herbeischaffung des für Franz I. erforderlichen Lösegeldes viel beigetragen haben soll, und Peter, der in der Verwaltung diente. Des Letzteren Sohn ist Franz Hotmann, der Enkel des Ersteren Charles.

Da war ein Volksredner, des Namens Roland, der besonders gegen den Frieden mit den Hugenotten eiferte und sich überhaupt in den heftigsten Reden gefiel; als er eingezogen wurde, beschloß die Ligue — Prinzen und Bürger — ihm kein Leid zufügen zu lassen; sie zwang die Regierung, ihn herauszugeben [1]). Ein Anderer dagegen, der wider die Ligue und die päpstlichen Bullen geschrieben hatte, blieb im Gefängniß.

Meister Prévôst stellte in der Kirche St.-Severin eine Abbildung der in England an den Katholiken verübten Grausamkeiten aus, welche das Volk gegen Hugenotten und Politiker in Wuth versetzte. Das Bild ließ die Regierung wegnehmen; man antwortete mit beleidigenden Maueranschlägen, mit immer heftigeren Ausbrüchen auf den Kanzeln. Der Versuch, einen dieser Prediger gefangen zu setzen, im September 1587, erweckte in den Quartieren, wo es geschehen sollte, bereits einen allgemeinen Auflauf.

Bei dieser Stimmung ward jede Nachricht aus dem Felde mit Mißgunst gegen den König und Bewunderung für den Herzog aufgenommen. Ihm ward die Rettung der Stadt zugeschrieben; seine geringsten Unternehmungen wurden in Gedichten und Flugschriften mit Enthusiasmus gepriesen; wie viel mehr eine Handlung, wie der glückliche Ueberfall von Auneau! Er ward von den Predigern als der Gideon des gläubigen Frankreichs gefeiert; sie wandten das Wort auf ihn an, Saul habe tausend geschlagen, aber David zehntausend. Daß der König eine Abkunft mit den Feinden getroffen hatte, hielt man für schimpflich und für eine Art von Verrätherei; denn es wäre nur auf ihn angekommen, alle diese Räuber in Stücke zu hauen; aber man sehe wohl, er habe sie kommen lassen, besoldet und jetzt zurückgeschickt [2]).

Der König, der in dem Feldzuge das Entscheidende gethan zu haben glaubte und Ehre davon erwartete, war betroffen und erstaunt, daß die öffentliche Stimme sich gegen ihn erklärte. Der Empfang, den er fand, war kalt: das Lebehoch, das man ihm zurief, bezahlt. Bald nach seiner Rückkehr fand er sich bewogen, die aufrührerischen Prediger vor sich kommen zu lassen und ihnen persönlich sein Mißfallen, seine Verachtung zu erkennen zu geben; Papst Sixtus würde sie in gleichem Fall auf die Galeeren schicken: er wolle

1) Vgl. Schreiben Guise's bei Bouillé, 211, mit l'Etoile beim 4. Juni 1587.

2) l'Etoile Anfang Dec. 1587, Ausgabe von Champollion 234.

ihnen für diesmal verzeihen, rathe ihnen aber, sich zu bessern[1]). Er bemerkte die zu seinen Füßen brausende Bewegung; fürchtete er, sie in Gährung zu bringen, oder glaubte er, sie durch Ermahnungen zu dämpfen?

Besonders die Herzogin von Montpensier, geborne Guise, Schwester des Herzogs Heinrich, gab den Predigern Rückhalt; sie rühmte sich, durch den Mund derselben mehr auszurichten, als ihr Bruder durch die Waffen. Der König zeigte ihr seine Ungnade, duldete sie aber in der Hauptstadt.

Und dabei ward das Carneval von 1588 mit leichtsinnigen und anstößigen Vergnügungen ausgefüllt, gleich als gebe es keine Ligue, keinen Feind des Königthums in Frankreich. Am Hofe war Niemand, dem man nicht die schändlichsten Dinge nachgesagt hätte; alles war gegen einander.

„Das Mißtrauen", sagt der päpstliche Nuntius, „ist in dem Rathe, dem Hause, der Kammer des Königs; man verläßt sich auf Niemand, als mit wem man durch das engste persönliche Interesse verbunden ist. Jeder sucht den Anderen zu überlisten und dann zu verlachen." Auch die Königin-Mutter konnte den Rest des Credits, den sie noch besaß, dem vorwaltenden Günstling Epernon gegenüber nicht behaupten. Eines Tages suchte Epernon sie auf und kniete mit entblößtem Haupte vor ihr nieder: so sehr sie in ihn drang, sich zu erheben, hielt er, bizarr und eigensinnig, wie er war, lange in dieser Stellung aus, um ihr zu sagen, daß er nie etwas gegen sie gethan, ja nie etwas gegen sie gedacht habe[2]). Ich glaube nicht, daß er sie gewann oder überzeugte.

Und indem traten noch andere, Besitz und Macht betreffende Irrungen zwischen dem König und den Guisen ein.

Durch den Tod von Joyeuse war das Gouvernement der Normandie erledigt worden: Guise, von seinen Freunden unterstützt, auf seine Verdienste trotzend, forderte es für sich: der König übertrug es auf Epernon.

Durch den Tod des Prinzen von Condé, der in St.-Jean d'Angely, wie man glaubt, an Gift starb, ward auch das Gouvernement der Picardie eröffnet; die Guisen forderten es für Aumale; der König übertrug es dem Herzoge von Nevers.

1) L'Etoile: il en demeurait là, habens quidem animum, sed non satis animi.

2) Morosini bei Tempesti Vita di Sisto V. I, 380.

Die Königin Catharina neigte sich in diesem Augenblicke mehr auf Seite der Guisen; sie hätte jetzt selbst eine ernstliche Unternehmung gegen den König von Navarra gebilligt [1]). Bei ihrem Sohne fand sie aber Widerstand gegen jeden dahin gerichteten guten Rath; eines Tages ist es darüber zwischen ihnen zur förmlichen Entzweiung gekommen. Heinrich III. warf seiner Mutter den schlechten Erfolg ihrer früheren Rathschläge vor und hat ihr endlich gesagt, er wolle fortan nach seinem eigenen Ermessen handeln und bitte sie, sich nicht mehr in seine Angelegenheiten zu mischen [2]).

Das war der auffallende, aber nothwendige Gang dieser Dinge. Die erste Erhebung der Guisen hatte in dem Könige seinen alten antiprotestantischen Eifer angefacht, aber doch auch Widerwillen gegen sie selbst hervorgerufen: dieser war durch alles, was seitdem geschehen, in ihm genährt und verstärkt worden und jetzt fast sein lebendigstes Gefühl; er gerieth in einen Zustand, wo er, wie man damals gesagt hat, denen Gutes gönnte, gegen die er im Kriege begriffen war, und diejenigen fürchtete, die an seiner Seite standen.

Da nun auch die Vermittlung der Mutter wegfiel, so nahmen die Sachen täglich eine gefährlichere Gestalt an. Die Guisen legten der Besitznahme Epernons in der Normandie Hindernisse in den Weg; sie verweigerten die Aufnahme königlicher Besatzungen in der Picardie; in beiden Provinzen war eine große Partei, in der letzten der gesammte Adel auf ihrer Seite. Der König ließ Aumale auffordern, die Garnisonen in die Picardie aufzunehmen und die Provinz zu verlassen; wo nicht, so werde er selbst dahin kommen und ihm den Kopf vor die Füße legen [3]). Aumale antwortete, wenn sein und seines Vaters, der vor den Augen des Königs in der

1) Nach einer damals sehr verbreiteten Erzählung „la reine desseignoit de faire tomber la couronne entre les mains des enfans de sa fille de Lorraine. M. de Guise n'y étoit employé que comme serviteur de M. de Lorraine (Mémoires singuliers bei Egerton 297). Ich habe davon keine Beweise gefunden, durch welche alle Zweifel gehoben würden, und will es zwar nicht bestätigen, aber auch nicht verwerfen.

2) Einer der bestunterrichteten Gewährsmänner ist der Nuntius, später Legat, Morosini, dessen Depeschen excerpirt sind. Nach diesem sagte Heinrich: „Essendo io resolutissimo di voler fare e disfare senza consigli, la prego a non volersi piu ingerire in questi affari." I, 373.

3) „Altrimenti sarebbe egli andato in persona con tutte le forze per gettarli la testa a piedi." Aus den Berichten des Nuntius bei Tempesti ,I 390.

Schlacht gefallen sei, vergessen sein sollte, so habe er noch Herz und Freunde genug, um sein Leben und seine Ehre zu behaupten.

Schon berichtete der Nuntius dem Papste von der bevorstehenden Gefahr eines Krieges unter den Katholiken selbst. Die Frauen des königlichen Hauses bemerkten, die Sache könne einen tragischen Ausgang nehmen.

Auf der einen Seite versammelten sich die verbündeten Fürsten erst zu Nancy bei dem Herzoge von Lothringen, dann in Soissons, in einer eben so feindseligen Haltung wie früher. Aus den Briefen Guise's an den spanischen Gesandten sieht man, mit welcher Verachtung er die Vorschläge des Königs behandelte. „Er sei nicht gemeint, den Picarden auf eine andere Weise als mit Drohungen zu nahe treten zu lassen, noch auch diese, das zu dulden: der König solle sich nicht weit von Paris entfernt haben, so wolle er machen, daß derselbe dahin zurückkehren müsse" [1]). Ein Manifest erschien, in dem die alten Forderungen religiöser und politischer Opposition aufs neue aufgestellt wurden. Es sah aus, als wollten die Verbündeten selbst nach Paris kommen und es daselbst mit großem Geräusch übergeben.

Und indem wuchs hier die Gährung von Tag zu Tage. Was ist blinder in der Welt, als der sich klug dünkende Verdacht, der alles, was geschieht, nach einer vorgefaßten Meinung auslegt? Die Stadt hatte keine Ahnung von dem eigentlichen Verhältnisse Heinrichs III. und der Guisen. Sie sah in dem, der mit einem fremden König einen den französischen Interessen entgegengesetzten Bund hatte, einen Vertheidiger, in dem Könige, der wenigstens die Ehre von Frankreich aufrecht erhielt, einen Verräther und Feind.

Als im April ein Prediger wegen seiner aufrührerischen Reden vor den König gebracht oder vielleicht festgenommen werden sollte, versammelte sich ein bewaffneter Haufe, um dies zu verhindern. Ohne Zweifel wäre es möglich gewesen, diesen Widerstand zu brechen; aber man stand davon ab, weil man für besser hielt, keinen weiteren Lärm zu veranlassen. Aber dieser Vortheil gab der liguistischen Bewegung eine noch größere Zuversicht. Man sagte dem Könige viel von der militärischen Organisation der Stadt in ihren fünf Quar-

1) Si le roy part de Paris, je le feray plustôt penser à revenir, q'uil n'aura approché les Picards d'une journée. Bei Bouillé III, 260.

tieren, einem jeden unter seinem Obersten [1]); auf die Erklärung der Pariser, sie seien stark und zu allem fertig, es bedürfe nichts als der Gegenwart Guise's, habe dieser geantwortet, er werde nicht lange auf sich warten lassen. Und schon erfüllte sich die Stadt mit verdächtigen Menschen; auch machten einmal die städtischen Behörden den Versuch, Leute dieser Art zu entfernen; doch war das bereits nicht mehr auszuführen.

Der König befand sich in der größten Verlegenheit. Sollte er die Stadt sich selbst überlassen, so ging sie für ihn verloren; wenn er aber dablieb, so war sein Ansehen, ja selbst seine persönliche Sicherheit gefährdet. Er entschloß sich, eine Abtheilung Schweizer und französische Garden, die in der Nähe standen, in die Vorstädte St.-Denis und St.-Martin einrücken zu lassen. Unter den Bürgern rechnete er auf eine gemäßigte Partei, die sich an den vornehmsten Magistrat, den Prévôt des marchands, hielt, und zu der auch einige städtische Capitäne gehörten. Die Tagesfrage, welche die Gemüther beschäftigte, betraf nicht den Streit zwischen Hugenotten und Katholiken, sondern die Meinungen der Katholiken selbst über ihr Verhältniß zu den Hugenotten. Die Einen behaupteten, daß diese mit Feuer und Schwert vertilgt werden müßten: das kirchliche Princip sei die Grundlage von allem und unbedingt zu behaupten; die Anderen erwiederten, das würde das Verderben des Landes, der Ruin des Staates sein, auf dessen Ordnung alles beruhe. In allen Gesellschaften ward darüber gesprochen; wo man zahlreicher zusammenkam, darüber debattirt. Der König, einen Augenblick von seiner gewohnten Politik weggedrängt, kehrte zu derselben zurück und schien sich auf die gemäßigten Leute, die man Politiker nannte, stützen zu wollen. Hierüber aber eben erhob sich die Aufregung unter der populären Genossenschaft. Das Gerücht verbreitete sich, der König wolle die Politiker zu Herren der Stadt machen, die Mitglieder der Ligue hinauswerfen, ja die vornehmsten und bestgesinnten Bürger der Stadt festnehmen; schon ging ein Verzeichniß von denen, welche zunächst dem Verderben geweiht seien, von Hand zu Hand. Zu der religiösen und politischen Tendenz kam die Besorgniß für das eigene

1) Procès verbal de M. Poulain hinter dem Journal de l'Etoile, Petitot XLV, 434. Dies ist der Polledro Davila's, der Polinius de Thou's, der bei diesem Geschichtschreiber eine so große Rolle spielt. Die Glaubwürdigkeit seiner Angaben ist immer bestritten worden, nicht jedoch, daß er die Angaben gemacht hat.

Leben, und wenn es nicht früher geschehen ist, so forderte man jetzt den Herzog von Guise auf, nach der Stadt zu kommen und die wahren Katholiken, seine Anhänger, zu beschützen.

Herzog Heinrich von Guise war, wie der König, der Sohn einer italienischen Mutter; mit einander waren sie aufgewachsen, und in Gutem und Bösem waren sie wie ihre Mütter mit einander verbunden gewesen. Aber eine ganz andere Entwickelung hatte die Natur des Herzogs genommen, als die des Königs. Die Italiener können die harmonische Verbindung geistiger Energie und körperlicher Kraft, die sich in Heinrich Guise zeigte, nicht genug bewundern; man habe ihn in vollen Waffen stromaufwärts schwimmen sehen; im Ballspiel und Faustkampf, in jeder militärischen Uebung sei er unvergleichlich; keine Beschwerde fechte ihn an[1]). Er war ein großer schöner Mann von blondem lockigem Haar, lebhaften und durchdringenden Augen, durch die Narbe, die ihm eine in der Schlacht empfangene Verletzung auf der Wange zurückgelassen, nicht entstellt, sondern nur männlicheren Ansehens geworden; Vielen galt er als das Ideal eines Mannes. Obgleich in den Genüssen des Wohllebens aufgewachsen, fand er sich doch gern in die Beschwerden des Lagers. Von großen Feldzügen, die er geleitet hätte, liest man nichts; aber er war ein muthvoller und tapferer Capitän, dem manches kühne Wagestück gelungen ist. Langes Berathen und Bedenken hielt er nicht für nothwendig: denn im Kriege liege alles an der Ausführung. Unter dem Eindrucke zusammentreffender Nachrichten, vielleicht bei Tafel, in zahlreicher Gesellschaft faßte er seinen Plan und ließ sich an der Vollziehung desselben durch keine Einwendung irre machen. Mit seinen Soldaten liebte er, wie Mühe und Arbeit, so auch Belohnung und Ehre zu theilen. Warum, so wird in einem poetischen Lobspruch auf ihn der Maler, der ihn porträtirt hat, gefragt, warum hast du ihm keinen Lorbeerkranz um das Haupt gegeben? Die Antwort ist: er würde sich die Blätter heruntergerissen und sie unter seine Kriegsgefährten vertheilt haben. Niemals vergaß er, wer er war, was er sein wollte; aber er hielt sich frei von jeder Art von Ueberhebung; seine Briefe, deren gar manche übrig sind, athmen italienische Courtoisie; auch den Niedrigsten stellte er sich gleich; nicht leicht wies er eine Einladung zu einer häuslichen

1) Schilderung eines Italieners, der ihn kannte, aus einem Hefte Lettere, Bibl. zu Stuttgart Nr. 181: di temperamento gioviale benigno grave attraeva la gente di amarlo e di seguitarlo. Vgl. Davila.

Festlichkeit, einer Taufe, einer Hochzeit zurück; man sah ihn mit abgenommenem Hute von einer Seite der Straße nach der anderen gehen, um einen Bekannten, zuweilen des geringsten Standes, zu begrüßen. Unter Hunderten, die beisammen waren, unterschied er beim ersten Blicke die, zu denen er ein besonderes Verhältniß hatte; durch ein Winken der Augen, eine Bewegung des Kopfes gab er ihnen zu erkennen, daß er sie bemerke. Was fesselt aber die Menschen mehr, als Uneigennützigkeit für sich selbst, Aufmerksamkeit auf Andere? Auch freigebig zeigte sich Guise, obwohl er nicht reich war. Denken wir uns einen Mann von diesen Eigenschaften und zugleich von dieser Herkunft und diesem Rang, in der Mitte einer aufgeregten Menge, deren vornehmste Leidenschaft, den Haß gegen die Andersgläubigen, er theilte, wie konnte es anders sein, als daß Alle ihm anhingen? König Heinrich III. hat einmal gesagt: er trage wohl die Krone; aber Guise sei der König der Gemüther [1]).

Ohne Zweifel war das Betragen Guise's, wie seiner Natur gemäß, so zugleich auf diesen Erfolg berechnet. Denn vor allen Dingen war Heinrich Guise Parteihaupt. Mit den heroischen Eigenschaften seines Vaters verband er, wie man schon damals gesagt hat, die Verschlagenheit seines Oheims.

Von den mancherlei Motiven, die ihn zu einer Handlung bestimmten, wußte er so gut wie dieser jedesmal diejenigen hervorzukehren, welche der Persönlichkeit dessen, mit dem er unterhandelte, am besten entsprachen, andere hielt er zurück: selbst seine Vertrautesten, seine Brüder erfuhren sie nicht von ihm. Auf sein Wort, seine Zusage hätte man sich nicht verlassen dürfen: wir bemerkten, durch welche armselige Ausflucht er sich der Bedingungen, die er beim Abschlusse des Vertrages von Nemours eingegangen, überhoben glaubte. Regelmäßige Vorbereitung liebte er auch in politischen Dingen nicht; in der Unordnung und dem Tumulte ward ihm wohl: er erwartete alles von seiner Popularität und seinem Glückssterne.

Ueber den König gewann er dadurch eine gewisse Ueberlegenheit, daß dieser einst als Prinz derselben Partei mit ihm angehörte: mit einander hatten sie die Waffen gegen die Hugenotten getragen, die Bartholomäusnacht vorbereitet; die erste Ligue, von 1576, war ihr gemeinschaftliches Werk. Seitdem hatte der König eine andere Politik ergriffen; aber seine früheren Hinneigungen waren noch nicht

1) Nach Morosini sagte man König Heinrich dem III. einmal: Egli (il duca de Guisa) è il re nell' affetto, se la M. V. è re nell' effetto.

ganz vergessen, sie lebten in seiner Jugenderinnerung; von den ehemals zur Schau getragenen, streng kirchlichen Grundsätzen konnte sich Heinrich III., obwohl er sie nicht mehr bekannte, nicht völlig losreißen. In Guise dagegen war alles aus Einem Stück: Vergangenheit und Gegenwart, Ueberzeugung und Parteistellung, religiöse und politische Absicht.

Damals war der Hader aufs neue zwischen ihnen ausgebrochen. Guise hatte dem Könige Bedingungen gestellt, deren Gewährung das Uebergewicht seiner Partei in Frankreich vollendet hätte: auch die Entfernung des Günstlings, der eben nach der Normandie gegangen war, um sie selbst in Besitz zu nehmen, brachte er in Antrag. Der König hatte ihm ausdrücklich die Weisung gegeben, nicht nach Paris zu kommen. Auf die Aufforderung der Stadt, in dem dringend scheinenden Augenblicke, zugleich aus Besorgniß und aus Ehrgeiz, beschloß Guise, auf dieses Verbot keine Rücksicht zu nehmen: mit geringem Gefolge, denn eines großen bedurfte er nicht, erschien er daselbst am 9. Mai 1588.

Er stieg bei dem Palaste der Königin-Mutter ab, zu der er nicht ohne Verhältniß war. Catharina, der im ersten Augenblick alles, was geschehen konnte, vor die Seele trat, erzitterte, als sie ihn erblickte. Auf ihre Frage, was ihn so unerwartet herführe, antwortete er mit einiger Heftigkeit: er höre, man wolle die Katholiken überfallen, sie einst in einer Nacht niedermachen; er komme, um sie zu vertheidigen oder mit ihnen zu sterben. Man hat zwar gesagt, daß er sich auch gegen den König selbst so rücksichtslos geäußert habe; aber der glaubwürdigste Bericht weiß davon nichts. Heinrich III. sah Guise zuerst bei der Königin, seiner Gemahlin; sich zusammennehmend, gedachte er vor allem Epernons, der sein Freund sei und der deshalb auch einen Anspruch auf die Freundschaft Guise's habe. Da müsse, versetzte Guise, Epernon erst den Unterschied anerkennen, der zwischen ihnen beiden von Natur und durch ihre Herkunft obwalte; dann könnten sie Freunde sein[1]). Zwischen König und Herzog hätte noch Niemand, der sie beisammen sah, ein ernstliches, dem Ausbruche nahes Zerwürfniß bemerken können; noch bei der Abendtafel am 11. Mai versah Guise seinen Dienst als Oberhofmeister mit allem Anschein zufriedener Unterthänigkeit. Aber jeden

1) So berichtet der Nuntius an Sixtus V.; es ist eine Version, die sich doch wenigstens auf einen namhaften Zeugen gründet und welche die größte innere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Augenblick wuchs Mißtrauen und Unruhe durch die Ankunft eifriger und angesehener Liguisten, wie der Erzbischof Espinac von Lyon einer war, und durch die unermeßliche Popularität, deren sich Guise erfreute. Es ist damals gewesen, daß eine Alte sich durch die Masse drängte und ihm sagte, sie wolle nun gern sterben, da Gott ihr die Gnade erwiesen, daß sie ihn, den Retter, noch mit ihren Augen erblicke. Ein Dachdecker ließ sich mit Lebensgefahr von der Höhe, wo er arbeitete, herunter, um den Herzog, der daselbst vorüberkam, in der Nähe zu sehen. Was sollte geschehen, wenn die Adresse von Soissons unter diesen Umständen überreicht wurde und sich Guise zum Dolmetscher der allgemeinen Wünsche machte? Wie hätte der König wagen können, Widerstand zu leisten? Die allgemeine Stimme hätte ihn überwältigt.

Ich finde nicht, daß Guise zunächst mehr beabsichtigt oder daß er auf Anwendung der Gewalt gedacht habe. Auch der König war davon weit entfernt. Aber die Anwesenheit so vieler zweideutigen Fremden und die Unzuverlässigkeit der Bürgermiliz, von der eine Abtheilung einen wichtigen Posten so eben eigenmächtig verlassen hatte, bewogen das Conseil in einer Sitzung, die am Abend des 11. Mai gehalten ward und an der Catharina von Medici nicht Theil nahm, zu dem Beschlusse, die Franzosen und Schweizer, die in den Vorstädten lagen, in die Stadt einrücken zu lassen. Wo aber Kräfte so feindseliger Art einander berühren, ist in kurzem Niemand mehr des Angriffes oder des Blutvergießens Meister. Es waren elf schweizerische, neun französische Fähnlein. Am Morgen des 12. Mai rückten sie mit ihren Trommeln und Pfeifen durch die Thore ein und besetzten hauptsächlich die Hallen, den Grèveplatz, die Brücken und Straßen um das Louvre und in der Cité; auch die von den Bürgern verlassenen Posten wurden besetzt; mit denen, die sich in der Stadt befanden, mochten die Truppen etwa 6000 Mann ausmachen. Wie konnte man daran denken, mit einer so geringen Macht die große, mit bewaffneten Bürgern angefüllte Stadt, die damals eine halbe Million Einwohner zählte [1]), zu überwältigen? Dennoch griff die Meinung um sich, als ob die Absicht eben dahin gehe. „Mehr als hundert ehrenhafte Bürger seien zum Tode bestimmt; schon seien Henkersknechte in die Stadt gerufen, um die Hinrichtungen zu voll-

1) Bernardino Mendoza giebt in einem während der Belagerung 1590 geschriebenen Briefe die gewöhnliche Einwohnerzahl auf 550,000 Seelen an, die damals auf 400,000 geschmolzen sei.

ziehen. Bei dem geringsten Widerstande werde man in die Häuser eindringen, die Einwohner mißhandeln, die Frauen der Brutalität schweizerischer Söldner preisgeben" [1]). Das Erscheinen der Truppen brachte die Bewegung, die sie niederhalten sollten, zum Ausbruche. Die Bürger sammelten sich in den verschiedenen Bezirken zu den Fahnen; einige Capitäne sind für den König gewesen, aber von ihren Leuten verlassen worden; andere stellten sich in den Straßen auf, um sich dem Vorrücken der königlichen Truppen zu widersetzen. Unter dem wachsenden Tumulte wurde die royalistische Stadtbehörde gestürzt und eine andere an ihre Stelle gesetzt, welche die Meinungen der Menge theilte: die ganze Führung gerieth in die Hände der entschlossenen Liguisten. Unter diesen hat Niemand einen größeren Einfluß auf den Gang der Dinge gehabt, als Graf Carl von Brissac, der Sohn jenes piemontesischen Brissac, der, wie man sagt, ein Löwe eine Schar von Löwen in den Kampf führte. Der jüngere Brissac war von Heinrich III. vernachlässigt worden und wollte ihm seinen Werth durch Widerstand beweisen. Er stellte sich an die Spitze der bewaffneten Bürger in dem sogenannten lateinischen Quartier, wo sich ihm die jungen Leute der Universität anschlossen. Ihnen entgegen besetzten die königlichen Truppen so eben den Platz Maubert unter dem tapferen Crillon: hätte man diesem freie Hand gelassen, so würde er wahrscheinlich die Oberhand behalten haben; aber er hatte die bestimmte Weisung, nicht zu schießen, und da er in dem dringenden Moment die Erlaubniß dazu nicht bekommen konnte, so wich er zurück. Schon längst war unter den Bürgern ein Plan gemacht, die Stadt, wie in früheren Jahrhunderten durch Ketten, so jetzt durch Barricaden zu schützen, die in den Bürgerkriegen anderwärts schon oft versucht worden waren. Soviel wir wissen, war Guise selbst nicht für die Anwendung dieses äußersten Mittels; Brissac hat, wie er versichert, alles angeordnet, geleitet; wenigstens

1) Von den drei frühesten Berichten: Audacieuse entreprise de M. de Guise, — Amplification des particularités, qui se passèrent à Paris (Mém. de la Ligue II, 308—315), — Histoire très véritable de ce qui est avenu dans cette ville de Paris (Preuves de la Satire Ménippée I, 40), ist der letztgenannte der unterrichtendste. Man hat geglaubt, er stamme von Sainct-Yon, einem der liguistisch gesinnten Eschevins; doch sind die Nummern 76—83, die von ihm reden, offenbar eingelegt; sie springen plötzlich, den Zusammenhang zerreißend, auf den Freitag über, worauf wieder vom Donnerstag die Rede ist. St.-Yon ist höchstens der Herausgeber, nicht der Verfasser.

die erste Barricade an der Einmündung der Rue Galande in den Platz, von dem Crillon zurückwich, hat er ohne Zweifel errichtet [1]). In demselben Augenblicke geschah das Nämliche auch in den benachbarten Quartieren. Gegen Mittag waren die Truppen allenthalben von einander abgeschnitten, von Barricaden eingeschlossen, die Bürger allenthalben die Meister. Schon sagte der Befehlshaber der Truppen, Marschall Biron, dem Könige, jede Straße sei eine Stadt, die man erobern müsse. Biron begab sich zu Fuß mit wenigen Begleitern vor eine der großen Barricaden, um zum Frieden zu reden: da er aber die Forderungen, die man machte, nicht gewähren wollte, erlebte er, daß die Gewehre auf ihn selbst angelegt wurden. Das Verlangen der Menge ging vor allen Dingen auf die Entfernung der sämmtlichen Truppen: und wieder war es Brissac, der den Anfang machte, sie zu erzwingen. An der Spitze der Bewaffneten des Platzes Maubert forderte er die Schweizer auf, ihre Lunten auszulöschen, und eröffnete, da sie es verweigerten, zugleich von hier und in ihrem Rücken in der Rue St.-Jacques den Angriff [2]). Bald streckten die Schweizer die Hände aus; ihre Rosenkränze zeigend, um zu beweisen, daß sie katholisch seien, flehten sie in ihrem gebrochenen Französisch um Gnade und ließen sich entwaffnen. So ging es auch auf dem Marché neuf. Unter dem Geläute der Sturmglocke drang man überall auf die Truppen in den Posten, die sie eingenommen hatten, ein. Um sie nur zu retten, mußte endlich der König den Befehl geben, sie um das Louvre her zusammenzuziehen. Schon ließ sich aber auch dies nicht so leicht ausführen; der König selbst mußte sich nach seinem Feinde Guise umsehen.

Am Morgen des Tages hatte sich Guise in seinem Palaste zur Vertheidigung angeschickt. Der Garten war voll Waffen, das ganze Erdgeschoß voll von Bewaffneten; in dem Hofraume bildeten seine Freunde von Adel, die sich für ihn schlagen wollten, Spalier [3]).

1) „El papel, que dio el agente de M. de Brissac", in dem Archive von Simancas, enthält die Worte: „Le comte de Brissac contre l'opinion de feu M. de Guisse dressa les barricades avec les gentilshommes et le peuple de Paris et dégarnit cinq ou six milles hommes de guerre — qu'il confesse être arrivé comme par miracle."

2) Jamais on ne vit chose mieux conduite, ny plus heureusement succéder. Lettres d'Et. Pasquier liv. XII, p. 334.

3) So fand ihn Luigi Davila, der von der Königin zu ihm geschickt war und dem er seine Vorbereitungen selbst zeigte. Davila, Historia 496.

Gegen Mittag war schon an keine solche Gefahr mehr zu denken; man sah Guise in den nächsten Straßen unter der zu beiden Seiten gescharten Menge mit dem Erzbischof Espinac auf- und abgehen. Von Zeit zu Zeit kamen ihm Botschaften aus der Mitte der Stadt; er zeigte in seinem Gesicht eine Freudigkeit, welche die Zuversicht des Sieges aussprach [1]).

Nun aber war alles entschieden. Von dem Hofe selbst zu Hülfe gerufen, begab er sich nach dem Kampfplatze, zu Pferd, aber ohne Küraß noch Waffen, einen Stab in der Hand. Wo er sich zeigte, beruhigte sich die Menge. Er befreite zuerst die französischen Garden aus dem Hause, nach welchem man sie zusammengedrängt hatte, dann die Schweizer auf dem Marché neuf, dann die Uebrigen. Unter seiner und seiner Freunde Führung konnten sie sich nun um das Louvre sammeln. An Guise nahm man auch jetzt keine Spur von Hoffart und Ueberhebung wahr. Er beklagte sich nur, daß man ihm diese Mühe mache: denn wer das Feuer angezündet habe, solle es billig auch auslöschen. Selbst erbitterte Gegner behandelte er mit der zuvorkommenden Höflichkeit, die ihm eigen war; Gefahr und Sieg kamen ihm im Grunde gleich unerwartet.

In der Stadt meinte man, damit werde nun alles vollendet sein; Guise werde fortan neben dem Könige herrschen. Man gab diesem den Rath, mit dem Herzoge, dem Gouverneur der Stadt und etwa seiner Mutter durch die Straßen zu reiten und das Volk in Güte zur Abtragung der Barricaden zu ermahnen. Aber sollte er sich wirklich in das Geschehene fügen, die Macht des verhaßten Factionshauptes und den Hohn der Menge ertragen? Wer konnte versprechen, daß die Sachen auf dem Punkte, auf den sie gelangt waren, stehen bleiben würden? Schon sagte man dem Könige, um Brissac sammle sich abermals in der Nähe der Universität ein bewaffneter Haufe, um das letzte Thor, das noch nicht eingenommen war, in der Nähe des Louvre, zu besetzen und diesen Palast vielleicht selbst anzugreifen [2]).

1) So sah ihn der junge Aug. de Thou, der Geschichtschreiber: „mihi videri in vultu Guisii ac suorum eam fiduciam et serenitatem oris cernere“ etc. lib. 91. III. 187. Der Palast ist das heutige Hôtel des Archives. Es hatte einst dem Connetable Clisson gehört und war von der Mutter Guise's im Jahr 1553 gekauft worden; später ging es an die Prinzen von Soubise über.

2) „ho saputo“, sagt der König dem Nuntius, „che il Sr. de Brissac raunava gente nell' universita de scolari per muoversi verso il palazzo

Sollte er erleben, geradezu in die Gewalt seiner Feinde zu gerathen? Er entschloß sich zuletzt, den Augenblick, wo die Schlüssel dieses Einen Thores, der Porte neuve, noch in seiner Hand und die Gegner noch nicht vor dem Louvre erschienen waren, zu benutzen und die Stadt zu verlassen. Mit den Hofleuten und Räthen, die sich mit ihm hatten zu Pferde setzen können, begab er sich nach Chartres.

So vollzog sich ohne vielen Kampf dieses große Ereigniß. Die Stadt, welche einst die Hugenotten ausgestoßen und alsdann auf den Antrieb des Hofes diejenigen, welche sich in ihre Mitte gewagt, so gräßlich vertilgt hatte, wendete nun ihre Waffen gegen den König selbst. Der Prinz, der die Bartholomäusnacht hatte provociren helfen, sah als König die populäre Bewegung gegen sich selber gerichtet; sie entwaffnete seine Truppen, er mußte vor ihr aus den Mauern weichen.

Er war so gut katholisch, wie sie; er hatte der Stadt, wie er selbst einst sagte, mehr Gutes gethan, als zehn seiner Vorgänger zusammengenommen. Empfangene Wohlthaten aber fesseln Niemand, der nicht die Ader der Dankbarkeit in sich hat, und am wenigsten die Menge, da, wenn auch das Ganze zu blühendem Zustande gelangt, doch ein jeder ein eigentliches Gefühl nur von dem hat, was ihm selber noch fehlt. Zum Theil durch seine Schuld, zum Theil ohne dieselbe hatte der König seine persönliche Autorität eingebüßt; vor allem aber stieß er durch seine Politik der Duldung und des Friedens mit der populären Meinung zusammen. Dieses einmal aufgerufene, siegreich gebliebene, selbständig gewordene, streng katholische Element strebte zur unbedingten Herrschaft auf. Es glaubte, ein kirchliches und politisches Recht zur ausschließenden Existenz in Frankreich zu haben. Daß der König andere Rücksichten nehmen müsse, gegen die Parteibestrebungen eines mächtigen Hauses, gegen den Einfluß einer fremden Macht, davon hatte die Menge, welche von fanatischen, durch die Partei beherrschten Predigern vorwärts getrieben ward, kein Gefühl, keine Ahnung. Sie folgte blindlings ihrem Guise, der im Solde der Spanier stand.

Wäre Heinrich in Paris geblieben, so würde er, wenn nichts Schlimmeres geschehen wäre, im Sinne der Stadt und des Siegers haben regieren müssen. Da er sich gerettet hatte und im Lande noch als König anerkannt wurde, so war wenigstens noch Unterhandlung möglich.

regio et impadronirsi della porta nuova, onde io rimaneva assediato et in potere di miei nemici, nelle mani di quali era resoluto di non cadere." Die Porte neuve befand sich zwischen Louvre und Tuilerien nahe am Quai. Dulaure, Hist. de Paris V, 45.

## Die Stände von Blois 1588.

Nur eben als Unterhandlung kann man die Berathungen der Ständeversammlung betrachten, zu welcher der König sofort die Einladungsschreiben ergehen ließ.

Im voraus hielt er für nöthig, die religiösen Grundsätze seiner Feinde öffentlich zu adoptiren. In einem neuen Edict, das im Juli 1588 erlassen wurde [1]), verspricht er, die Ketzerei zu vertilgen: seine Unterthanen sollen sich eidlich verpflichten, nach ihm niemals einen König annehmen zu wollen, der ein Ketzer sei oder die Ketzer begünstige. Auch noch einen anderen Eid aber forderte er von ihnen; sie sollten schwören, von allen anderen Verbindungen und Verständnissen, innerhalb und außerhalb des Reiches, abzustehen. Er wollte das Wort Ligue nicht mehr hören; unter Union verstand er die gesetzmäßige Verbindung der katholischen Unterthanen mit ihrem katholischen Könige. Er gewann es über sich, in dieser Voraussetzung über die Vorgänge in Paris Amnestie auszusprechen; Guise erhielt sogar Begünstigungen und ward, als er an den Hof kam, auf gnädige Weise empfangen; Epernon verlor sein neues Gouvernement und ward entfernt, das gesammte Conseil des Königs, weil es mit der bisherigen Staatsverwaltung unauflöslich verknüpft erschien, entlassen. In der Versammlung der Stände sollten alle Fragen frei erörtert und neue Formen der Regierung festgesetzt werden.

Der König rechnete darauf, als die Stände im October zu Blois zusammenkamen, daß die freien Wahlen auch Nichtliguisten in die Versammlung gebracht haben und daß diese seinen Vorstellungen ein williges Gehör leihen würden: ich wüßte nicht, daß irgend ein französischer König eine merkwürdigere Rede gehalten hätte, als die ist, mit welcher Heinrich III. diese Stände eröffnete. Sie wird von dem Gefühle belebt, als lasse sich noch eine Verständigung in katholischem und monarchisch-ständischem Sinne durch Berathung erreichen.

Heinrich III. begann mit einem Lobspruch auf seine Mutter, die auf dem obersten Tritt zunächst unter dem Throne saß. Er versprach aufs neue, wie einst in den Schlachten, so auch fortan die Ketzerei mit Gefahr seines Lebens zu bekämpfen; ein stolzeres Grab könne er nicht finden, als in dem Ruin der Ketzerei. Ferner sagte

1) Edit du roi sur l'union de ses sujets catholiques. Mém. de la Ligue II, 366. Articles accordés au nom du roi. Ib. III, 52.

er durchgreifende Reformen in Bezug auf die Finanzen sowie auf die Besetzung der Stellen zu: denn davon hange seine Ehre, das Wohlwollen seiner Unterthanen und dann das Heil des Reiches ab; einige Mißbräuche erklärte er auf der Stelle für abgeschafft. Er beschwur die Stände, sich zur Ausrottung aller Unordnungen mit ihm zu vereinigen: bei dem Gedächtnisse der alten Könige, seiner Vorfahren, von denen sie glücklich und sanft regiert worden, bei dem Namen wahrer Franzosen, der leidenschaftlichen Verehrer ihrer natürlichen und legitimen Könige.

„Ich bin", sagt er, „Euer König; ich bin der Einzige, der dies sagen darf: in dieser Monarchie wünsche ich nichts weiter zu sein, als was ich bin. Die Monarchie ist die beste Regierungsform. Der Monarch erbt von seinen Vorfahren nicht allein die höchste Würde, sondern auch den Eifer, sie zur Ehre Gottes und zur Erhaltung Aller anzuwenden."

Er fährt fort: man habe ihm wohl gesagt, eine Ständeversammlung dürfte leicht die königliche Autorität erschüttern: das gelte aber nur da, wo böse Absichten vorwalten; wo diese rein seien, wie hier, werde eine Ständeversammlung vielmehr die legitime Gewalt befestigen; und so habe er trotz aller Einwendungen eine solche berufen. Den Zweck der Versammlung setzt er in den guten Rath der Unterthanen und die heilige Entschließung des Fürsten [1]).

Die Beschlüsse, welche man auf diese Weise fassen werde, verspricht er auf die Evangelien zu beschwören und nie, unter keinem Vorwande, zu brechen. Es könne zwar scheinen, daß er durch diese Zusage der königlichen Gewalt Abbruch thue, welche durch die Gesetze selbst über die Gesetze erhaben sei; aber er wisse, der wahre Edelmuth eines guten Fürsten bestehe darin, daß er seine Gedanken und Handlungen den guten Gesetzen gemäß einrichte; sollte er ja die königliche Gewalt verringern, so werde er sie dafür fester und dauerhafter gemacht haben.

1) „Cette tenue d'états est un remède pour guérir avec les bons conseils des sujets et la sainte résolution du prince les maladies que le long espace de temps et la négligente observation des ordonnances du royaume y ont laissé prendre pied." — Harangue fait par le roi etc., auch in den Mém. de la Ligue II, 481. Man hat gesagt, daß die Rede nicht ganz so publicirt sei, wie sie gehalten worden; einige starke Anzüglichkeiten gegen Guise seien darin gewesen. Ich lasse das dahingestellt: die Hauptsache berührt es nicht.

Es ist kein Grund vorhanden, den König Heinrich III. bei diesen Erklärungen einer Unwahrhaftigkeit und Heuchelei zu zeihen. Sein Sinn ist, das Königthum, dessen ursprüngliche Unabhängigkeit er festhält, durch die Unterwerfung unter die von ihm selbst frei angenommenen Gesetze zu beschränken. So dachte er den alten Streit, der die früheren Jahrhunderte bewegt hatte und die späteren noch bei weitem mehr bewegen sollte, zwischen Monarchie und Ständen zu vermitteln. In freier Vereinbarung soll man die Grundgesetze des Reiches erneuern oder neu gründen, an welche dann das Königthum durch unverbrüchlichen Eidschwur gebunden sein wird.

Noch nie war ein französischer König den ständischen Forderungen näher getreten, als Heinrich III. in Blois. Hätte man ihn nicht bei seinen Worten festhalten, die Schwierigkeiten der Lage benutzen sollen, um die gegenseitigen Rechte des Thrones und der Stände auf immer zu bestimmen?

Aber bei den Ständen herrschten nicht allein noch viel weiter reichende, sondern auch auf einem ganz anderen Grunde beruhende Ideen vor. Wir lernen sie besonders aus den in Paris aufgestellten Entwürfen kennen [1]).

Die Erklärung Heinrichs III., daß es kein protestantisches, oder, wie man sagte, ketzerisches Königthum in Frankreich geben könne, befriedigte hiernach noch nicht: man war der Ansicht, wenn ein König auch nur die Ketzerei begünstige, gleichviel ob direct oder indirect, so verliere er damit sein Recht auf die Krone, und das französische Volk sei von dem Eide des Gehorsams, den es ihm geschworen habe, frei. Um dies zu begründen, ward folgende Theorie aufgestellt. Die Könige seien Könige nicht von Natur, sondern von Gottes Gnaden, d. h. nach einer freilich sehr unhistorischen Auslegung, durch die Sanction der Kirche; die Gnade Gottes, die ihnen durch Salbung und Weihe zu Theil werde, gebe ihnen mehr Recht auf die Krone, als die Natur und die Geburt: wolle ein König sich an die Fundamentalgesetze seines Reiches nicht binden, so falle seine Autorität an die Nachfolger derjenigen zurück, die den königlichen Stamm zuerst mit der höchsten Würde bekleidet haben, nämlich an die Stände selbst [2]). Es

1) Articles pour proposer aux estats et faire passer en loi fondamentale du royaume bei Cayet Anc. Coll. des Mémoires 55, 193, Michaud XII. 62.

2) l'autorité, de la quelle ils ont premièrement revestu leurs roys leur seroit devolue.

ist eine eigenthümliche Zusammensetzung von Volkssouveränetät und geistlichem Recht, aus welcher sie das Königthum ableiten. Der König soll ohne die Stände weder Krieg erklären, noch Frieden machen, noch Steuern erheben dürfen; sie sollen seine Vergabungen, selbst seine Machtertheilungen bekräftigen oder zurücknehmen, ihre Anwälte am Hofe haben, um Beschwerden sofort vor das Conseil zu bringen; in jedem hohen Gerichtshofe soll eine von den Ständen gewählte Kammer bestehen, um über die Uebertretungen ihrer Beschlüsse und Anordnungen in letzter Instanz zu entscheiden. Gleichsam eine ständische Hierarchie soll den königlichen Gerichtshöfen und dem geheimen Rath überall eingreifend zur Seite stehen.

Zwei Systeme der beschränkten Monarchie treten hier einander gegenüber, beide katholisch und auf Reform der Mißbräuche gerichtet und in so fern nicht von Grund aus im Widerspruch, aber doch durch eine unendliche Kluft getrennt. Die Ideen von Hotmann und von Bodin begegnen einander gleichsam auf einer anderen Stufe. Indem der König die ursprünglichen und angebornen Rechte des Königthums aufrecht zu erhalten sucht und jede Beschränkung von seinem eigenen Entschlusse, die Festigkeit desselben von seinem Eid abhängig macht, nehmen die Stände alle ursprünglichen Rechte für sich selbst in Anspruch, mit deren Ausübung der König von ihnen unter Sanction der Kirche betraut worden sei, so daß ihnen der größte Antheil daran und eine Aufsicht darüber zukomme.

Das sind eben die Gegensätze, welche einander in den europäischen Monarchien ewig widerstreben.

Hätte es von den ständischen Berathungen abgehangen, welches System fortan in Frankreich herrschen sollte, so wäre die Entscheidung nicht zweifelhaft gewesen. In diesen Ständen waren nur Ideen der Ligue repräsentirt. Als zuerst von der Möglichkeit die Rede war, daß auch andere als die streng katholischen Meinungen daselbst hervortreten könnten, hatte Guise laut erklärt, daß seine Freunde in den Provinzen das zu verhindern wissen würden. Zum Vorsitze wurden in allen drei Ständen eben die eifrigsten Anhänger derselben gewählt: von den Geistlichen der Cardinal Guise, von dem Adel der Graf von Brissac, den wir bei den Barricaden kennen gelernt haben, von dem dritten Stand eines der eifrigsten Mitglieder des Pariser Rathes der Zehn, der Prévôt des marchands, Marteau. Auch die Anträge der Stände entsprachen in jeder Beziehung den liguistischen Ideen.

Der erste und vornehmste ging auf die unbedingte Gültigkeit der ständischen Beschlüsse. Die Parlamente sollten dieselben nicht mehr zu verificiren, sondern nur zu registriren haben. Hauptsächlich aber, sie sollten dem königlichen Conseil nicht erst zur Begutachtung übergeben, sondern, wie beschlossen, so sollten sie publicirt werden. So sei es in Polen und Schweden, in England und bei anderen benachbarten Nationen herkömmlich. Der König bemerkte, daß doch zum Beispiel in Spanien, wo die Könige nie so viel Autorität gehabt wie die französischen, das Verfahren ein anderes sei: er ließ Verhandlungen der Cortes abdrucken, wo den Beschwerden der ständischen Deputirten zur Seite die Bescheidungen des Königs erschienen: welche Ehrfurcht herrschte in diesen Schriften gegen das Königthum! Aber es läßt sich denken, daß damit Niemand widerlegt zu sein glaubte.

Ein weiterer Anspruch der Stände war die Aufsicht über die Finanzen. Um die Gewaltsamkeiten und Erpressungen der Partisanen und anderer Finanzbeamten zu strafen, sollte eine Untersuchungskammer von überwiegend ständischer Organisation ernannt werden. Der König möge dazu sechs Mitglieder, die Ständeversammlung achtzehn ernennen. Auch der Staatsanwalt solle von den drei Ständen gewählt werden, und zwar müsse dies ein zuverlässiger und rücksichtsloser Mann sein, dem die begangenen Uebergriffe mit den Namen der Schuldigen aus allen Provinzen berichtet werden sollten 1).

Man kam dann auf die unmittelbar zu gewährenden Erleichterungen, und da wurden nun die durchgreifendsten Maßregeln vorgeschlagen. Alle veräußerten königlichen Domänen sollten den Käufern wieder abgenommen werden, nur gegen eine der von ihnen wirklich gezahlten und noch nicht durch die Erträgnisse wieder empfangenen Summe entsprechende Rente; die unter der damaligen Regierung eingeführten Zölle sollten unverzüglich abgeschafft sein sowie alle anderen außerordentlichen Abgaben, ausgenommen die Taille; aber auch diese sollte auf die Summe, die sie unter Franz I., und mit der Zeit auf die, welche sie unter Ludwig XII. ertragen, zurückgebracht werden. Es leuchtet ein, daß hierdurch die Staatskassen mit Einbußen ohne Maß bedroht wurden. Der König stellte vor, in welcher

1) „et que la nomination d'un procureur général seroit faite par les trois ordres, pour faire choix d'un homme roide et entier, qui auroit un substitut en chaque province de la France etc." Des Et. gén. XV, 41.

Lage er sich bereits jetzt befinde, wie wenig Gnaden er seiner Umgebung zufließen lasse: er zeigte ihnen seine Kleider, deren jedes ihm drei Monate dienen müsse; gewiß sei er kein Verschwender mehr; nur auf kleinen Fuß werde er seinen Hofhalt einrichten; wenn zwei Kapaunen für seine Tafel zu viel seien, so werde er sich mit einem begnügen; schon jetzt habe er keinen Sou übrig; es fehle zuweilen an dem nöthigen Geld, um einen Courier abzufertigen; wolle man die Auflagen, die man abschaffe, nicht ersetzen, so heiße das, ihn zu Grunde richten; was aber dem Könige geschehe, geschehe allen. Aber die Stände blieben ihres Sinnes: denn das Wohl des Volkes sei das oberste Gesetz; sie drohten, Blois zu verlassen, wenn er nicht einwillige. Anfangs December 1588 sah sich Heinrich wirklich in der Nothwendigkeit, nachzugeben. Obwohl man ihm vorstelle, sagt er, daß er auf diese Weise sich selbst zu einem Dogen von Venedig mache, so wolle er es doch thun; er wolle entweder sehr gnädig und gut, oder sehr hartnäckig und böse sein; er bewillige also die Herabsetzung der Taille, jedoch unter der Bedingung, daß auf eine andere Weise für die Bedürfnisse des Staates gesorgt werde; — das jetzige Einkommen möge $9^1/_2$ Millionen Ecus betragen; wenn man seine Schulden übernehme, so werde er die Staatsverwaltung mit 5 Millionen bestreiten können: diese wenigstens möge man ihm verschaffen. War es aber den Ständen leicht gewesen, das Wünschenswürdige der Abschaffung der Auflagen nachzuweisen, so ging es über ihre Kräfte und Einsichten, dieselben zu ersetzen. Sie geriethen auf den Einfall, durch persönliche Bürgschaft der reichsten Mitglieder der Ständeversammlung das öffentliche Einkommen zu decken: die Wahrheit zu sagen, ein republikanischer Gedanke, nur daß es keine Menschen gab, die Republikaner genug gewesen wären, um ihn auszuführen. Die Subscriptionen, die man zusammenbrachte, fielen sehr dürftig aus. Schon damals wollte Jeder von dem Staate leben, nicht mit persönlichen Opfern ihn erst möglich machen. Natürlich entstand die größte Verlegenheit; alles gerieth in Stocken, alles ward gelähmt.

Den Zustand der Hülflosigkeit, der hierdurch eintrat, machte sich der Herzog von Savoyen zu Nutze, der gleich beim Beginne dieser Irrungen mit Philipp II. in das engste Verständniß getreten war [1]),

1) Ende März 1585 war er in Spanien. Ha lasciato, sagt der venetianische Gesandte von ihm, als er wieder abgereist war, opinione in tutti non piu di Piemontese ma di Spagnolo.

um das ihm so wohlgelegene, damals französische Saluzzo zu überziehen und in Besitz zu nehmen.

In der Ständeversammlung äußerten Einige die Meinung, daß man alles Andere bei Seite lassen und zuerst den Herzog, der bei so unverhältnißmäßig geringerer Macht Frankreich zu beleidigen wage, dafür nach Gebühr bestrafen müsse. Es ist falsch, zu behaupten, daß Guise mit dem Herzoge zu diesem Unternehmen recht eigentlich einverstanden gewesen sei; er fand es wenigstens sehr unzeitig. Aber da sich Savoyen zu der großen liguistischen Partei in Europa hielt, zu welcher der König von Spanien und damals noch Papst Sixtus V. gehörten, so hatte Guise keine Lust, die Waffen gegen ihn zu ergreifen; er hätte seine besten Freunde zu beleidigen gefürchtet.

Die Absicht der herrschenden Partei in den Ständen ging vielmehr dahin, unter Guise's Führung den Krieg gegen die Hugenotten und den König von Navarra mit aller Kraft zu erneuern. Sie wollten nichts davon hören, daß dieser Fürst schon um der Form willen noch einmal zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche aufgefordert worden, aber immer vergeblich: da er die Waffen in der Hand habe, so sei nicht mehr mit ihm zu unterhandeln. Sie erklärten Heinrich von Bourbon für einen notorisch in die Ketzerei Zurückgefallenen, welcher der Beleidigung der göttlichen und menschlichen Majestät schuldig, der Thronfolge unwürdig geworden, sammt seinen gegenwärtigen und künftigen Erben aller Gerechtsame eines Prinzen verfallen sei, und drangen in den König, ihn auch aus seinem Gouvernement Guienne zu entfernen.

Wegen der Kosten zu diesem Kriege waren sie nicht verlegen; sie meinten, daß die Güter der Protestanten eingezogen und dazu verwendet werden sollten. Schon legten sie einen Entwurf vor, wie in jeder Hauptstadt eines Amtsbezirkes ein angesehener Bürger als Empfänger der aus dem Verkaufe der Güter zu gewinnenden Geldsummen aufzustellen wäre [1]). Der dritte Stand, der Anfangs Bedenken trug, die Bezeichnung des Königs von Navarra als Ketzer zu billigen, worüber dem Laien kein Urtheil zustehe, nahm dieses Wort zuletzt an, weil Ketzerei den Verlust der Güter und des Erb-

1) Que tous hérétiques de que lque état, qualité ou condition, qu'ils soient, soient punis de peines indictes et portées par les ordonnances des défunts rois François I et Henri II et leurs biens employés au frais de la guerre etc. etc. Cahier du tiers état. Etats gén. et autr. ass. nat. Tom. XV. p. 156.

rechts gesetzlich nach sich zog. Auf eine allgemeine Confiscation der Besitzthümer der Protestanten war es abgesehen, nach den strengsten Satzungen des Kirchenrechtes, wie sie einst gegen die Albigenser ausgeführt worden waren.

In alle dem hatte nun Heinrich von Guise seine leitende Hand. Wie war schon seine Haltung aufgefallen, als er bei der Eröffnung der Stände in seiner Eigenschaft als Grandmaître zu den Füßen des Thrones sich niedergelassen hatte und die Anwesenden mit dem Blick eines der allgemeinen Bewunderung und Hingebung sicheren, gebietenden Parteihauptes maß! Er war Meister sowohl in den Ständen als in dem Conseil des Königs. Die Führer der ersteren beriethen sich mit ihm über jeden Schritt, den sie thun wollten; in dem Conseil wagte Niemand ihm zu widersprechen. Er stützte sich gewaltig auf die großen, zugleich geistlichen und volksthümlichen Ideen, welche die absolute Regierung durch Geburtsrecht ausschlossen. Wohin gingen da seine Entwürfe? War es wirklich, was man behauptet hat, sein Ehrgeiz, den König zu verdrängen, ihn in ein Kloster zu sperren, wie einst die Carolinger, von denen er abzustammen behauptete, den letzten merovingischen König? In einer unmittelbar vor dieser Ständeversammlung an Guise gerichteten Schrift [1]) kommt eine Erinnerung an Carl Martel vor, der, nachdem er sich zur Würde eines Majordomus erhoben, dieselbe zur Stufe gebraucht habe, um zu weiterer Größe emporzusteigen: als Privatmann geboren, habe er seine Kinder als Könige zurückgelassen. War es in der That ein so hohes Ziel, die Gründung einer neuen Dynastie, was Guise verfolgte? Ich glaube behaupten zu dürfen, daß dies nicht der Fall war. Jener Moreo, welcher die ersten Unterhandlungen mit den Guisen geführt hat, versichert, daß Guise dem Könige von Spanien versprochen habe, nach der französischen Krone selbst nicht zu streben [2]), sei es nun, daß Philipp II. seinem eigenen Hause einen Anspruch dieser Art vorbehielt, oder daß ihm die Erhebung eines Privatmannes zur Krone auch in einem Verbündeten noch mißfiel. Genug Guise, der den König von Spanien keinen Augenblick entbehren konnte, war durch ein

1) Instruction à M. de Guise retourné en cour par l'Archevesque de Lion, ungefähr im August 1588. Bei den Memoiren von Villeroy 1665 II, 266.

2) Er sagt in Rouen den versammelten Liguisten, que uno de los articulos de la capitulation era, que el dicho M. de Guisa no avia da intentar alla corona. (Papiere von Simancas.)

demselben geleistetes Versprechen gefesselt. Sein Ehrgeiz war überhaupt nicht der hochfliegende, zu dem die Phantasie hinreißt, sondern der ruhige und praktische eines Menschen von Geist, der nur immer das Nächste zu erreichen sucht, von Position zu Position schreitet und sich von den Dingen selbst weiter führen läßt. Auch sah der König einen Nebenbuhler weniger seiner Würde, als seiner Macht in ihm. Er setzte voraus, daß Guise nach der Stelle eines Connetable trachte und sich dieselbe nöthigenfalls auch von den Ständen übertragen lassen werde, um dann in dieser Eigenschaft auf ihr Geheiß jenen Verfolgungskrieg gegen die Hugenotten zu unternehmen. Der König fürchtete, gezwungen zu werden, in der Mitte seiner Rebellen nach Paris zurückzukehren und hier als ein Werkzeug ihrer Pläne zu dienen.

Schon erlebte man in Blois höchst außerordentliche Scenen. Eines Nachmittags kam es im Schloßhofe zu einem blutigen Geraufe zwischen den Pagen beider Parteien. Guise war gerade bei der Königin-Mutter; indem das Getümmel das Schloß erreichte, erschienen einige seiner Freunde, um seine Befehle zu empfangen. Er saß auf einem Schemel am Kamine, veränderte keine Miene, sah sich nach Niemand um; seine Augen blieben unverwandt nach dem Feuer gerichtet. Indessen wappnete sich der König in seinen Zimmern mit dem Panzer; er glaubte nicht anders, als daß der Nebenbuhler ihm ans Leben wolle.

So standen diese Dinge. Mit seinen Ideen von einer durch Gesetze sich selber beschränkenden, den Gedanken der Monarchie festhaltenden Macht war Heinrich III. nicht durchgedrungen. Alle Beschlüsse der Stände waren im Sinn einer Beschränkung, welche die Summe und den Ursprung der Macht aus einer anderen Quelle herleitet: der König nahm eine systematische Vernichtung seiner Autorität wahr und sollte zu Dingen fortgerissen werden, die ihm eben am allerwiderwärtigsten waren. Noch einmal suchte er Guise umzustimmen. Bei einem Spaziergang im Garten sprach er ihm von den beiden wichtigsten der vorgelegten Forderungen, — der Annahme der ständischen Beschlüsse ohne Erwägung derselben im königlichen Conseil und dem Kriege gegen Heinrich von Navarra ohne erneuerte Aufforderung, zur katholischen Kirche zurückzukehren, — und suchte ihm zu beweisen, daß es unmöglich sei, dieselben zu genehmigen. Guise blieb nicht allein unerschütterlich bei seiner Meinung, sondern er zeigte sich gereizt; er ließ ein Wort von den geheimen Einflüsterungen fallen, denen der König sein Ohr leihe, wobei ein regelmäßiger Gang

der Geschäfte unmöglich sei, und drohte mit seiner Entlassung [1]). Leicht würde diese das Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen den König selbst geworden sein. Heinrich III. hielt an sich, solange er mit Guise sprach; als er wieder in seinem Zimmer war, gab er sich einer leidenschaftlichen Aufwallung hin. Das italienische Blut wallte auf in seinen Adern. Er faßte den Gedanken, sich hier im Palaste des Mannes zu entledigen, der ihm persönlich so höchst gefährlich war.

Ein Traum schwebte ihm vor, der einst einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte: es war ihm vorgekommen, als werde er von den wilden Thieren der Menagerie angefallen; dieser Traum schien sich ihm jetzt zu erfüllen: in dem Herzog erblickte er den Löwen, von dem er damals zerrissen zu werden gefürchtet hatte; er dachte sich gegen ihn zur Wehr zu setzen.

Darin bestärkte ihn nun seine vertraute Umgebung. Man wandte das alte Wort eines Papstes von dem letzten Hohenstaufen und dem ersten Anjou in Neapel: der Tod des Einen sei das Leben des Anderen, das Leben des Einen der Tod des Anderen, auf den vorliegenden Fall an. Man citirte das italienische Sprichwort: mit der Schlange stirbt ihr Gift. Man erinnerte den König an die Ermahnung, die ihm vom päpstlichen Hofe zu Theil geworden, er möge diejenigen zur Strafe ziehen, von denen er beleidigt werde, und führte aus, daß dies in den gewöhnlichen Formen nicht mehr möglich sei; obgleich Guise eine ganze Anzahl von Handlungen begangen habe, von denen jede einzelne den Tod verdiene, so zähle er doch einen so mächtigen Anhang in Reiche, daß der Versuch eines gerichtlichen Verfahrens gegen ihn nur neue Verwirrungen hervorbringen würde.

Eben dies spricht der König selbst einmal aus. Er fügt hinzu, sechs ganzer Tage habe er mit sich gekämpft und nicht zu dem Entschlusse gelangen können, dem Herzog ans Leben zu gehen; denn er habe Gott nicht beleidigen wollen [2]). Aber endlich habe er erwogen,

1) Cayet, Chronologie novennaire bei Michaud Nov. Coll. XII, 78. Ein wenig abweichend Miron Relation de la mort de Msr. de Guise bei Petitot 45, 464.

2) An Morosini: per sei giorni continui ero stato risolutissimo di non volerlo fare temendo di offendere Dio. Bei Tempesti II, 135. Das Schicksal Martinuzzi's, Escovedo's und Anderer scheint eine Theorie des Jahrhunderts voraussetzen zu lassen, nach der souveränen Häuptern Dinge dieser Art erlaubt waren (vgl. St.-Priest, Les Guises, in Revue des deux mondes,

daß er als König, wozu ihn Gott gesetzt, die Pflicht habe, sich Gehorsam zu verschaffen. „Ich habe mich entschlossen", sagt er ein andermal, „lieber ihn tödten zu lassen, als zu erwarten, daß er mich umbringe".

Einst war ein Oberhaupt der Hugenotten an eine Stelle gelangt, wo die Ausübung der höchsten Gewalt in seine Hände zu fallen schien: jetzt stieg der Erbfeind derselben, der Vorkämpfer der Katholiken, mit ruhigem Schritte die Stufen des Thrones empor, und seine Anhänger glaubten, er werde ihn in Besitz nehmen. Damals entband Catharina, um Coligny zu stürzen, den Fanatismus der Hauptstadt, nach der sie ihn eingeladen hatte. An Guise entschloß sich ihr Sohn in seinem Schlosse, wo derselbe sein Gast war, Hand anzulegen.

Guise war gewarnt, wie einst Coligny; wie dieser, glaubte er zu stark zu sein, als daß man etwas gegen ihn wagen würde. Er kannte die Rachsucht des Königs; aber er hielt ihn für zu unentschlossen, zu feig, um etwas gegen ihn zu unternehmen. „Und sollte man es versuchen", sagt er in einem seiner Briefe, „so werde ich meine Sache noch gewaltiger durchführen, als in Paris: sie mögen sich vor mir hüten"! Gegen geheime Nachstellungen glaubte er durch den persönlichen Einfluß, den er sich selbst in der nächsten Umgebung des Königs verschafft hatte, gesichert zu sein. In seiner Natur lag eine gewisse Sorglosigkeit. Indem er seinem Könige die Spitze bot, unterhielt er doch ein Verhältniß verbotener Liebe, das ihn ebenfalls beschäftigte. Wie hätte er eine Ahnung davon haben sollen, daß von seinem eigenen Bruder, Mayenne, die dringendste Warnung vor ihm und seinem Vorhaben an den König gelangte[1])? Unbekümmert um geheime oder offene Gegner, schritt er daher, trotzend auf seine Stellung und Lage, den Gegner verachtend. Indessen bereitete dieser alles dazu vor, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Heinrich III. hatte 45 Leibwächter zu seiner persönlichen Sicherheit um sich, handfeste Leute, die ihm auf Leben und Tod ergeben

May 1850 S. 810). Doch sieht man, daß sich Heinrich III. nicht eigentlich darauf bezog.

1) In der Déclaration contre le duc de Mayenne kommt ausdrücklich vor, daß Heinrich III. von Mayenne selbst vor dem nahen Ausbruch eines Attentats gewarnt worden sei, que nous prissions bien garde à nous — que le terme étoit si brief, que s'il ne se hâtoit (der Bote), il étoit bien à craindre, qu'il n'arriveroit pas assez à tems.

waren. Von diesen wählte er zu der Execution, die er beschlossen hatte, diejenigen aus, die ihm durch ihre Waffen oder aus anderen Gründen die geeignetsten schienen, und wies ihnen ihren Platz in oder neben seinem alten Cabinet an, unfern von dem Zimmer, in welchem das Conseil seine Berathung pflog. Er war des Schlachtopfers vollkommen sicher. Als Guise am Morgen des 23. Decembers in dem Conseil erschien, ward er nach dem Cabinet gerufen; seinen Begrüßungen antwortete die Leibwache, an der er vorüberging, mit einem tiefen Stillschweigen; als er den Vorhang öffnete, der zu dem Cabinet führte, ward er mit dem Worte: „Ha Verräther!" angefallen, niedergeworfen und, indem er, plötzlich zum Bewußtsein kommend, sich mit den Händen und Zähnen vertheidigte, denn sein Schwert konnte er nicht ziehen, wie ein wildes Thier an dem Fuße des königlichen Bettes ermordet. In einem weiter zurückliegenden Zimmer wartete Heinrich der Ausführung seines Befehls in Gesellschaft des Corsen Alfonso; in dem unteren Geschosse lag seine todtkranke Mutter Catharina Medici; der Lärm drang in den Sitzungssaal des Conseils; hier wurde in demselben Augenblick auch der Cardinal Guise festgenommen.

Unwillkürlich erinnert man sich an das Schicksal des Aëtius, der, weil er zu mächtig geworden, aus Furcht und Haß in dem Palaste zu Ravenna von seinem Kaiser und dessen Umgebung getödtet ward.

Die Verfassungen der romanisch-germanischen Reiche, welche den Besitz der monarchischen Gewalt an das Vorrecht des Blutes knüpfen, waren ursprünglich dazu angelegt, den gewaltsamen Kampf um dieselbe, der die römische Welt fortwährend erschütterte, zu vermeiden und den Ehrgeiz hochstrebender mächtiger Männer in bestimmte und unübersteigliche Schranken zurückzuweisen. Wenn es doch zu solchen Versuchen kam, so sind die gräßlichsten Thaten erfolgt. Ohne Rücksicht auf die kirchliche Würde ließ der König auch den Bruder des Herzogs, den Cardinal Guise, hinrichten; er meinte, ein König von Frankreich habe das Vorrecht, daß er nicht excommunicirt werden dürfe.

Catharina Medici, die mit ihrem Sohne nicht einverstanden war, raffte ihre Kräfte noch einmal zusammen und machte dem Cardinal von Bourbon, der ebenfalls festgehalten wurde, ohne jedoch zum Tode bestimmt zu sein, einen Besuch. Dieser gab ihr selbst die Schuld: sie habe nicht ruhen können, bis sie Alle zur Schlachtbank geführt seien. Sie war tief betroffen: unter dem Eindrucke dieser

Worte, im Angesicht der Gefahr, der ihr Sohn entgegenging und über welche sie sich nicht täuschte, ist sie gestorben.

Befreit von dem Gegner, mochte sich Heinrich III. einen Augenblick wieder als Herrn und Meister fühlen: in seiner Nähe, zu Blois, zeigte sich alles unterwürfig; aber wie wäre nur möglich gewesen, daß das politisch-religiöse Element, das sein Reich erfüllte, sich nicht nach einer solchen That in noch heftigerer Gährung gegen ihn selbst erhoben hätte?

Das Oberhaupt war gefallen, die Stände waren gefesselt; aber der Haß der aufgeregten Populationen brach nun erst mit vollem und allgemeinem Ungestüm hervor.

## Ermannung und Katastrophe Heinrichs III.

Auf die erste Nachricht von dem Ereignisse ließen die Gewalthaber zu Paris die Thore schließen und hielten Rath unter dem Vorsitze des Herzogs von Aumale. Es war eben in den Weihnachtsfeiertagen; die Prediger begannen das Volk zu erhitzen, und die Wuth der Menge ergoß sich zunächst gegen die, welche als Freunde des Königs angesehen wurden, die sogenannten Politiker in dem Parlament und unter der Geistlichkeit. In der Sorbonne bekamen die jüngeren, von den Doctrinen der Jesuiten ergriffenen und von dem Strome der Meinung fortgerissenen Mitglieder die Oberhand. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Recht der Excommunication dem Papst angehöre, nicht der Facultät einer Universität, gab die Sorbonne auf die Anfrage der Stadt den Bescheid: weil der König zum Nachtheile der katholischen Religion den öffentlichen Glauben gebrochen habe, so sei das französische Volk von dem ihm geleisteten Eide der Treue entbunden und berechtigt, sich gegen ihn zu vereinigen und zu bewaffnen[1]). Hierauf versagte man dem Könige seinen Titel und weigerte sich, seine Herolde anzunehmen.

Was aber in Paris geschah, wiederholte sich fast in allen großen Städten des Reiches. In der Picardie erhoben sich Amiens und Abbeville, in der Normandie Havre und Rouen, in der Champagne

1) Wenn Argentré (II, 483) bemerkt, daß sich in den Büchern der Facultät keine Spur von diesem Decrete finde, so wenig wie von vier ähnlichen, so rührt das nur daher, daß sie in den Büchern vertilgt worden sind. Der Generalprocurator, auf den sich die Vertheidiger der Sorbonne beziehen, leugnet nicht das Factum, sondern nur die Schuld: virus novitii ac feri dogmatis a recentibus scholis susceptum. Ib. 489.

Troyes, Rheims, Sens; Burgund, Bretagne und Provence waren faſt einſtimmig in dieſem Sinne; Toulouſe riß die Städte von Languedoc mit ſich fort. Orleans hatte den König noch erſucht, den Gouverneur der Citadelle zu entfernen: als er das abſchlug, warf ſich die Stadt in vollen Aufruhr — ohne ſich um ſeine Drohungen zu kümmern. Bürgermeiſter, Schöppen und katholiſche Einwohner von Lyon beſchloſſen, von Niemand, wer es auch ſei, Befehle zum Nachtheil der heiligen Union anzunehmen; in ihrem Manifeſt erinnern ſie an die Abſetzung Sauls durch den Propheten und an die Sendung Jehu's gegen Ahab; denn allenthalben waren die Gemüther von jener Miſchung populärer und geiſtlicher Ideen beherrſcht, welche zum Widerſtande zugleich entflammte und zu berechtigen ſchien.

Indeß ſchritt man in Paris, und zwar nicht ohne Antheil des ſpaniſchen Geſandten, zur Errichtung einer neuen Regierung. Am 17. Januar 1589 ward im Hôtel de Ville ein allgemeiner Rath der Union aus den katholiſchen Prinzen, einigen der eifrigſten Biſchöfe, den namhafteſten Theologen und Pfarrern, Mitgliedern der Parlamente, des Adels und der Bürgerſchaft zuſammengeſetzt; denn gleichſam einen Ausſchuß aus allen Ständen wollte man haben [1]). Die Deputirten der verſchiedenen Städte nahmen Sitz in demſelben. Der Herzog von Mayenne, der, wenn er noch zuletzt den König vor ſeinem Bruder warnte, doch nicht gemeint hatte, daß dieſer darüber umkommen ſollte, trug jetzt, da dies geſchehen war, kein Bedenken, an die Spitze der neuen Vereinigung zu treten. Der König machte noch einen Verſuch, ihn und ſein Haus zu gewinnen, und ſehr ausgedehnt und umfaſſend waren ſeine Erbietungen [2]). Allein wie konnte er etwas anbieten, was den Ausſichten entſprochen hätte, welche die Führer der allgemeinen Bewegung im Kampfe gegen ihn faſſen durften? Sein Wort hatte jetzt überdies allen Glauben verloren. Mayenne erwiederte die Anträge, die ihm durch den Mund des päpſtlichen Nuntius geſchahen, mit Invectiven gegen Heinrich III., den er nicht mehr König nannte, ſondern nur einen Elenden, Erbärmlichen, der durch ſeine letzte verrätheriſche Handlung jeden Vertrag unmöglich gemacht habe: man müſſe ihn mit offenen Waffen bekämpfen, oder man ſei verloren. In kurzem ſehen wir den Herzog

1) Maheustre et Manant: ils firent élire par le peuple un conseil général de l'union des catholiques.

2) Von dieſen Unterhandlungen giebt Cayet 418 eine ungefähre, Morosini bei Tempeſti II, 183 genügende Notiz.

von Mayenne mit dem Heere der Union gegen seinen König vorrücken.

So brach doch endlich der offene Krieg zwischen dem Könige und der Ligue aus, und zwar in einem Augenblicke, wo der Erstere nicht widerstehen zu können schien. Seine ganze Macht beschränkte sich auf Blois, Tours und einige feste Plätze in der Umgegend.

Unermeßlichen Werth hatte für ihn, daß es in Frankreich noch eine Macht gab, die von dieser Bewegung nicht ergriffen war: die protestantische des Königs von Navarra. Das Heer desselben war nicht groß; es bestand aus 5000 Mann gewöhnlichen Fußvolks, 500 Hakenschützen, 500 Reitern; aber es war tapfer, kriegsgeübt, voll Manneszucht und Hingebung; und unter den bewaffneten Scharen jener Tage erschien es immer als die bedeutendste. Von Guienne her wendete es sich Anfang März 1589 gegen die Loire, nicht mehr jedoch, um mit den königlichen Truppen zu schlagen. Durch beide Theile ging vielmehr ein Gefühl, daß sie nicht mehr Feinde seien; wo sie zusammentrafen, traten sie in eine Art von Waffenbrüderschaft. Und wie hätte es hiermit zwischen den Fürsten, die ja nur noch einen und denselben Feind hatten, lange Anstand haben sollen? Am 3. April kam es zwischen dem Könige von Frankreich und dem Könige von Navarra zu einem Vertrag in der Form eines Stillstandes auf ein Jahr, der aber eine volle Gemeinschaft der Interessen und der Waffen in sich schließt. Heinrich III. erkannte in dem Beitritt des Oberhauptes der Hugenotten, die sonst weit und breit hätten um sich greifen und die Katholiken verderben können, einen Beweis von pflichttreuer, ächt französischer Gesinnung an. Er kehrte auf jenen Zustand der Pacification zurück, der vielleicht nicht seinen Meinungen und Wünschen, aber seiner Natur und dem Zustande seines Landes am besten entsprach, und erklärte die freie Ausübung der Religion allenthalben da, wo sich sein Verbündeter befinden werde, im Feldlager sowie an bestimmten Orten in jedem Bezirke des Reiches, für erlaubt [1]). Bei der selbständigen Haltung der Befehlshaber jener Zeit war es nicht ohne Schwierigkeit, die Bedingung, welche die Reformirten machten, daß ihnen ein sicherer Paß über die Loire eingeräumt würde, zu erfüllen. Doch gelang es endlich, Saumur dem damals vertrautesten Diener Navarra's, Duplessis-Mornay, der die

1) Mémoires de Mornay I, 906. Was bei Isambert XIV, 645 als Lettres d'armistice erscheint, ist mehr ein Ausschreiben darüber als der Vertrag selbst.

Unterhandlung hauptsächlich geführt hatte, zu überliefern; der schwur, diesen Platz für die beiden Könige zu behaupten und ihn einmal in einem besseren Zustande zurückzugeben, als er ihn jetzt bekomme [1]).

Ein großes Ereigniß war die erste Zusammenkunft der beiden Könige in dem Parke zu Plessis-le-Tour. Nicht allein die Fahnen waren vereinigt, sondern aus alle dem tumultuarischen Streit erhoben sich endlich Gesinnungen, in denen man neben einander bestehen konnte. Heinrich III. erklärte, nicht mehr dulden zu wollen, daß man die Protestanten Ketzer nenne; so sei das Wort in alten Zeiten nicht gebraucht worden: wer das Evangelium bekenne, der sei ein Christ; kleine Unterscheidungen sollten keine Feindschaft veranlassen. Dagegen erneuerten die Protestanten die strengen Doctrinen des Royalismus: die christliche Lehre fordere Gehorsam gegen die weltliche Gewalt, der Fürst herrsche durch den Willen Gottes, Gott lenke dessen Herz nach seinem Willen; wer dem Fürsten widerstehe, der erhebe sich gegen das Gesetz Gottes. Sie entschuldigten die Ermordung der Guisen; denn das Verbrechen der beleidigten Majestät könne nicht mehr gestraft werden, wenn man es erst zum Ausbruch habe kommen lassen; ein König habe seine Handlungen nur vor Gott zu verantworten. Wie auf der anderen Seite die antiroyalistischen und exclusiv-katholischen Doctrinen, so verbanden sich hier Royalismus und Toleranz.

Die Tapferkeit der Hugenotten war es nun zunächst, welche Heinrich den III. vor Mayenne errettete. Wie oft sind sie mit ihren weißen Schärpen in den Scharmützeln gerade im rechten Augenblick erschienen und haben die Sache zu Gunsten des Königs entschieden!

Indem erlangte der König noch eine andere Hülfe, ebenfalls von der protestantischen Seite her, aus der Schweiz. Was dort im Jahre 1587 zweifelhaft gewesen war, ob man nicht den König verletze, indem man gegen die Guisen zu ziehen meine, war es jetzt nicht mehr; die Dinge waren zur Reife gelangt, und überdies fiel die Sache der Krone mit der eigenen der protestantischen Cantone zusammen. Denn nachdem sich der Herzog von Savoyen Saluzzo's

1) Nach der Lebensbeschreibung von Duplessis-Mornay 131 erhielt Heinrich die Nachricht bei M. de Meru. In dem Itinéraire an der Ausgabe der Briefe findet sich nicht, wann er sich dort befand: es mag der 13. oder 14. April gewesen sein.

bemächtigt hatte, nahm er den alten Plan seiner Vorfahren wieder auf, sich Genf und die Waadt zu unterwerfen; er verstärkte seine Besatzungen in der Nähe: der Landesadel regte sich für ihn; in Lausanne ward eine gefährliche Verbindung entdeckt, die er unterhielt; hierüber rief Genf die Hülfe der Eidgenossen an. Ein außerordentlicher Gesandter des Königs von Frankreich, Harlay de Sancy, in der größten Noth, als man in Blois nicht mehr zu leben hatte, abgesendet, um schweizerische Hülfstruppen zu werben, wußte sich, obgleich ohne Geld, dieser Umstände zu bedienen, um ein Bündniß zwischen Bern und Genf zu vermitteln, in dessen Folge ihm eine ansehnliche Werbung verstattet und von dieser Stadt selbst eine Geldhülfe bewilligt wurde [1]). Denn das leuchtete den Genfern ein, daß sie ohne ein starkes Frankreich, das der Macht von Spanien und Savoyen das Gleichgewicht halten könne, verloren sein würden. Sancy führte seine Völker zuerst gegen Savoyen, eroberte Thonon und fest dase Ripaille; damit glaubte er aber genug gethan zu haben, um den Herzog zu beschäftigen; und da die übrigen Schweizer Bern nicht übermäßig vergrößern wollten, so zeigte sich das ganze Heer zufrieden, als es plötzlich nach dem oberen Rheinlande und, hier mit deutschen Reitern und Hakenschützen vereinigt, weiter nach dem inneren Frankreich geführt wurde. Ohne dieses Zuzugs gewiß zu sein, hätte Heinrich III. schwerlich gewagt, die Loire zu überschreiten.

Und da er sich nun nicht hatte unterdrücken lassen, so fand er auch noch eine dritte Unterstützung in der wiedererwachenden Treue des Adels. Von allen Seiten zogen ihm jetzt katholische Royalisten zu, unter denen man besonders die wohlgerüsteten Scharen Epernons bemerkte; bei Pontoise sah der König wieder ein Heer von 40,000 Mann unter seinen Fahnen. Sein Herz erhob sich, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, zu entschiedenen, frei aus ihm selbst

1) Ceux de Berne et de Genève desirans prendre cette occasion pour se revancher des torts à eux faits par le duc de Savoye, monstrent avoir quelque volonté d'assister le roy en cette affaire et le secourir en sa nécessité de quelques derniers comptans et autres inventions nécessaires à cette entreprise. Aus den Mémoires de Mr. de Sillery (Manuscript zu Berlin), aus denen die Lage der Dinge in der Schweiz am besten erhellt. Von Sancy existirt ein discours fait au roi sur l'occurrence de ses affaires, in welchem er vor allen Dingen seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit hervorhebt: was dann seit Mezeray in die Geschichtsbücher übergegangen ist.

kommenden Entwürfen. Er gehört zu den sardanapalischen Naturen, die sich im Glück einem verweichlichenden Genusse hingeben, in Widerwärtigkeiten aber ermannen. Er nahm seinen Weg auf Paris selbst; denn in das Herz müsse man den Feind verwunden, Paris sei das Herz der Ligue. Ende Juli erschien er vor der Stadt, in der Erwartung (denn er wußte wohl, daß er zahlreiche Anhänger daselbst habe), in kurzem dort einzuziehen und sich an seinen Feinden zu rächen.

Und unmöglich schien das selbst denen nicht, die sich in Paris befanden. Als der König unaufgehalten vorrückte, erhoben die Politiker ihr Haupt, und den städtischen Magistraten schien es rathsam, sie zu entwaffnen und die Wachen zu verdoppeln. Aber immer näher kam der König; er eroberte Senlis, Pontoise und nahm sein Lager zu St.-Cloud. Hierauf hielt man in der Stadt für nothwendig, sich der angesehensten Politiker persönlich zu versichern; man brachte sie in Klöstern oder festen Häusern unter; den minder gefährlichen, deren Zahl auf 600 angegeben wird, wurde verboten, ihre Wohnungen zu verlassen. In der Sorbonne wurde, obwohl es Abweichende unter ihren Mitgliedern gab, nach den in der Mehrzahl vorherrschenden Ansichten noch einmal ein Beschluß von dem rücksichtslosesten, wildesten Inhalt gefaßt. Nicht genug, daß des legitimen Königs in keinem Kirchengebete gedacht werden sollte [1]: man erklärte, es gebe zweierlei Tyrannen, solche, die ihre Gewaltsamkeiten nur gegen Privatleute ausüben, und andere, die zugleich das gemeine Wesen und die Religion verletzen: von der letzten Art sei Heinrich III.; nach den Grundsätzen alter geistlicher Lehrer dürfe er von Privathänden getödtet werden. In diesem Sinne ward auf allen Kanzeln geredet; man forderte einen Rächer für den getödteten Guise; man erklärte die Ermordung des Tyrannen für ein verdienstliches Werk. Oftmals wurden die Reliquien der Heiligen der Stadt, deren Dienst durch den verrätherischen König gefährdet sei, durch die Straßen geführt. Das Volk folgte zahlreich und mit einer Devotion, die selbst die Spanier in Erstaunen setzte.

Daraus durfte man aber noch nicht schließen, daß sie sich auch eben so tapfer vertheidigen würden. Da die niederländische Hülfe nicht erschien, auf welche der Herzog von Parma Hoffnung gemacht, bemerkte man eine nicht geringe Entmuthigung. Die Bürger ver-

1) Arrest et résolution. Mém. de la Ligue III, 540. Bei Bulläus und Crevier sucht man nach diesen Dingen vergeblich.

weigerten, auf die Wälle zu gehen, und die Soldaten, schlecht bezahlt, zeigten sich verdrossen zum Dienst. Manche gingen zu Heinrich III. über, in der Hoffnung, mit ihm zurückzukehren, wenn die Stadt geplündert werde. Der spanische Gesandte selbst meinte, daß sich Paris nur noch vierzehn Tage halten könne.

Wenn aber fanatische Meinungen leicht dazu dienen können, die Menschen zu lenken und zusammenzuhalten, so ergreifen sie doch mit ihrer vollen Gewalt nur Einzelne, welche dafür besonders empfänglich sind. In Paris lebte damals ein junger, vor kurzem zum Priester geweihter Dominicaner, des Namens Jakob Clément [1]), von seinen Altersgenossen und Freunden eher verspottet, als geachtet; er war schwach von Körper und einfältig; aber eben auf solche Naturen übt eine fanatische Doctrin oft die unwiderstehlichste Wirkung aus. Clément ward von der Lehre, daß ein Tyrann, der das gemeine Wesen und die Religion verletze, von Privathänden ermordet werden könne [2]), welche damals besonders von Boucher verkündigt wurde, heftig ergriffen, und nur darüber hegte er noch Scrupel, ob ein Priester eine solche That vollziehen dürfe. Er legte seinen Oberen die Frage vor, ob es eine Todsünde sei, wenn ein Priester den Tyrannen morde. Man antwortete ihm, es sei eine Unregelmäßigkeit, keine Todsünde [3]). In dem keimenden Vorhaben bestärkte ihn dann das Monitorium des Papstes gegen den König, das einer Excommunication gleich war. Der König erschien ihm wie ein Ungeheuer, das Religion und Staat verschlingen wolle; er glaubte etwas unendlich Verdienstliches zu thun, wenn er beide von ihm befreie; er hegte den Wunsch, dabei umzukommen: denn wenn es ihm gelänge und er am Leben bliebe, so würde die Bewunderung der Franzosen seiner Seele schädlich werden. Mit ruhigem Blut und aller Ueberlegung tauchte er sein Messer in einen Kräuterabsud, den er wenigstens selbst für giftig hielt. Dann verschaffte er sich einen

1) Boucher hat in seinem Buche: De justa Henrici III. abdicatione, das erst nach der That erschien, noch einiges Merkwürdige über Clément, besonders p. 451. Ich folge vorzugsweise der Erzählung, die Mendoza nach Spanien schickte: Relation del subcesso de la muerte del rey Christianissimo de Francia Henrique III. 1. Ag. 1589.

2) Boucher 266: tyrannum, qui communis se boni, id est religionis ac patriae hostem praebuerit, talisque a republica judicatus sit, et publica et privata auctoritate de medio tolli posse.

3) Frage: si peccava mortalmente un sacerdote que matasse a un tiranno. Antwort: que quedava el tal sacerdote irregular.

Brief von einem Anhänger des Königs, um bei diesem vorgelassen zu werden. Er ließ einiges Geld zurück, um seine kleinen Schulden zu bezahlen; hierauf machte er sich mit einigen Gefährten auf den Weg. Als er sich jenseit der Verschanzungen von diesen trennte, ließ er seine Kleider fliegen und ging mit großen Schritten auf das feindliche Lager zu. Es gelang ihm wirklich, den anderen Tag früh am Morgen vor den König zu kommen, der auf seinem Leibstuhle saß. Heinrich ließ ihn nahe herantreten, in der Hoffnung, von irgend einem ihm aus der Stadt entgegenkommenden Verständnisse zu hören. Da stach ihm der Mönch sein Messer tief in den Unterleib. Der Mönch ward dafür sogleich umgebracht; aber er hatte sein Opfer gut getroffen. Nach 18 Stunden lebte der Letzte der Valois nicht mehr.

In den Tranchéen von Paris erwartete man noch eben einen Anfall der königlichen Truppen. Der spanische Gesandte war daselbst erschienen, um zum Widerstand anzufeuern, als die Nachricht von dem Tode des Königs erscholl. Alles nahm die grünen lothringischen Schärpen; auf den Kanzeln ward Jakob Clément als ein Märtyrer gefeiert; die katholisch-populare Faction trug ihr Haupt höher als je und hoffte noch zu triumphiren.

# Sechstes Buch.

## Heinrich IV. im Kampfe mit der Ligue.

Erstes Capitel.

## Erhebung Heinrichs IV.

Ludwig der Heilige hatte zwei Söhne hinterlassen: von dem älteren stammten wie die letzten Capetinger so die Valois, von dem jüngeren die Bourbons. Auch deren waren zwei Linien: der einen gehörte der Connetable an, mit dem sie schloß, der zweiten dessen Zeitgenosse und Antagonist, der Herzog Carl von Vendôme, der dann so viel zur Vertheidigung von Frankreich that, wie jener, um es zu gefährden. Dessen Söhne waren Anton, durch seine Vermählung mit Johanna d'Albert König von Navarra, der Cardinal Carl von Bourbon und Prinz Ludwig I. von Condé. Antons Sohn war König Heinrich von Navarra; er stammte in der zehnten Generation von Ludwig dem Heiligen ab und war durch dasselbe Geburtsrecht, dem die Valois ihre Erhebung verdankten, der unbezweifelte Erbe des französischen Thrones.

Als Heinrich im December 1553 geboren ward, hätte man, da das Haus Valois noch in voller Blüthe stand, nicht daran denken können, daß ihm der Thron von Frankreich bestimmt sei. Sein Großvater begrüßte in ihm den Erben von Navarra und Béarn, den Fortsetzer der alten Provinzialselbständigkeit der unter seiner Herrschaft vereinigten französischen Landschaften und der Krone von Navarra. Es ist tausendmal erzählt worden, wie er seine Tochter Johanna, als ihre Entbindung nahe war, nach seinem Bergschlosse Pau an der Gave berief, wie dann diese nach seinem Wunsch, als die Stunde der Wehen kam, ein in Béarn gebräuchliches Gebet nach der herkömmlichen Singweise anstimmte — denn sie war kräftig wie die eingebornen Frauen, und ganz in der Weise des Landes sollte alles zugehen —, und mit welchem bizarren Entzücken der Großvater den Neugebornen empfing. Er trug ihn in seinem weiten Mantel in sein Zimmer, füllte eine goldene Schale mit einheimischem Weine, ließ ihm den Duft davon die Nase berühren, einen Tropfen in den Mund

fließen und küßte ihn dann mit der Weissagung: das werde ein wahrer Béarner sein [1]). Einer Bauernfrau, die zunächst am Park wohnte, wurde die erste Pflege des Knaben anvertraut; später ward er in das Gebirge nach Coirraze geschickt, wo er mit Anderen seines Alters in bloßem Kopf und barfuß die Berge durchstreifte und auf den steilen Pfaden heimisch wurde.

Auch die Mutter Johanna, von einem frischen und heiteren, unbezwinglich energischen Naturell hegte den Ehrgeiz, daß ihr Geburtsland nicht, womit man ihm zuweilen drohte, von den großen Mächten, die es umgaben, vernichtet würde; aber zugleich dachte sie ihrem Sohne noch einen anderen Beruf zu. Der frühe Tod Antons, der wie über andere Dinge, so auch über die religiöse Erziehung seines Sohnes schwankte [2]), ließ ihr darin freie Hand, und sie war dann keinen Augenblick zweifelhaft; sie zog Heinrich in dem protestantischen Glauben auf, den sie in ihrem Lande zur herrschenden Religion erhob, ließ ihn die Psalmen Marots singen, gab ihm einen gelehrten Protestanten zum Lehrer, der auch Classiker wie Plutarch und Cäsar mit ihm las, und führte ihn, stolz darauf, daß er im reinen Gotteswort erzogen worden, als er funfzehn Jahre zählte, nach Rochelle in die Mitte der dort zum Widerstande sich vereinigenden Hugenotten. Der junge Heinrich ward mit einer prächtigen bilderreichen Rede empfangen. „Ich verstehe nicht so gut zu reden, wie Ihr," antwortete er, „aber ich versichere Euch, ich werde besser handeln, als sprechen" [3]).

Er ward sogleich in die Mitte der Kriege gezogen und nach dem Tode seines Oheims von Condé als das Oberhaupt der Hugenotten anerkannt; mit Freuden umgürtete ihn seine Mutter mit dem Schwerte. Sie erzählte gern, daß sie in ihrer Schwangerschaft geträumt habe, sie bringe einen jungen Hahn zur Welt, mit bunten starken Federn am Hals und in den Flügeln und einem zum Streit erhobenen Kamme. Nach der Schlacht von Montcontour machte Hein-

1) Favyn Histoire de Navarre 809. Eine handschriftliche und gleichzeitige Lebensbeschreibung Heinrichs IV. (Bibliothèque de Paris) bietet über die Erziehung und ersten Ereignisse doch nicht so viel Neues dar, wie man erwarten sollte, hat aber sonst einiges Gute.

2) Ippolyto d'Este 4. April 1562 giebt diese Notiz.

3) Aus den Aufzeichnungen von Amos Barbot bei Arcère Hist. de Rochelle I, 370.

rich zur Seite des Admirals, dem er eine unbedingte Verehrung widmete, jenen abenteuerlichen Reiterzug durch Frankreich mit, der die Pacification von 1570 hervorbrachte; es war, wie de la Noue sagt, eine gute Schule, Gedanken und Pläne nach der Nothwendigkeit der Dinge einzurichten.

Während des Friedens nahm der Prinz noch einen anderen Wunsch edler Ruhmbegier in sich auf. Carl IX., der eine größere persönliche Zuneigung zu ihm fühlte, als zu seinen Brüdern, versprach ihm, die Ausübung seiner Gewalt gleichsam mit ihm zu theilen, ihn, wie man sagt, zu seinem rechten Arm zu machen. Heinrich dachte dann, es mit den Spaniern, denen er das von ihnen eingenommene Navarra nicht lassen wollte, und mit den Türken, welche die Christenheit bedrängten, aufzunehmen. Auf Niemand machte der Sieg bei Lepanto unter Don Johann von Oesterreich einen größeren Eindruck, als auf ihn; er beneidete den Bastarden, daß er als der Held von Europa gefeiert wurde. An der Spitze der französischen Kriegsheere im Felde zu erscheinen, zwei große Schlachten zu gewinnen, die eine wider die Spanier, die andere wider die Osmanen, dahin gingen die Phantasien, die seine jugendliche Seele beschäftigten.

Ganz anders aber schlug ihm seine Verbindung mit dem Hofe der Valois aus.

Seine Vermählung mit der Schwester Carls IX. ist die Bluthochzeit; die stolzen Gefährten, mit denen er herrliche Kriegsthaten auszuführen dachte, wurden vor seinen Augen ermordet; ihn selbst retteten nur die nahe Verwandtschaft und der Uebertritt zur anderen Religion; um keinen Preis aber hätte man ihn nach Hause zurückgehen lassen. Welchen Contrast gegen das Leben in den Bergen, an der Seite der sittlich strengen Mutter, des hochstrebenden Admirals, der die höchsten Ideen an seine Unternehmungen knüpfte, bildete nun dieser gezwungene Aufenthalt am Hofe! Heinrich mußte an Kriegszügen Theil nehmen, die er in seinem Herzen verwünschte; er ward in die Bewegungen Alençons, den er nicht liebte, gegen die dunkle Gewalt der Königin-Mutter, welche alles in Schranken hielt, verwickelt; er war an ein geistreiches unzüchtiges Weib gebunden, gegen das er doch nie, auch nicht mit einem Worte, sein Mißfallen zu erkennen geben mochte; die Diener, mit denen man ihn umgab, waren, wenn nicht Feinde, so doch Kundschafter, er mußte ihre Bosheit von sich abzuwenden suchen. Eine andere Schule, moralische Gefühle zurückzudrängen, die inneren Stimmungen nicht an die Oberfläche der Erscheinung reichen zu lassen! In Heinrich IV. war etwas, was dem

dortigen Treiben entsprach: er stürzte sich in den Strudel der Leidenschaft und des Vergnügens: nur für Jagd, Ballspiel, Liebeshändel schien er noch Sinn zu haben, sich am besten mit denen zu gefallen, welche die meisten Thorheiten trieben [1]); er bildete einen Mittelpunkt für die muntere und lebenslustige Jugend. Dazwischen aber erhoben sich ihm doch die religiösen Eindrücke seiner frühesten Jahre; in der Einsamkeit der Nacht hörte wohl einmal ein vertrauter Diener ihn mit den Worten des Psalmisten die Finsterniß beklagen, in die er gefallen sei: und wie hätte er es ertragen sollen, so fortan als ein halber Gefangener zu leben! Als die allgemeine Lage der Dinge dazu einlud, im Jahre 1576, ergriff er die Gelegenheit, die der Schein, als habe er seiner selbst vergessen, ihm verschaffte, sich loszureißen und zu seinen alten Freunden, zu dem alten Glauben zurückzukehren.

Wir berührten, wie er bald darauf an der Pacification mitarbeiten konnte, welche Frankreich eine Zeitlang beruhigte. Dann nahm er wirklich die Stellung ein, für die einst seine Mutter ihn bestimmt hatte, als König von Navarra und Protector der Hugenotten.

Nicht ganz unbedeutend war die eigenthümliche Macht und Autorität, die er nunmehr besaß. Aus seinem kleinen, durch die Sorgfalt des Großvaters und der Mutter in Aufnahme gekommenen Königreiche konnte er 300 Edelleute zu Pferd und 6000 Hakenschützen ins Feld stellen; er hatte ein Arsenal zu Navarreins, eine Universität zu Orthes. Mit den Erträgen von Foix, Armagnac und den bourbonischen Erbgütern mochten seine Einkünfte auf 300,000 Francs steigen.

Ein noch größeres Ansehen erwuchs ihm aber aus der Protection der Hugenotten, deren Streitkräfte ihm zu Gebote standen. Es gab gleichsam drei große Burgfesten des Protestantismus: das nach dem Muster eines deutschen Landes eingerichtete Béarn, das seegewaltige Rochelle, die durch ihre festen Plätze und tapferen Männer schon damals bedeutenden Cevennen. Aber auch sonst war der Süden mit protestantischen Gemeinden erfüllt. Man berechnete, daß man von den Pyrenäen bis an die Alpen in lauter religionsverwandten Ortschaften reisen könne. In Dauphiné waren 400, in Poitou und Saintonge 500 Edelleute bereit, allezeit für die Religion zu Pferde zu steigen. Einige Räthe aus diesen Provinzen umgaben den König von Navarra, um mit ihm die politischen Angelegenheiten der Partei wahrzunehmen.

1) Mémoires de Villegomblain I, 317.

Der kleine Hof zu Nérac, den er sich einrichtete, wetteiferte mit dem Hofe zu Paris, besonders wenn seine Gemahlin, Margaretha von Valois, die Heinrich III. nicht in der Hauptstadt dulden wollte, daselbst erschienen war, nicht eben allemal in den löblichsten Dingen. Aber es war doch auch ein großer Unterschied. In Nérac war nicht von Günstlingen noch Vergeudungen die Rede. Der Hof war zugleich eine Schule der Capitäne; das Verdienst im Kriege gab einem Jeden seinen Rang; die Damen trieben ihre Ritter zu Kriegsunternehmungen: ein kleiner Krieg hat davon seinen Namen. Zuerst damals durch seine Theilnahme an dem Straßenkampf in Cahors erwarb sich Heinrich Ehre; denn noch war persönliche Bravour der vornehmste Ruhm. In der Mitte seiner Garden erstieg er die Barricaden, die man seinen Angriffen entgegensetzte; seine Füße waren von dem spitzen Gestein blutig geworden. Aber auch als ein guter Anführer zeigte er sich bereits; er sann die Unternehmungen aus; zuweilen gegen den Rath seiner Capitäne führte er sie durch. Er kannte seine Leute persönlich, namentlich rief er sie auf; er war der Erste auf dem Kampfplatz und der Letzte, ihn zu verlassen.

Nach und nach überwand er den Ruf, den er vom Hofe zu Paris mitgebracht, als sei er leichtfertig, abhängig, unzuverlässig. Ein Autor, den er aufforderte, sein Leben zu schreiben, und der ihm mit der Ermahnung geantwortet hatte, zuerst etwas Nennenswerthes zu vollbringen, fand doch mit der Zeit einen Stoff der Darstellung. Heinrich zeigte in den Geschäften Entschluß und Gewandtheit, in persönlichen Beziehungen die natürliche Gabe, die Menschen zu behandeln, in allen Dingen eine Frische und Richtigkeit der Auffassung, welche Jedermann befriedigte; sein Verhalten erweckte die Meinung, er sei zu großen Dingen geboren, wie einer seiner besonnensten Freunde, Duplessis-Mornay, sich ausdrückt: was die Welt begehre, was sie dürfte zu sehen, einen wahren König, hier sei ein solcher; er brauche nur hervorzutreten, um anerkannt zu werden.

Da kannte Mornay die Welt jedoch nicht, deren Bewunderung und Anerkennung durch große Thaten erzwungen werden muß; die schwersten Kämpfe standen dem Fürsten bevor.

Eben gegen ihn persönlich war die Verbindung zwischen den Guisen und den Spaniern gerichtet.

Zuerst erbot sich der König von Navarra, der einst am Hofe mit dem Herzoge von Guise sehr vertraut gewesen, die Sache persönlich mit ihm auszufechten: die Ungleichheit des Ranges solle ihn daran nicht hindern; einer gegen einen, oder zwei gegen zwei, zehn

gegen zehn, oder zwanzig gegen zwanzig wollten sie fechten, mit den Waffen, die in einer Ehrensache zwischen Rittern gebräuchlich seien; Guise möge nun die Zahl bestimmen und den Ort, selbst außerhalb des Königreiches, wenn er nur neutral und sicher sei. Schon machten sich die Freunde des Königs aus, nicht vergessen zu werden, wenn es zu einem Kampfe zwischen Mehreren komme. Aber Guise lehnte ab, darauf einzugehen: denn er verfechte nicht einen persönlichen Handel, sondern die Sache der Religion.

Nach einiger Zeit aber mußte Heinrich sogar erleben, daß sein König und Herr, mit dem er gut zu stehen meinte, gemeinschaftliche Sache mit Guise machte. Wir wissen aus seiner eigenen Erinnerung, daß ihn die Nachricht davon beinah übermannte. Mancher wird den Zustand der Seele kennen, wo sie an den irdischen Dingen verzweifelt, ohne sie doch aufzugeben, in den Menschen nur noch verderbendrohende und verderbenbringende Feinde sieht, sich gleichsam in sich selbst zerreißt. Heinrich stützte bei jener Nachricht den Kopf auf die Hand; als er aus den halb betäubten Sinnen erwachte, war ein Theil seines Haares erblichen [1]).

Im Jahre 1586 wälzte sich eine große Streitmacht, wie gegen die Hugenotten in den übrigen Provinzen, so besonders gegen ihn und sein Gouvernement daher. Man hat ihm damals gerathen, dem Sturm einen Augenblick auszuweichen und nach Deutschland zu gehen, um etwa mit deutschen Hülfsvölkern zurückkommend, unmittelbar auf Paris anrücken zu können; aber Andere stellten ihm vor, und dem stimmte er bei, er würde dann sein Schwert aus der Hand legen und ein Don Antonio von Portugal werden [2]). „Sie haben mich umzingelt", heißt es in einem seiner Briefe, „wie ein Wild auf der Jagd; aber über ihren Leib hinweg will ich mir einen Weg bahnen" [3]). Er wünschte die Sache sofort auszumachen, lieber in der Blüthe und Kraft der Jugend, als wenn er mit Jahren und Gebrechen beladen sein werde.

1) Matthieu, dem er das erzählte: Henry III, 501.

2) Diese Betrachtungen gehören ursprünglich Duplessis-Mornay: Vie de Duplessis-Mornay 95; doch sind sie es, durch welche der König bestimmt ward. A souvent témoigné le roi qu'il (D. M.) luy avoit été auteur de cette résolution. Der Beschluß wurde nicht durch Debatte gefaßt, sondern von ihm selbst.

3) An de Batz, 11. März, Lettr. missiv. II, p. 196.

Unter den Protestanten hatte er hierzu keinen unternehmenderen und mächtigeren Verbündeten, als Lesdiguières in Dauphiné. Mitten im päpstlichen Avignon hatte Lesdiguières einst zugleich den Studien, die er machen sollte, und dem Katholicismus abgesagt und sich in den hugenottischen Krieg geworfen, überzeugt davon, daß er seinem Vaterland und dem König am besten diene, wenn er den Guisen widerstehe. Neben Montbrun, der sich unter so vielen Anderen, die dieses Beiwort verdienten, den Namen des Tapferen und durch seine Waffenthaten ein vorherrschendes Ansehen in Dauphiné erwarb, hatte doch auch er sich Ruf und Geltung verschafft; als dieser gefangen und hingerichtet worden war, erschien er als sein natürlicher Nachfolger. Dem Einflusse Heinrichs von Navarra verdankte er, daß die Provinz ihn anerkannte. Er hatte von demselben die Hälfte eines zerbrochenen Goldstücks empfangen und versprach ihm, zu den Waffen zu greifen, sobald ihm die andere Hälfte zugeschickt werde [1]).

Von noch größerem Werth aber war, daß der Führer der politischen Partei, Montmorency-Damville, den Versuchen der Guisen, ihn auf ihre Seite zu ziehen, widerstand. Von den Wirkungen des Familienhasses zwischen den beiden Häusern mag diese als eine der wichtigsten angesehen werden. Montmorency ließ in einer Versammlung zu Pezenas die Union zwischen Protestanten und Katholiken bestätigen, den Gerichtshof zu Beziers den Eid auf die Beobachtung des Edictes von 1577 leisten, ohne Rücksicht auf die letztergangenen liguistischen [2]). Dann stieg er zu Pferd, um sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen. Auf seinem schwarzen Mantel trug er ein weißes Kreuz, das mit den französischen Lilien bezeichnet war. Er sagte, seine Erhebung werde entweder den vollkommenen Sieg des Hauses Montmorency oder dessen Untergang herbeiführen.

Wenn man sich erinnert, daß auch Heinrich IV. in Guienne auf eine Gleichstellung der beiden Religionsparteien dachte und die Katholiken in den Provinzialrath, den er um sich versammelte, aufnahm, so sieht man ein, daß der Widerstand, welcher der Ligue geleistet wurde, sich über das einseitige Parteiinteresse erhob und auf ein Miteinanderleben der in der Religion Entzweiten gerichtet war.

Diese Richtung eröffnete nun aber in dem allmählichen Gange der Ereignisse eine große Aussicht für das gesammte Reich.

1) Vidal, Histoire de Lesdiguières 92.

2) Vaissette, Histoire de Languedoc V, 410.

Schon lange war es in Frankreich wie eine Fügung des Schicksals betrachtet worden, daß das Haus Valois untergehen werde. Von Catharina Medici, die das in Raum und Zeit Getrennte wie ein Gegenwärtiges zu ergreifen versuchte, erzählt man, sie habe sich einst in dem Schlosse Chaumont an der Loire die ganze Reihe französischer Könige vorführen lassen; um den Zauberkreis habe ein jeder der aufgerufenen Schatten eben so oft die Runde gemacht, als ihm Jahre der Regierung beschieden gewesen waren. Nach den übrigen seien ihre eigenen Söhne, auch die noch lebenden und Heinrich III. erschienen; funfzehnmal habe er seinen Kreis beschrieben: indem die Mutter ihn verschwinden sah, begierig, ob noch ein anderer aus ihrem Stamme folgen werde, sei kräftig und rasch, wie sie ihn kannte, der Prinz von Navarra hervorgetreten.

Manche andere Weissagungen in diesem Sinne waren vorbereitet; seit fünfundzwanzig Jahren sah man es nach und nach geschehen; der Tod Alençons brachte es zum allgemeinen Bewußtsein. Auch bei Heinrich von Bourbon bemerkte man, daß seine Gedanken seitdem, vielleicht unwillkürlich, bei weitem mehr als früher eine auf das Allgemeine gewendete Richtung nahmen. Doch hätte er noch Niemand zugestanden, daß er daran denke, der Thron von Frankreich sei für ihn bestimmt: er wiederholte vielmehr oftmals, daß das keine Wahrscheinlichkeit habe, da der regierende König mit ihm in gleichem Alter stehe und sich mehr schonen könne, als es ihm unter den Waffen erlaubt sei.

Wer wollte an der Aechtheit der dynastischen Gefühle zweifeln, die ihn bei jener Zusammenkunft im Park von Duplessis beseelten? Große Thränen rollten aus seinen Augen, als er des Königs, der nun wieder sein Freund war, ansichtig wurde. Sein Ehrgeiz ging nur dahin, neben ihm als erster Prinz von Geblüt anerkannt zu werden und die Pflichten eines solchen zu erfüllen.

Bald führten ihn seine Waffen nach Blois, wo er vor kurzem von den Reichsständen in aller Form seiner Besitzthümer und Rechte verlustig erklärt worden war. Was hat mehr Autorität in der Welt, sagte Heinrich, als ein Beschluß der versammelten Reichsstände; aber der Allmächtige hat den Proceß revidirt und mich in meine Rechte hergestellt. Der Brief, in dem sich dieser frische Erguß seiner Freude und seines Selbstbewußtseins findet, ist an die Comtesse de Grammont, damals seine Maitresse, gerichtet — denn auf jedem Schritte des Lebens begleitete ihn seine Leidenschaft —, die hat ihn

nach Buhlenweise mit sehr kühlen und sehr egoistischen Bemerkungen versehen.

Ein anderer Charakterzug Heinrichs ist, daß er so lebhaft zur Belagerung von Paris vorwärts trieb. Der Ruf eines solchen Unternehmens, sagte er, werde der Magnet sein, um alles Eisen aus Frankreich dazu herbeizuziehen; Kühnheit sei die Mutter der Meinung, aus dieser entspringe die Macht, aus der Macht der Sieg, und darauf folge dann die Sicherheit. König Heinrich III. beklagte sich eines Tages, daß man ihn, einen so guten Katholiken, excommunicirt habe, was selbst denen nicht geschehen sei, die einst Rom mit Sturm genommen. „Das macht", erwiederte Heinrich von Navarra, „diese waren siegreich: wenn wir nur siegen, wird die Excommunication, die über uns ausgesprochen ist, zurückgenommen werden".

Und dennoch war kein Zweifel, daß selbst der Sieg ihm gefährlich werden konnte; denn Heinrich III. liebte zwar seine Dienste, aber nicht die Ehre, noch das persönliche Zutrauen der Menschen, die daraus erwuchsen; zugleich beharrte er dabei, daß der nächste Prinz von Geblüt katholisch sein müsse. Da Heinrich von Navarra nicht der Meinung war, ihm hierin nachzugeben, so sah er es kommen, daß er nach der Eroberung der Hauptstadt genöthigt sein werde, wieder nach Guienne zu gehen und in die alte Parteistellung zurückzukehren.

Indem aber kam König Heinrich III. um: der Mönch, der denselben ermordete, weil er ihm nicht katholisch genug war, bahnte dem Hugenotten den Weg zum Throne.

Um das Haus Valois hatte sich einst die französische Nation in einem großen Kampfe, der ihre Unabhängigkeit bedrohte, vereinigt. Aber mit den mannigfaltigen Phasen desselben griffen innere Zerwürfnisse zusammen, deren die Fürsten nicht so leicht Herr zu werden verstanden, zuerst ständischer und städtischer, dann clericaler und religiöser Natur. In den Verwirrungen, in welche die letzten Abkömmlinge des Hauses verwickelt wurden, suchten sie sich mehr als einmal durch die gewaltsamsten Thaten ihren Weg zu bahnen, bis sich aus der Mitte der rechtgläubigen Partei, die sie doch im allgemeinen verfochten, die bluträchende Hand erhob, die ihrem Dasein ein Ende machte.

In welchem Zustand aber hinterließen sie nun das Land! Ein Spanier hat die französische Monarchie jener Zeit mit einem Granatapfel verglichen, dessen gesprengte Fruchtschale nur noch die Körner, etwa mit ihren Scheidewänden, erblicken lasse. Denn an Einheit war

nicht zu denken. Die mächtigen Magnaten wandten die ihnen einst von den Königen anvertraute Macht nur nach ihrem eigenen Gutdünken, ihrem besonderen Interesse an; ihr Sinn war auf die Ausbildung provinzieller Satrapien gerichtet. Die angesehenen Bürger der Städte hielten es für möglich, sich als freie Communen aufzustellen [1]). Eine große clericale Partei bildete die selbständige Idee, auf der alle kirchliche Vereinigung nothwendig beruht, zu Feindseligkeiten gegen die Krone aus und ward dabei von den reichsten und mächtigsten Fürsten der Welt, von den Häuptern und Führern der Hierarchie unterstützt.

Mit alle dem hatte nun der neue Fürst noch mehr zu kämpfen, als der alte. Eben im Gegensatz gegen ihn war die religiöse Partei gebildet; aber ihm stellten sich noch andere Widersacher entgegen; die erste Frage, die ihm vorgelegt wurde, betraf sein Verhältniß zu seinen bisherigen Verbündeten.

Die Royalisten, welche Heinrich dem III. deshalb gefolgt waren, weil sie, von seiner katholischen Gesinnung überzeugt, die Aufrechthaltung des Katholicismus im Reiche mit Bestimmtheit erwarten durften, gaben doch einen heftigen Widerwillen gegen den Hugenotten kund, der den Thron des allerchristlichsten Königs einzunehmen Anstalt machte.

Ein paar Mönche, Fackeln in der Hand, vollzogen ihre Ceremonien an der Leiche des ermordeten Königs, als der neue, im Geleite seiner zuverlässigsten Gefährten, die sich aber mit dem Küraß unter dem Wamms gewappnet, in das Zimmer eintrat. Er ward mit keinem Lebehoch empfangen; die Anwesenden, alle aus der nächsten Umgebung Heinrichs III., sprachen in großer Aufregung unter einander. Man sah sie die Fäuste ballen, den Hut tiefer ins Gesicht drücken; sie schwuren, daß sie sich eher den Liguisten zu Paris ergeben, als den hugenottischen König anerkennen wollten. Sie sagten das ganz laut, nur ein paar Schritte von ihm, so daß er ihre Worte vernehmen mußte.

Heinrich fürchtete im ersten Augenblick, daß sich die Katholiken des Lagers und das Volk von Paris gegen ihn vereinigen möchten, und in der Stadt ist in der That eine Zusammenkunft und gemeinschaftliche Berathung der Häupter vorgeschlagen worden, so daß man

1) Commentarii: I ricchi e potenti delle citta pensarono a una institutione di republiche in loco di monarchia, et li nobili aveano la mira di aver delle satrapie particolari.

ihm wohl den Rath ertheilt hat, sich mit den getreuen Hugenotten zurückzuziehen, um sich vor der Wuth der Feinde bis auf bessere Zeiten sicherzustellen.

Damit hätte er aber den Anspruch der höchsten Gewalt, deren Besitz ihm durch das nationale Recht zukam, gleich im ersten Augenblicke wieder aufgegeben, seine Pflicht, sie aufrecht zu erhalten, nicht erfüllt. Und sogleich ergab sich, daß er eine Vereinigung der royalistischen und der liguistischen Katholiken nicht zu fürchten brauchte. Mayenne wollte von einer Zusammenkunft wie die vorgeschlagene nichts hören: und wie hätten die Royalisten mit Denen gemeine Sache machen sollen, aus welchen der Mörder des Königs hervorgegangen war? Sie dachten eher, diese That an den Gegnern zu rächen.

Eine gewisse Bedeutung hatte es immer, daß so viele Schweizer in europäisch-antiliguistischem Interesse herbeigekommen und im Lager waren. Noch lieber als Heinrich III. war ihnen dessen Nachfolger, der ihren Glauben theilte; sie trugen kein Bedenken, auf die Aufforderung Sancy's, dem sie hierher gefolgt waren, den neuen König anzuerkennen.

Aber das waren Fremde und Protestanten; über die Hauptsache konnten sie nicht entscheiden. Diese hing von dem Beschlusse des Conseils ab, welches Heinrich den III. umgeben, durch das er die königliche Autorität ausgeübt hatte, von dem bisher alle öffentlichen Anordnungen ausgegangen waren, und dem eine große Bedeutung auch deshalb zukam, weil es nicht blos aus Ministern, sondern aus den mächtigsten Oberhäuptern des Staates und des Krieges bestand.

Es ist glaubwürdig überliefert worden, daß in dem Conseil auch in Bezug auf das Erbrecht eine und die andere unerwartete Meinung geäußert [1]), der entfernte Grad der Verwandtschaft des Königs von Navarra mit dem Hause Valois zur Sprache gebracht und der Vorschlag gemacht worden sei, denselben nur zuerst als Oberhaupt des Krieges anzuerkennen. Allein auch inmitten der größten Unordnung und Verwirrung machen sich noch immer Gesetze geltend, die dem individuellen Belieben Schranken setzen. Wenn

1) Ueber das Einzelne dieser Vorgänge sind wir nicht hinreichend unterrichtet. Angoulême müßte viel erschöpfender sein, wenn er seinen Anspruch, die Sache gründlich zu erörtern, rechtfertigen wollte. Dupleix und Matthieu haben Einiges; doch sind sie von dem Discours von Sancy beherrscht, dessen Wahrhaftigkeit ich nicht bezweifle, der aber nur den besonderen persönlichen Standpunkt behauptet.

einer der vornehmsten Anlässe zu diesem Krieg in der Weigerung Heinrichs III. lag, den Grundsatz der legitimen Nachfolge nach dem Rechte der Geburt den Ansprüchen der Kirche unterzuordnen, so konnten die, welche das Schwert für diesen Grundsatz gezogen, denselben unmöglich in dem ersten Augenblicke, wo er praktisch werden sollte, verleugnen.

Anders aber verhielt es sich mit der religiösen Differenz. Heinrich III. hatte vorausgesetzt, daß sein Nachfolger zum Katholicismus übertreten werde: eine Losreißung der Krone von ihrer alten Verbindung mit dem Katholicismus schien weder ihm noch seinen Anhängern zulässig. Diese säumten jetzt nicht, den thronberechtigten Fürsten zu unverweiltem Uebertritt aufzufordern. Sie trugen dazu noch zwei besondere Gründe vor: den einen, daß sonst ein guter Theil ihrer jetzigen Verbündeten zu den Liguisten übergehen, den anderen, daß das Recht der höchsten Gewalt von dem neuen Könige vielleicht zu Gunsten der Hugenotten ausgeübt würde. Sie drangen in ihn, sie vor diesen Gefahren sicherzustellen.

Noch nicht eine definitive, aber eine vorläufige Entscheidung dieser großen Frage, welche weit über den damaligen Augenblick und die damals lebenden Menschen hinausreichte, mußte Heinrich fassen.

Hätte es nur seiner Anerkennung als erster Prinz von Geblüt gegolten, so würde er dafür die Religion niemals verändert haben; dann wäre noch immer die Pflicht der Selbsterhaltung jeder anderen vorangegangen. Ein viel höherer Preis war die Krone; Heinrich mag damals oder auch später gesagt haben, die Krone sei eine Messe werth: aber auch eine umfassendere Pflicht legte das ihm nun unmittelbar zugefallene Recht zu derselben auf. In der allgemeinen Verwirrung mußte er das Königthum retten, um das sich die ganze Nation einmal wieder zu vereinigen vermochte; er durfte das einzige Mittel, durch das es geschehen konnte, wenn seine religiöse Ueberzeugung nicht durch und durch dagegen war, nicht von sich weisen.

Den andringenden Waffengefährten erklärte er, wie er schon öfter angedeutet, die Religion, die er von Jugend auf bekannt habe, könne er als Mann vielleicht wieder aufgeben, aber nicht, wenn man ihn zwingen wolle und gewaltsam dränge, sondern nur, wenn er besser unterrichtet werde. Er stellte in Aussicht, eine solche Unterweisung in einem binnen sechs Monaten anzustellenden Nationalconcil annehmen zu wollen. Ein zweifelhaftes, dem Wortlaute nach wenig bindendes Versprechen, aber doch von großem Inhalt. Der legitime, geborne König wies die Ansicht nicht zurück, daß die Krone

mit dem Katholicismus verbunden sein müsse. So scharf und unerschütterlich war sein Protestantismus nicht, um ihm eine so starke theoretische Annäherung zu verbieten. Ueberdies aber ließ Heinrich sich sogar noch zwei andere überaus beschränkende praktische Verpflichtungen auflegen. Er sagte zu, die Ausübung der protestantischen Religion nur da zu gestatten, wo sie kraft der letzten Uebereinkunft mit Heinrich III. bestehen dürfe, und die zur Erledigung kommenden Aemter nur mit Katholischgläubigen zu besetzen. Um sein Verfahren zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß die Partei, mit der Heinrich diese Abkunft traf, nicht die liguistische ist, welche die Hugenotten auf Leben und Tod verfolgte, sondern die mittlere, mehr politische, mit der er schon immer in Verbindung gewesen war. Sie war in dem Conseil, in dem Kriegsheere, den Gegenparlamenten, die Heinrich III. zu Caen, Romans, Tours gebildet hatte, mit mehr oder minder Bewußtsein vorherrschend. Das Conseil, das die höchste Gewalt bisher ausgeübt hatte, behielt dieselbe in den Händen. Es nahm den König mehr an, als daß es sich ihm und seinen Gedanken unterworfen hätte [1]).

So ward nun eine Vereinigung zwischen dem legitimen Königthume, das auf einen Protestanten gefallen war, und den katholischen Royalisten getroffen, aber allerdings noch eine sehr lockere, weitaussehende, mehr ein Moment für eine künftige Macht, als die Grundlage einer gegenwärtigen. Wer konnte sagen, ob es jemals zur Befestigung einer solchen kommen würde? Die Abkunft that mit nichten allen denen Genüge, welche bisher zusammen gefochten. Der mächtigste der damaligen Magnaten, Epernon, verließ das Lager, und man war zufrieden, daß er nicht geradezu auf die Seite der Ligue trat, wie Andere wirklich thaten.

Das Kriegsunternehmen, worin das vereinigte Heer begriffen war, mußte aufgegeben werden. In der ersten Sitzung des Conseils ward der Vorschlag gemacht, die Belagerung von Paris fortzusetzen;

1) In der Sammlung von Sillery findet sich ein von den Mitgliedern des Conseils an die Schweizer gerichtetes Schreiben, wodurch dieser Gesichtspunkt erläutert wird. Sie haben erkannt, nostre dit roy estre légitime successeur et que le droit naturel nous obligeoit à lui rendre fidélité et obéissance. Nous aurions en lui prestant le serment pourvu à la seureté et conservation de nostre religion catholique par la promesse qu'il nous auroit faiste par lui signée et jurée de n'y rien innover, ainsi la maintenir et conserver. Dadurch werde sogar der sonst von der Verzweiflung zu erwartende Schade von der Religion abgewehrt.

aber im Angesichte so mannigfaltigen Abfalles hätte es Heinrich nicht darauf ankommen lassen können. Er hat gesagt, er wolle sich erst über ein paar Flüsse zurückziehen; wer dann noch bei ihm aushalte, auf den wolle er trauen. Ein Theil seiner Truppen zog nach der Champagne, ein anderer nach der Picardie; mit dem dritten begab sich Heinrich selbst nach der Normandie, wo ihn Caen, Dieppe, Pont de l'Arche anerkannten. Ein großer Vortheil war es für ihn, daß er nicht mehr hinter die Loire, in den fernen Süden, verwiesen war, sondern im Norden Fuß fassen konnte; aber wie weit war er noch davon entfernt, das zu sein, was sein Titel in sich schloß: König von Frankreich. Schon stellten ihm die Feinde einen Anderen mit diesem Anspruche gegenüber.

## Zweites Capitel.

# Feldzug von 1589 und 1590.

Die Bevölkerung von Paris überließ sich bei der Nachricht von dem Tode Heinrichs III. der Freude und der Hoffnung; da der Fürst, den die Prediger mit Fluch überhäuft hatten, ihrer Vorhersagung gemäß wirklich zu Grunde gegangen war, so stieg ihr Ansehen noch höher. Sie sprachen jetzt von Jakob Clément, den sie der Judith gleichstellten, wie von einem Märtyrer. Sie erklärten einen Jeden für excommunicirt, der Heinrich von Navarra als König anerkenne.

Wie aber im Lager, so wurde nun auch in der Stadt durch das Ereigniß eine große Beschlußnahme unerläßlich. Der Herzog von Mayenne war zum Generalstatthalter des Staates und der Krone von Frankreich ernannt worden, dem lebenden Könige gegenüber: nach dessen Tode konnte es dabei sein Verbleiben nicht haben.

Es ist sehr ernstlich davon die Rede gewesen, daß Mayenne von dem altersschwachen Cardinal von Bourbon absehen und sich sogleich selbst zum König erklären sollte: durch die Kühnheit eines solchen Schrittes, sagte man, werde er den Adel und die Stände mit sich fortreißen und Frankreich um sich vereinigen. Aber im Rathe des Herzogs fand man doch, daß das zu viele Schwierigkeiten habe, und vor allem, daß der spanische Gesandte zu hören sei.

Dieser Gesandte, Don Bernardino de Mendoza, der einst England hatte verlassen müssen, weil Königin Elisabeth seine Anwesenheit in ihrem Reiche für die Ruhe desselben zu gefährlich fand, lebte mit ganzer Seele in der großen katholischen Combination, die Europa umfaßte. Daß der Angriff auf England im Jahre 1588 gescheitert war, hielt ihn so wenig wie seinen König ab, auf einen zweiten zu denken. Die Vernichtung der Ketzer in den Niederlanden, die Vereinigung der englischen Krone mit den übrigen spanischen Kronen,

eine Einrichtung von Frankreich in diesem Sinne sind ihm alles gleich wünschenswürdige, nach oder mit einander ausführbare Unternehmungen [1]). Er bemerkte bereits, wie nothwendig es auch für den Besitz von Amerika sei, daß England nicht in den Händen von Ketzern bleibe. Um in Frankreich einen diesen Entwürfen entsprechenden Zustand zu erhalten, dünkte ihn kein Aufwand, der dazu erforderlich sein dürfte, allzugroß. Der streng katholische Begriff, aus dem er alles ableitete und der ihn zu einer politischen Orthodoxie führte, deren Folgerungen unwiderlegbar erschienen, das Gewicht des Fürsten, den er repräsentirte, ein natürliches Talent der Popularität, endlich das Geld, das er spendete, verschafften ihm einen alles überwältigenden Einfluß.

Als noch ein Angriff auf die Stadt besorgt werden konnte, begab er sich an die Wälle, die er voll von Geistlichen und Mönchen fand, und sagte diesen, er wolle mit ihnen sterben. Auf die Nachricht, daß der Béarner, wie er Heinrich von Navarra fortwährend bezeichnete, den Titel eines Königs von Frankreich angenommen habe, machte er dem Herzoge von Mayenne einen Besuch und erklärte ihm in seiner Eigenschaft als Botschafter, daß sein Herr niemals einen Ketzer als König von Frankreich anerkennen werde und den französischen Katholiken alle Kräfte seiner Reiche anbiete, um die Thronbesteigung eines solchen zu verhindern [2]).

Wenn nun aber der Vorschlag gemacht wurde, bei der Einrichtung einer liguistischen Staatsgewalt, welche jetzt vorgenommen werden mußte, auf den Cardinal von Bourbon keine weitere Rücksicht zu nehmen, sondern lieber Mayenne im Besitze der Macht zu lassen, der sie unter der Autorität des Königs von Spanien ausüben möge, so war Mendoza doch fürs erste nicht dazu geneigt.

1) Estirpar las heregias en desarragarlas de los paises baxos y ganar la Inglaterra (empresa que no puede empedir Francia en el estado que se vee), lo uno (die Niederlande) patrimonio y lo otro (England) conquista que se puede tan justamente encorporar con las demas coronas —— en beneficio de las de Espanna para la conservacion de las de Indias que hereges no posseen a Inglaterra. (Papiere von Simancas.)

2) Schreiben Mendoza's vom 8. August an Philipp II. Er habe erklärt, que V. Md. de ninguna maniera permittiria que esta corona viniesse en manos de hereges y que como Ambr. suyo offrescia a el y a los demas catolicos deste reyno sus fuerças y armas para impedillo. (Papiere von Simancas.)

Er wollte den Cardinal von Bourbon schon darum nicht beseitigt sehen, weil derselbe in der Urkunde des Bundes als der künftige König von Frankreich bezeichnet war und bestimmte Verpflichtungen, namentlich in Bezug auf Béarn, übernommen hatte. Auf eine unmittelbare Unterwerfung der Franzosen unter den König von Spanien zu bringen, hielt er nicht für rathsam: denn mit der Zeit werde man schon sehen, daß man ohne eine solche die Ketzerei in Frankreich nicht vertilgen könne, daß sie das einzige Heilmittel sei. Man müsse mit den Franzosen verfahren, wie der Arzt, der dem Kranken nicht gleich von Anfang an die stärksten Speisen gebe, die ihn wieder zu Kräften bringen sollen, sondern schwache, die er besser vertrage [1]).

Und für diese Ansicht erklärten sich auch die Besonnenen unter den liguistischen Franzosen, obgleich aus einem anderen Grunde. Sie fanden, daß dies mit den Beschlüssen der letzten Stände übereinstimme, an denen man festhalten müsse. Unter den Räthen Mayenne's hatte jetzt einer der früheren Minister Heinrich's III. und vielleicht der talentvollste von allen, Villeroy, eine Stelle; dieser war gegen jede Eigenmächtigkeit Mayenne's: er erklärte, er werde sich von ihm trennen, wenn er den einmal getroffenen Bestimmungen zuwiderhandle.

Dergestalt von zwei Seiten bestürmt, gab Mayenne nach: der Cardinal von Bourbon ward unter dem Namen Carl X. ausgerufen, in feierlichen Edicten als König genannt, von dem Parlamente, vom Rathe der Union und den städtischen Behörden proclamirt.

Und so war die öffentliche Gewalt einigermaßen eingerichtet, aber allerdings in den anomalsten Formen.

Ein Fürst wurde als König anerkannt, nicht allein von zweifelhafter Berechtigung, sondern der ein armer Gefangener und zwar in den Händen eben dessen war, dem er entgegengesetzt wurde. Als sein Stellvertreter trat ein Machthaber auf, der nur durch die Schwierigkeiten abgeschreckt wurde, die Hand sogleich selbst nach der Krone auszustrecken, aber der doch zugleich von fremden Subsidien abhing. Heinrich von Guise hatte nach und nach von den Spaniern 3 Millionen Goldes empfangen, der Herzog von Mayenne bereits

1) Dazu schreibt er, sein König habe ihn bewogen el considerar, que el nombrar al Cardinale por rey no derogasse los contratos secretos de Bearne y Cambray que se hizieron, quando la liga, en favor de V. Md. ni la pretension de V. Md. al ducado de Borgoña ni la de la Señora Infanta al ducado de Bretagna. Vgl. Villeroy Mém. I, 130.

auch gegen 800,000 Goldscudi; ohne dieses Geld hätte weder jener sich erheben, noch dieser sich behaupten können; eine ihrer vornehmsten Sorgen war nur immer, daß das spanische Geld allezeit in ihre eigenen Hände gelangte, nicht unmittelbar an ihre Waffengefährten vertheilt würde, was ihr persönliches Ansehen geschwächt hätte.

Eben auf diesem Verhältnisse vor allem beruhte der Einfluß des spanischen Gesandten; doch war er mit Mayenne nur im allgemeinen einverstanden: er verfolgte nicht eigentlich ein französisches, sondern ein ganz allgemeines Ziel, die Weltherrschaft des strengsten katholischen Begriffes und noch mehr die seines Königs. Er war geheimnißvoll, gewandt, in seiner Tendenz, der alles zum Mittel diente, unerschütterlich. Die Geistlichen und die Menge hingen von ihm ab, jene um der clericalen Grundsätze und Interessen willen, diese, tumultuarisch beweglich, mehr nach Freiheit begierig als dazu fähig, eher zu Entbehrungen zu bewegen, als zu Leistungen, und ganz zufrieden, daß diese von anderen übernommen wurden.

So wenig das nun eine feste Organisation heißen konnte, so hatte sie doch anfangs das Uebergewicht der Macht. Mit den Schweizern und Deutschen, welche durch spanisches Geld geworben worden, mochten es ungefähr 20,000 Mann sein, welche im September 1589 von Paris zum Kampf aufbrachen. Mayenne ließ vernehmen, entweder müsse sich der Béarner ins Meer stürzen, oder er werde ihn in kurzem, mit Ketten beladen, durch die Straße St.-Antoine mit sich daherführen [1]). In Heinrich IV. aber fand er einen Feind, der nicht allein auf das Aeußerste gefaßt und sich auf Leben und Tod zu vertheidigen entschlossen war, sondern auch bei allem Anscheine flüchtigen Wesens und leichten Sinnes doch eine tiefe, beinahe religiöse Ueberzeugung von seinem Recht in sich trug. Es ist keine Phrase, wenn Heinrich einem Freunde, der ihn auf das Mißverhältniß seiner Macht gegen die feindliche aufmerksam machte, die Antwort gab, man müsse seine Verbündeten mit in Anschlag bringen, Gott und sein gutes Recht. Aber zugleich war er ein Kriegscapitän, der nur in seinem Feldlager lebte und webte, ganz Anstrengung, Nerv und Muth; hinter seinen Verschanzungen bei Arques,

1) Eine ursprüngliche und gleichzeitige Erzählung dieser Ereignisse enthält der Vrai discours de ce qui s'est passé en l'armée jusqu'à la fin de 1589. Mém. de la Ligue IV, 49. Es ist beinahe wörtlich in Cayet Chronologie novennaire sowie in die Histoire de tronbles von Matthieu übergegangen. Thuanus 97, 319 beruht ebenfalls darauf und ist oft nur eine Uebersetzung.

die er zweckmäßig aufgeworfen hatte und dann persönlich, nicht selten die Pike in der Hand, vertheidigte, war er unüberwindlich, auch dem viermal stärkeren Feinde gegenüber, und dieser sah sich genöthigt, sowohl dort, als da, wo er sich sonst versuchte, wie bei Dieppe, vor ihm zurückzuweichen.

Bald kam die Reihe, zu handeln, an Heinrich den IV. Durch die vor Paris von ihm entlassenen, jetzt in größerer Anzahl ihm wieder zuziehenden Waffengefährten und durch englische Unterstützung sah er sich stark genug, um im offenen Felde zu erscheinen. Anfang November zeigte er sich wieder vor Paris und nahm einen Theil der Vorstädte ein, so daß auch seine Gegner meinen, es wäre ihm nicht unmöglich gewesen, die Stadt zu bezwingen [1]). Doch würde sich sein kleines Heer in derselben gleichsam verloren haben; seine Absicht war nicht dahin gerichtet. Zunächst dachte er nur die Loirestädte, die an seinem Vorgänger festgehalten, für sich in Besitz zu nehmen; er hatte dabei das Vergnügen, feierlicher als bisher von dem Parlamente von Tours und zugleich von einer europäischen Macht, der Republik Venedig, als König von Frankreich begrüßt zu werden. Nachdem er Anjou und Maine von den Liguisten gereinigt und sich der friedlichen Haltung Epernons aufs neue versichert hatte, wandte er sich wieder nach dem nördlichen Frankreich. Er entsetzte und belagerte Städte, eroberte die einen, die anderen verlor er wieder; doch war er im Ganzen im Vortheil: bewundernd berechneten seine Freunde, daß er binnen zwei Monaten mit seinem Geschütz einen Weg von 140 Lieues zurückgelegt habe: im Februar 1590 begann er Dreux zu belagern.

Für eine so durch und durch liguistische Stadt, wie diese war, meinte Mayenne etwas wagen zu müssen, namentlich da ihr Verlust die Hauptstadt selbst gefährdet hätte. Auf Befehl des Königs von Spanien zogen ihm einige italienische und spanische sowie schwere niederländische Reiterei und wallonische Hakenschützen von den Niederlanden her zu Hülfe; und so entschloß er sich, eine Schlacht zu wagen.

In Paris ward damals die Lehre erneuert, daß man sich aller Gemeinschaft mit den Ketzern enthalten müsse, schon darum, weil die Kirche sogar gebiete, sie zu tödten; in dem Lager Heinrichs IV. dagegen beteten sowohl Katholiken als Protestanten für den legitimen

1) Commentarii: Se havesse fatto un poco di sforzo haverebbe presa la città.

König; in den Ortschaften, die ihm gehorchten, waren sowohl Processionen als Predigten angeordnet. Heinrich selbst sah den bevorstehenden Kampf wie ein Gottesurtheil an, fast wie die alten Franken bei Fontenoy; er hat gebetet, Gott möge seine Waffen segnen, wenn es zum Heile Frankreichs und der christlichen Welt gereiche, sonst nicht.

Am 14. März 1590 stießen die beiden Heere in der Ebene von Ivry auf einander, und es kam zu einer Schlacht, in welcher zwar auch die übrigen Elemente der modernen Kriegführung mitwirkten, die Hauptsache aber doch wie vor Alters auf der Haltung der Reiterei beruhte. Heinrich IV. schien der Uebermacht der Feinde erliegen zu sollen; weit und weiter sah man seine weiße Standarte zurückweichen, und die Meisten machten Miene, das Schlachtfeld zu räumen. Der König rief aus, wer nicht länger mit ihm gegen die Feinde kämpfen wolle, möge sich wenigstens noch einmal umkehren, um ihn sterben zu sehen[1]), und stürzte sich in das dichteste Getümmel. Es war, als wenn die royalistischen Edelleute bei diesen Worten und diesem Anblicke von dem vollen Kriegsfeuer ihrer Altvordern ergriffen würden; der Gottheit ein Lebehoch rufend, warfen sie sich, hinter ihrem Könige her, dessen Helmbusch jetzt ihre Fahne wurde, auf den Feind. In diesem mochte ein dunkler Religionseifer leben; aber es fehlte ihm die Hingebung an die persönliche Autorität, welche ein so wirksames Element der Kriegführung und der Staaten ist. Die Liguisten wurden von dem royalistisch-religiösen Feuer ihrer Gegner besiegt, ihre Reiterei erschüttert, geworfen, vom Platze getrieben: deren fluchtartiges Weichen bewirkte, daß auch das Fußvolk sich nicht behaupten konnte; das deutsche und französische ward niedergehauen, das schweizerische ergab sich. Es war ein vollkommener Sieg Heinrichs IV.

„Wir haben", heißt es in einem Briefe des Königs, „den Feind durchbrochen, seine Reiter zerstreut, sein Fußvolk gefangen, seine weiße Fahne, seine Kanonen genommen. Wie haben wir seine Burgunder — er meint die spanischen Niederländer — so übel zugerichtet! Gott hat gezeigt, daß er das Recht mehr liebt als die Gewalt."[2])

1) So im discours véritable, aus dem die Notizen bei Cayet stammen, dessen Abweichungen eher willkürlich erscheinen. — Wohl die beste Schilderung in den Mémoires de M. Duplessis-Mornay II, 55.

2) „Dieu a déterminé selon son équité". Recueil de lettres miss. de

Die Briefe und Gedichte, in denen Andere diesen Sieg verkündigen, lauten wie ein einziges Victoriageschrei. Du Bartas verwebt eine politisch-religiöse, sehr wohlgedachte Anmahnung an den Feind in seinen militärischen Triumphgesang [1]). Und alles Ernstes ging Heinrich IV. nun auf die Hauptstadt los, die, nach einem damaligen Ausdrucke, das Schwarze in der Scheibe bildete, nach dem er zielte. Durch die Besetzung von Mantes und Vernon schnitt er sie von ihrer Verbindung mit der Normandie ab; hierauf nahm er Corbeil oberhalb der Seine, welches als der Schlüssel der Zufuhr aus dem inneren Lande betrachtet wurde, und darauf Lagny, wodurch er die Marne, Creil, wodurch er die Oise schloß. Ende April war die Brücke von Charenton in seiner Hand; seine Kanonen wurden auf den Montmartre gezogen. Er sagte, die Pariser seien ungehorsame Kinder; er müsse ihnen in der einen Hand die Ruthe, in der anderen den Apfel zeigen, dann würden sie sich ihm ergeben. Er begriff nicht, wie sie ihm, der in der Fülle der männlichen Kraft mit einem siegreichen Heere vor den Thoren stand, den Spanier vorziehen konnten, den alten, durch tödtliche Krankheiten bereits gebrochenen, fernen Philipp II., dessen Reich bei seinem nahen Tode zusammenfallen müsse.

Schon vor der Schlacht hatten die wohlhabenden Einwohner der Stadt und selbst einige Mitglieder der Regierung Gesinnungen kundgegeben, wie er voraussetzte [2]); allein in der Menge lebte der alte Haß in ungeschwächter Kraft. Man sagte wohl, Heinrich IV. werde kommen, die St.-Barthélémy zu rächen, und seinen Arm bis an den Ellbogen in Blut tauchen. Der neue päpstliche Legat, Gaetano, gleichen Sinnes mit Mendoza, hatte noch vor der Schlacht, nach feierlichem Gottesdienste, den Eid der Union von den städtischen Beamten vom Prévôt des marchands abwärts bis zu den Fahnenträgern in den Quartieren erneuern lassen: sie schwuren, niemals

Henri IV., Tom. III, p. 169: „Dieu a monstré qu'il aimait mieux le droit que la force". An de la Noue, 14. März 1590. p. 171.

1) Cantique sur la victoire d'Yvry; Oeuvres 687.

2) Schreiben Mendoza's vom 5. März: siendo los ricos deste lugar los que mas dessean el accordarse con Bearne y los de mediano estado y commun pueblo son contrarios a ello y fervientes en la defensa de la religion. 6. Mai bemerkt er: yr crescendo en los mas principales siempre el desdo de accordarse en que inclinan los mas que tienen voz en consejo y mano en el govierno.

einen Nichtkatholiken als König anzuerkennen; das Volk in den einzelnen Quartieren wiederholte den Eid. Die theologische Facultät that den Ausspruch, daß Heinrich von Bourbon, auch wenn er die kirchliche Absolution empfange, doch nicht mehr als König anerkannt werden dürfe. In dieser Gesinnung hielten sie nun auch während der Belagerung aus. Der Mangel, der durch dieselbe eintrat, erhöhte nur die geistlich spanische Einwirkung. Die geistlichen Genossenschaften ließen sich die Ernährung der Armen dringend angelegen sein, und es machte doppelten Eindruck, wenn dann die Mönche selbst in den abgehärmtesten Gestalten aus dem Kloster hervortraten. Bernardino Mendoza verkaufte sein Silberzeug, um den Armen Brod zu geben; als der Mangel fühlbarer wurde, lehrte er nach der Weise der Schotten Nahrung aus Hafer bereiten: er ließ große Kessel von Oatmeal vor seinem Hause aufstellen, von dem sich Tausende nährten. Wie oft hat man, wenn er durch die Straßen ging, dem Könige von Spanien ein Lebehoch ausgerufen! Im Mai traf die Nachricht vom Tode des Cardinals von Bourbon ein; bei der Bevölkerung hatte das keine andere Wirkung, als daß der Wunsch, sich dem Könige von Spanien zu unterwerfen, aufs neue mit doppelter Stärke rege wurde.

Wohl zeigten sich auch die entgegengesetzten Ideen, wie in jenem hugenottischen Weibe, das die Straßen durchirrte und den Mönchen ihre Sünden vorwarf; sie wollte kein rothes Kleid mehr tragen, weil der Legat in dieser Farbe erschien; sie sang ihre Psalmen mit lauter Stimme; die Geistlichen, die sie zu beruhigen suchten, erstaunten, wie gut sie in der Schrift bewandert sei; sie ergoß sich in den feurigsten und schönsten Gebeten; in den Wolken behauptete sie einen Mann gesehen zu haben, ein Schwert in der Hand, der ihr befohlen, der Herzogin von Montpensier zu sagen, sie solle sich nicht mehr schminken, und dem Cardinal-Legaten, er solle Frieden machen. Es war eine der schönsten Frauen in Paris; sie starb im Hospital [1]). In der Menge blieben die katholisch-spanischen Gesinnungen bei weitem überwiegend.

Anfang August ward die Hungersnoth so unerträglich, daß man sich in der Stadt entschloß, eine Deputation an Heinrich IV. zu schicken. Aber nicht etwa auf Unterwerfung war der Antrag derselben gerichtet, sondern nur auf eine allgemeine Pacification, an welcher der König von Spanien theilnehmen sollte. Heinrich IV. ant-

1) L'Etoile II, 40.

wortete, er wolle nicht, daß seine Unterthanen dem Könige von Spanien den Frieden zu verdanken hätten [1]).

Es war vor allem die von den Predigern verkündigte Aussicht auf nahe spanische Hülfe, was die Gemüther aufrecht erhielt; immer noch hatte dieselbe zur Verzweiflung Mendoza's gezögert; in diesem, dem dringendsten Augenblicke, kam sie wirklich heran.

Philipp II. hatte Geld gegeben, fremde Truppen geworben, ein andermal auch schon eigene herbeigesendet; jetzt aber that er noch mehr: er befahl seinem Neffen, Alexander Farnese von Parma, der in der Eroberung der Niederlande begriffen war, seine dortigen Unternehmungen zu unterbrechen und mit seinem ganzen Heere nach Frankreich vorzurücken.

An sich war Alexander Farnese nicht dazu geneigt; nach seiner Ansicht hätten Frankreich und Spanien Freundschaft halten müssen; am wenigsten schien ihm der damalige Augenblick geeignet. Ohnedies, meinte er, lasse sich noch in dem laufenden Sommer, der sehr trocken war, ein glücklicher Versuch auf Holland und Seeland machen: unmöglich könne er zugleich Frankreich angreifen und die Niederlande bewältigen; wenn er beides versuche, so werde er keines von beidem erreichen. Am spanischen Hofe war nun aber einmal jene große Verflechtung aller katholischen Angelegenheiten ins Auge gefaßt worden; König Philipp und sein Staatsrath hegten überdies die Meinung, daß die spanische Monarchie mit dem Könige von Navarra niemals in friedlichem Verhältnisse stehen werde; gewinne er Paris und mit der Stadt die Krone, so werde ihn nichts abhalten, mit seinen siegestrunkenen Hugenotten sich auf die Niederlande, oder auf Italien, oder auf Spanien selbst zu stürzen; indem man ihn in Frankreich angreife, vertheidige man die Niederlande am besten [2]).

1) Recueil de ce qui s'est passé en la conférence du Sr. A. de Gondi et Archevêque de Lion avec le roi. Mém. de la Ligue IV, 317. Corneyo, Discours bref et véritable des choses plus notables arrivées au siège de Paris, ist für das, was man öffentlich sagt, glaubwürdig; jedoch zeigt seine Erwähnung dieser Mission, daß er die Verhandlungen selbst nicht kannte.

2) Ich schöpfe hierbei aus Guilielmi Dondini Bononiensis e Soc. Jesu Historia de rebus in Gallia gestis ab Alexandro Farnesio, Parmae et Placentiae Duce III, supremo Belgii praefecto (Nuremberg 1675) p. 118, welcher gute Quellen hatte. Nach Seite 259 lagen ihm auch die Tagebücher Alexanders von Parma vor. Hispani Triumviri (d. i. Mendoza, Moreo und Tassis) ita cum foederatis agebant, ut ad Alexandrum referrent

Der Herzog von Parma war einigermaßen ungehalten, daß man aus der Ferne und vom Cabinet aus die Nothwendigkeiten der Kriegführung beurtheilen wollte. Aber da der Wille des Königs entschieden war und das nöthige Geld einging, so blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen.

Zunächst brachte er das Heer Mayenne's, der sich nicht in Paris hatte einschließen lassen, in kriegsfertigen Stand; dann in der Mitte August 1590 überschritt er selbst die französischen Grenzen.

Er ward überall als der Oberanführer der Ligue empfangen, wie denn auch die für dieselbe bestimmten Gelder durch seine Hand gingen. Bei seinem Einzug in Laon trug man ihm die Schlüssel der Stadt auf silbernem Becken entgegen; auf dem Wege nach Meaux bei Lizy traf er mit Mayenne zusammen, und sie hielten eine große Musterung, bei der man 17,000 Mann zu Fuß, 4000 zu Pferd zählte [1]). Die Spanier zeigten eine gewisse militärische Eleganz, welche die Franzosen in Erstaunen setzte; manche schienen erst inne zu werden, daß es noch eine gebildete Welt außer Frankreich gebe. Hierauf bewegte sich das vereinigte Heer gegen Paris vorwärts; Alexander Farnese hatte den Auftrag, entweder die Stadt zu entsetzen, oder, wenn er sie schon genommen finde, den Feind inmitten der rauchenden Trümmer aufzusuchen.

Schon sein bloßer Anmarsch war entscheidend. Wie erstaunten die Einwohner von Paris, als sie am Morgen des 30. August den Feind nicht mehr vor ihrer Stadt erblickten! Alles stürzte auf die

omnia, communicatisque inde consiliis communes ad Regem literas darent: quae nobis literae ad intima consiliorum pernoscenda adiumento fuere.

1) „Spectaculi frequentia maior ad oppidum Lisiaci fuit, ubi ut lustraretur foederatorum exercitus primi et secundi agminis copiae inter Farnesium et Maineum .... convenerat." De rebus in Gallia gestis ab Alex. Farnesio p. 218. — Tassis, der den Namen nicht hat, bezeichnet den Ort als pagus quidam, qui est in media quasi Meautii via, d. h. zwischen Meaux und la Ferté Milon. De Tassis Commentarii p. 505. Uebrigens sieht man auch hier, wie schwer es ist, Zahlen zu bestimmen. Tassis giebt in einem Briefe von Lagny, 3. September, das Heer des Prinzen auf 12,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Pferd, das Heer Mayenne's auf 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd an. Die Musterung war nicht vollständig gewesen. Tassis bemerkt, daß seit dem letzten großen Kriege (von 1559) kein so stattliches Heer in Frankreich gesehen worden sei. Das Heer des Königs schlägt er auf 16,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd an; andere Angaben zählen 7000 Mann zu Pferd.

Wälle, um sich davon zu überzeugen. Die Einen begaben sich dann zu den Processionen, die unverzüglich veranstaltet wurden, Andere nach dem Lager, wo sie nun doch noch einige nicht ganz ausgeleerte Zelte zu finden sich freuten. In ununterbrochener Reihe die Straßen bedeckend, bewegten sich sofort unzählbare Wagen mit Lebensmitteln nach den Thoren von Paris.

Heinrich hatte es unmöglich gefunden, zugleich die Stadt belagert zu halten und den heranrückenden Feind zu bestehen. Das Letztere schien ihm das Dringendste und sagte ihm am besten zu; er brach sofort auf, um den Herzog von Parma zu einer Schlacht im offenen Felde zu nöthigen. Sein Fußvolk war nicht ganz so zahlreich, überdies aber bei weitem nicht in so gutem Zustande wie das feindliche; aber er erwartete alles von seiner überlegenen Reiterei. In seinem Lager zählte man viertausend französische Edelleute, welche eine Feldschlacht mit nicht viel geringerem Feuer wünschten, als einst ihre Altvordern in den flandrischen und englischen Kriegen. Heinrich IV., der sich selbst hart an die Feinde heranwagte, um zu sehen, wie sie sich ausnahmen, lagerte sich dann auf den Höhen von Chelles, gerade vor ihnen, auf ihrem Wege. Er fühlte sich glücklich, als er am 2. December bewaffnete Scharen die gegenüberliegenden Anhöhen einnehmen und wie zur geschlossenen Schlacht anrücken sah: er glaubte den Stern von Ivry über sich zu erblicken. Aus seinen Briefen sehen wir, wie seine ganze Seele mit dem bevorstehenden Geschick umging und sein Entschluß feststand, eher zu sterben, als zu weichen. So kam er in die Ebene herunter, um dem Feinde den Angriff leichter zu machen.

Niemals aber war es der Sinn Farnese's gewesen, so sehr ihn auch die Ungeduld der liguistischen Franzosen dahin vorwärts zu treiben suchte, die Sache auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Seine bisherigen Erfolge verdankte er nicht dem Glücke der Feldschlacht, sondern wohlgewählten Stellungen in befestigten Lagerplätzen, geschickten Bewegungen, nachhaltig durchgeführten Belagerungen. Obgleich die Bestandtheile der beiden Heere manches Gleichartige hatten, so waren es doch gleichsam zwei verschiedene Systeme des Krieges, die hier einander gegenüberstanden. In dem Heere des Königs lag das vornehmste Gewicht auf dem französischen Adel, der freiwillig und ohne Sold ins Feld kam, seinem gesetzmäßigen Herrn eine unbedingte Hingebung widmete und nur nach dem Ruhme der Schlacht dürstete. Der Kern des Farnesischen Heeres bestand dagegen in eingeübten uud besoldeten Truppen: spanischen, wallonischen, italienischen

und deutschen Regimentern, welche einen fest zusammenschließenden, militärisch leitbaren Körper bildeten. Die Bewegungen des Herzogs hatten nur zum Ziel, den König zu beschäftigen und indessen von jenen Plätzen einen der wichtigsten, Lagny, zu erobern, der die Zufuhr auf der Marne wie von dem Lager, so auch von Paris abhielt. Als ihm dies gelungen war, überließ er die Dinge ruhig ihrem Gange. Er hielt sich unbeweglich, auch als Heinrich eine rasche Wendung gegen Paris nahm und einen Anfall auf die Vorstädte versuchte; er wußte recht wohl, daß das zu nichts mehr führen könne. Einen Krieg dieser Art konnte nun aber Heinrich nicht aushalten: dazu war sein Talent nicht entwickelt genug, und der Zustand seiner Truppen machte es ihm unmöglich. Dem Eifer, mit dem die schlachtbegierigen Edelleute herbeigekommen, war, als die Aussicht zu eigentlichem Schlagen verschwand, nur ihre Ungeduld, sich wieder zu entfernen, gleich [1]). Wir haben die Briefe übrig, in denen sie ihrem König und Führer vorstellen, wie viel sie für ihn gethan, welche Verluste sie erlitten, wie nothwendig es für sie sei, nach Hause zu gehen, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und ihm dann aufs neue dienen zu können. Heinrich IV. wußte aus Erfahrung, daß es vergeblich sei, einer solchen Stimmung widerstreben zu wollen; bereits in der Mitte December trennte er sein Heer; die Edelleute entließ er in ihre Provinzen; mit den Hülfsvölkern besetzte er die festen Plätze; eine Schar ausgesuchter Mannschaften behielt er bei sich, um den kleinen Krieg zu führen. Und so war dieser Feldzug trotz aller Anstrengungen und Siege doch zu seinem Nachtheil ausgefallen. Eine einfache Betrachtung zeigt, welch einen überwiegenden Antheil die Spanier an diesem Erfolge hatten. Bernardino Mendoza hatte die Pariser während der Belagerung zusammengehalten; die Ankunft des Prinzen von Parma entsetzte die Hauptstadt; dessen strategische Haltung brachte die Auflösung des königlichen Heeres hervor. In Paris machte man, und zwar auch auf den Rath Mayenne's, Veranstaltungen, den siegreichen Heerführer auf das festlichste zu empfangen; manche Dame schmeichelte sich, den Helden, der in dem doppelten Ruhme des Sieges und der Religion strahlte, an sich zu fesseln;

1) 8. October an Montmorency Lettr. miss. III, 266: C'est une humeur que je ne suis pas à cette heure de reconnaître m'estant apperçu assez de fois qu'ils n'en reviennent jamais, et ne sert rien de les y contredire. In den halbofficiellen Erzählungen sucht er den wahren Grund eher zu verheimlichen.

Alexander von Parma entzog sich allem. Nur einmal, ohne sich zu erkennen zu geben, hat er die Hauptstadt besucht: es war ihm genug, durch die Eroberung von Corbeil ihr die Zufuhr auch auf der Seine frei zu machen. Dann zog er sich nach den Niederlanden zurück. Heinrich verfolgte ihn auf dem Rückzug und brachte ihm einige Verluste bei. Er hatte seine Stellung in den Provinzen behauptet, nahm in diesem Augenblicke Corbeil wieder und eroberte Chartres. Aber König von Frankreich war er nicht geworden; als der erste Kriegsführer der Welt, wie man ihm geschmeichelt, konnte er mit nichten angesehen werden.

Er hat gesagt, zuletzt sei es doch nur das Geld, das den Unterschied zwischen ihm und dem Prinzen von Parma mache; mit besseren Geldmitteln würde er auch sein Heer haben im Felde halten können.

Und das ist gewiß, daß ohne regelmäßige Besoldung ein Heer wie das spanische und dann auch ein Heerführer wie der Prinz von Parma nicht möglich gewesen wären: das Silber von Potosi gehörte dazu, um den Geist der stehenden Armeen in Europa zu entwickeln. Auch ein geordnetes Staatswesen mit fester politischer Richtung war dazu erforderlich. Wie so weit überlegen erschien in diesem Augenblicke die spanische Monarchie dem französischen Königthum! Jene das südliche Amerika, das östliche Asien, die pyrenäische und apenninische Halbinsel umfassend, auf dem Continent von Sieg zu Siege fortschreitend, mit einem großen Princip verbündet, am besten gerüstet, — dieses ohne Gehorsam, Mannschaften, Geld, von dem größten Theil seiner eigenen Angehörigen bekämpft, zwischen den beiden religiösen Parteien schwankend. Nachdem die Waffen Parma's siegreich geblieben, ließ es sich an, als ob Frankreich in den Ideen der spanischen Monarchie vielleicht ganz und gar aufgehen, ein Anhang derselben werden würde.

## Drittes Capitel.

# Uebergewicht der Spanier in Frankreich. Liguistisch-spanische Ideen.

Bernardino Mendoza hatte die Absicht gefaßt, Frankreich zu einer Provinz des großen katholisch-monarchischen Systems zu machen, das unter seinem König Europa und die Colonien beherrschen sollte.

Seit dem Tode Heinrichs III. war in allen Unterhandlungen mit Mayenne davon die Rede, den König von Spanien zum Protector von Frankreich zu ernennen. Mayenne zeigte sich im allgemeinen einverstanden; eine Punctation war bereits entworfen und zur Unterzeichnung vorgelegt; die Verhandlung stieß sich besonders an die Bestimmung der Rechte des Protectors. Mendoza forderte für denselben beinahe Befugnisse eines Monarchen. Der Minister des Protectors sollte an den Conseils in Sachen des Staates, des Krieges und der Finanzen Theil nehmen; nach dem Tode Carls X. sollte die Thronfolge nur mit Beistimmung des Protectors festgesetzt werden; dessen Rechte sollten fortbestehen [1]).

1) Punctos que se apuntaron para concierto en las juntas que ha avido entre el duque de Umaine y nosotros: in den Papieren von Simancas. Der erste Punkt lautet: que el partito catolico pide la protection de S. M. como rimedio unico de su salvacion. Ein anderer: que se pongan en execusion los punctos a que obliga la ligua, also auch die Zusage über Béarn. Ferner: anadierasse a esto la intervencion de ministros del protector en los consejos de estado guerra y hacienda; la obligacion de nunca tratar o determinar cosa de la succesion del reyno en caso de muerte del cardinal sin intervencion del protector et estender la protection en cabeça de la corona de España. Doch lasse ich dahingestellt, ob Mendoza das alles schon wörtlich vorgeschlagen hat.

Man begreift es, wenn Mayenne und seine Räthe, vornehmlich Villeroy, einigen Anstand nahmen, Artikel, welche ihre eigene Unterwerfung unter den spanischen Gesandten in sich schlossen, zu unterzeichnen; Mendoza gab darum seine Absicht nicht auf; er hoffte, sie durch die Beistimmung der Menge zu erreichen.

Aus Mendoza's Briefen lernen wir die Art und Weise seiner diplomatisch-demagogischen Thätigkeit kennen. Die Mitglieder der städtischen Association, der Prévôt des marchands, pflegten ihn zu besuchen und ihn um Rath zu fragen. Aber sehr vorsichtig ging er im Verkehr mit ihnen zu Werke; was er beabsichtigte, bezeichnete er nie als seine eigene Meinung — denn die Franzosen, sagte er, seien argwöhnisch gegen alles, was nicht von ihnen selbst komme [1]), — er redete davon wie von einer Auskunft, die er habe erwähnen hören. Seine Freunde wiederholten es dann in den Zusammenkünften der Partei; und gar bald sah er Andere aus deren Mitte bei sich erscheinen, die ihm das, was von ihm herrührte, als etwas, das sie selbst rathsam dünke, vortrugen; dann erst sprach auch er sich dafür aus. Hierauf ward die Sache in den zahlreicher besuchten Versammlungen durchgesprochen und nach und nach zum Beschluß erhoben. Mendoza beherrschte besonders auch die Mitglieder der Sorbonne, damals Menschen von wenig Gelehrsamkeit und Geist, aber von einer gewissen Rednergabe, in welcher ihr ganzes Talent bestand; sie arbeiteten in seinem Sinne. Sein Einfluß war um so wirksamer, je mehr er denselben verbarg.

Bald nach dem ersten Wiedererscheinen Heinrichs IV. in den Vorstädten von Paris, bei welcher Gelegenheit sich einige seiner Anhänger geregt hatten, ward in den liguistischen Versammlungen, die als den obersten Grundsatz festhielten, daß man sich mit demselben unter keinen Umständen versöhnen dürfe, die Frage erörtert, wie man sich mit Gewalt gegen ihn werde behaupten können. Man bemerkte, daß es dazu nur zwei Mittel gebe, das eine, alle katholischen Franzosen zu vereinigen, das andere, sich dem Könige von Spanien gänzlich anzuvertrauen; da das Erstere sich nicht erreichen lasse, weil die Interessen der Religion bei so Vielen in Vergessenheit gerathen seien, so bleibe nur das Andere übrig: man müsse sich des Schutzes des Königs von Spanien versichern. Auch hier kam in Vorschlag, den

1) Mendoza 30. October 1589. Der Humor der Nation sei, estar sospechoso del estrangero, por mas que aya menester su amistad, no satisfaziendoles nada que no sea de su nation.

König Philipp II. in aller Form zum Protector von Frankreich zu ernennen.

Es fehlte nicht an Einwendungen, welche dagegen gemacht, aber dann von Mendoza und dessen Freunden widerlegt wurden.

Man wandte ein, König Philipp werde die spanische Inquisition einführen, die Stellen mit Auswärtigen besetzen, ungewohnte Subsidien fordern, das Land mit seinen Truppen drücken; vielleicht werde er sich französischer Städte bemächtigen; man sei in Gefahr, daß der ganze Adel sich lossage [1]).

Darauf war die Antwort, die Feuerkammern seien härter als die spanische Inquisition, die einheimischen Truppen oft gewaltsamer als die spanischen; andere Eingriffe werde man durch die allgemeinen Stände verhüten. Für die französischen Städte sei mehr von England zu fürchten als von Spanien. In manchen religiös aufgeregten Franzosen hatte der kirchliche Eifer so vollkommen das Uebergewicht über den gewohnten nationalen Ehrgeiz, daß sie die Möglichkeit großer Verluste ruhig ins Auge faßten. Es ist gesagt worden, bei geringem Umfange könne das Reich, wenn es von Atheismus und Ketzerei gereinigt werde, zum Wohle der Christenheit und zu seinem eignen mehr thun, als wenn es ganz Asien besäße [2]).

Einen Scrupel erweckte es jedoch, daß auf diese Weise die Franzosen unter die Regierung der Spanier gerathen dürften. Mendoza sagte darauf, mit der Verwaltung der großen Monarchien verhalte es sich wie mit der Leitung der Mönchsorden; obwohl unter Einem Haupte, bestehe ein Orden aus vielen Nationen; ein italienischer Guardian habe den Franzosen, ein französischer den Deutschen nichts zu befehlen; jeder Klosterbruder sei für den, der nicht von seiner Nation stamme, ein Fremder; aber von Allen werde einmüthig das oberste Haupt anerkannt. Eine ähnliche Verfassung, fuhr er fort, habe die spanische Monarchie und zwar zum großen Vortheil der

1) Incommodités, qu'aucuns disent pouvoir advenir si on appelle l'Espagnol comme protecteur de nostre roy et royaume. 1589. Arch. von Simancas.

2) Quand le royaume seroit de moindre étendu qu'il n'est, si est ce qu'étant repurgé d'hérésie et d'athéisme, il pourroit plus faire de bien à la république chértienne et à soi-même, qu'il ne pouvoit faire avec la corruptionprésente, quand il seroit plus grand que toute l'Asie.

Provinzen: offenbar befinde sich z. B. die Grafschaft Burgund besser bei der spanischen Regierung, als das Herzogthum Burgund bei der französischen; so sei man in Artois besser daran, als in der Picardie. Sehr wahrscheinlich in der That, daß der im allgemeinen befriedigende Zustand der benachbarten spanischen Landschaften französischer Zunge die Vorstellungen Mendoza's unterstützte: genug, er brachte die Bürger nach und nach ganz auf seine Meinung.

Er hoffte, daß er auch den katholischen Adel für sich gewinnen werde, wobei er besonders auf den Vorgang und Einfluß des Grafen Brissac rechnete. Ihn und den Prévôt des marchands, der durch seine Freunde Partei unter den Bürgern mache, empfiehlt er dem Könige zu einer Belohnung. Den Bürgern rieth er nur, sich vor jeder Beleidigung der Edelleute zu hüten, nicht die alten Feindseligkeiten, welche höchst verderblich werden könnten, zu erwecken.

Mit Mayenne und seinen Räthen ward sehr ernstlich über die Frage unterhandelt. Der Erste legte persönlich besonderen Werth darauf, daß er als das Oberhaupt seines Hauses anerkannt werde: er hat einmal wirklich das Wort ausgesprochen, er wolle ein gehorsamer Unterthan König Philipps II. sein. Die Mitglieder des von ihm neu gebildeten Conseils hoben mehr die allgemeinen Anliegen hervor. Sie waren nicht gegen eine Anerkennung Philipps II. als Protectors von Frankreich; aber sie forderten, daß derselbe alsdann nicht allein als Bundesgenosse, sondern förmlich als Kriegsherr auftrete und die Sache ganz in seine Hand nehme. Mendoza erwiederte, das werde so ungeheure Kosten verursachen, daß der König nicht mit einer einfachen Anerkennung als Protector zufrieden sein könne, sondern bestimmte Prärogativen der Souveränetät fordern müsse. Die Franzosen trugen Bedenken, sich auf eine definitive Festsetzung der Rechte einzulassen; sie bemerkten, daß ja alles, was Philipp für Frankreich leiste, zum Vortheil der katholischen Religion und insofern zu seinem eigenen Vortheil gereiche. Mendoza versetzte: über allen Vergleich mehr müsse die Sache doch den Franzosen am Herzen liegen; er denke, sie würden nicht aufhören wollen, Katholiken zu sein; sie würden auch Paris nicht an den Feind verlieren wollen; er frage, wo der Mann unter ihnen sei, der Religion und Staat zugleich aufrecht erhalten könne.

Mendoza zweifelte nicht, noch zu seinem Ziele zu gelangen. Zuweilen zeigt er sich ganz enthusiastisch von der Aussicht eingenommen, die seinem Fürsten dadurch aufgehe; die Pforte eines fremden Reiches werde ihm durch die Unterthanen desselben eröffnet; er werde es in

kurzem mit seinen übrigen Kronen vereinigen oder, wenn er das vorziehe, in die Hände eines Dritten geben können.

Besonders in den Kreisen der städtischen Ligue fand der Gedanke der spanischen Protection unbedingten, durch keine langen Erwägungen zurückgehaltenen Beifall. Solange der König-Cardinal Carl X. lebte, wies der Gesandte jede Manifestation zurück: denn bei Lebzeiten eines von ihm anerkannten Königs könne sie Philipp II. nicht als seine Vasallen annehmen. Nachdem Carl gestorben war, während der Belagerung, zeigte sich alles zur Unterwerfung unter den König von Spanien bereit. Mendoza beklagt nur, daß er nicht den bestimmten Auftrag, dazu die Hand zu bieten, gehabt habe[1]). Die Einwirkung des Herzogs von Parma war nicht ganz im Sinne des Gesandten; Mayenne traf eigenmächtige Veränderungen in der Stadt; aber das hinderte nicht, daß nicht noch im December 1590 formelle Unterwerfungsanträge nach Madrid gerichtet worden wären. Die Instruction ist noch vorhanden, durch welche die Sorbonne den Franziscaner Matteo Aguirre mit voller Gewalt versieht, um den König Philipp zu ersuchen, die gottgetreue, dem apostolischen Stuhle gehorsame, dem Könige von Spanien ergebene Stadt Paris, die Mutter der Gelehrsamkeit, unter seinen Schutz zu nehmen und sie gegen die grausamen Feinde der katholischen Religion zu vertheidigen. Die Mitglieder bezeichnen sich als die Theologen, die von Gott seinem Volke vorgesetzt sind. Aguirre behauptet, daß die Doctoren von den Städten Paris, Orleans, Amiens, Beauvais, Peronne, Sens, Soissons, Meaux und Chartres durch ihre Abgeordneten aufgefordert worden, auf ihre Rettung Bedacht zu nehmen, und unterwürfiger kann man sich nicht ausdrücken, als er es in ihrem Namen thut. „Sie haben mich beauftragt“[2]), sagt er, „niedergeworfen zu den Füßen Eurer Majestät, Sie anzuflehen, sich ihrer zu erbarmen, die vielen Beleidigungen, welche ihre Vorfahren der katholischen Krone zugefügt haben, zu vergessen, die Augen der Gnade auf sie zu richten, sie als Ihre Vasallen anzunehmen, ihnen zu Hülfe zu kommen und sie fortan zu regieren.

1) 22. März: esta villa y a su imitacion otras muchas braman por echarse en las manos de V. Md. — 19. Mai: er halte die Unterhandlung mit den Katholiken auf, welche nur wünschen, „de entregarse a V. Md., sin por no tenir orden de V. Md. ni dar me de Flandes claridad del tempo preciso en que podran venir bas fuerças.“

2) Reciba do baxo du su protection a la ciudad di Paris, ponga los ojos de la clemencia en ellos y los reciba por sus vasallos.

Nicht wenig trug zu diesem Erfolge die Bedrängniß und die Gefahr der Stadt bei, die auch nach der Belagerung fortdauerte. Da Heinrich seine Versuche auf Paris von Zeit zu Zeit wiederholte, so setzte die herrschende Faction der Sechzehn nicht ganz mit dem Willen Mayenne's im Februar 1591 durch, daß eine Garnison aus Spaniern und Neapolitanern daselbst aufgenommen wurde. Wie die Rettung vor dem Feinde, so schien auch die Behauptung der Stadt gegen denselben, allein von spanischer Hülfe abzuhängen.

Auf ähnliche Weise ging es in den Provinzen; in den meisten hielt sich die Ligue nur durch einen Beisatz spanischer und italienischer Kräfte.

Carl Emanuel von Savoyen hatte, nach der Katastrophe von Blois, der Ligue versprochen, ihr zu Hülfe zu kommen, sobald sich Heinrich III. mit dem Könige von Navarra vereinigen würde. Nur der glückliche Fortgang der königlichen Waffen im Frühjahr 1589, die Furcht vor einem Tage der Rache hielt ihn damals zurück; nach der Ermordung Heinrichs III. ließ er seinem Ehrgeiz freien Lauf. Glaubte er doch als Enkel Heinrichs II. selbst einen Anspruch auf die Krone machen zu können! Er nahm nun in Saluzzo die Huldigung ein: die Lilien wichen überall vor den weißen Kreuzen. Indem aber geschah, daß die Stände der Provence, von den Anhängern Heinrichs IV. gedrängt und nur durch die Unterstützung des Herzogs einigermaßen aufrecht erhalten, ihn in aller Form zu ihrem Grafen und Herrn wählten. Ihres alten Zusammenhanges mit dem deutschen Reiche haben sie dabei nicht gedacht, wohl aber ihres Verhältnisses zu dem Hause Lothringen, dem die Provinz mit Gewalt entrissen worden sei, um tyrannischer Weise mit der Krone von Frankreich verbunden zu werden. Jetzt wissen sie, wie sie erklären, Niemand, der sie vor den Ketzern und deren Gönnern beschützen könne, als den christlichen und katholischen, siegreichen und gütigen Herzog von Savoyen; sie bitten ihn, sie als seine Unterthanen und Vasallen anzunehmen, sie bei ihren Freiheiten zu schützen und den katholischen Glauben aufrecht zu erhalten [1]). Mitte November 1590 hielt Carl

1) Die Rede, aus der diese Worte genommen sind, theilt Dupleix aus den Memoiren von Mauroy, Secretär von Lavalette, mit, Henry IV. 61. Er versichert, daß Carl Emanuel diese Ernennung zur Bedingung aller weiteren Hülfsleistung gemacht: was Guichenon, der ihm sonst folgt (726), nicht für rathsam hielt zu wiederholen. — Papon, Histoire de Provence, ist nicht so unterrichtet, wie man erwarten sollte; er macht zu viel literarischen Anspruch für eine Provinzialgeschichte.

Emanuel als Graf von Provence und Forcalquier seinen feierlichen Einzug in Aix; obgleich er alle Ehrenbezeigungen, die den Königen vorbehalten sind, von sich wies, so betrug er sich übrigens als der Fürst des Landes, bildete sich ein Conseil, ernannte zu den Aemtern und berief die Stände. Der königliche Gouverneur der Provinz, la Valette, war damit nicht beseitigt: zwar nicht sein Herr, dem das unmöglich war, aber Montmorency von Languedoc und besonders Lesdiguières von Dauphiné her leisteten ihm Hülfe. Um ihnen überlegen zu werden, begab sich der Herzog über Marseille, wo er sich eines freudigen Empfanges zu erfreuen hatte, selbst nach Spanien und kehrte im Juli 1591 mit funfzehn Galeeren, welche spanische Hülfsvölker an Bord hatten, von da zurück. Er eroberte wirklich das feste Berre und ward, wenn nicht Meister des Landes, doch mit seinen Anhängern sehr mächtig in demselben.

Ein rechtes Beispiel, wie die Provinzen sich in Parteien zersetzten und diese ihren Krieg führten, giebt Languedoc.

Die Liguisten behaupteten unter dem Herzoge von Joyeuse einige der vornehmsten Städte, wie Toulouse und Narbonne; ein Theil des Landesadels war für sie; an Montmorency dagegen, der so nahe mit Heinrich IV. verbunden war, schlossen sich Montpellier, Beziers, alle protestantischen Städte und Districte und die berühmtesten Namen des alten Adels an. Jede Partei hielt alle Jahre zweimal ihre Ständeversammlung; diese verfügte in ihrem Umkreis über geistliche und weltliche Einkünfte und die Domänen des Königs; sie ließ sich auch zu eigenen Bewilligungen herbei, so daß die Gouverneurs im Stande waren, Truppen zu Pferd und zu Fuß und einige Schiffe an der Küste zu halten. Der Mächtigere von beiden war Montmorency, besonders dadurch, daß ihm aus den Salinen in seinem Bezirk ein ansehnlicheres Einkommen erwuchs. Er hielt 4000 Reiter, gegen 4000 Mann zu Fuß und vier Kriegsfahrzeuge, mit denen er die Küstengewässer durchstreifte; er hatte die meisten Häfen im Besitz. Sein Umsichgreifen bewog König Philipp den II., im Sommer 1590 eine Schar deutscher Landsknechte unter dem Grafen Hieronymus Lodron zur Unterstützung der Katholiken nach Narbonne zu schicken[1]). Wir finden eine Anzahl deutscher Büchsenmeister dabei,

1) Im Archiv von Simancas (zu Paris) sind dessen in italienischer Sprache verfaßte Berichte an den König vorhanden; folgende Stelle wirft einiges Licht auf die Verhandlungen: questa mattina (sagt er 24. September 1591) trattando con il duca di Joyosa e suo luogotenente generale sopra il particulare di Leucate gli proposi in caso che la si pigliasse se si

welche Erzherzog Ferdinand angeworben hatte, Feuerwerker und Gießer von Nürnberg und Augsburg, mit ihnen allerlei andere oberdeutsche Handwerker. Um den Franzosen zu zeigen, wie man Ketzern begegnen müsse, ward ein Regiment Spanier über Roussillon herbeigesandt. Mit dieser Hülfe gewann Joyeuse die Uebermacht und nahm eine ganze Anzahl royalistischer Schlösser ein: auch Carcassonne, um das so lange geschlagen worden, fiel in seine Hand.

Auf eine ähnliche Weise kämpften der Herzog von Mercoeur und der Prinz von Dombes um Bretagne. Auch hier sah man zwei einander entgegengesetzte Ständeversammlungen, eine liguistische zu Nantes, eine royalistische zu Rennes; auch hier kam der König von Spanien mit einem Heerhaufen von 5000 Mann unter Juan del Aguila den Liguisten zu Hülfe. Es ist sehr auffallend, daß der Herzog von Mercoeur, der durch seine Gemahlin Erbansprüche an die Bretagne zu haben glaubte, sich an Philipp II. anschloß, wiewohl er wußte, daß der König nach langer Berathung mit Doctoren des weltlichen und geistlichen Rechtes sich entschlossen hatte, dieses Land für seine Tochter ebenfalls in Anspruch zu nehmen. Der Widerspruch ist jedoch so grell nicht, wie es scheint. Der Herzog erklärte, er wünsche nur das Anrecht des spanischen Hofes dargelegt zu sehen; er werde es anerkennen und dem Könige mit unverbrüchlicher Treue dienen; aber dagegen werde auch Philipp, wenn er Meister in dem großen Streite bleibe, gerecht und billig genug sein, dem Anspruche seiner Gemahlin, der Herzogin, Rechnung zu tragen; das Gouvernement der Provinz mit voller Autorität werde er ihm gewiß lassen. In Spanien war man sehr bereit, darauf einzugehen. Man wünschte, das Successionsrecht der Infantin selbst in dem Falle geltend zu machen, wenn man übrigens nicht durchaus glücklich wäre; Mercoeur würde dann als Stellvertreter Philipps II. die Unabhängigkeit des Herzogthums unter spanischem Schutz aufrecht erhalten [1]). Unter

consentiriano che segli mettesse presidio di Alemani o che si ispianasse, mi hanno risposto che in questo caso farebbono quello che S. M. commandasse. Er schickt zugleich einen Plan von Leucate essendo frontiera buona per la Spagna.

1) Copia del papel, que dio en frances Fray Marcelin Cornet de la orden de St. Domingo embiado por el Duque de Mercurio, sowie eine von Philipp II. ausdrücklich gebilligte Ministerial-Resolution, in der es heißt, wenn Béarn die Krone behaupte, Mercurio no se podria conservar y mantener si no teniendo et governo en nombre de cuyo es de derecho el ducado y debaxo del amparo y fuerzas de S. M.

dieſen Ausſichten eröffnete der Herzog der ſpaniſchen Hülfsmacht den Hafen von Blavet: aus den Verſchanzungen, welche ſie daſelbſt errichtete, iſt ſpäter das Fort Port Louis hervorgegangen [1]). Damals verſchaffte ſie dem Herzoge die Oberhand in der Provinz; ſeine Ständeverſammlung war bei weitem die beſuchteſte. Die Royaliſten verloren, trotz einiger Unterſtützung von England her, einen Platz und einen Heerführer nach dem anderen. Unter anderen kam de la Noue, ein Bretagner von Herkunft, auf den Heinrich IV. am meiſten rechnete, bei dem Sturm auf das Caſtell von Lamballe um; er hatte an dem Tage ſeinen Helm mit einem Lorbeerzweige geſchmückt; dieſer Schmuck, ſagte er, ſei die einzige Belohnung, die in dieſen Kämpfen erworben werde.

In der Normandie waren zwiſchen den Liguiſten und den Anhängern Heinrichs IV. hier und da Verträge geſchloſſen worden, kraft deren jede Partei ihr Land ungeſtört bebauen durfte; unter den Liguiſten ſelbſt trat eine neue Spaltung ein. Villars, welcher Havre de Grace, und Tavannes, der Rouen inne hatte, haßten einander auf den Tod; einer wollte den anderen aus der Provinz verdrängen; beide riefen wetteifernd die Hülfe der Spanier an [2]).

Wie die Ligue urſprünglich ein Bund der Spanier mit der Unabhängigkeit mächtiger Gouverneurs war, ſo ſetzte ſie ſich fort. Alle dieſe Gewalthaber waren ſehr geneigt, den König Philipp als Protector oder ſelbſt als König anzuerkennen, oder doch ſeine Verfügung über die Krone anzunehmen. Tavannes ſagte, nichts ſei gerechter, da der König aus einem urſprünglich franzöſiſchen Hauſe ſtamme; Villars verſprach wenigſtens nicht dagegen zu ſein; Mercoeur und Joyeuſe waren durch ihre ganze Lage an ihn gebunden; was hätte ſich der Herzog von Savoyen für jetzt Beſſeres wünſchen können? Die Autorität eines befreundeten und nahe verwandten Königs hätte die ſeine mächtig unterſtützt.

Das war überhaupt die vornehmſte Frage, welche alle Geiſter beſchäftigte, wie über das Königthum ſelbſt verfügt werden ſolle.

Seltſame Meinungen gingen den Mitgliedern der Sorbonne durch den Kopf. Da es mit der Berufung einer Ständeverſamm-

1) Daru, Histoire de Bretagne Tom. III. p. 310.

2) Salazar: desde luego por su parte nombrera a V. Md. por protector de aquel reyno, ayudera que la villa y lo demas de su govierno lo sigue y a su tiempo quando aya fundamento, tambien entiende de nombrar V. Md. por protector de aquel reyno.

lung viel Schwierigkeiten haben werde, hielten sie nicht für unthunlich, einen König im Lager durch die Bewaffneten wählen zu lassen, wie in den Zeiten der Römer oder der Franken. Wäre es besser für die Religion, so schraken sie nicht vor dem Gedanken zurück, die Monarchie fallen zu lassen und das Reich in einige große Fürstenthümer aufzulösen [1]).

Das Letzte verwarf die Gesammtuniversität, weil die Theilung nichts anderes als unaufhörliche innere Kriege nach sich ziehen würde; die Wahl eines Monarchen erklärte sie in ihrem Gutachten schon darum für nothwendig, weil sich der Adel nur um einen König her wieder vereinigen werde. Das Recht der Wahl schreibt sie den Ständen zu, wenn diese auch nicht aus allen Provinzen zusammengebracht werden könnten [2]). Wäre Philipp II. jünger, fährt sie fort, so würde die Krone ihm selbst, hätte er zwei Söhne, so würde sie dem einen von diesen angeboten werden müssen: wie die Sache jetzt stehe, müsse man einen solchen Fürsten erheben, der dem Könige von Spanien angenehm sei und mit dem er seine Tochter verheirathen könne.

Ungefähr wie die Universität sprach sich auch der Rath der sechzehn vereinigten Quartiere von Paris aus. Er sagt dem Könige Philipp, der Wunsch der Katholiken sei nur dahin gerichtet, ihn über sich herrschen zu sehen; wo nicht, so möge er ihnen wenigstens seine Tochter Isabella schicken und ihr einen Gemahl aussuchen; sie werde für Frankreich so heilbringend sein, wie einst Blanca von Castilien, die Mutter des heiligen Ludwig [3]). Unter den Unterschriften des Beschlusses bemerkt man den Namen Boucher mit großen, am meisten ins Auge fallenden Schriftzügen. Und nicht anders scheinen auch die übrigen Städte gedacht zu haben. Der Provincial der Jesuiten und der Guardian der Franciscaner von Orleans begaben sich nach Spanien und versicherten den König Philipp der Anhänglichkeit aller Städte.

1) Si cogi non possunt solita comitia, res transigi posset castrensi electione more Romanorum et priscorum etiam Francorum. — — Quicquid fiat, omnino procurandum hostis exitium, sive de monarchia conservanda sive de dividenda agatur. (Discursus facultatis theologicae in den Papieren von Simancas.)

2) Discursus universitatis: neque obstare debet difficultas convocandi status, cum ii sufficiant qui ex unitis populis facile possunt convocari nec forsan expediret ut ex universo regno convenirent.

3) Vgl. Cayet Anc. Coll. 57. 239.

Wenn man fragt, wie es möglich war, daß Meinungen dieser Art Beifall finden konnten, so wird dies einigermaßen dadurch begreiflich, daß die alten ständischen Ideen mit den religiösen zusammenwirkten. Nicht der absoluten Gewalt des Königs von Spanien wollten sie sich unterwerfen, sondern ihre Idee von Reform und ständischem Wesen unter seinem Schutz ins Leben führen. Schon in der Punctation mit Mayenne ist von jener tausendmal besprochenen Reform der Justiz und der Finanzen die Rede. Nach anderen Entwürfen dachte man die ständischen Freiheiten nunmehr erst recht festzusetzen. Die Generalstände sollten sich in regelmäßigen Perioden versammeln und nicht allein die gesetzgebende Gewalt in vollem Umfang ausüben, über die Finanzen disponiren, sondern der König sollte auch ohne ihre Beistimmung keine Truppen ausheben dürfen, bei ihrer Versammlung immer erst dann erscheinen, wenn ihre Beschlüsse gefaßt seien, und dieselben nicht nur bestätigen, sondern Punkt für Punkt beschwören. Die ausschließenden katholischen Ideen wurden ein wesentliches Moment der Verfassung; dem Könige ward bei Strafe des Verlustes der Krone jedes directe oder indirecte Verhältniß mit den unkatholischen Mächten und hauptsächlich mit den Osmanen verboten: auf das Verlangen der Stände sollte er sich an die Spitze des Kreuzzuges gegen die einen oder die anderen stellen: die Edelleute sollten ihm dabei auf ihre Kosten dienen und nur unter diesen Bedingungen ihre Vorrechte behalten, gleich als wäre der kirchliche Begriff der einzige Grund aller politischen Berechtigung.

Merkwürdig ist eine Art von Constitutionsentwurf, der dem Könige von Spanien für den Fall, daß er selber die französische Krone annehme, im Jahre 1591 vorgelegt worden ist: Artikel, deren Beobachtung er alsdann in authentischen Charten versprechen solle. Die religiösen Tendenzen gehen auch hier allen andern voran [1]): das Erste, was man fordert, ist die Einführung des heiligen Officiums der Inquisition, das den Bösen so furchtbar sei, in Frankreich. Der König soll sich verpflichten, weder in Bisthümern und Erzbisthümern, noch in bürgerlichen und militärischen Aemtern Fremde anzustellen, keine Aemter verkaufen, alle Auflagen, die seit Ludwig XII. eingeführt worden, die Erhöhung der Taille einbegriffen, abschaffen, die Finanzverwaltung dergestalt einrichten, daß die Einkünfte nur zu den drin-

1) Articles des choses, qu'il fauldrait que le roi catholique accordast permist et en passast chartres authentiques aux états du royaume de France acceptant la couronne de France. (Papiere von Simancas.)

genden Besoldungen, hauptsächlich der bewaffneten Macht angewandt werden. Auf das engste verbinden sich die kirchlichen Ideen mit Gesichtspunkten politischer Reform. Dem Könige wird zur Pflicht gemacht, die Domänen zurückzukaufen, die von den Ständen anerkannten Staatsschulden abzuzahlen: wenn man dann fragt, mit welchen Mitteln dies geschehen soll, so werden ihm die Güter der Ketzer dazu angewiesen; diese sollen die Staatsgläubiger als Zahlung annehmen müssen. Denn nur die strengen Katholiken werden als berechtigte Mitglieder des Staates anerkannt: für diese aber wird dann ein Gedanke der politischen Milde geltend gemacht, der erst in den neueren Zeiten realisirt worden ist; dem Entwurfe zufolge soll in Zukunft jede Confiscation aufhören; die Strafe der Verbrechen soll nur diejenigen treffen, welche sie selbst begangen haben[1]). Auch sonst ist man bedacht, die Macht des Königs und seiner Regierung in enge Grenzen zu bannen. „Alle vier Jahre", heißt es in einem jener Artikel, „wird man die Stände versammeln, um die sämmtlichen Angelegenheiten des Reiches zu regeln und zugleich zu untersuchen, ob der König seine Versprechungen gehalten oder ob er sie gebrochen hat[2]); in dem letzteren Falle muß er die Uebelstände abstellen; wo nicht, so wird die Nation von dem ihm geleisteten Eide losgesprochen und berechtigt sein, zu einer neuen Wahl zu schreiten." Und nicht ohne alle Gegenleistung wollen die katholischen Franzosen ihre Krone dem Könige von Spanien übertragen. Er soll dafür den Franzosen die Schifffahrt nach Ostindien sowie nach Amerika vergönnen: in Havre, St.-Malo, Nantes, Bordeaux sollen für den Verkehr mit den Colonien ähnliche Einrichtungen gemacht werden, wie in Sevilla und Lissabon. Er soll ferner alle seine Länder, die jemals zu Gallien gehört haben, mit der französischen Krone vereinigen und dann vielleicht einen neuen Titel, etwa den des großen Königs, annehmen. Der Entwurf schließt mit einer Auseinandersetzung der Vortheile dieser Einrichtungen. In Zukunft werde Niemand von den geistlichen Stellen ausgeschlossen sein; — auf regelmäßige Weise gewählt, werde der Geistliche den Beistand des heiligen

1) Cessera toute confiscation et sera la punition des délits sur les personnes et payement des dépens sur leurs biens, meubles et immeubles.

2) Les estats se tiendront de 4 ans à 4 ans, où on advisera à réformer et régler toutes choses appartenantes à l'estat, de voir si S. M. aura contrevenu à aucune chose.

Geistes haben[1]); der Weg zu allen Stellen werde dem Adel wieder eröffnet, der dritte Stand nicht mehr mit Auflagen gedrückt noch von den anderen Ständen geschieden sein. Zugleich werde es auf diese Weise möglich werden, den allgemeinen Frieden der Christenheit herzustellen, die Türken zu stürzen, das heilige Land wieder zu erobern. Beschränkung der Krone, Herstellung der Stände in ihr ursprüngliches Gleichgewicht, der definitive Sieg der katholischen Kirche auf Erden sind alle in ein einziges katholisch-liberales System verbunden. Es läßt sich begreifen, daß es einen Enthusiasmus gab, der sich an das System dieser Entwürfe schloß.

Indessen machten sich die alten Ideen municipaler Freiheiten weiter Bahn. Die Städte wollten, wie berührt, keine königlichen Garnisonen, noch Gouverneurs innerhalb ihrer Mauern; sie erhoben die öffentlichen Auflagen und verwendeten sie; sie richteten sich populäre Gerichtshöfe ein. Wie viele von den vornehmen Geistlichen sind vertrieben worden, wenn sie den Gemeinden nicht in allen Dingen beistimmten! Nur liguistisch gesinnte Edelleute wurden geduldet; doch hätten sie der Gemeinde nicht widerstreben dürfen. Das Ziel der Städte war die Freiheit der deutschen Reichsstädte. Unter dem großen katholischen Könige hofften sie dieselbe zu erlangen; zugleich noch andere Zwecke, die man nicht mehr erwarten sollte, setzten sie sich vor[2]). In der Eingabe jenes Salazar, der von der Sorbonne und indirect von den Städten beauftragt zu sein behauptet, erkennt man mit Erstaunen, wohin die Absichten noch gingen. Er räth dem König, die Festungen, welche die Communication zwischen Flandern und der Picardie hindern könnten, zu besetzen, alsdann mit einem großen Heer in Frankreich einzurücken und den Titel eines Protectors anzunehmen. Dann möge er den Rath, den Mayenne jetzt um sich habe, vernichten, die Parlamente und die Tribunale reformiren, neue Präsidenten setzen sowie neue Bischöfe, die sich dem Concil von Trident unterwerfen, um die Geistlichkeit zu verbessern. Doch ist

1) Le clergé appellé à sa fonction canoniquement seroit assisté du St. Esprit; ce premier état n'excluroit aucun, fût-il noble ou rôturier, et seroit un lien pour joindre ensemble les deux autres états. Wie das einst le Canossa nachweist.

2) Vendramin Relatione di Savoia: essendosi vedute in un tratto tante sollevationi e tanti gridi de popoli e di quelle principali provincie con un solo fine e risoluto di voler cambiar forma al suo governo e di voler sepanarsi dell obedientia del suo principe, per governarsi a republiche popolari imitando le terre franche di Germania

das alles nicht genug. Er soll alle Schlösser im Lande schleifen, so daß der Adel keinen Schlupfwinkel mehr behalte und die Städte mit Kraft und Gerechtigkeit Herren des Feldes bleiben; darauf sehen, daß in denselben nur einverstandene Männer zum Dienst der Predigt, der so viel austrage, angenommen, alle Beläſtigungen des Handels an ihren Thoren oder den Flußübergängen abgeschafft werden; nur diejenigen Festungen bestehen lassen, welche diese Pässe beherrschen, einige wenige vielleicht ausgenommen, in denen ergebene Gouverneurs aufzustellen seien [1]); erst alsdann, wenn alle Provinzen den Vortheil der Verbindung mit Spanien kennen gelernt haben und es möglich sei, ergebene Personen in jedem Bezirke zu finden, möge er die Stände berufen, damit sie alles vollenden. Es sah beinah aus, als denke man darauf, den alten Krieg der Städte gegen den Adel wieder aufzunehmen, ihn mit spanisch-burgundischer Macht durchzuführen.

In diesen Intentionen bewegten sich die Menschen; denn gern knüpft ein jeder an eine allgemeine Aussicht seine eigenen Wünsche. Nur darauf schien es anzukommen, wie Philipp II. die Sache auffassen würde.

In die französischen Angelegenheiten hatte sich dieser Fürst ursprünglich aus zwei Gründen eingemischt, einmal, um die Unterstützung der Niederländer durch die Franzosen zu verhindern, und sodann, um in den Handlungen eines allgemeinen Uebergewichts, die er vornahm, nicht von ihnen gestört zu werden. Die Ereigniſſe hatten ihn aber um vieles weiter geführt; er konnte jetzt daran denken, die französische Krone auf eine oder die andere Weise mit der spanischen zu vereinigen, Herr und Meister der katholischen Welt zu werden: eine unermeßliche Aussicht breitete sich vor ihm aus.

Wenn man die urkundlichen Papiere durchläuft, so fällt es auf, daß Philipp II. persönlich nicht eigentlich als der erste Urheber dieser weltumfassenden Unternehmungen und Pläne auftritt. Die leitenden Gedanken entspringen fast mehr in seinen Staatsmännern, seinen Gesandten, Governatoren, Bevollmächtigten, als in ihm selbst. Denn jede Macht bewegt sich durch den eigenen Trieb der ihr zu Grunde liegenden Ideen: in ihrem Fortgange sieht der Eifer der Anhänger das eigene Glück. Philipp giebt ihnen mehr nach, als daß er sie anstiftete; sein Wohlgefallen drückt er ihnen besonders dann aus,

1) personas de valor y religion y que entienden y desteen su servicio.

wenn die katholische Religion durch ihre Thätigkeit gefördert wird; übrigens läßt er die Dinge an sich kommen, eine lange Weile so hingehen; nicht über alles und jedes hält er für nothwendig sich auszusprechen.

Nun aber ging das nicht länger an. In Frankreich war es so weit gekommen, daß er einen positiven Entschluß über sein Verhältniß zu diesem Lande und über die einzuschlagende Politik nicht länger verschieben durfte.

Wie oft hatte man ihm von jeher von dem Rechte seiner Tochter Isabella, Enkelin Heinrichs II. und Catharina's, gesprochen! Aber diese Rechte waren von zweifacher Natur. Bernardino Mendoza hatte vornehmlich von den Ansprüchen geredet, welche die Infantin als die Erbin ihres Großvaters auf das Herzogthum Bretagne, das von dessen Mutter an ihn gekommen war, und als Erbin ihrer Großmutter auch auf die gar nicht unbedeutenden Besitzungen, die dieser eigenthümlich gehört hatten, erheben könne. Die Franzosen dagegen, sowohl Große als Städte, hoben mehr ihr Recht auf die Krone selbst hervor. Sie behaupteten, das salische Gesetz sei nicht zu Recht beständig; der Thron gebühre der ältesten Enkelin der Valois, und leicht werde sie auf demselben Anerkennung finden: denn, wie man wisse, sei sie von einem dem französischen verwandten Naturell, und hauptsächlich, sie sei noch zu verheirathen; alle Prinzen der Christenheit würden sie wetteifernd verlangen; mit ihrer Vermählung werde sich eine Allianz verbinden lassen, durch welche die Streitkraft verdoppelt würde. Die Frage war eben, ob die Monarchie geschmälert, vielleicht getheilt, oder ob sie ganz beisammengehalten werden sollte. Für das Erste waren die Spanier, besonders im Anfang der Ligue. Damals meinte Bernardino Mendoza sowohl die provinziellen Ansprüche der Infantin durchzuführen als für die Krone das Recht der Protection geltend zu machen: Frankreich wäre dann in sich selbst noch mehr aufgelöst und zu einem Anhange der spanischen Monarchie herabgebracht worden. Indem die spanisch gesinnten Franzosen die höchste Gewalt und die Ansprüche der Infantin zu vereinigen wünschten, zeigten sie zwar auch eine große dynastische Hingebung für Philipp II., glaubten aber zugleich besser für die Zukunft von Frankreich zu sorgen.

Nach langem Bedenken nun entschloß sich Philipp, auf die Idee, die ihm von französischer Seite vorgeschlagen wurde, einzugehen. Er stellte seinen Anhängern in diesem Lande die zweifache Forderung, daß sie vor allem seine Tochter Isabella als Königin von Frankreich

anerkennen und alsdann ihm selbst überlassen sollten, ihren Gemahl zu bezeichnen, der ebenfalls als König von Frankreich anerkannt werden müsse [1]).

Von dem besonderen Vortheile Spaniens als Staat sah er damit ab; aber er nahm die ganze Verfügung über die Krone von Frankreich selbst in seine Hand. Denn nicht so sehr auf die Herrschaft Spaniens über andere Länder war sein Sinn gerichtet, als darauf, die allgemeine Herrschaft seines Hauses mit spanischen Kräften ins Werk zu setzen.

Ueber den Fürsten, den er seiner Tochter zum Gemahl und den Franzosen zum Könige geben wollte, hatte er ebenfalls nachgedacht, aber sich nicht unwiderruflich entschieden. Mehrere Namen nannte er seinen Bevollmächtigten, doch mit der Weisung, damit nicht sofort gegen die Franzosen herauszugehen.

Denn darüber täuschte er sich nicht, daß es bei aller Geneigtheit der französischen Großen doch noch einer schwierigen Unterhandlung mit ihnen bedürfen würde, um sie zu einer definitiven Uebereinkunft zu bringen.

Ueberdies aber war Heinrich IV. mit nichten beseitigt: der Erfolg der Unterhandlung hing erst von einem nochmaligen Erfolge der Waffen ab.

1) Wie es in einer Aufzeichnung von Tassis heißt: 1) que declaren por reyna a la Sra. Infanta; 2) que remitan la election de Rey a S. Md. pues se trata de que le tome por hyerno.

## Viertes Capitel.

# Feldzug von 1591 und 1592. Ständeversammlung von 1593.

Wenn Männer wie Mendoza die spanischen Einwirkungen auf Frankreich doch nur als einen Theil des allgemeinen Planes der Wiederherstellung des Katholicismus in dem westlichen Europa ansahen, so versteht es sich von selbst, daß der Fürst, den sie aus Frankreich zu verdrängen suchten, bei denen Hülfe fand, welche durch seinen Fall unmittelbar gefährdet worden wären. Zunächst schloß sich Königin Elisabeth von England auf das engste an Heinrich IV. an. Zuweilen spielt das Verhältniß, das sich zwischen ihnen bildete, in die Formen persönlicher Courtoisie hinüber. Die Königin hat das Bildniß des Königs in ihrem Cabinet aufgestellt und spricht von ihm mit auffallend warmer Anerkennung; sie schickt ihm eine mit kunstfertiger Hand gewirkte Schärpe; der König sagt, er denke dieselbe in der Schlacht zu tragen, ihr zu Ehren; alles, was er habe und sei, gehöre ihr an; unter den Auspicien ihrer Gunst segelnd, denke er noch in Port zu gelangen [1]). Doch wechselten sie nicht leere Worte; die Königin unterstützte den König in der That mit besten Kräften. Sie schickte ihm gerüstete und besoldete Truppen, Pulver und Blei und, was das Nothwendigste war, Geld; zuweilen kam sie den Bitten Heinrichs sogar zuvor; man kann zweifeln, ob er sich ohne ihre Hülfe in dem nördlichen Frankreich behauptet haben würde.

Für die deutschen Protestanten war das Interesse nicht so ent-

1) Depesche von la Nocle 20. Januar 1590: avec telle demonstration, qu'il nous cuida sembler qu'elle en aimeroit mieux le vif. In der Sammlung von Egerton 305.

schieden. Die aristokratisch und ständisch constituirten Lutheraner, dem Calvinismus feindselig, hatten mit dem Kaiserthum, welches sich entweder den milderen Auffassungen zuneigte oder durch seine eigene Schwäche gefesselt war, ihren Frieden gemacht; unter den Formen des Reiches meinten sie für immer sicher zu sein. Einzelne Männer gab es aber, welche in dem Emporkommen der römisch-spanischen Tendenzen, wiewohl zunächst die Reformirten davon betroffen wurden, doch eine allgemeine Gefahr sahen, die, wenn die Einen gefallen seien, auch die Anderen erreichen werde. Auch in Deutschland hören wir den Namen Politiker. Er bezeichnet Leute, welche, von den Satzungen des bestimmten Dogma's nicht unbedingt gefesselt, ihre Blicke auf die europäischen Verhältnisse richteten und in der Aufrechthaltung einer unabhängigen französischen Krone die Bedingung der religiösen und politischen Freiheit, wie des übrigen Europa's, so auch der deutschen Staaten und Stände sahen.

Ein Mann dieser Gesinnung war der Canzler von Sachsen, Nicolaus Crell, der die Abweichung von den gewohnten Bahnen, die er versuchte — eine meteorartige Erscheinung in dem albertinischen Sachsen — später mit dem Tode hat büßen müssen. Wir haben nicht zu erörtern, wie weit seine und seines Herrn, des Kurfürsten Christian, calvinistische Neigungen gingen; wir bemerken nur, daß Dresden unter ihnen der Mittelpunkt einer französischen Unterhandlung war, die sich über ganz Norddeutschland erstreckte und keineswegs überall von Sympathien der Lehrmeinung abhing. Auf einer Zusammenkunft zu Cassel wurde ein Anschlag verfaßt, durch welchen sich auch die streng Lutherischen, wie Württemberg, Hessen, Holstein-Dänemark, die Herzoge zu Sachsen, zu Beiträgen für Unterstützung des bourbonischen Königs verbindlich machten. Crell gab seine Verwunderung über die streitbaren Ritter zu erkennen, welche noch zögern konnten, zu den Waffen zu greifen: wäre er frei, so würde er mit 20 Pferden aufbrechen; in der Rettung Heinrichs IV. sah er das Heil des Staates und der Kirche [1]).

Es war ein sehr stattliches Heer oberdeutscher Landsknechte und norddeutscher Reiter, das im August 1591 unter altbewährten Obersten durch Lothringen den Weg nach Frankreich einschlug. Auch

1) Vgl. „Aus dem wider den verhafften Dr. Nicolaus Crelle verführten Inquisitionsproceß verfaßte Deducirung" bei Keßling: Fortsetzung der Historia motuum. Der Ruf war, wie ein italienisches Manuscript sagt, diese Truppen seien pagati per la maggior parte dal duca di Sassonia.

Fabian Dohna war dabei; das Loos traf ihn, daß eben seine Schar voranzuziehen und den Weg zu bahnen hatte. Die oberste Führung aber hatte diesmal doch ein deutscher Reichsfürst, Christian von Anhalt, übernommen, der sich andere Fürsten und Vornehme ohne Schwierigkeit unterordneten.

Einen Theil des zur Werbung erforderlichen Geldes hatte auch diesmal die Königin Elisabeth herübergeschickt; in Gegenwart ihres Gesandten ward die Musterung gehalten.

Die von Heinrich IV. bei seinem Regierungsantritt gegebenen Erklärungen über die Möglichkeit eines Religionswechsels waren in der Ferne so gut wie unbemerkt geblieben; die Sympathie der Protestanten für ihn ward dadurch weder diesseit noch jenseit des Meeres geschmälert: dieser Zug trug noch einmal den Charakter der früheren.

Heinrich IV. hatte eben Noyon zur Unterwerfung genöthigt, als ihm auf der einen Seite 4000 Engländer unter dem Grafen von Essex, der einen durch seine Pracht auffallenden Einzug in Compiègne hielt, von der anderen das deutsche Kriegsheer zu Hülfe kam. Der Michaelistag des Jahres 1591 ward mit einer großen Heerschau in der Ebene von Vandy an der Aisne gefeiert. Die Deutschen stellten sich in acht Abtheilungen, vier zu Pferd, vier zu Fuß auf, die einen Halbkreis bildeten. Die Reiterei mochte 6000, das Fußvolk gegen 10,000 Mann ausmachen. Besonders erweckten sie durch die Fertigkeit, mit der sie das größere und kleinere Geschütz, das sie bei sich führten, abzufeuern verstanden, die Bewunderung der Franzosen[1]). Der König ging von Fähnlein zu Fähnlein, um zu sehen und gesehen zu werden; er fand gar manchen alten Bekannten unter den Hauptleuten, die er um so herzlicher begrüßte; er sprach den deutschen Fürsten seinen Dank für eine so stattliche Hülfsleistung aus.

Und in der That hatte er Grund dazu. So eben vollzog sich in seiner Nähe eine Vereinigung entgegengesetzter Streitkräfte, die ihm sonst sehr gefährlich hätte werden müssen.

Ein Mann saß damals auf dem Stuhle zu Rom, der sich ohne die Rücksichten, die frühere Päpste zuweilen genommen, dem spanisch-liguistischen System unbedingt anschloß: Gregor XIV., aus einer vornehmen mailändischen Familie. Ihm schien es das größte Unglück zu sein, das die Kirche betreffen könne, wenn Vendôme, wie er

1) Bericht bei Cayet, für die Militärgeschichte merkwürdig; Chronologie nommaire. Michaud XII, 308.

Heinrich den IV. nannte, zum wirklichen Besitze des Thrones käme; denn Frankreich würde damit in die Hände der Ketzer fallen. Den König von Spanien forderte er auf, die Reichthümer, welche ihm die letzte Silberflotte gebracht habe, dazu anzuwenden, wozu sie ihm von Gott ohne Zweifel verliehen worden, nämlich zur Abwendung eines so großen Unheils; er selbst trug kein Bedenken, den von Sixtus V. in der Engelsburg niedergelegten Schatz zu diesem Zweck anzugreifen: denn nie könne ein dringenderes Bedürfniß der Kirche vorkommen. Er meinte, daß beide, der Papst und der König, stark genug sein würden, die Sache zu Ende zu führen; noch sei es nicht nothwendig, andere italienische Fürsten um ihre Hülfe zu ersuchen; doch werde es an derselben nicht fehlen, wenn er sie fordere: er setze sein Wort dafür zum Pfande; — von den früheren Unternehmungen habe er niemals große Erwartungen gehegt, von dieser aber sei er überzeugt, daß sie gelingen werde [1]).

Anfangs März hatte der Papst bereits seine Gesinnung den Franzosen kundgethan; in ein paar Monitorien bedrohte er die Geistlichkeit mit der Excommunication, den Adel und den dritten Stand mit seiner Ungnade, wofern sie sich nicht unverzüglich von Heinrich IV. trennen würden; diesen erklärte er auf's neue für einen zurückgefallenen, aller seiner Reiche und Herrschaften von Rechtswegen entsetzten Ketzer; die alten Ansprüche der pontificalen Machtvollkommenheit erneuerte er im Sinne der Spanier und der Ligue.

Im Sommer 1591 erschien ein päpstliches Heer in Frankreich, aus Italienern und Schweizern zusammengesetzt, unter einem päpstlichen Nepoten. In Verdun vereinigte es sich mit den Streitkräften des Herzogs von Lothringen, der jetzt ganz auf die Seite seiner französischen Vettern getreten war, und der Liguisten. Nach vollzogener Verbindung mit Alexander von Parma sollte ein neuer großer Versuch zur Aufstellung eines katholischen Königs in Frankreich, denn zu diesem Zweck ausdrücklich hatte der Papst seine Schweizer angeworben, gemacht werden [2]).

Es ist noch einmal der volle Gegensatz des streng kirchlichen Gedankens im Sinne des Mittelalters und der katholischen sowohl wie protestantischen Abweichung von demselben, was uns hier ent-

1) De quoi il assure et en répond: Auszug seines Schreibens in der Sammlung von Egerton 323.

2) Sillery: Le prétexte de la demande estoit pour servir à l'eslection et establissement d'un roi catholique.

gegentritt. Gregor XIV. wie Philipp II. waren entschlossen, mit vereinten Kräften das alte System in Frankreich wiederherzustellen. Kein Zweifel, daß die päpstliche Autorität auf die mit Heinrich IV. verbundenen Katholiken vielen Eindruck machte; doch hatte die Schroffheit, mit der die kirchlichen Ansprüche auftraten, auf Viele auch wieder die Wirkung, daß sie sich dadurch mehr aufgeregt als erschreckt fühlten.

Zu einem eigentlichen Kampfe zwischen König und Papst ist es jedoch nicht gekommen. Durch seine deutschen Hülfsvölker im Besitze der Ueberlegenheit, hätte Heinrich IV. gewünscht, den päpstlichen Nepoten sofort zu einem solchen zu bringen; in dieser Absicht näherte er sich dem Hauptquartier desselben bis auf eine halbe Stunde; aber es erfolgte nur ein kleines Scharmützel auf den dortigen Höhen, dem die anwesenden Deutschen mit erwachender Kampfbegier zusahen; das päpstliche Heer ward von einem anderen Geschick betroffen.

Als ein großes Ereigniß muß es angesehen werden, daß Gregor XIV., der noch einmal die Principien der katholischen Restauration in einer durch keine politische Rücksicht gebrochenen Stärke in sich nährte, in dem Augenblicke starb, da das Unternehmen beginnen sollte, in dem er das Heil der Welt sah. Durch diesen Tod ward die Bestimmung des Heerführers und des Heeres zweifelhaft; die römischen Unterstützungen blieben aus, und nach einigen Monaten finden wir nur noch ein paar hundert italienische Reiter und fünfzehnhundert Schweizer beisammen, die sich dem Heere des Herzogs von Parma beigesellten. Denn zwischen diesen Beiden, dem französischen König und dem spanischen Feldherrn, mußte die Sache doch entschieden werden [1]).

Dem Könige gelang es, durch die Vermählung Turenne's, der ihm die Deutschen herbeigeführt hatte, mit der Erbin von Sedan, diesen wichtigen Platz an der Maas, bald darauf auch, nicht ohne Hülfe der deutschen Truppen, St.-Valery, am Ausflusse der Somme, zu erobern; er selbst begab sich zur Belagerung von Rouen, dessen Besitz ihm die ganze Normandie verschafft, ihn zum Herrn des nördlichen Frankreichs gemacht haben würde. Im December 1591 war die Belagerung in gutem Fortschritt; in kurzem hoffte der König das stärkste Fort, St.-Catharina, einzunehmen; er meinte, dann werde sich Villars, der hauptsächlich mit Frauen und einem Priester Rath pflog, zur Unterwerfung anschicken.

1) Heinrich an Nevers 13. Dec. 1591. Lettres missives III, 547.

In diesem Augenblick aber erschien Alexander Farnese noch einmal in Frankreich mit einem Heere, das, nicht durch seine Anzahl, aber durch Kriegsübung ausgezeichnet, auch ohne neue Hülfe von Rom her, den Ideen seines Königs und den liguistischen Bestrebungen eine große Stärke verlieh. Man sah den Wettstreit des französischen Kriegwesens mit dem spanischen, in dem dieses schon einmal die Oberhand behalten hatte, sich erneuern.

Diesmal entschloß sich Heinrich, zugleich seine Belagerung fortzusetzen und dem Feind entgegenzugehen.

Bei Aumale, wo er denselben traf, überboten die beiden Feldherren gleichsam ihre entgegengesetzten Eigenschaften. Heinrich war kecker, Farnese vorsichtiger als jemals: jener ward in einem mit wenig Bedacht unternommenen Angriffe verwundet, beinahe gefangen; dieser versäumte aus Bedachtsamkeit, sich seines Vortheils zu bedienen; es war ihm genug, eine Verstärkung nach Rouen zu werfen.

Wie aber die Eigenschaften der Feldherren, so war ihr Heer von Grund aus verschieden.

Als Heinrich in seinen Belagerungsarbeiten, bei denen ihn unter anderem auch englische Pionniere unterstützten, fortschreitend seinen Gegner in der Stadt trotz jener Verstärkungen in dringende Verlegenheit brachte, entschloß sich Alexander Farnese, von der Somme her, wo er eine Stellung genommen hatte, aufs neue gegen Rouen anzurücken. Jetzt gelang es ihm besser; der König sah sich wirklich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Farnese erschien in den Augen der Menge als der erste Mann der Welt, da er, wie einst Paris, so nun auch Rouen entsetzte; mit jauchzendem Zurufe ward er daselbst empfangen.

Forscht man nach dem Grunde seines Gelingens, so liegt dieser darin, daß er, alle Umstände wohl berechnend, eben dann heranzog, als Heinrich den größten Theil seines Adels, der Sitte nach, entlassen hatte. Unverzüglich aber sammelte sich dieser nun wieder um den König: binnen fünf Tagen stellten sich allein aus der Normandie funfzehnhundert Edelleute in vollen Waffen in seinem Lager ein[1]), und mit dieser Provinz wetteiferten die anderen. Auch das Fußvolk konnte aus den benachbarten Garnisonen verstärkt werden. In kurzer

1) Ich nehme diese Notiz aus einer Flugschrift: Utile et salutaire advis au roi pour bien régner, von einem sehr unterrichteten Mann an Ludwig XIII. gerichtet, ungefähr 1617.

Zeit sah sich Heinrich in den Stand gesetzt, das Feld zu halten und seinen Feind aufzusuchen.

Diesmal hatte sich, im Augenblicke des raschen Sieges, Farnese verleiten lassen, von seinem System abzuweichen, und war eigentlich wider seine bessere Einsicht, nur dem Andringen der französischen Freunde nachgebend, vor Caudebec gerückt, um durch die Eroberung desselben die Seine frei zu machen. Beim Recognosciren ward er verwundet; noch mit blutendem Arme traf er die Anordnungen, welche die Einnahme des Platzes herbeiführten. Nichtsdestominder war die Gefahr, in die er durch das Heranrücken der überlegenen königlichen Armee, die von einigen holländischen Kriegsfahrzeugen von der niederen Seine her unterstützt wurde, gerieth, unermeßlich. Plötzlich sah sich der Sieger in seinem Feldlager, wo sich schon Mangel an Lebensmitteln zeigte, selbst belagert.

Die Franzosen hofften, der stolze Herzog werde sich seinen Weg nach Hause durch einen offenen Angriff zu bahnen suchen; aber wie hätte er so fern von den spanischen Provinzen, ohne gesicherten Rückhalt, eine Feldschlacht wagen sollen?

Man muß bei den italienischen Geschichtschreibern, die in Farnese den Erneuerer des alten italienischen Kriegsruhmes bewundern, die Erzählung von seinem Uebergang über die Seine lesen [1]). Denn zu diesem, da es das Einzige war, was ihn retten konnte, entschloß er sich. Auch in den späteren Zeiten hat man es immer als eine der größten militärischen Thaten des Jahrhunderts angesehen, daß er das Heer im Angesichte zwei überlegener und wachsamer Feinde, zur glücklichen Stunde über den Fluß zu setzen und alsdann in raschen Tagemärschen, unaufgehalten und unbeschädigt, durch Isle de France nach Artois zurückzuführen wußte.

So stritten die beiden Kriegsführer, der eine an der Spitze von Lehnsmannschaften und Hülfsvölkern, die sich immer in einer gewissen nationalen Absonderung hielten und die er durch frische Energie zusammenzuhalten wußte, der andere bereits im Besitz einer vollständigen Organisation, welche der Entwickelung strategischer Ideen einen freien Raum übrig ließ.

1) Aus einem Schreiben von Don Martin de Guzpide an Philipp II. 25. Mai 1592 ergiebt sich, daß doch die Zeitgenossen ihn nicht allgemein bewunderten. Sie behaupteten, daß der Feind nos hizo algunas entradas y nosotros ninguna, aunque la gente de V. Md. estava con grandissimas ganas: alles sei wieder in den alten Stand gekommen.

Heinrich IV. verdankte es der Unterstützung der protestantischen Mächte und der zwar oft unterbrochenen, aber immer wieder neu angeregten Ergebenheit des französischen Adels, daß er den feindlichen Streitkräften nicht unterlag; aber der Normandie hatte er sich doch nicht bemeistern können; strategisch war er, wenn nicht überwunden, doch übertroffen worden; die Ligue zu zersprengen, war ihm nicht gelungen.

Vielmehr erneuerte diese auch unter veränderten Umständen den Versuch, ihn zu beseitigen und Frankreich in ihrem Sinne zu gestalten.

Mayenne, der noch immer die vornehmste Stelle unter den liguistischen Großen einnahm, hatte sich doch niemals mit Mendoza verständigen können. Aus dem Briefwechsel des Letzteren sieht man, daß sie einander persönlich zuwider waren. Ich glaube, Mendoza ist gegen den Herzog ungerecht, wenn er ihm Schuld giebt, er habe selbst nicht gewußt, was er wolle, und Andere nur immer mit halbem Ohre, mit einer Art von Zerstreutheit angehört. Mendoza zählte bei seinem ganzen Plane auf den Beifall der Menge; Mayenne machte nie auf Popularität Anspruch. Er war hierin sehr verschieden von seinem Bruder; er mochte die Gunst des Volkes nicht suchen, noch kam sie ihm entgegen; in ihm war nichts Bewundernswürdiges, was die Menschen beherrscht; auch besaß er nicht den Schwung, der sie fortzureißen vermag; seine Unternehmungen waren weder kühn und rasch, noch auch glücklich. Mayenne war ein Mann von schwerem Körper, welcher Ruhe und Genuß zu bedürfen schien; in seinem Hauswesen sparsam, überhaupt an sich haltend, keineswegs freigebig; umsichtig, berechnet und nicht ohne höchst ehrgeizige Gedanken. Das wilde Treiben der Volkshäupter erweckte längst seinen Widerwillen; doch sah er demselben zu, bis endlich einer ihrer größten Excesse, die Hinrichtung des gelehrten und würdigen Brisson, dem sie nicht vergeben konnten, daß er einen der ihnen Verdächtigen freigelassen hatte, und den sie dafür umbrachten, ohne Verhör, noch gerichtliche Form, eine allgemeine Aufregung veranlaßte. Schon fürchteten die sogenannten Politiker, d. h. die Gemäßigten unter den Einwohnern, daß die herrschende Faction sich ihrer durch eine große Gewaltthat entledigen wolle; ein rothes Blatt ging von Hand zu Hand, auf welchem die Namen der angeblich zum Tod oder zur Verbannung Bestimmten verzeichnet waren [1]). Diesen Moment ergriff Mayenne, um, aus dem

1) L'Etoile 25. Nov. 1591 bei Champollion 69: En leurs rolles ils

Lager zur Stadt kommend, die Sechzehn in ihre Schranken zu weisen. Die vornehmsten Urheber jener Hinrichtung ließ er festnehmen und mit dem Tode bestrafen; zugleich setzte er sich in Besitz der Bastille. Die Spanier waren keineswegs damit einverstanden; aber der militärische Sinn der Besatzung verhinderte sie doch, etwas dagegen zu thun, und Mayenne wußte eine Aufregung der Bevölkerung zu vermeiden. Der Sorbonne machte er einen Besuch, um sie zu begütigen; er ließ die Prediger in dem gewohnten Tone fortfahren; es war ihm genug, gezeigt zu haben, daß ein Gesetz und eine Macht, um dasselbe zu handhaben, über ihnen seien.

Indem er sich aber von Mendoza und den populären Bewegungen abwandte, trat er mit Alexander von Parma, der als ein Kriegsmann von Gewerbe an diesen ebenfalls kein Gefallen fand, über die definitive Einrichtung von Frankreich in ernstliche Berathung. Gleich bei der Eröffnung des letzten Feldzuges ward eine Conferenz darüber zwischen seinem vornehmsten Rathe Richardot, dem spanischen Gesandten Don Diego Ibarra und einem Staatsmann aus der Umgebung Mayenne's, Jeannin, gehalten. Den spanischen Staatsmännern kam es mehr auf den gesetzlichen Weg an; sie forderten eine Ständeversammlung, um zur Wahl eines Königs zu schreiten. Jeannin bemerkte dagegen, daß diese doch nur dazu dienen könne, um dem, was von den Großen beschlossen sei, das Gepräge der Gesetzlichkeit zu verleihen; vor allem mit den französischen Großen, und zwar eben denen vom Hause der Guisen, müsse sich der König von Spanien verständigen. Die Sache sei schwer; das einzige Mittel, sie durchzuführen, sei Geld. Die Anerbietungen, welche Don Diego machte, waren sehr bedeutend; doch genügten sie nicht.

Welche Meinungsverschiedenheit aber auch noch obwalten mochte, endlich entschloß sich Mayenne, nach dem Wunsche Farnese's, die hier und da bereits gewählten Deputirten der schon so oft verheißenen Generalstände auf den Anfang des Jahres 1593 zusammenzurufen. Wir haben einige Instructionen übrig, die den Bevollmächtigten gegeben worden, z. B. von der Geistlichkeit zu Auxerre, dem dritten Stande zu Troyes. Die erste setzt als Grundsatz fest, daß niemals mehr als Eine Religion in Frankreich geduldet werden dürfe, wie es nur Eine Taufe, nur Einen Gott gebe; ein unverbrüchliches Fundamentalgesetz müsse jeden Fürsten, der ein Ketzer sei oder die Ketzer be-

les distinguoient par ces trois lettres P. D. C., qui étoit à dire pendu, dagué, chassé.

günstige, von dem französischen Thron entfernt halten; der neue König müsse wo möglich von altem königlichem Blute herstammen, aber seine Erhebung doch der Wahl verdanken und die Billigung des Papstes wie des Königs von Spanien, der ihm seine Tochter vermählen werde, für sich haben [1]). In Troyes schloß man Heinrich von Bourbon namentlich aus, selbst wenn er angeben sollte, daß er sich zum Katholicismus bekehrt habe; denn er sei ein zurückgefallener Ketzer, von dem päpstlichen Stuhl excommunicirt und aller königlichen Prärogativen für unwürdig erklärt, durch die früheren Ständeversammlungen verworfen [2]). Für den neuen König ward hier die einzige Bedingung gemacht, daß er ein Franzose sei; die Regierung soll er alsdann durch ein aus Großen des Reiches und Deputirten der Provinzialstände zusammengesetztes Conseil führen; alles, was von den Ständen zu Blois beschlossen worden, soll für alle künftigen Zeiten als Gesetz gelten [3]). Und wie hätte man etwas anderes erwarten können, als daß der ständisch-katholische Sinn, der in der ganzen Bewegung so wirksam gewesen war, auch in der neuen Versammlung vorwalten würde? Wohin jedoch die Meinung Mayenne's ging, ließ sich nicht mit Bestimmtheit angeben; er unterhandelte sogar zuweilen mit Heinrich IV.; die Spanier zeigen sich mit seiner Haltung während der Wahlen unzufrieden, denn er habe nur seinen eigenen Vortheil im Auge und verfolge die Spanischgesinnten; nothwendig sei, daß Philipp II. ein neues Heer vorrücken lasse; das werde seinen Anhängern, namentlich vielen von den Städten, Muth machen, sich öffentlich zu erklären. In einem ähnlichen Sinne sprach sich, wenn nicht der römische Hof selbst, doch dessen Nuntius aus. Er forderte den König von Spanien auf, mit der schreckenden Macht des Eisens die anziehende des Goldes zu vereinigen, alles zu thun, um die Franzosen mit ihrem Willen oder wider denselben zu sich hinüberzuziehen.

In der That war Philipp II. zu einem Angriffe mit aller Macht entschlossen. Alexander Farnese, der sich während des Sommers zur

1) Articles des remonstrances du clergé d'Auxerre pour les états. Bei Bernhard Procès verbaux des états gen. de 1593. S. 785.

2) Memoire von Troyes 11. December 1592. Ibid. 780.

3) Martin de Guzpide 20. October 1592: Si el exercito de V. Md. — — (es) en aquel reyno poderoso, lo (für Mayenne) sera fuerça andar a derechas, pues con esto podran los bien intencionados y muchos pueblos descubrirse.

Herstellung seiner Gesundheit in Spaa aufgehalten hatte, schickte sich in dem Spätjahr an, an der Spitze eines neuen Heeres nach Frankreich zurückzukehren. Deutsche Landsknechtshaufen unter Kurz und Bernstein, die alten italienischen und spanischen Banden unter Capizucchi und Zuñiga und niederländisch-wallonische Regimenter sammelten sich bereits an den französischen Grenzen. Farnese hatte, da die spanischen Sendungen zögerten oder ausblieben, das nöthige Geld auf seinen eigenen Namen in Antwerpen aufgebracht. Er hatte bereits einen Palast in Paris gemiethet und ließ ihn für sich in Stand setzen. Er wollte die Stadt, wie sie gefordert, gegen die Anfälle des Königs von Navarra und die Umtriebe der Politiker sichern, aber zugleich die Mitglieder der Ligue in Pflicht halten und der Ständeversammlung Zuversicht zu der großen spanisch-katholischen Partei einflößen.

Es war der letzte große Schlag, von dem man alles erwartete. Der Herzog von Parma, wegen seiner Verdienste von allen verehrt, wegen seiner Macht von allen gefürchtet, dem die Hauptstadt und die Partei überhaupt ihre Rettung verdankten, sollte, wie er im Felde das Beste gethan, die große Sache durch bewaffnete Unterhandlung zu Ende führen. Wenn irgend ein Mensch, so war er dazu fähig.

Was sind aber menschliche Berechnungen? Das göttliche Geschick spottet ihrer. Im Begriffe, nach Frankreich aufzubrechen, ward Alexander Farnese vom Tode weggerafft.

Vierzehn Tage lang hatte man ihn zu Arras fast immer zu Pferde gesehen, um die ankommenden Truppen, die mit ihm nach Frankreich gehen sollten, zu mustern; am 1. December wurde er krank; doch unterzeichnete er noch militärische Befehle mit zitternder Hand; auf die Bitte seines Dieners, den letzten Lebensfunken durch Ruhe zu schonen, antwortete er: und wenn es der letzte sei, so wolle er ihn, wie das ganze Leben, den öffentlichen Angelegenheiten widmen; am 3. December war er nicht mehr. So eben hatte sich Alexander Farnese zur Ausführung von Plänen angeschickt, welche die Zukunft der Welt bestimmen sollten: jetzt sah man seine Leiche in eine Kapuzinerkutte gehüllt, von dreihundert Fackeln umstellt, in der Kirche St.-Vedast. Ein Ereigniß von eben so großer Wirkung wie vor kurzem der Tod Gregors XIV.

Anfangs des Jahres 1593 trafen die Deputirten zu den Generalständen nach und nach in Paris ein; keineswegs vollständig, aber doch so zahlreich, daß ihre Sitzungen am 26. Januar im Louvre eröffnet werden konnten. Sie wurden in dem Sinn empfangen, in dem sie gewählt worden

waren, mit Predigten, in denen man ihr Recht bewies, vom salischen Gesetze abzuweichen, und päpstlichen Anmahnungen, in denen sie auf den Grund, daß Gott die Könige erhebe und absetze, des Volkes Stimme aber Gottes Stimme sei, aufgefordert wurden, zur Wahl eines wahrhaft katholischen Königs zu schreiten.

Aber die große Combination Philipps II. erfüllte sich damit nicht. Da der alte Sieger und Befreier gestorben, rückte auch das spanische Heer, welches ein persönliches Verhältniß zu ihm hatte, nicht in Frankreich ein. Statt Farnese's erschien wie zu einer gewöhnlichen Unterhandlung Lorenz Suarez Figueroa, Herzog von Feria, den Niemand kannte, mit einem spanischen Rechtskundigen, Inigo Mendoza, der dazu bestimmt war, die Gültigkeit des salischen Gesetzes aus juridischen Gründen zu widerlegen.

Mayenne fand es rathsam, dieser Gesandtschaft, der noch Tassis beigesellt wurde, nach Soissons entgegenzureisen, um im voraus seine Abkunft mit ihr zu treffen. Nicht der Rechtsgelehrte, aber die beiden spanischen Staatsmänner hielten es für einen entscheidenden Vortheil, wenn es ihnen gelinge, ihn auf ihre Seite zu bringen; gehe er dann mit ihnen in erwünschter Gesinnung nach Paris, so werde er auch alle Anderen für sich und für sie gewinnen [1]).

Das Erste, wovon die Unterhandlung ausging, war der Anspruch der spanischen Infantin auf die französische Krone. Mayenne machte hiergegen keine Einwendungen; er erklärte oft, daß derselben das volle Recht auf die Krone zustehe; aber er wiederholte, es werde unendlich schwer sein, damit durchzudringen, und stellte für sich selbst ungeheure Forderungen auf. Manches heftige Wort mag in der Unterhandlung gefallen sein; zuletzt aber vereinigte man sich. Dem Herzoge wurden das Gouvernement von Burgund, mit Vorbehalt allein der Hoheitsrechte des Königs, und das Gouvernement der Normandie unter den gewöhnlichen Bedingungen solcher Stellen versprochen, überdies große Geschenke auf einmal, bedeutende Renten auf immer, Bezahlung seiner Schulden: bis die Infantin komme, sollte er ihr Generalstatthalter sein; wenn sie gekommen, eines von den größten

1) Tassis giebt seinen Gesichtspunkt sehr unumwunden an: viendo, quan mezclado anda lo de dios con lo del mundo y que es permitido y conveniente ayudarse desto postrero para salir con lo primero, seria bueno, entrar en estados teniendo comprados a los que mas al caso hizen y en particular al de Umena.

Reichsämtern erhalten. Dagegen machte sich Mayenne seinerseits anheischig, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bei den versammelten Ständen dahin zu wirken, daß die durchlauchtige Infantin zur Königin von Frankreich erklärt werde: denn er wisse sehr wohl, daß dies der austräglichste Weg zur Zerstörung der Ketzerei und Erhaltung der Religion im Reiche sei [1]). Mündlich versprach er, seine Stimme der Infantin unverzüglich zu geben. So schien die Hauptsache erreicht. Die Gesandten meinten, daß sich durch gegenwärtige Freigebigkeit oder Versprechungen für die Zukunft alles Weitere durchsetzen lassen würde: die Franzosen seien alle bis unter die Augen im Elend und wenige tugendhaft genug, dies zu ertragen; sie seien gesonnen, ihre Lage diesseits zu verbessern und für ihr Heil jenseits weder zu leiden, noch zu sterben. In Paris, wohin die Gesandten am 9. März kamen, fanden sie die Gemüther in einer ziemlich günstigen Stimmung. Eine Rede, die Feria zu Gunsten der Ansprüche Isabella's in den Ständen hielt, ward gut aufgenommen; Niemand wagte, sich für Heinrich IV. zu erklären: wiewohl man auch von den anderen Prätendenten sprach, so behauptete doch immer die Infantin den vornehmsten Platz unter allen. Eigentliche Verhandlungen begannen erst, als auch Mayenne nach Paris zurückgekommen war, was am 6. Mai geschah. Dann ward eine Junta gebildet, an der die anwesenden katholischen Großen, die Abgeordneten der abwesenden und sechs Deputirte der Stände, von jedem Stande zwei, sowie einige von den Räthen Mayenne's theilnahmen; und vor dieser setzten nun die Spanier aufs neue die Ansprüche ihrer Infantin auseinander, absichtlich in den gemäßigtsten Ausdrücken; sie hatten nichts dagegen, daß dem Geburtsrechte die Wahl hinzugefügt werde, wenn es nöthig sei. Die Franzosen zögerten, sich auf den Rechtsanspruch einzulassen: sie forderten vor allen Dingen, daß ihnen die Unterstützung namhaft gemacht werde, auf die sie sich Rechnung machen dürften. Zwei Tage darauf trugen die Spanier vor, was man von ihrem König erwarten könne, obgleich sie von demselben keine bestimmte Anweisung dazu hatten, sondern sich älterer Papiere bedienen muß-

1) Die Urkunden über diese Abkunft sind in den Commentarien von Taffis Bd. VIII. S. 524 abgedruckt. Ueber die Verhandlungen liegen außer seiner Erzählung auch in den Papieren von Simancas noch die Berichte Inigo Mendoza's vor. Dieser fügt die Nachricht von dem mündlichen Versprechen hinzu.

ten [1]). Alles ließ sich an, als werde man es nunmehr zu voller Verständigung bringen.

Sei es Vernachlässigung oder ein gemeinschaftliches Bedenken, die letzte Schwierigkeit zu berühren, noch war darüber nichts festgesetzt worden, wer der Gemahl der Infantin sein solle, wenn sie Königin werde. Gerade die Unbestimmtheit, in der man diesen Punkt ließ, mag dazu beigetragen haben, daß der Plan, ihr den Thron zu verschaffen, nicht vom ersten Augenblick an einen größeren Widerstand erweckte. In dem bourbonischen wie in dem lothringischen Hause gab es eine ganze Anzahl unverheiratheter Fürsten, die sich auf die Hand der Infantin Hoffnung machten, oder für welche ihre nächsten Verwandten diese Hoffnung hegten. Endlich aber mußte das Stillschweigen hierüber gebrochen werden.

Und da traten die Gesandten mit dem Wunsche Philipps II. hervor, zugleich mit seiner Tochter seinen Vetter, den Erzherzog Ernst, auf den französischen Thron zu bringen. Die Infantin Isabella war vorlängst dem Kaiser Rudolf bestimmt gewesen, der aber in dem wunderlichen Zustande des Gemüthes, in den er gerathen war, nie zu dem Entschlusse kommen konnte, weder seine Braut heimzuführen, noch auch ihr zu entsagen. Philipp II. wendete sein Augenmerk auf den Bruder des Kaisers, Erzherzog Ernst, dem er nach dem Tode des Prinzen von Parma die Statthalterschaft in den Niederlanden übertrug [2]); und dieser ging mit Freuden auf die Anträge des Königs ein. König Philipp war hierdurch gewissermaßen gebunden, den Erzherzog auch den Franzosen vorzuschlagen. Hatte man ihm doch auch von Frankreich her oft genug gesagt, daß die Autorität eines gebornen Fürsten aus königlichem Geblüte dazu gehöre, um die Franzosen zu regieren. Ueberdies aber lag darin die weitere Ausbildung des Gedankens einer katholischen, den Primat der Welt besitzenden Dynastie. Man hielt für möglich, daß Erzherzog Ernst künftig einmal das Kaiserthum mit dem Besitze der Niederlande und der französischen Krone verbinde.

Ob es der Klugheit und dem Ansehen des Herzogs von Parma gelungen wäre, diesen Vorschlag annehmlich zu machen? Fast möchte man auch daran zweifeln. Wahrscheinlich wäre er nicht im ersten Augenblicke damit hervorgetreten, wiem an denn später behauptet hat,

1) sin precisa y clara luz de V. Md., wie Tassis sagt.

2) Vgl. Khevenhiller Annales Ferdinandei IV, 1072.

die Sache sei nicht unmöglich gewesen, aber der Erzherzog hätte nicht zuerst genannt werden sollen. Wie der Vorschlag gemacht wurde, erweckte er einen allgemeinen und heftigen Widerspruch.

Wohl hatte auch Philipp selbst sich nicht verhehlt, daß es dahin kommen könne, und noch drei andere bezeichnet, die er sich gefallen lassen wolle: Carl von Guise, Sohn des zu Blois umgebrachten, der schon vor einiger Zeit wie durch ein Wunder aus seinem Gefängniß entkommen war und die allgemeine Gunst der Partei besaß, oder einen der Söhne des Herzogs von Lothringen unter der Bedingung, daß Lothringen dadurch nicht mit Frankeich vereinigt werde, oder endlich auch den Sohn des Herzogs von Mayenne. Da der erzherzogliche Name alles gegen sich aufregte, mußten die Gesandten einen anderen nennen; Feria entschied, nicht ganz im Einverständnisse mit Inigo Mendoza, für den an erster Stelle genannten Guise, zu dem er eine persönliche Vorliebe gefaßt hatte. In tiefem Geheimnisse kam er in einem Franziskanerkloster mit einem Freunde des Hauses zusammen und vertraute ihm an, daß Philipp damit einverstanden sei, wenn man Guise zum Könige wähle und seine Tochter ihn als Gemahl annehmen wolle. Und wie nun der erste Vorschlag allgemeinen Widerwillen, so erregte der zweite, der, wie vertraulich auch immer mitgetheilt, doch auf der Stelle bekannt wurde, allgemeine und laute Freude unter den Mitgliedern der Ligue. Am 18. Juli 1593 ward in ihren Kirchen gepredigt, daß Gott endlich den künftigen König gezeigt habe, einen jungen Fürsten, der aber nie vom Glauben abgewichen sei, von gutem Stamm, ein neuer David.

Da war nur die Eine Frage, und schon Inigo Mendoza hatte sie erhoben, ob Mayenne, der noch alles leitete, hiermit zufrieden sein werde.

Aus dem Halbdunkel, in welchem Mayenne sich hielt, blitzen zuweilen höchst ehrgeizige Gedanken auf. Er hat einst dem Herzoge von Parma unumwunden zu wissen gethan, daß er selbst die Hoffnung hege, König von Frankreich zu werden. Vor allen Anderen, schrieb er demselben, würde er dem Könige von Spanien die französische Krone gönnen: wolle sie dieser aber nicht annehmen, so habe er so große Verdienste um die katholische Sache, daß er erwarte, man werde ihm darin Niemand vorziehen. Er verhieß, Burgund abzutreten, wenn man ihm helfe, den französischen Thron zu bestei-

gen [1]). Philipp hatte dies ungern vernommen und war nicht darauf eingegangen. Aber Mayenne konnte über das einmal ausgesprochene Wort nicht wieder hinwegkommen. Es ist möglich, daß er gewonnen worden wäre, wenn die Spanier, wozu Inigo Mendoza rieth, seinen Sohn genannt hätten: von der Erhebung Guise's auf den Thron dagegen wollte er schlechterdings nichts hören. Er hat gesagt, er liebe seinen Neffen so sehr wie sich selbst, aber nicht mehr; er wünsche ihm so viel Glück, wie sich selbst, aber nicht mehr: größer als sich wolle er ihn nicht sehen. Der päpstliche Nuntius Sega bemerkte ihm, auch ein Bildner werfe sich vor dem Crucifix nieder, das von ihm selber gemacht sei; er erinnerte ihn an das Beispiel des Lykurgus, der den wiederhergestellten Thron in Sparta seinem Neffen überlassen habe. Wie hätten aber Vorstellungen dieser Art auf einen Mann wirken sollen, der von der höchsten Gewalt den Begriff der Italiener in sich aufgenommen hatte, daß um ihretwillen alles erlaubt sei: keine Zusage, kein Eidschwur könne dagegen verpflichten [2]); man wollte von ihm gehört haben, es sei unmöglich, zugleich ein guter Staatsmann und ein guter Christ zu sein. Es erschien ihm wie eine Demüthigung, dem älteren Zweige seiner Familie eine Prärogative vor seiner eigenen Nachkommenschaft einzuräumen. Er erklärte den Gesandten, nicht einen König bedürfe man jetzt, sondern Mannschaften und Geld: ehe diese eingetroffen, wollte er von keinerlei Königswahl hören: er schob alles ins Weite.

Montaigne spricht einmal seine Verwunderung darüber aus, daß die Guisen die Stufen zum Thron eine nach der anderen eingenommen und dann doch nicht gewagt haben, diesen selbst zu besteigen. Der Grund ist: in dem Moment, in welchem dies geschehen sollte und möglich war, wurde derjenige, den die öffentliche Stimme dazu bezeichnete, vom eigenen Oheim zurückgedrängt; der lagerte sich „vor den Garten der Hesperiden, um den Neffen den goldnen Apfel nicht brechen zu lassen". Die letzte Combination, welche wenigstens

1) petere, ne sibi in conservanda vetere religione laboribus paternis, fraternis et suis reliquos omnes antegresso praeripi a quoquam meritorum tantorum pretium pateretur: spondere autem, si auxiliis hispanicis fultus in solium Gallicum scanderet, Burgundiae ducatum Philippo regi. (Dondinus de rebus in Gallia gestis 463.)

2) Que en materia de stado no ay que hazer caso de juramentos: recordandose lo que avia prometido dezia que variando el tempo si variaban las obligaciones. (Parescer de Feria 1594.)

den Versuch der exclusiv katholischen und ständischen Monarchie möglich gemacht hätte, kam nicht zu Stande.

Da hätte nun Mayenne die Herstellung des legitimen Königthums selbst in die Hand nehmen, in dem Ruhme, den sich später ein Monk erwarb, diesem vorangehen können; aber dazu besaß er nicht Weltübersicht und Selbstbeherrschung genug; zu lange schon war er des factischen Besitzes der höchsten Autorität gewohnt, als daß er sich davon hätte losreißen können. Indem er seinen Neffen zurückwies, hoffte er noch für sich selber. Er bemerkte nicht, daß die Dinge unter seinen Augen eine ganz entgegengesetzte Wendung nahmen.

Fünftes Capitel.

## Religionswechsel Heinrichs IV.

Mit den Penaten eines monarchischen Staates, das ist mit dem über den Wechsel der Generationen hinaus fortbestehenden Leben desselben, sind die Penaten der herrschenden Familie nun einmal von Anfang an auf das engste verbunden. Sie von einander zu trennen, ist dann und wann selbst mit Erfolg versucht worden, aber niemals ohne die größte Gefahr und alles in Frage stellende Erschütterungen. Denn nicht allein ein Recht des Erbes ist die Legitimität, sondern in dem nicht revolutionirten Staate das oberste seiner Gesetze, gleichsam der Schlußstein aller anderen. Man hat nur dann davon abweichen können, wenn die regierende Familie mit den Forderungen der Unabhängigkeit ihres Landes in Widerspruch gerathen, zwischen der Idee des Staates und den Interessen des regierenden Hauses ein nicht zu beseitigender Antagonismus hervorgetreten war.

Hiervon aber war damals in Frankreich vielmehr das Gegentheil der Fall.

Beim ersten Blicke leuchtet ein, daß das französische Reich, wenn die spanisch-liguistischen Entwürfe ausgeführt wurden, in seiner politischen Besonderheit gar nicht mehr bestehen geblieben wäre. Nicht allein die Erhebung des Erzherzogs, sondern auch das Königthum eines so schwachen Fürsten, wie der junge Guise war, zur Seite einer von ihrem Vater in die Geschäfte eingeführten geistvollen, aber nur in der spanisch-katholischen Idee lebenden Frau, hätte den Franzosen ihre Selbständigkeit gekostet. Frankreich würde ein Theil des großen katholischen Weltreiches geworden sein, das König Philipp II. und seine Staatsmänner im Sinne hatten.

In vielen Anderen mochte ein Gefühl hiervon und ein Widerwille dagegen leben: zuerst legte sie die gesetzbewahrende Körperschaft, das Parlament zu Paris, an den Tag.

Den exclusiv hierarchischen Bestrebungen widersetzte sich das Parlament, auch als es unter dem Einflusse der Ligue stand, so gut wie den demokratischen. Offen bekämpfte es die Instruction eines päpstlichen Legaten, welche den alten Vorrechten von Frankreich zuwiderlief, sowie die Absicht der Stände, die tridentinischen Beschlüsse einzuführen. Und so wollte denn das Parlament das salische Gesetz so wenig wie ein anderes Grundgesetz des Reiches überschreiten lassen. Man konnte sich darüber nicht täuschen: gleich die Befugniß der Stände, zu einer neuen Königswahl zu schreiten, beschränkte das Parlament in seiner Erklärung durch den Zusatz, daß dies nach den Gesetzen des Reiches geschehen müsse. Als Inigo Mendoza seinen Vortrag über die Ungültigkeit des salischen Gesetzes halten wollte, weigerte sich der Generalprocurator Molé, demselben beizuwohnen, was ausnahmsweise gewünscht wurde, denn sonst war das Parlament von den Berathungen der Stände ausgeschlossen, und man hielt für besser, daß er entfernt bleibe [1]). Aber dieser Vortrag, statt zu überzeugen, weckte überhaupt die entgegengesetzten Ideen und Erinnerungen auf. Man bemerkte, daß der Grundsatz der natürlichen Erbfolge, welchen Mendoza empfahl, die Ansprüche bestätigen würde, welche die englischen Könige einst auf die französische Krone gemacht hatten und deren Nachfolger auch wohl noch einmal erneuern konnten. Der ganze Zustand, in dem man sich seit Jahrhunderten befand, wäre dadurch für ungesetzlich erklärt worden: unmöglich konnte das Parlament diese Ansicht um sich greifen lassen. Indem die Stände in ihrer Berathung über die Erhebung der Infantin auf den französischen Thron fortfuhren, regte sich zunächst in den jüngeren Mitgliedern der Chambre des enquestes die Absicht, sich diesem Vorhaben mit Ernst und einem gewissen Grade von Feierlichkeit zu widersetzen. Man schreibt einem später namhaft gewordenen Manne, Michel de Marillac [2]), Neffen des obenerwähnten Erzbischofs von Vienne, das Verdienst zu, die Initiative in dieser Sache ergriffen zu haben; der erste Präsident le Maistre und die Grand' chambre gingen darauf ein. Sie waren nicht etwa im voraus einverstanden mit Mayenne; aber so viel wußten sie wohl, daß dieser die Absichten der Spanier und der Mehrheit der Stände nicht theilte; es war ein Augenblick, wo sie etwas wagen konnten. Die Meinungen wurden

1) Registre du clergé, bei Bernard 483.

2) Le Beau: Vie de Marillac; bei Maier XV, 615, mit guten Zusätzen bei Bernard 736.

mit aller möglichen Zurückhaltung, fast mit dem Ausdrucke der Zaghaftigkeit vorgetragen; aber sie waren entschieden.

Am 28. Juni verfaßte das Parlament eine feierliche Mahnung an Mayenne, zu verhindern, daß unter dem Scheine der Religion die Krone in fremde Hände gerathe; alles, was zur Erhebung eines fremden Prinzen oder einer fremden Prinzessin geschehen sei oder geschehen könne, sei und bleibe null und nichtig: denn es stehe im Widerspruche mit dem salischen Gesetz und anderen Grundgesetzen von Frankreich. Am Nachmittag sah man den Präsidenten mit 20 Räthen vom Justizpalast über den Quai nach der Wohnung des Generalstatthalters daherschreiten, um ihm diesen Beschluß zu überbringen. In ausführlicher Rede legte le Maistre die Motive dar; er erinnerte Mayenne an das Beispiel des Widerstandes gegen die Eingriffe des Stuhles zu Rom in die politischen Angelegenheiten, welches die alten Könige, Philipp August, Philipp der Schöne, Ludwig XII., gegeben, und an seinen eigenen Eid [1]). Mayenne zeigte sich ungehalten, daß man einen so wichtigen Beschluß, ohne ihn vorher zu fragen, gefaßt habe: für den Augenblick aber — und das Gefühl des Augenblickes pflegt in Frankreich den Ausschlag zu geben — war ihm derselbe sogar angenehm [2]); und so ließ er ihn hingehen.

Wenn wir das Ereigniß aller Zufälligkeiten entkleiden, so liegt die Summe desselben darin, daß der höchste Gerichtshof, der sich schon früher einmal von der Strenge der geistlichen Satzungen und Rechte losgerissen, seitdem aber denselben seine Zustimmung wieder hatte zu Theil werden lassen, ihnen jetzt, als es Ernst damit wurde, sie auf die Krone selbst anzuwenden, mit aller seiner Kraft entgegentrat. Die geistlichen Gesetze und die ergangene Excommunication schlossen den gebornen König und seine Nachkommenschaft auf immer von dem Thron aus. Statt dies anzuerkennen und der neuen Königswahl, die man vorhatte, Raum zu machen, provocirte das Parlament auf die Grundgesetze des Reiches, durch welche eben der Ausgeschlossene zur Krone berufen wurde. Der Ordnung der Kirche und der allgemeinen katholischen Welt stellten sich die Ordnung und die Nothwendigkeiten des Staates entgegen. Es war ungefähr wie

1) Auszug der Rede bei Thuanus CVI, 545.

2) Tassis 10. Juli: no falta quien dice que la (die Erklärung des Parlaments) procuraron la madre hermana y muger del de Umena; mas puede dexarse de sospechar que aun el mismo duque convino en ello, si ben dio despues alguna reprehension.

einst in Deutschland, als die geistlichen Fürsten ihre Verpflichtung gegen den Papst hintansetzten und sich entschlossen, den Religionsfrieden anzuerkennen, ohne welchen die Nation nicht bestehen konnte.

Zu der politischen trat eben damals eine geistlich-doctrinäre Manifestation.

Während des Reichstages fanden, mit Genehmigung Mayenne's, Conferenzen zwischen den royalistischen und liguistischen Bischöfen statt, meistens zu Suresne, von denen man jedoch nicht sagen konnte, daß sie die Ueberzeugungen einander genähert hätten. Wie bei Gesprächen dieser Art gewöhnlich, waren die Sätze, die jeder Theil behauptete, merkwürdiger, als was der eine dem anderen abgewann. Die Royalisten, die aus dem Lager Heinrichs IV. kamen, stellten die natürlichen Rechte des gebornen Königs in den Vordergrund; die Liguisten, die aus der Stadt abgeordnet waren, erklärten es für unvereinbar mit den kirchlichen Pflichten, diese Rechte bei einem Nichtkatholiken anzuerkennen. Diese stützten sich auf Beispiele aus dem alten Testament und den hierarchischen Jahrhunderten, jene hoben die einfachen Sprüche des Evangeliums, die auch für die Protestanten maßgebend gewesen waren, hervor. Den größten Eindruck machte es, als eines Tages die royalistischen Geistlichen versicherten, ihr König werde zum Katholicismus übertreten. Vielleicht war es schon ein Rückschritt von der äußersten Strenge der früheren Behauptungen, wenn der Führer der Liguisten, Erzbischof Espinac, es nicht für ganz und gar unmöglich erklärte, daß derselbe alsdann als König anerkannt werden könne; aber dabei blieb er, daß dieser Anerkennung die Absolution durch den römischen Stuhl vorangehen müsse. Denn wenn die Krone in weltlichen Dingen unabhängig sein möge, so habe sie dies Vorrecht nicht, sobald es auf Religion und Glauben ankomme. Die royalistischen Theologen waren weit entfernt, dies zuzugeben. Ihr Führer, Renaud de Beaune, Erzbischof von Bourges, warf die Frage auf, was daraus werden solle, wenn der Papst etwa verweigere, den König zu absolviren [1]). Wolle man das Recht der Krone von Auswärtigen abhängig machen? Er hielt es für vollkommen genügend, daß der französische Clerus dem Könige die Absolution ertheile: später möge man die Einwilligung und den Segen des Papstes nachsuchen.

Den nächsten Sonntag sprachen sich die Prediger der Stadt mit

1) Ausführlicher Bericht über die Sitzungen bei Cayet Chronol. Navarr. Mich. XII, 447.

um so stürmischerer Heftigkeit über Heinrich von Béarn aus, den Excommunicirten, in die Ketzerei Zurückgefallenen, von dem sie nicht glauben wollten, daß ihn der Papst, in dem sie sich nur den Ausdruck der strengsten kirchlichen Gesetze dachten, jemals lossprechen könne: möge er katholisch werden, aber ihr König könne er niemals sein; nicht einmal von weiterem Stillstande mit ihm wollten sie hören.

Damit hatten sie jedoch nicht mehr so ganz die Beistimmung der Menge, die nicht allein Meinungen verlangt, sondern Erfolge.

Der spanisch-liguistischen Sache that nichts einen größeren Eintrag, als die Schwäche und Entfernung der spanischen Streitkräfte [1]). Die Prätensionen der Gesandten wurden lächerlich, da die Kriegsgewalt fehlte, welche ihnen allein Nachdruck verleihen konnte.

Dagegen war der brave Béarner mit seinem Heer in der Nähe der Hauptstadt; man hörte bald von der einen, bald von der anderen seiner Unternehmungen und sah sich durch dieselben benachtheiligt, ja bedrängt.

Oft und mit Recht ist davon gesprochen worden, wie sehr seine Kriegführung vor dem Talent Alexander Farnese's, der seine militärischen Bewegungen bei weitem besser nach Einem Ziele leitete, in Schatten trat. Aber es giebt noch eine andere Art von Strategik, die von den großen geographischen Verhältnissen ausgeht; von dieser besaß Heinrich IV., ich will keineswegs sagen die Wissenschaft, aber doch ein praktisches Gefühl. Wie er gleich bei seinem ersten Angehen auf Paris hauptsächlich die beherrschenden Positionen an den Flüssen in seine Hand zu bringen suchte und es nach dem Abzuge Farnese's sein erstes Geschäft sein ließ, sich des Verlornen wieder zu bemächtigen, so verfuhr er in Bezug auf das ganze nördliche Frankreich. Denn dies sich zu unterwerfen, war seine Aufgabe; der Norden ward diesmal vom Süden bezwungen. Vor allem sorgte er dafür, daß die mittlere und untere Loire in seinen Händen blieb; da er Rouen und Havre nicht einnehmen konnte, so war es ihm um so wichtiger, Quilleboeuf und Caudebec zu behaupten, oder wiederzugewinnen, und nichts war den Liguisten der Normandie empfindlicher; die Häfen der nördlichen Küste hielt er meistens in Gehorsam. Man hat über ihn gescherzt, daß er wichtige Kriegszüge durch Unterhandlungen

1) Inigo Mendoza 30. Mai 1593: no ay quien ne nos eche en rostro nostra desnudezza en armas y dineros, otros nos predican por impotentes y desconfian de lo que promitimos.

über die Vermählung der Erbin von Boullion mit Turenne unterbrochen habe: in der That aber lag für seine gesammte Aufstellung etwas daran, daß ein so wichtiger Punkt an der Maas, wie Sedan, in den Besitz eines befreundeten und während des Krieges zuverlässigen Mannes kam. Von noch größerem Werthe war die erwähnte Besitznahme St.-Valery's an der Somme durch den Herzog von Nevers; Heinrich hat gesagt: wäre es diesem dann nicht gelungen, so wäre er selber vor die Stadt gezogen. Die Herrschaft über die Häfen, Ströme, Flußübergänge gab ihm die Herrschaft über das Land und brachte eine mächtige Rückwirkung auf die großen Communen hervor, die seine vornehmsten Feinde waren. Schon waren Paris, Rouen, Orleans an Kräften erschöpft, ja in offenbarem Verfall: wenn die Städte der Picardie sich etwas besser aufrecht hielten, so wurden sie doch auch wie einst vom Gedeihen, so jetzt von den Verlusten der übrigen betroffen [1]). Daß Heinrich im Juli 1593 Dreux einnahm, empfand man besonders in der Hauptstadt, wo allmählich Jedermann des Krieges müde wurde. Während der Conferenzen von Suresne und des für dieselben bewilligten, von Zeit zu Zeit verlängerten Waffenstillstandes war den Parisern wieder ein Vorgenuß des Friedens zu Theil geworden. Gar Manche waren gegangen, ihre Besitzungen wiederzusehen; sie erschraken vor dem Gedanken, daß der Stillstand aufgehoben werden könnte. Der päpstliche Legat, der als ein Gegner desselben galt, wurde dafür mit Gewaltthätigkeiten bedroht.

Bei dem militärischen Uebergewichte, das der König in diesem Augenblick ohne Zweifel besaß, und dem Bedürfnisse des Friedens auf der anderen Seite könnte es scheinen, als hätte er, an seinem Glauben festhaltend, auf einen vollkommenen Triumph rechnen können. Von eifrigen Hugenotten ward ihm vorgestellt, er möge die Katholiken immer einen Strohmann zum Könige wählen lassen; alles Gift seiner Feinde möge sich in Einem Haupte sammeln; er wisse dann, wen er zu bekämpfen habe; das sei der schwerere Weg, aber der ihn dahin führe, sich zum absoluten Könige zu machen. Man erinnerte ihn an die persönliche Gefahr, vor der in der Mitte der alten Gegner ihn Niemand schützen könne; besser für ihn, im schlimm-

1) Memoyre pour les affaires de la France 1592 (MS. de Simancas): Les villes catholiques sont réduites en extrême langueur pour ne jouir de revenu quelconque, pour être privées de leur trafic ordinaire et pour ne pouvoir vivre de leur métiers.

sten Falle in einem Winkel von Frankreich sich unabhängig zu behaupten und nur mit Leuten umgeben zu sein, auf die er sich verlassen dürfe.

Es wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz in der Welt geben, das bei dem Gedanken, daß es dem Könige Heinrich gelungen wäre, ohne Uebertritt zu einem anderen Glauben sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge.

Das aber war seine Lage gar nicht mehr, daß er einen freien Entschluß hätte fassen können. Durch das Versprechen, das er gleich nach dem Tode Heinrichs III. gegeben, war er gebunden. Er konnte die Erfüllung desselben verschieben, solange er um sein Dasein kämpfte, Anmahnungen, die mit Drohungen verknüpft waren, wie sie damals aufs neue von einer Partei, die sich mit besonderem Nachdruck als die dritte bezeichnete, obgleich es längst eine solche gab, an ihn gerichtet wurden, als seiner Ehre zuwiderlaufend zurückweisen. Wenn er aber sein Wort lösen konnte, ohne vor sich selber zu erröthen, dann entsprach es zugleich allen seinen übrigen Interessen, das zu thun.

Unter den mancherlei Aufforderungen dazu, die ihm auch von befreundeter Seite zukamen, finde ich besonders eine bemerkenswerth, in welcher der Uebertritt als eine Pflicht des Königthums dargestellt wird. Das französische Reich, heißt es darin, sei gleichsam die Beute eines Jeden, der sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen wolle: Raub und Mord gehe im Schwange; unter den Glaubensstreitigkeiten reiße der Atheismus ein. Für alle Gewaltthaten, Unterdrückung der Schwachen, Schändung des Heiligen, allen Ungehorsam habe man keinen Vorwand, als den einzigen, daß der König nicht katholisch sei. Wäre Heinrich nichts als Herzog von Vendôme, so möchte er thun, was ihm zu thun gefalle: aber er sei König von Frankreich, da habe er vor allem die Pflicht, für das Reich zu sorgen. Alle constituirten Gewalten im Reiche seien katholisch, die Abweichenden in so geringer Zahl, daß das keinen wesentlichen Unterschied mache: und sei nicht die katholische Kirche in Bezug auf Lehre, Ordnung und Gebräuche die alte, wie sie von jeher gewesen? Niemand könne leugnen, daß es in ihr Mißbräuche in Sitten und Zucht gebe; diese zu reformiren, stehe nicht den Hugenotten, sondern ihm, dem Könige, dem weltlichen Oberhaupte der Kirche, zu; vielleicht habe Gott ihn dazu ausersehen, die allgemeine Einheit einmal wiederherzustellen. Aber ehe er in die Kirche eingreifen könne, müsse er erst wieder als der älteste Sohn der Kirche dastehen.

Zu diesen allgemeinen Gründen fügte man dann die Umstände der Zeit. Unmöglich, sagte man ihm, könne er seinen Staat allein auf den Adel gründen, von dem man nicht einmal wisse, wie lange er aushalten werde; jetzt aber habe er Gelegenheit, auch die Städte für sich zu gewinnen, die nur nach einem Anlasse verlangen, um sich ihm anzuschließen: wenn er übertrete, werde es ihm an den gewohnten Unterstützungen des Clerus nicht fehlen, er werde Herr aller drei Stände sein; wo nicht, so müsse er fürchten, daß man ihm einen anderen König entgegenstelle [1]).

Damit gingen die Anhänger des jungen Guise und die Spanier so eben auf das eifrigste um, und gewiß durfte es Heinrich nicht dahin kommen lassen. Ein einmal ernannter Gegenkönig konnte mit der Zeit alle ihm entgegengesetzten Bestrebungen um sich sammeln; schon im Titel liegt ein Zauber: wie leicht, daß die wiederkehrende Fluth spanischer Unterstützungen der Ligue alsdann noch einmal eine größere Kraft verlieh, als sie in diesem Augenblicke besaß; ein innerer Krieg ohne Ende hätte sich entsponnen.

Und war es nicht selbst für die Protestanten ein Vortheil, wenn ein Fürst den Thron bestieg, der ihnen angehört hatte, durch ihre Hülfe emporgekommen, durch mannigfaltige Bande an sie gefesselt war? Ihre Sache gelangte dadurch auf eine ganz andere Weise, als es sonst möglich gewesen wäre, in die engste Verbindung mit der Staatsgewalt, die alsdann, so hätte man glauben sollen, niemals wieder einen eigentlich verfolgenden Charakter annehmen konnte. Mit Heinrich IV. schien die Gesinnung der Toleranz, die sich bisher in einigen Provinzen behauptet, den Thron von Frankreich einnehmen zu müssen, in seiner Persönlichkeit eine Vermittlung des sonst nicht zum Austrage zu bringenden Gegensatzes zu liegen.

Das war dann aber eine Entscheidung nicht allein für Frankreich, sondern für Europa.

Wenn in Europa entgegengesetzte Doctrinen und freie Kräfte unaufhörlich mit einander um das Uebergewicht ringen, so hängt doch die letzte Entscheidung selten von dem Kampf allein ab. In großen Momenten bildet sich eine allgemeine Ueberzeugung aus, welche demselben eine gewisse Schranke zieht und gleichsam eine höhere und moderirende Gewalt ausübt.

Wie Heinrich IV. bisher noch immer als der Vorkämpfer der

1) Supplication et advis au roi de se faire catholique. Manuscr. der Bibliothek des Arsenales zu Paris Nr. 176.

proteſtantiſchen Intereſſen erſchienen, ihm trotz ſeiner Erklärung von 1589 noch immer von dieſer Seite die weſentlichſte Unterſtützung zugekommen war: ſo hatte es als eine gemeinſchaftliche Angelegenheit der katholiſchen Welt gegolten, ihn zu bekämpfen. Daraus entſprangen jedoch Verhältniſſe, die für das Selbſtgefühl der beſonderen Staaten auf der katholiſchen Seite nach und nach unerträglich wurden. Denn eben hierdurch gewann der Vorkämpfer des Principes, der König von Spanien, verbunden mit dem römiſchen Stuhl, ein alle Anderen erdrückendes Uebergewicht. Namentlich für die italieniſchen Staaten war die Exiſtenz eines unabhängigen Frankreichs die Bedingung des eigenen politiſchen Lebens.

Zuerſt gaben die Venetianer dieſer Ueberzeugung Raum. Sie waren der Meinung, um der Religion willen möge das Oberhaupt derſelben, der Papſt, politiſche Feinde haben; einem einzelnen Staate komme das nicht zu. Irgendwo mußte doch endlich einmal wieder dieſer Haß aufhören, der um der religiöſen Differenz willen jedes andere Verhältniß abbrach. Die jüngeren Nobili, bei welchen dieſe Meinung herrſchte, nahmen damals einen großen Antheil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und nur mit wenigen Stimmen war der Vorſchlag, eine Geſandtſchaft an die Königin Eliſabeth zu ſchicken, zurückgewieſen worden. Wie viel mehr aber fanden dieſe Betrachtungen auf einen Fürſten Anwendung, der ſchon erklärt hatte, zum Katholicismus zurückkehren zu wollen! Die Venetianer waren unter den Katholiken die erſten, welche Heinrich den IV. anerkannten; ſie gewährten ihm Geldunterſtützungen, ſie wünſchten nichts mehr als ſeinen Sieg [1]).

Noch eigenthümlicher war das Verhältniß des Großherzogs Ferdinand von Toscana, der nicht allein durch Beſorgniß vor Spanien, ſondern hauptſächlich durch Eiferſucht auf Savoyen aufgeregt wurde. Hätte ihm Philipp II. nachgegeben, was er wünſchte, ſich ſelbſt in Beſitz von Marſeille zu ſetzen, ſo möchte Ferdinand ſich vielleicht der Ligue angeſchloſſen haben. Aber Philipp antwortete auf dieſen Antrag: die Zeiten Carls V., in denen Toscana begünſtigt worden war, ſeien vorbei. Seitdem ergriff der Großherzog die Sache Heinrichs IV., unterſtützte ihn mit Geld zur Werbung von Schweizern und zur Beſoldung anderer Truppen, vermittelte ihm ein beſſeres Verhältniß zu dem Herzoge von Lothringen, ſeinem Schwager, und, was die Hauptſache iſt, eröffnete ihm ſogar durch den Cardinal To-

1) Relatione di Venetia 1590. Manuſcr. der Bibl. Barberini.

lebo einen freilich unbestimmten, aber vielversprechenden Eingang in Rom. Dafür aber, denn schon fange man an, ihn als einen Abtrünnigen anzusehen, verlangte er nun auch von dem Könige seinen Uebertritt zum Katholicismus. Er rieth ihm denselben nicht allein an, sondern er drang darauf, innerhalb einer bestimmten Frist, nach deren Ablauf er sonst genöthigt sein werde, sich von ihm loszusagen.

So kamen zu den französischen die allgemeinen europäischen Verhältnisse, um den Uebertritt des Königs rathsam zu machen. Es scheint, als habe man protestantische deutsche Fürsten vermögen wollen, im voraus ihre Einstimmung zu geben; das ließ sich jedoch, wie leicht begreiflich, nicht erreichen. Fragen wir nach der Meinung des Königs selbst, so wäre sie dahin gegangen, die Ligue erst zu besiegen, oder sich mit ihr auszusöhnen, und dann überzutreten [1]). Allein bei der in Frankreich und dann auch in Italien obwaltenden Gefahr durfte er auf diese ungewissen Erfolge nicht warten. Der Uebertritt mußte zugleich ein Mittel des Sieges und der Aussöhnung werden.

Es ist nicht die ganze Wahrheit, aber es ist etwas Wahres daran, wenn Heinrich IV. seinen Freunden erklärte, er bringe seine Ueberzeugung seiner Pflicht zum Opfer. Die Beruhigung Frankreichs, die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichtes in Europa betrachtete er als seine Pflicht.

Da konnte dann von den doctrinellen Fragen nicht viel die Rede sein; nur darauf kam es an, dem Fürsten seinen Uebertritt moralisch möglich zu machen.

Niemand hat hierauf einen größeren Einfluß ausgeübt, als Jacques Davy du Perron, der selbst von dem protestantischen Glauben, in dem seine eifrigen Eltern ihn erzogen hatten, zurückgetreten war. Es war ein Mann von allgemeiner literarischer Bildung, dem wohl auch poetische Versuche gelangen, von mannigfaltiger Wissenschaft, angenehmer Conversation. Seine Briefe haben einen Anflug von Schmeichelei, die doch nichts Zudringliches hat; eben durch einen Brief, in welchem sich eine glücklich geworfene Phrase findet, trat er

1) Egli avrebbe voluto prima vincere o pacificarsi con i catholici e poi abbracciar la loro religione. Galluzzi Storia di Toscana V, 156. Für diese Zeiten wäre eine authentische Mittheilung der Relationen aus Frankreich an den Großherzog und der wichtigsten Berichte sehr wünschenswerth. Ueber die Sendung nach Deutschland hat Rommel eine Notiz N. Hess. Gesch. I.

dem Könige näher; dann hat sich Sully seiner angenommen und ihn von Stufe zu Stufe emporgebracht.

Eines der vornehmsten Argumente, womit man dem Könige beikam, war die Behauptung, daß die römische Kirche trotz aller ihrer Mißbräuche immer die Kirche bleibe und die Mittel des Heils darbiete [1]). Es gab protestantische Geistliche, die, eben von Genf kommend, das dennoch bestätigten. Andere, durch die politische Lage gefesselt, zogen vor, zu schweigen; sie kannten die Hinneigung des Königs, die Unvermeidlichkeit des Schrittes; einer förmlichen Disputation wichen sie aus: denn auch als Sieger würden sie besiegt erscheinen.

Heinrich IV. erschrak, als man ihm eine Verleugnung einer ganzen Reihe von Lehren, die er bisher bekannt hatte, anmuthete; er wies die Unterzeichnung eines so ausführlichen Glaubensbekenntnisses von sich [2]).

Seine Stimmung erhellt aus dem oft gedruckten Briefe, den er Freitag den 23. Juni an Gabrielle d'Estrées geschrieben hat. Er war den Abend zuvor in St.-Denis angekommen. „Heute", sagt er, „fange ich an mit den Bischöfen zu reden. Sonntag werde ich den gefährlichen Sprung machen".

An diesem 25. Juni nun, in der Kirche zu St.-Denis, zu den Füßen des Erzbischofs von Bourges, gab Heinrich die feierliche Erklärung, daß er in der römischen apostolischen katholischen Kirche leben und sterben, dieselbe beschützen und vertheidigen wolle. Hierauf ertheilte ihm der Erzbischof die Absolution und nahm ihn in den Schooß der Kirche auf.

Es ist nicht die mit Feuer und Schwert verfolgende Kirche, zu welcher Heinrich übertritt; diese hätte ihn von sich gestoßen: es sind zunächst die Doctrinen des royalistischen Clerus, denen er sich anschließt, und die ihn aufnehmen. Sie lassen eine Toleranz der Hugenotten zu; das ganze Ereigniß schließt sie ein.

Auch die katholischen Großen, die den König umgaben, hatten

1) Aubigné Hist. univ. III, 291.

2) Il dit à Mr. du Plessis, que luy étant présentée à signer une profession de foy, en la quelle il abjuroit par le menu tous les points controvers avec les papistes et juroit les contraires, il en eut horreur et le refusa, les priant de se contenter, qu'il rentroit en l'église, en espérance, de la balaier un jour puisqu'il seroit dedans. (Vie de du Plessis Mornay 186.)

den Hugenotten die Herstellung der alten Pacificationsedicte, die durch die Ligue zurückgenommen waren, versprochen. Der König berief Deputirte der reformirten Kirchen ein und verdachte es ihnen eigentlich, daß sie sich der günstigen Umstände nicht so gut bedienten, wie sie wohl gekonnt hätten. Als sie im September zu Mantes zusammenkamen, hatte er nichts dagegen, daß sie ihren Schwur, in ihrer Religion zu leben und zu sterben, erneuerten; und an die Wiederherstellung der Pacificationsedicte ward wenigstens sogleich Hand gelegt.

Früher vollzogen, hätte Heinrichs IV. Uebertritt zum Katholicismus nur eine geringe Wirkung hervorbringen können. Viel zu stark war bisher die Faction, die ihn unter allen Umständen für unannehmbar, der kirchlichen Absolution unfähig erklärte; regte sich doch sogar in der sogenannten dritten Partei dieselbe Meinung, daß man einen König haben müsse, der nie zu den Hugenotten gehört habe. Die allgemeine Richtung der Gemüther ging damals noch auf die Verbindung des ausschließenden Katholicismus und der städtischen Freiheiten unter dem Schutze der Spanier; deren Waffen und Geld hielten noch alles in Abhängigkeit und Erwartung. Die Feldzüge gegen Alexander Farnese würden nicht besser ausgefallen sein, wenn Heinrich katholisch gewesen wäre.

Jetzt aber lebte dieser große Kriegsführer nicht mehr; die Geldleistungen der Spanier waren sparsam, ihre Truppen entfernt. Ihre früher von den Franzosen selbst genährten Prätensionen kamen diesen jetzt unerträglich vor. In Heinrich IV. fingen sie an den Vorfechter der nationalen Unabhängigkeit zu erblicken und zugleich den Retter aus den unerträglichen Unordnungen und Verwüstungen des Krieges. Alle fühlten wieder das Bedürfniß einer angestammten und festen Gewalt. Und sollten sie dann an den nicht ganz erfüllten Forderungen der strengen Doctrin Anstoß nehmen? Der Menge der Menschen pflegen nur die großen Momente der Lehre einzuleuchten: das Wesentliche lag in dem Uebertritt an sich.

Die Ligue fühlte im ersten Augenblicke, wie sehr sie dadurch ins Gedränge gerathe, und nahm sich noch einmal zusammen. Unter der Führung des Legaten vereinigten sich Mayenne, Guise, Aumale, Elboeuf, la Chastre, Rosne, St.-Paul, der Erzbischof Espinac und die Bevollmächtigten Mercoeurs, ihren Bund aufrecht zu erhalten, keinen Frieden mit „Navarra" zu schließen, vielmehr den Krieg wieder zu erneuern, sobald nur die spanische Hülfe angelangt und ein Einverständniß über die der Monarchie zu gebende Form getroffen

worden sei. Eben dies aber war und blieb unmöglich. Feria und die Spanier hielten den Gedanken fest, Guise zu befördern; Mayenne war nicht dazu zu bringen, dies zu genehmigen. Zuweilen machte er Ausstellungen gegen die Person seines Neffen, zuweilen erhob er persönliche Ansprüche, die sich niemals gewähren ließen; endlich sagte er gerade heraus: Franzose gegen Franzose, da wolle er Niemand weichen.

Feria dachte ihm eine andere Partei entgegenzusetzen, unter Guise und Aumale, der sich auch Espinac anschloß; aber das bewirkte nur, daß alles sich auflöste.

Nemours suchte Lyon für sich selbst einzunehmen; Mercoeur verfolgte seine eigene Politik in Bretagne. Tassis bemerkt, jeder Gouverneur eines Landstriches, jeder Befehlshaber eines Schlosses geberde sich, als sei er König, und eigne sich die öffentlichen Gelder an; dasselbe geschah von den Städten. Von Zusammenhang und allgemeiner Ordnung war so wenig zu spüren, daß die ständischen Deputirten in Paris nur noch von den Geldunterstützungen der Spanier erhalten wurden [1]).

Unter diesen Umständen verweigerte Heinrich IV. die Verlängerung des Stillstandes. Wenn man sich erinnert, daß Mayenne einst bei dem Abschlusse desselben als sein Motiv dabei bezeichnet hatte, die Union werde sonst nicht mehr zusammenhalten, so kann man ermessen, welche Wirkung dieser Schritt haben mußte.

Der Krieg brach wieder aus; Heinrich war bei weitem der Mächtigere im Felde; die Ligue, in vollem Verfall, gewährte keinen Schutz wider ihn. Was blieb den Gefährdeten, die sich bedroht sahen, und den Ehrgeizigen, die noch weiter emporzukommen wünschten, übrig, als sich dem König anzuschließen, dem sie sich bisher entgegengesetzt hatten?

Die nächste Wirkung des Religionswechsels lag darin, daß Viele, die zu Heinrich überzugehen wünschten, dies nun ohne Beschämung zu thun vermochten.

War der Protestantismus Heinrichs oft auch nur ein Vorwand des Widerstandes gewesen, so war es immer von dem größten Werthe, daß derselbe weggeräumt wurde. Aber bleiben wir nicht allein bei den persönlichen Gesichtspunkten stehen, so wirksam sie waren. Andere gab es doch auch, die in der Unterwerfung unter

1) Los consejeros han de comer de alli. (Pap. v. Simancas.)

den gebornen und jetzt katholischen König das einzige Mittel sahen, die Verwirrungen des Landes zu beendigen.

Der erste namhafte Kriegsanführer, der sich entschloß, von der Ligue zum König überzugehen, war ein Mann, der ihn bei seiner Thronbesteigung zuerst verlassen hatte, weil er, wie er sagte, einem Hugenotten nicht dienen könne: jetzt erklärte er, nachdem der König katholisch geworden sei, gebe es keinen rechtmäßigen Grund mehr, ihm den Gehorsam zu versagen: ihn zu bekriegen, würde nicht mehr eine Handlung der Religion, sondern nur ein Act des Ehrgeizes und der Usurpation sein [1]). Es war Vitry, Gouverneur von Meaux; die Stadt, der er ihre Schlüssel zurückgab, folgte freiwillig seinem Beispiele. Für die Spanier wurde der Verlust dieses Platzes doppelt empfindlich, weil er die Verbindung zwischen den Niederlanden und Paris vermittelte.

Der Nächste, der diesem Beispiele folgte, war einer der vertrautesten Anhänger der Guisen, la Chastre, welcher Orleans und Bourges zu Heinrich IV. hinüberführte. Er gab als Grund an, man habe daselbst gefürchtet, unter fremde Herrschaft zu gerathen, und sei nun der Erhaltung der Religion versichert [2]); er forderte Guise auf, sich ebenfalls von den Fremden nicht länger betrügen zu lassen.

Feria giebt beide Ereignisse den Vernachlässigungen Mayenne's Schuld, den man nur vergebens gewarnt habe; namentlich hätte er recht gut den Katholiken von Orleans zu Hülfe kommen können, wenn er gewollt hätte; er mache den Béarner zum Könige [3]).

Bald fiel durch die Entzweiung der Liguisten auch Lyon in die Hände Heinrichs; das Parlament von Aix fing wieder an, in seinem Namen Recht zu sprechen. Noch einmal hatte der römische Hof die Obedienzerklärung Heinrichs IV. nicht ohne officielle Härte von sich gewiesen; aber das hinderte die Franzosen nicht, sich ihrem Könige zuzugesellen. Die Krönung desselben in Chartres, 27. Februar 1594,

1) Le manifeste de M. de Vitry Gouverneur de Meaux 1594. In der Vorrede heißt es: Ce scrupule (de religion) cessant, celuy est misérable, voyre exécrable, qui se targue de ce faux prétexte.

2) Vgl. seine Erklärung bei Bouillé IV, 266.

3) Im Widerspruch mit dem, was sonst erzählt wird, berichtet Feria, daß Mayenne den Abfall Vitry's wenig empfunden habe: quedo tan poco disgustado da Vitri, avendo hecho tan grande traicion que despues della le embio certas joyas.

ward im Geiste der Opposition gegen Rom vollzogen; denn es würde heißen, sagte man, die Rechte der Krone in Zweifel stellen, wenn man diese Handlung deshalb aufschieben wolle, weil die Absolution des Papstes noch nicht erfolgt sei. Vielleicht war der Papst mit dieser Nichtachtung seiner Autorität nicht so unzufrieden, wie es aussah; aber im Lande hatte Niemand eine Ahnung davon; auch ohne die Einwilligung Roms gaben die Provinzen ihre Beistimmung freudig zu erkennen [1]).

Indessen bereitete sich auch in der Hauptstadt alles zu einem großen Umschwunge vor. In den verschiedenen Quartieren gab es bestimmte Häuser, wo sich die Anhänger des Königs versammelten und sich über ihre Schritte, ja über ihre Art, sich auszudrücken, verabredeten. Auch bei dem Volke fanden sie jetzt Gehör, das der Declamationen der Prediger müde war und ohne Frieden nicht leben konnte; zum Frieden aber, sagte man ihm, könne es nicht gelangen, ohne den König anzuerkennen, der das Land umher beherrsche. Anfangs hatte man Heinrich fast wie einen Fremden betrachtet; wie viel aber hatte er seitdem durch tapfere Kriegsthaten von sich reden gemacht! Der Ruf seiner übrigen persönlichen Eigenschaften ging von Mund zu Munde: „er sei gut und verständig; man müsse sich in seine Arme werfen." Fanatische Meinungen, politischen oder religiösen Inhalts, sind dem Nebel zu vergleichen, der, plötzlich aufsteigend, den Anblick der Dinge dem Auge verhüllt; es kommt eine Zeit, wo er fällt. Mayenne vertauschte den Gouverneur der Stadt, der sich den Gemäßigten beigesellte [2]), mit einem anderen von rein liguistischem Rufe, demselben Grafen Brissac, der die Barricaden geleitet hatte. Allein so ganz zuverlässig war auch dieser nicht mehr; wie früher von Heinrich III., so fühlte er sich jetzt von den Guisen zurückgesetzt [3]); er gab der allgemeinen Bewegung nach, statt ihr zu wider-

1) Heinrich bezeichnet die Krönung als action sainte, où le peuple constitue beaucoup d'efficace. Toute l'église (a été) pleine de peuple, qui a monstré, par trois signes d'allégresse, toute l'affection, qui se peut tesmoigner envers son prince. Lettre à M. de Beauvoir 1594 dern. févr. Lettres miss. IV, 101.

2) Ibarra fügt hinzu: von Ständemitgliedern, die noch immer zugegen waren, sei Mayenne aufgefordert worden, que echasse fuera los enemigos y meter mas gente de S. Md. (Spanier); aber er habe gefürchtet, dann nicht Herr zu bleiben.

3) pieno di occulto dolore; Davila XIV, 909. Commentarii: In itou la maggior parte de gentilhuomini si misero col duca d'Elboeuf;

ſtehen. Als ihm Heinrich anbot, ihn zum Marſchalle von Frankreich zu erheben, trug er kein Bedenken, von der Partei, zu deren Bildung und Erfolg er das Meiſte beigetragen zu haben behauptete, zurückzutreten und ſich mit dem Könige zu verbinden. Die ſtädtiſchen Behörden ſtanden mit ihm im Einverſtändniß; am 22. März 1594 konnte Heinrich IV. ohne allen Widerſtand in Paris einziehen. In vollen Waffen, mit dem in ſeinen Schlachten berühmt gewordenen weißen Federbuſch auf dem Hut, an der Spitze eines zahlreichen Adels, von den Schützen ſeiner Garde umgeben, durchſchritt er die Straßen. Als er bei Notre-Dame anlangte, ſammelte ſich die Menge um ihn und begrüßte ihn mit tauſendfachem Lebehoch. Zuweilen kam es ihm faſt wie ein Traum vor, daß ihm nun das lange Gewünſchte und ſo oft mit den Waffen Verſuchte, die Rückkehr in die Hauptſtadt, ſo leicht und mühelos gelungen war. Die Dinge waren aber allmählich dahin gereift. Die Spanier ließ er wiſſen, er ſei gekommen, das in Beſitz zu nehmen, was ihm gehöre; das Volk habe ſeinen König gerufen. Nicht ohne Würde war die Antwort Feria's: er ſei nur hierher geſchickt, das Volk zu beſchützen; da es ſich ergeben habe, ſo werde er mit ſeinen Soldaten die Stadt verlaſſen, was er dann auch ungeſäumt vollzog.

Einer der erſten Beſuche Heinrichs galt der Herzogin von Montpenſier, die als ſeine bitterſte Feindin angeſehen ward: ſie war erſtaunt, daß ſie bei ihm ſo viel Gnade fand; aber die Guiſen wie das Haus Lothringen mit ſich zu verſöhnen, darauf war jetzt eine der vornehmſten Abſichten Heinrichs gerichtet. Eine Anzahl der heftigſten Prediger, unter ihnen Boucher, verließ die Stadt mit den Spaniern; andere folgten dieſen freiwillig nach; noch andere wurden genöthigt, ſich zu entfernen. In allen Quartieren gab es unter den Bürgern eifrige Anhänger von ihnen, die ihnen folgen mußten; allen anderen wurde volle Amneſtie gewährt; ſtatt der geiſtlich-populären hörte man jetzt wieder die royaliſtiſchen Doctrinen verkündigen. In St.-Germain l'Auxerrois trat ein royaliſtiſcher Prediger auf, des Namens Bellanger, der die bisherigen Lehrer für Verführer des Volkes erklärte, hauptſächlich von dem Gehorſam ſprach, den man den Königen ſchuldig ſei, und es als Ketzerei bezeichnete, das Gegentheil zu behaupten. Der König war ſelbſt zugegen und hatte ſeinen Platz dem Prediger gegenüber [1]).

havendo lui preso con consenso di cittadini il governo di Poitiers et exclusone Brissac.

1) L'Etoile 220.

Da zögerte auch Villars zu Rouen, obwohl er in die letzte Erneuerung der Ligue zugleich mit Brissac einbegriffen war, nicht länger, seinen Frieden zu machen. Auch er bekam ansehnliche Geldverwilligungen und behauptete die ihm übertragene Würde eines Admirals. Dagegen bewirkte er, daß Rouen, Havre und eine Anzahl von anderen Städten den König anerkannten; der König spricht die Hoffnung aus, daß die Beruhigung des ganzen Königreiches sich an den Besitz dieser schönen, großen und reichen Provinz knüpfen werde [1]). Paris, Orleans und Rouen waren immer als die drei Hauptstädte der Ligue angesehen worden; sie waren jetzt sämmtlich wieder in des Königs Händen; bald folgten ihnen auch die Städte der Picardie. Es geschah, was von jeher in Frankreich geschehen war und noch öfter geschehen sollte. Eine große und unwiderstehliche Bewegung der Geister hatte in die Ligue getrieben, eine andere führte zum Gehorsam zurück. Niemand vermochte sich die Gründe der allgemeinen Umkehr zu erklären, die man vor Augen sah. Diese Umwandlung der Gesinnung bezeichnete man damals mit dem Worte Revolution.

1) Henry IV à M. de Bourdeille 31 Mars 1594. Lettr. miss. IV. 130.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Comp. in Altenburg.

Leopold von Ranke's

# Sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1876.

# Französische Geschichte

vornehmlich

## im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

**Leopold von Ranke.**

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

**Leipzig,**
Verlag von Duncker & Humblot.
1876.

Das Recht der Ueberſetzung wie alle anderen Rechte ſind vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

# Inhalt.


**Siebentes Buch.** Regierung Heinrichs IV. 1594—1610 . . 1
Einleitung. . . . . 3
Erstes Capitel. Aussöhnung Heinrichs IV. mit dem Papste . . 6
Zweites Capitel. Friedensschlüsse mit Spanien und mit Savoyen 20
Drittes Capitel. Das Edict von Nantes . . . . . 33
Viertes Capitel. Herstellung des Staatshaushaltes . . . . . 49
Fünftes Capitel. Regungen der Empörung . . . . . 62
Sechstes Capitel. Regierungsweise und Persönlichkeit Heinrichs IV. 74
Siebentes Capitel. Verhältniß zu Spanien. Katastrophe Heinrichs IV. . . . . 89

**Achtes Buch.** Regentschaft der Königin Maria Medici 1610—1617. . . . . 111
Erstes Capitel. Lage und Politik der Regentschaft . . . . 113
Zweites Capitel. Erneuerung der Unruhen. Ständeversammlung von 1614 . . . . . 127
Drittes Capitel. Emporkommen des Marschalls von Ancre und sein Sturz . . . . . 152

**Neuntes Buch.** Emporkommen eines ersten Ministers. Unterdrückung der Selbständigkeit der Reformirten . . . 163
Einleitung. . . . . 165
Erstes Capitel. Luynes im Gegensatze mit der Königin-Mutter . 168
Zweites Capitel. Erste Ueberwältigung der Hugenotten 1620—1622. . . . . 182
Drittes Capitel. Verhältniß zu Spanien. Eintritt des Cardinals Richelieu . . . . . 197
Viertes Capitel. Hugenottenbewegung von 1625. Friede von Barcelona 1626. . . . . 216

Fünftes Capitel. Verschwörung Ornano's. Notablen von 1627 230
Sechstes Capitel. Krieg gegen England und Rochelle . . . 240
Siebentes Capitel. Feldzüge in Italien und Languedoc. . . . 254

Zehntes Buch. Machterweiterungen unter der Verwaltung des Cardinal Richelieu. 1629—1642. . . . . 265
Erstes Capitel. Ursprung der Conflicte mit dem deutschen Reiche 267
Zweites Capitel. Zerwürfniß zwischen Richelieu und Maria Medici . . . . . 281
Drittes Capitel. Zusammenwirken der äußeren und inneren Feindseligkeiten . . . . . 303
Viertes Capitel. Erste Besitzergreifungen der Franzosen in Deutschland. Verhältniß zu Wallenstein . . . . . 323
Fünftes Capitel. Ausbruch des offenen Krieges zwischen Frankreich und Spanien und dessen erste Jahre . . . . . 340
Sechstes Capitel. Politik und Krieg 1638—1641. . . . . 358
Der Krieg in Deutschland und Herzog Bernhard von Weimar 359
Verhältniß zu Piemont . . . . . 368
Aufschwung der französischen Seemacht . . . . . 371
Empörung in Catalonien und in Portugal . . . . . 373
Beziehungen zu England . . . . . 377
Siebentes Capitel. Richelieu und die Monarchie in den Jahren 1641—1642 . . . . . 381
Beziehungen zwischen Kirche und Staat . . . . . 383
Letzte Empörungsversuche und Kriegserfolge . . . . . 392
Persönliche Stellung des Cardinals Richelieu . . . . . 399

# Siebentes Buch.

## Regierung Heinrichs IV. 1594—1610.

Unter den Stürmen eines allgemeinen Kampfes war das Fundament der bourbonischen Monarchie in Frankreich gelegt worden: der Zeitraum, der ihr bestimmt war zu ihrer Ausbildung in sich selbst sowie zur Erwerbung eines Einflusses ohne Gleichen auf die Geschicke Europa's und der Menschheit — wenn wir uns eines Ausdruckes aus der Divinationslehre der alten Etrusker bedienen dürfen, ihr Welttag brach an.

Große historische Erscheinungen lassen sich nicht aus den staatsrechtlichen Begriffen erklären, denen sie entsprechen; sie beruhen vielmehr auf lebendigen Kräften, die unter bestimmten, von ihnen selbst unabhängigen Bedingungen zur Wirksamkeit und Geltung gelangen. Sie tragen den Charakter des Momentes an sich, in dem sie entstanden: so sind sie, wie die Thatkraft und der Genius der vornehmsten Begründer, der Widerstand oder die Unterstützung, welche diese fanden, der Sinn der Nation und der Geist der Zeit sie werden ließen; die Entwickelung der irdischen Gewalten wird von ihren eigenen Constellationen beherrscht.

Ueberlegt man die Umstände, unter welchen die bourbonische Monarchie aufgerichtet wurde, so ergab sich aus denselben von allem Anfange, daß sie weder einen ständischen Charakter tragen, noch nach außen hin friedliche Verhältnisse aufrecht erhalten würde.

An und für sich hätte man meinen können, bei dem Aussterben der einen, dem Eintritt einer anderen Linie würden die Stände fähig gewesen sein, ihre noch immer zweifelhaften Rechte zu befestigen und zu voller Anerkennung zu bringen; aber bei weitem mehr der Durchführung kirchlicher Ansprüche im Verein mit einer fremden Macht, als der Herstellung einer haltbaren Ordnung im Reich und der

Größe der Nation hatten sie ihre Thätigkeit zugewendet; die neue Gewalt kam im Kampfe mit ihnen, durch einen Sieg über sie empor. In dieser stellte sich das Princip der persönlichen Autorität selbst noch stärker als in früheren Zeiten dar. Die Merowinger waren durch die Theilnahme der Bischöfe, die Carolinger durch den römischen Papst, die älteren Capetinger durch die Gesammtheit der Großen gefördert worden: — der neue Fürst dagegen stützte sich vor allen Dingen auf sein Recht legitimer Erbfolge. Im Gegensatze mit den weltlichen und geistlichen Großen, dem Papste selbst, den versammelten Ständen, den vereinigten Städten setzte er es durch. Es gereichte ihm zum Vortheil, daß sich ein auswärtiger Feind mit dem inneren verbündet hatte: mit einander wurden sie besiegt; die Gründung der Macht erschien nicht als Unterdrückung, sondern zugleich als ein Sieg über den alten Landesfeind.

Noch aber war dieser, wenngleich von seinen äußersten Ansprüchen zurückgedrängt, doch mit nichten überwunden, geschweige denn seines Uebergewichtes in den allgemeinen Weltverhältnissen beraubt. Noch gehörten einige der Großen des Landes, besonders die Vorfechter des streng kirchlichen Begriffes, zu seiner Partei.

Selbst die, welche auf des Königs Seite zurückgetreten waren, wie schwer war es, sie festzuhalten, ihnen Gehorsam einzuflößen, ihre Ansprüche zu befriedigen! Der Staatshaushalt befand sich in einem Zustande von Verwirrung und Hülflosigkeit, in welchem die Erfüllung der gegen sie übernommenen Verpflichtungen mit dem öffentlichen Dienste fast unvereinbar schien.

Die wirksamste Unterstützung hatte Heinrich IV. von jeher in der persönlichen Treue des größten Theiles der Edelleute gefunden; zuletzt war ihm die gesetzbewahrende Institution, das Parlament, durch die Festigkeit, mit der es die alten Grundsätze des Reiches geltend machte, gewaltig zu Hülfe gekommen. Sollten sich jedoch die ersten nun den Anforderungen unterwerfen, welche die Wiederherstellung der Staatsordnung erheischte und die ihren alten Vorrechten entgegenliefen? Die Doctrinen des Parlaments hatten auch eine den Einwirkungen des Königthums widerstrebende Seite.

Aber die vornehmste von allen Fragen war doch noch immer die geistliche: noch hielt der römische Stuhl öffentlich zu den Gegnern des Königs. Die Behauptung zwar, daß der König durch seinen früheren Rücktritt zu dem Protestantismus die Lossprechung verwirkt habe, ward nach dem Umschwunge der Dinge wenig mehr gehört; aber Unzählige verlangten eine Absolution Heinrichs durch den Papst

elbſt, ohne welche ſie ſeine Katholicität, die doch die Bedingung ſeines Königthums ſei, nicht anerkennen wollten.

Wie ſchon angedeutet, die Regierung Heinrichs IV. beſaß noch keine Macht; ſie hatte nur erſt eine Poſition, um ſich eine ſolche zu verſchaffen.

In allen Richtungen des Staatsweſens ſchreitet ſie hierzu gleichmäßig vorwärts. Wir wollen nicht unternehmen, ſie in allen zugleich zu begleiten, ſondern eine nach der anderen beobachten, wie ſie ſucceſſiv am meiſten hervortreten.

## Erstes Capitel.

# Aussöhnung Heinrichs IV. mit dem Papste.

Acht Tage nach dem Einzuge des Königs in Paris ward zur Danksagung dafür eine feierliche Processíon gehalten, an welcher die Beamten der Krone, die Mitglieder des Parlaments und anderer souveräner Höfe und bei weitem die meisten Geistlichen und Orden theilnahmen, den König selbst an der Spitze; aus allen Kirchen führte man die Reliquien auf, die man für die kostbarsten hielt. Nur vermißte man unter den Corporationen die Universität, unter den Orden vor allen den der Jesuiten; die eine und die anderen waren der Meinung, daß der König noch nicht König sei, solange ihm die Absolution des römischen Stuhles fehle.

Bei der Universität, wo zwei Parteien in unaufhörlichem Widerstreit einander gegenüberstanden, von denen sich die eine zu den liguistischen, die andere zu den royalistischen Ansichten bekannte, war es nicht schwer, der ersteren beizukommen. Man brauchte nur den Rector, der jede Kundgebung zu Gunsten des Königs verhindert hatte und der überhaupt zu den Führern der Ligue gehörte, aus der Hauptstadt zu entfernen, wie so manche andere von diesen, so erhoben sich in der Universität die bisher zurückgedrängten royalistischen Gesinnungen. Ein Rath des Königs, sein Leibarzt, ward zum Rector gewählt und bald hernach in einer Versammlung der Facultäten und der Procuratoren der Nationen der Eid der Treue feierlich geleistet. Heinrich IV. empfing die Deputation, die ihm das anzeigte, mit der ihm angebornen Liebenswürdigkeit; er begrüßte die Professoren als seine Lehrmeister und versicherte sie, daß alles an der Universität und der Sorbonne gegen ihn Vorgekommene vergeben und vergessen sei. Auch die Sorbonne erkannte ihn jetzt als den wahren legitimen König, den natürlichen Herrn und Erben der

Königreiche France und Navarra an: sie machte die Lehre, daß Jedermann der Obrigkeit gehorsam sein solle, recht feierlich zu der ihren [1]).

Dagegen hielten die Jesuiten, wie sie dazu durch ihr Gelübde besonders verpflichtet waren, an den Vorrechten des römischen Stuhles unwandelbar fest; sie weigerten sich, für den König zu beten, während dies in allen Pfarren der Stadt geschah.

Nothwendig weckten sie damit die alten Feindseligkeiten gegen sich auf. Die Universität, welche ihren Antheil an dem öffentlichen Unterrichte, das Parlament, welches ihr Institut überhaupt bekämpfte, machten gegen sie gemeinschaftliche Sache. Anton Arnauld erhob in einer glänzenden Rede, die als ein Ereigniß der französischen Geschichte betrachtet werden darf, alle die Anklagen gegen ihre Verfassung und ihr Verhalten, welche man später unzähligemal, wiewohl meistens ohne Erfolg, gegen sie vorgetragen hat.

Auch damals aber, wo die Strömung der öffentlichen Meinung gegen sie ging und ihre Feindschaft gegen das salische Gesetz und das legitime Königthum ihnen zum Vorwurf gereichte, wären sie doch schwerlich verdammt worden, — denn in der Universität sowohl, wie unter den alten Mitgliedern des Parlaments hatten sie zahlreiche Schüler und Anhänger, — wäre nicht ein neues Attentat gegen den König ihren Anklägern zu Hülfe gekommen.

Ein mit unnatürlichen Lastern befleckter junger Mensch, des Namens Jean Chastel, hatte in der wilden Verwirrung aller Begriffe, die noch vorherrschte, die Meinung gefaßt, daß er seine Sünden nur dadurch büßen, die ewige Verdammniß, die er verdiene, nur dadurch abkaufen könne, wenn er Heinrich IV. aus dem Wege räume. In der Ermordung seines Königs sah er ein kirchliches gutes Werk. Er wußte eines Tages sich im Louvre Eingang zu verschaffen; inmitten einer zahlreichen Umgebung des Königs drang er auf denselben ein; er verwundete ihn mit seinem Mordinstrument in den Mund. Aus seinem Verhör ergab sich, daß er bei den Jesuiten studirt hatte: er bekannte, von ihnen die Lehre vernommen zu haben, daß der König von Frankreich, solange er der Absolution des Papstes ermangele,

1) Bulläus, Argentré, Crevier, Duvernet handeln hierüber. Der erste, du Boulay, ist ein bloßer Compilator; Argentré bei weitem gelehrter, aber durch und durch Apologet; Crevier ein Mann von historischem Talent und Mäßigung, aber von nicht sehr tiefen Studien; Duvernet ein fanatischer Voltairianer.

nur eben ein Tyrann sei, der nach menschlichem und göttlichem Rechte getödtet werden könne [1]). Bei einer Haussuchung in dem Collegium der Jesuiten fand man Aufzeichnungen, die, in den Zeiten der Ligue ganz in dem Sinne, der dieselbe beherrschte, gemacht, alles das zu bestätigen schienen, was man bisher von der Ruchlosigkeit und der Gefahr ihrer Lehrmeinungen mehr vermuthet und ausgebreitet, als eigentlich gewußt hatte. Wie die Dinge standen, beruhte die ganze Zukunft von Frankreich auf dem Leben des Königs. Wenn jemals, so mußten jetzt regicidische Doctrinen, die ein Attentat gegen ihn, wo nicht unmittelbar hervorgerufen, doch mit veranlaßt hatten, eine allgemeine Bewegung gegen ihre Urheber und Bekenner zu Folge haben. Chastel ward zum Tode verdammt. Aber das Parlament begnügte sich mit der Hinrichtung des Verbrechers noch nicht; es wollte die Quelle des Uebels verstopfen. Es sprach die Verbannung des Ordens der Jesuiten aus dem Reich aus: die Lehrmeinung, daß der König vor der päpstlichen Absolution nicht als König betrachtet werden dürfe, bezeichnete es nicht allein als verwerflich, sondern als ketzerisch und verbot, sie vorzutragen.

Die Jesuiten wichen hierauf, zwar keineswegs aus dem ganzen französischen Reich, — in den Bezirken der beiden südlichen Parlamente wurden sie geduldet, — aber doch aus dem Mittelpunkte desselben und den meisten Provinzen. Die Entfernung des Ordens, der sich dem Dienste des römischen Stuhles so besonders gewidmet hatte, erschien Vielen als der erste Schritt auf einer dem Papstthum entgegengesetzten Bahn, die das neue Königthum einschlagen werde.

Die Sorbonne erneuerte die Lehre von der ursprünglichen Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen; sie erklärte es für die Pflicht der Priester, in der Messe für Heinrich IV. zu beten. In diesem Sinn entwickelte sich jetzt die Predigt. Auf den Canzeln sprach man von dem geheiligten Königthume: wer es antaste, der beleidige die Gottheit; man ging selbst zu dem Grundsatze fort, daß es seiner Natur nach über die Gesetze erhaben sei. Beinahe ließ es sich an, als würde sich die französische Kirche, an diesem Standpunkte festhaltend, eine selbständige Verfassung geben.

Die Großwürdenträger der Kirche, welche dem Könige die Absolution ertheilt und ohne Rücksprache mit Rom in der Cathedrale

1) Procédure faite contre Jean Chastel. Mémoires de la Ligue VI, II, 129.

von Chartres seine Salbung vollzogen hatten, blieben um ihn her vereinigt. Man hielt dafür, daß die Ehe des Königs mit Margaretha von Valois, welche keine wahre Ehe sei und ihn nur hindere, erbfähige Nachkommen zu haben, in Frankreich selbst aufgelöst werden könne, entweder durch den Bischof von Paris oder durch den Großalmosenier des Königs; in dem königlichen Conseil war einst die Mehrheit der Stimmen für eine Scheidung dieser Ehe ohne den Papst [1]). Man hat zuweilen von der Errichtung eines Patriarchates in Frankreich gesprochen, dem man zutraute, daß es auch die Protestanten befriedigen werde; in dem Erzbischofe von Bourges glaubte man den Mann gefunden zu haben, der es verwalten könne. Einstweilen ward ein sogenannter geistlicher Oeconomat eingerichtet, durch welchen, solange der römische Stuhl noch eine der Krone feindselige Stellung einnahm, die demselben vorbehaltenen Dispense ertheilt und die zur Verwaltung der geistlichen Stellen erforderlichen Institutionen verliehen werden sollten [2]). In dem Parlament und der Sorbonne dachte man an die Wiederherstellung der pragmatischen Sanction Carls VII., die aufs neue als das Palladium der gallicanischen Freiheiten erschien; der Gedanke, ein Nationalconcilium zur Beseitigung auch des religiösen Zwistes zu berufen, tauchte wieder auf. Erinnern wir uns, daß es schon früher Momente gegeben hat, wo Heinrich IV. von der Hoffnung ergriffen wurde, daß er vielleicht bestimmt sei, den Frieden der Kirche wiederherzustellen: die Thränen sind ihm ins Auge getreten, als einst dieser Gedanke mit erhöhter Lebendigkeit in ihm erweckt wurde [3]). In einer solchen Versammlung sah er das Mittel dazu.

1) Vie de du Plessis Mornay 217: La conclusion au plus de voix, quoique quelqu'uns grinçassent les dents, alloit à la dissolution sans le pape.

2) Economes appelés spirituels — prétendant donner aux simples nommés par le roi un pouvoir d'administrer le spirituel, qu'ils n'ont pas eux-mêmes, commettant l'exercice d'une jurisdiction à des prélats qui n'ont aucun pouvoir sur les personnes et sur les bénéfices, dont il est question pour recevoir les résignations en faveur, pour donner les dispenses et faire les autres expéditions qui sont réservées à la souveraine puissance. Assemblée du clergé de 1595. Procès verbaux I, 576. Der Erzbischof Genebrard von Aix schickte eine solche Verfügung nach Rom und stellte die Behauptung auf, que par celui le roy se déclarait chef de l'église au spirituel en France. Lettres d'Ossat I, 59.

3) Quem scire, an ipse a deo suscitatus sit, ut eius occasione paci ecclesiae consulatur? Thuanus de vita sua III, 1217.

Und auch bei dieser kirchlichen Haltung machte die Pacification des Reiches unaufhörliche Fortschritte. Carl Guise selbst, den die Ligue zu ihrem König ausersehen hatte, ward zur Unterwerfung bewogen, ohne Rücksicht auf die kirchlichen Prärogativen, an die er durch erbliche Gesinnung gebunden zu sein schien. Aber allerdings ward ihm auch ein ungeheures Opfer gebracht. Obgleich Guise eigenthümlichen Anspruch auf die Provence besaß, so entschloß sich Heinrich dennoch, im Widerspruche mit seinem Canzler, ihm das Gouvernement dieser Provinz anzuvertrauen. Er gewann es über sich, in einer großen Provinz noch einmal eine von der Krone wenigstens nicht vollkommen abhängige, auf der Herkunft von den alten Landesherren beruhende Autorität anzuerkennen.

Das ließ sich aber nicht oft wiederholen. Anderen gab die mangelnde Absolution des Papstes einen erwünschten Vorwand, um in ihrem Widerstande zu verharren.

Und wer könnte sagen, daß es in jedem Falle nur ein Vorwand gewesen sei? Einigen mochte es auch Ernst mit dieser Meinung sein. Aber überdies wollten sie die einmal ergriffene Stellung behaupten. Die fortdauernde Feindseligkeit von Spanien gab ihnen Muth und Antrieb, in ihrem Widerstande zu verharren.

Sobald als sich die französischen Ereignisse günstig für Heinrich IV. anließen, hatten die spanischen Staatsmänner überlegt, ob man nicht am besten thue, wenn man ihm ohne langes Zögern die Hand biete. Noch lasse er sich, so sagten einige von ihnen, vielleicht gewinnen; sollte er aber in fortgesetztem Kampfe mit Spanien zur Gewalt gelangen, so möchte er als ein unversöhnlicher Feind dieser Macht daraus hervorgehen. Und welche Verpflichtung habe man wohl, sich für unzuverlässige Menschen, wie die Franzosen seien, und für ihren Katholicismus zu schlagen? Dem widersprachen jedoch die, welche in der Sache von Anfang an mitgearbeitet hatten. Sie erinnerten den König Philipp an den ursprünglichen Zweck seiner Einmischung in die französischen Angelegenheiten, der vor allen Dingen gewesen sei, Frankreich in sich selbst zu beschäftigen, damit es ihn in der Ausübung seines Uebergewichtes in der europäischen Welt nicht mehr zu stören vermöge: bei jeder Feindseligkeit gereiche es zum größten Vortheil, dem Feind Unruhen in seinem eigenen Lande zu erwecken [1]). Diese Gesichtspunkte behielten auch jetzt die Oberhand.

1) Schreiben von Tassis 22. August 1594: para quien quiere guerear, otra ninguna cosa a mi entender mas a cuento viene, que tener puesto

Um aber den auf den Thron gelangten Bourbon fortwährend zu beschäftigen und vielleicht auf immer zu fesseln, ließ sich kein besseres Mittel erdenken, als jene Forderung der Absolution, zu der Philipp II., von den äußersten kirchlichen Satzungen keinen Schritt zurückweichend, überging. Er meinte, damit in eine unauflösliche Verbindung mit dem Papste wie mit den französischen Katholiken zu treten. Nicht nur die alten Liguisten, sondern auch die, welche sich Heinrich dem IV. angeschlossen hatten, sollten in Spanien und dem römischen Stuhl ihre Verbündeten sehen, einen Rückhalt gegen alles, was der gewesene Hugenott gegen die Interessen der Religion unternehmen könne [1]).

Und wenigstens die ersten, die Anhänger der Ligue, stimmten diesem Gedanken vollkommen bei. Der Seneschall von Montelimar übergab die Feste la Fère an Philipp von Spanien, weil die Excommunication des Königs von Navarra noch immer gültig sei und es kein anderes Bollwerk des Glaubens gebe, als die Macht Philipps II. Mayenne verlangte von Heinrich IV. Sicherheiten in Bezug auf die katholische Religion und, wenn eine Abkunft darüber geschlossen werde, Einwilligung des Papstes und des Königs von Spanien in dieselbe.

Heinrich konnte keine Anwandlung haben, darauf einzugehen. Er antwortete: die Sicherstellung der Religion gehöre in sein königliches Amt; von einer Theilnahme der Spanier dürfe dabei nicht die Rede sein; Mayenne müsse einfach in den Dienst seines legitimen Königs zurückkehren: der werde ihm seine besonderen Wünsche gern erfüllen. Denn eine Vermittelung des Königs von Spanien sich gefallen zu lassen, hätte die Autonomie seiner Krone zweifelhaft gemacht.

Es erregte Verwunderung in der Welt, daß Heinrich IV., auf seinem Throne noch keineswegs befestigt, es gleichwohl im Anfange des Jahres 1595 wagte, dem mächtigen Könige von Spanien in aller Form den Krieg anzukündigen. Wohl mag es sein, daß er dazu von einigen angesehenen Hugenotten, namentlich dem Herzoge von

a su contrario dentro de las entrañas muchos embajos y estorbos que le menquen la potenzia. (Papiere von Simancas.)

1) Relation von Tassis an Erzherzog Albert: que no solo los catholicos de la liga pero todos los del reino y entre ellos los mismos que siguen a Navarra puedan quedar unidos y con las espaldas siguras de S. Sd. y nosotros. (Pap. v. Sim.)

Bouillon vorwärts getrieben worden ist, wie denn einer der nächsten Zwecke dahin ging, die Interessen des mit demselben nahe verbundenen Prinzen von Oranien in Franche-Comté zu verfechten; aber das Entscheidende war ohne Zweifel die allgemeine Absicht, den französischen Großen eine Verbindung mit einem Fürsten, dem die Krone den offenen Krieg angekündigt hatte, unmöglich zu machen [1]: in ausführlichem Manifeste zählte Heinrich alle die Feindseligkeiten auf, welche Frankreich von Philipp II., seinem systematischen Widersacher, seit langen Jahren erfahren habe.

Philipp antwortete, er lebe mit dem französischen Reich in Frieden und stehe im besten Verständnisse mit den französischen Katholiken; er bekämpfe nur den Prinzen von Béarn, der von dem apostolischen Stuhle nicht anerkannt sei und auch niemals anerkannt werden könne. Denn das hielt er entweder an sich für unmöglich oder meinte es doch zu verhindern. In der Würde der einmal ergriffenen religiösen Stellung verharrend, erwartete er ruhig, was der Gegner thun werde, der darum nicht mächtiger geworden sein konnte, weil er ihm den Krieg ankündigte.

Die ersten Feindseligkeiten in dem wieder ausbrechenden Kriege fielen eher zu Gunsten Heinrichs IV. aus, wenn auch sein vornehmster militärischer Erfolg nicht die ganze Wichtigkeit haben sollte, die man ihm zuschreibt.

Wer hat nicht von dem Zusammentreffen Heinrichs IV. mit dem Connetable Velasco bei Fontaine-française, an der Vingenne, in Bourgogne gelesen, wo er sich einmal in keckster Verwegenheit mit nicht mehr als 300 Mann in einen Kampf gegen die spanische Vorhut von 1200 Mann wagte und dieselbe, unterstützt von dem Wetteifer seiner Edelleute, die ihn wie ein altgermanisches Kriegsgefolge umgaben, vom Platze trieb [2]? Heinrich rühmt es später, wie ein paar hundert Mann das Vorrücken einer Macht von Zehntausend in Bourgogne verhindert haben; er weiß es nur der inneren Stärke seiner Sache und der unmittelbaren Hülfe Gottes zuzuschreiben. Aber nicht der Erklärung durch ein Wunder bedarf sein Erfolg. Velasco war aus Mailand nicht zum Angriff auf französisches Gebiet, son-

1) Wie es bei Tassis heißt: quod sic omnes de adhaesione liguae externique Galliae iam aperte hostis detraheret

2) Vgl. das Schreiben Heinrichs an den Connetable, 8. Juni 1595; bei Berger IV, 365. Dabei kann die Erzählung von Matthieu nicht wohl bestehen; Thuanus (lib. 112) dagegen ist sehr unterrichtend.

dern zum Schutze des spanischen in der freien Grafschaft herangekommen. Mayenne, der mit Schrecken einen Platz seines Gouvernements Bourgogne nach dem anderen an die Krone übergehen sah, bot alles auf, um den Connetable über die nahen Grenzen herüberzuziehen; er beschwur ihn, sich seiner offenbaren Ueberlegenheit zu bedienen. Velasco erwiederte, sein Auftrag sei, die Grafschaft zu beschützen; dem stürmischen Verlangen setzte er die trockene Antwort entgegen, er wisse, was er zu thun habe. Die Gefährdung des eigenen Landes machte die Spanier bedenklich, hier einen Schritt weiter als nothwendig vorwärts zu gehen.

Indem sie aber den König von Frankreich an dieser Stelle festhielten und beschäftigten, gelangen ihnen andere Eroberungen. Sie bezwangen zwei alte Bollwerke der Picardie, die Feste le Catelet, Stadt und Schloß Doulens, die nach dem Urtheile der Zeitgenossen wohl hätten entsetzt werden können, wenn man in Frankreich ernstlicher dazu gethan hätte; dann wandten sie sich — denn sie wollten, wie sie sagten, sich des günstigen Windes, der ihre Segel schwelle, bedienen — wider Cambray, dessen Einwohner eben durch eine Münzverschlechterung des französischen Gouverneurs, der sich als Prinz geberdete, erbittert worden waren; diese zogen wieder die Herrschaft der Spanier vor und öffneten ihnen selbst ihre Thore [1]). Cambray gehörte dem deutschen Reich an: weder die streitenden Könige noch auch die Einwohner nahmen darauf Rücksicht; das deutsche Reich kümmerte sich nicht um die Sache.

Da ward Heinrich IV. doch inne, daß ihm seine Feinde auch jetzt noch höchst gefährlich werden konnten: die Erwartung, daß die Spanier ihre Anhänger verlieren würden, nachdem der Krieg erklärt sei, erfüllte sich wenig. Mayenne, der es ihnen zuschrieb, daß sein Gouvernement verloren gegangen war, und dem dagegen Heinrich IV. große Anerbietungen machte, trug Bedenken, das letzte Wort der Unterwerfung unter diesen Fürsten auszusprechen, solange sich derselbe nicht mit dem römischen Stuhle versöhnt habe. Irgend ein den Spaniern vortheilhaftes und für das innere Frankreich bedeutendes Ereigniß konnte leicht dem noch immer lebendigen religiös-politischen Widerstand einen neuen Schwung geben.

Indem sich Heinrich nach seinen alten europäischen Verbündeten, besonders den protestantischen, umsah, um sie zu gemeinschaftlichem

1) Jehan Vaultier: Histoires et discours; bei Bernier: Monuments inédits, 310.

Kampfe gegen Spanien aufzurufen, dachte er doch auch, und zwar noch ehe es so weit gekommen war, auf das ernstlichste daran, durch Vertrag mit dem römischen Stuhle die widerwärtige Einwirkung desselben auf das Innere des Landes zu beseitigen.

Gewiß bot es eine großartige Aussicht für den Ehrgeiz eines Königs von Frankreich dar, die gallicanischen Freiheiten systematisch auszubilden, eine Verfassung im Sinne der Politiker zu begründen, welche dem Land eine eigenthümliche kirchliche Stellung verschafft und vielleicht die Vereinigung der Bekenntnisse möglich gemacht hätte; aber einmal, diese Ideen waren nicht mit Bestimmtheit formulirt; für Frankreich hatte sich noch kein Cranmer gefunden: Heinrich IV., der erst beweisen sollte, daß er ein Katholik sei, war vollends nicht in der Lage Heinrichs VIII., der selbst gegen Luther geschrieben hatte; — jeder Schritt auf einer ähnlichen Bahn hätte die während des Bürgerkrieges so tief eingedrungenen religiösen Antipathien wieder erwecken, gegen seine Person aufrufen können. Ueberdies war die Erinnerung an die pragmatische Sanction, welche das Königthum selbst wieder aufgegeben und vernichtet hatte, nicht geeignet, ihn für diesen Weg zu gewinnen; eine geistliche Landesverfassung, die ihn selber beschränkt hätte, lag nicht in seinem Sinne. Wie viel besser, wenn es ihm gelang, das alte Verhältniß mit Rom, wie es sich unter früheren Königen gestaltet hatte, soweit es unter den veränderten Umständen möglich war, wiederherzustellen! Für ihn knüpfte sich zugleich ein persönlicher Ehrgeiz daran; denn vor allen Dingen der Nachfolger der alten Könige wollte er sein: der Titel des allerchristlichsten, den er führte, schien ihm alsdann erst Bedeutung zu gewinnen. Und welch ein Vortheil, Rom wieder von den Spaniern loszureißen, den Liguisten den einzigen Vorwand zu entwinden, mit welchem sie ihren Widerstand gegen seine Autorität auch jetzt noch beschönigten! Die nämlichen Beweggründe, welche Heinrich IV. vermocht hatten, zum Katholicismus zurückzukehren, trieben ihn auch an, den letzten Unterschied zu heben, der noch zwischen ihm und den Katholischgläubigen, wie sie nun einmal waren, bestand, und in ein gutes Verständniß, das ja schon eingeleitet war, mit dem römischen Stuhle zurückzutreten.

In Rom bot man mit Freuden die Hand dazu.

Der Cardinalnepot, der die Geschäfte leitete, Francesco Aldobrandini, wünschte die französische Faction am Hofe wieder zu beleben; an deren Spitze meinte er, sogleich und in Zukunft, eine des

hohen Ranges, den er unter seinem Oheim einnahm, würdige Rolle zu spielen.

Clemens VIII., von dem spanischen Einflusse gedrückt, so gut wie andere italienische Fürsten, suchte ein Gegengewicht gegen denselben in der Erneuerung der französischen Macht. Ueberdies aber verbarg er sich die Gefahr nicht, welche ein längeres Verharren in der bisherigen Haltung für den römischen Stuhl selbst in sich schloß. Er empfand bereits, daß seine Autorität in diesem Lande täglich mehr an Grund und Boden einbüßte. Das Gerücht, daß man dort einen Primas oder gar einen Patriarchen aufstellen wolle, verbunden mit der Drohung Heinrichs IV., wenn man ihn von Rom aus nicht unterstütze, der kirchlichen Verwirrung in Frankreich auf eigene Hand ein Ende zu machen, brachte einen großen Eindruck auf den Papst hervor. Unaufhörlich schwebte ihm das Beispiel der Politik Clemens' VII., der von dem spanischen Einflusse beherrscht worden war, und ihre für den römischen Stuhl verhängnißvolle Wirkung vor Augen. Er wollte nicht Frankreich verlieren, wie dieser England verloren hatte.

Wenn man aber von beiden Seiten das Bedürfniß einer Annäherung und Aussöhnung fühlte, welche Bedenken konnte es haben, dieselbe zu Stande zu bringen? Was brauchte es mehr für den römischen Hof, um einen König von Frankreich in den Schooß der Kirche wiederaufzunehmen, als dessen Anerbieten hierzu?

Die Schwierigkeit lag darin, daß Heinrich IV. sich dem Begriffe des Papstthums, durch den er gefährdet und kraft dessen er bekämpft worden war, nicht geradezu unterwerfen wollte, und daß für seine Wiederaufnahme eine Modification desselben selbst von Seiten des römischen Stuhles nothwendig wurde. Die beiden französischen Bevollmächtigten, welche im Namen des Königs die Unterhandlung mit dem römischen Hofe führten, d'Ossat und du Perron, stritten mit ihm nicht über die Hauptsache, sondern häufig nur über die Fassung eines Satzes, oder selbst ein einzelnes Wort: — aber nicht unbedeutend waren diese Differenzen; sie betrafen eben das Wesen der gegenseitigen Verhältnisse.

Das Papstthum gerieth schon dadurch von vornherein in Nachtheil, daß es den bourbonischen Prinzen, den es durch wiederholte Excommunication von der Nachfolge zum Thron ausgeschlossen, ihn zu besteigen für unfähig erklärt hatte, nun doch als König anerkennen sollte. Ward doch sogar die Lehre erneuert, daß die Absolution

des zurückgefallenen Ketzers nach kirchlichen Gesetzen auch dem Papste nicht freistehe; in Rom selbst erschien eine Schrift hierüber. Man begreift, daß die Curie eine Ansicht zurückwies, durch welche ihre Machtvollkommenheit in Frage gestellt wurde: sie behauptete, der frühere Kirchenbann könne durch eine Rehabilitation zurückgenommen werden; aber sie blieb dabei stehen, daß eine solche unentbehrlich sei; man müsse annehmen, daß die Excommunication wirksam gewesen und den König vom Thron ausgeschlossen habe; sonst würde, so sagte sie nicht ohne Grund, die Autorität des Papstthums doch geleugnet werden [1]). Die Franzosen widersetzten sich diesem Anspruche; sie gaben zu, daß die kirchlichen Handlungen der neuen Regierung eine nachträgliche Bestätigung der obersten Kirchengewalt bedürfen möchten; dagegen aber, daß die weltliche Autorität durch Interdicte und Censuren betroffen werde, lehnte sich ihr ganzes Selbstgefühl auf. Die Natur, sagten sie, habe dem Könige die Krone gegeben; nach den Grundgesetzen des Reiches sei derselbe Niemand unterworfen, außer Gott allein; der König selbst, die Mitglieder seines geheimen Rathes, die hohen Beamten würden eher sterben, als sich in eine Unterwerfung fügen. Vor einem so nachdrücklichen Gegensatze, der hinwiederum auf dem Principe des Königthums beruhte, wich der Anspruch des römischen Stuhles wirklich zurück. Das Wort Rehabilitation ward in dem Entwurfe gestrichen. So wenig es damals in der Welt bemerkt wurde, so liegt doch, daß wir so sagen, ein Sieg der Ideen Philipps des Schönen über die Ansprüche und die Theorie Bonifacius' VIII. darin. Auf das Verhältniß zum Könige kam es jetzt an, ob die Autorität des Papstes in dem Reiche wiederhergestellt werden sollte [2]); um diesen dafür zu gewinnen, mußte er die äußersten Ansprüche der Omnipotenz, die noch in den Schulen verfochten werden mochten, in einer entscheidenden Urkunde fallen lassen.

Und noch in einer anderen Bestimmung sah sich das Papstthum zur Nachgiebigkeit genöthigt.

1) Vgl. Instruction an du Perron: Ambassades de du Perron I, 265, überhaupt Thuanus LXII.

2) Wie d'Ossat dem Könige schreibt: Par le refus qu'il (le pape) a fait de vous admettre, il demeure de fait exclus lui-même du premier royaume de la Chrétienté et n'y peut rentrer que par votre mercy et par son absolution.

Wenn der König die geistlichen Befugnisse des römischen Stuhles in dem ganzen Umfange seines Gebietes wieder anerkannte, die Herstellung des Katholicismus in Béarn, die katholische Erziehung des präsumtiven Thronfolgers, selbst die Einführung der tridentinischen Beschlüsse versprach, war dann nicht zu fürchten, daß man ihn in der Ausführung dieser Versprechungen so weit drängen würde, daß die religiösen Unruhen dadurch wieder erweckt werden mußten? Heinrich meinte selbst, Clemens VIII., der die Pacificationsedicte nicht anerkenne, werde ihn zur Erneuerung der Kriege gegen die Hugenotten auffordern. Der Papst versicherte, er denke nicht daran; sollte sich überhaupt unausführbar zeigen, was der König verspreche, so werde man in Rom seine Entschuldigungen annehmen. Die beiden Gesandten waren jedoch mit dieser mündlichen Erklärung noch nicht zufrieden: sie forderten eine ausdrückliche Clausel [1]), nach welcher die Ausführung der tridentinischen Beschlüsse, die an sich aller Duldung entgegengesetzt sind, sich nicht so weit erstrecken solle, daß dadurch die öffentliche Ruhe gefährdet werden könnte. Auf beiden Seiten wußte man, daß in dieser Clausel eine indirecte Zulassung der Toleranz begriffen war; die römischen Abgeordneten setzten sich lange und hartnäckig dagegen; die französischen sagten, man habe sie Blut darüber schwitzen machen, aber sie führten ihre Sache durch; die Clausel ward wirklich aufgenommen. Hierauf, im September 1595, erfolgte die Lossprechung.

Eine der wichtigsten Transactionen, welche jemals zwischen Frankreich und dem römischen Stuhl, ja zwischen Staat und Kirche überhaupt getroffen worden sind; seit dem tridentinischen Concilium wohl der merkwürdigste Act der Geschichte des Katholicismus.

Die in Trient festgehaltenen Ideen einer unbedingten Oberherrschaft, die man bisher nicht allein durchzuführen versucht, sondern erweitert hatte, auch in Frankreich zur Geltung zu bringen, gab der Pontificat fürs erste auf. Er fand sich in eine Anerkennung der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und der Grundbedingungen des Staatslebens, wie er sie sich noch nicht hatte abdringen lassen. Merkwürdig, daß die eben aus Frankreich verjagten Jesuiten, die bisher dort die extremen Doctrinen bekannt hatten, sich jetzt um das Zustandebringen des Vertrages das größte Verdienst erwarben. Dem

1) que le roy fera observer le concile de Trente excepté aux choses qui ne se pourront exécuter sans troubler la tranquillité du royaume. (Articles accordés, art. 7.)

Cardinal Toledo bekannten die französischen Abgeordneten und bald darauf der König selbst den größten Dank schuldig geworden zu sein; auch Possevin und einige andere Mitglieder des Ordens arbeiteten in der Sache. Vor allem lag ihnen daran, sich die Rückkehr nach Frankreich möglich zu machen. Und da nun der Papst sich zu Concessionen gegen diese Macht neigte, so hielten auch sie vielleicht für ihre Pflicht und gewiß für erlaubt, ihn dabei zu unterstützen. Denn darin unterschied sich die Praxis dieses Ordens von allen anderen, daß er sich den Bedürfnissen der Zeit anbequemte. Schon war er einst von dem dominicanischen System und der Methode der Sorbonne abgewichen und hatte, den protestantischen Richtungen näher tretend, sie dann mit unbeschreiblichem Erfolge bekämpft. Er formulirte jetzt nicht etwa eine von den alten Ansprüchen der Hierarchie abweichende Lehre: noch oft sind dieselben von den Jesuiten verfochten worden; allein er hielt nicht für nöthig, wenigstens nicht zunächst, in Frankreich auf ihre Anwendung zu bestehen.

Für die französische Krone war das Abkommen von nicht minderer Wichtigkeit. Sie ließ die Absicht fahren, mit der sich Viele trugen, eine selbständige kirchliche Organisation ohne den Papst oder sogar wider denselben durchzusetzen; sie schloß sich der allgemeinen Obedienz der katholischen Fürsten gegen Rom wieder an. Aber darum unterwarf sich Heinrich IV. doch nicht ohne Bedingung. Er brachte die Frage von der ursprünglichen Unabhängigkeit des Königthums sowie die Nothwendigkeiten, die ihm durch das Bestehen noch einer anderen Confession im Reich aufgelegt wurden, zur Anerkennung; er hätte nicht geduldet, daß die Geistlichen, die ihm angehangen, bei der Beförderung zu höheren Stellen zurückgesetzt wurden, wiewohl man es versuchte[1]). Die exceptionelle Stellung, welche Frankreich den römischen Doctrinen gegenüber von jeher eingenommen hatte, wurde nicht allein aufrecht erhalten, sondern nach den Bedürfnissen und Zuständen der Zeit erneuert und verstärkt; sie bildete fortan eine der Grundlagen dieses Staates.

Und sofort erlebte man, welchen Gewinn diese Abkunft für den Fortgang der Pacification enthielt. Der große Führer der Ligue, der Herzog von Mayenne, sah in der erfolgten Absolution das Motiv,

1) Bei den Schwierigkeiten, die in Bezug auf den Erzbischof von Bourges gemacht wurden, erinnerte d'Ossat die französische Regierung, daß, wenn sie nachgebe, „on vous traversera par même moyen cy-après tous les meilleurs serviteurs, que le roy ait eu ses travaux." An Villeroy 19. Jan. 1597. Lettres nr. 80.

sich in aller Form dem nun mit dem Papstthum versöhnten Könige zu unterwerfen. Er entschloß sich, wieder das zu sein, was er ursprünglich war, nämlich Unterthan. König Heinrich IV. ließ ihn im Besitze der festen Plätze, die ihm noch gehorchten, und verschaffte ihm durch reiche Geldbewilligungen persönlich eine erträgliche Stellung. Mayenne, der an dem ersten Abschlusse der Ligue einen fast lebendigeren Antheil genommen als sein Bruder, den Gedanken, die Krone einmal selbst zu tragen, noch entschlossener als dieser ins Auge gefaßt und, voll von einem höchst persönlichen Ehrgeiz, der Gewalt der Sechszehn ein Ende gemacht, den eigenen Neffen zurückgedrängt hatte, suchte von nun an seine Ehre in voller Hingebung an den Fürsten, auf dessen Platz er sich hatte emporschwingen wollen. Ein noch nicht genug gewürdigter Charakter: durch und durch selbstsüchtig, verschlossen, zurückhaltend, consequent, unter allen Umständen energisch, für den ganzen Gang der Dinge unendlich wirksam, vielleicht am achtbarsten, als er seine Absichten fallen ließ, in der Rolle des Besiegten.

Noch gab es Einige, die seinem Beispiel nicht folgten; aber kein Grund noch Vorwand der Religion kamen ihnen ferner zu gute; ihre Feindseligkeiten erschienen jetzt lediglich als weltlicher Natur und fielen mit dem auswärtigen Kriege zusammen.

## Zweites Capitel.

## Friedensschlüsse mit Spanien und mit Savoyen.

Auch für die Kriegführung selbst war die mit dem Papste getroffene Uebereinkunft von Bedeutung. Sie entriß dem Könige von Spanien den Schein, daß er für die Kirche fechte, und machte den Italienern, die den König von Frankreich unterstützen wollten, die Hände vollends dazu frei. Dabei hinderte sie Heinrich IV. nicht — denn auch hiervon ist in Rom ausdrücklich die Rede gewesen — seine protestantischen Verbündeten von ehedem, die sich seit seinem Religionswechsel von ihm entfernt gehalten, zu neuem Bündniß aufzurufen. Er zog in Betracht, daß er sich des ihm überlegenen Feindes nur dann entledigen könne, wenn derselbe in seinem eigenen Gebiet angegriffen werde, und trug kein Bedenken, den Engländern und Holländern eine Offensivallianz anzutragen. Mit Vergnügen gingen diese darauf ein. Denn noch immer fürchtete man in England, daß Spanien einen Versuch zur Ausführung der päpstlichen Excommunication machen und eine Landung wenigstens in Schottland unternehmen werde; die Unabhängigkeit der vereinigten niederländischen Provinzen war noch keineswegs gesichert. Wie der Canzler der Schatzkammer den Franzosen sagte: nicht mehr das Interesse der Religion vereinigte die englische Regierung mit Heinrich, aber die Nachbarschaft und der Nutzen [1]). Sie sahen in Philipp II. einen

1) Que cy-devant le roi avoit été joint avec la royne par la religion, que depuis il avoit changé, de sorte qu'ils n'étoient plus intéressés l'un avec l'autre que par le voisinage, qui n'obligeoit que par l'utilité, was denn freilich auch bedeuten sollte, daß England ganz allein auf sein Interesse zu sehen habe. Die Worte sind aus dem Discours de la négociation de Mss. de Bouillon et de Sancy en Angleterre, par M. du Vair (Mscpt. des britischen Museums), einem Aufsatz, dem Thuanus bei seiner Darstellung der Sache (lib. CXVI.) fast wörtlich gefolgt ist.

gemeinschaftlichen Feind und hofften durch ihre Verbindungen, wie denn dazu sogleich Gesandtschaften abgingen, auch alle die anderen in Bewegung zu bringen, die ihn fürchten mußten.

Noch war Philipp II. durch die Ordnungen seines Staates und seines Heeres, durch Geldbesitz und Schlagfertigkeit seiner Truppen den Franzosen überlegen. Wie er sich so eben in der Picardie festgesetzt hatte, so gelang es ihm im April 1596, Calais, das durch keine hinreichende Besatzung vertheidigt wurde, durch einen raschen und wohlgeleiteten Anfall in seine Hände zu bringen; auch Ardres bezwangen die Spanier und eilten, sowohl den einen als den anderen Platz in guten Vertheidigungsstand zu setzen.

Wenn dieses Ereigniß in der ganzen Welt Aufsehen machte, so erregte es in England Entrüstung gegen die Franzosen, deren Fahrlässigkeit den Verlust verschulde, und Besorgniß für sich selber. Der Canzler der Schatzkammer sagt in einem seiner Briefe, es lasse ihn nicht schlafen, rege in ihm die mannigfaltigsten Gedanken auf. Einer von diesen ist der gewesen, daß Calais in englischen Händen sicherer sein würde als in französischen. Man hat darüber Eröffnungen gemacht; aber König Heinrich antwortete in gekränktem Selbstgefühle: wenn es denn verloren sein solle, so möge es lieber in den Händen des Feindes als des Freundes sein. Auch ohne ein so verhaßtes Zugeständniß ward im Mai 1596 das Offensivbündniß abgeschlossen. Die ganze Combination, die drei Jahre früher ins Auge gefaßt worden war, erfüllte sich. Die katholischen und die protestantischen Gegner machten mit Heinrich IV. gemeinschaftliche Sache wider den König von Spanien.

Ein paar große Belagerungen, die immer im Gedächtnisse der Menschen geblieben sind, bezeichnen diesen Krieg. Die erste, von la Fère, im Jahre 1596, war überaus lang und anstrengend. Der florentinische Gesandte versichert, schon habe sich ein drückender Mangel fühlbar gemacht, und man habe die Auflösung des Heeres befürchten müssen; nur durch die Geldsummen, die er aus Italien mitgebracht, sei es möglich geworden, das Heer beisammenzuhalten und den Platz zu nehmen [1]).

Noch namhafter ist die zweite Unternehmung, zu welcher Spanien den König Heinrich nöthigte. Um sich wegen des Verlustes von Calais zu rächen, bereitete er einen in Gemeinschaft mit den Hol-

1) è certo che la mia venuta e quello che ho dato al re è causa che questa piazza si piglia (17. Mai). Bei Galluzzi V, 231.

ländern auszuführenden Angriff auf die spanischen Niederlande vor und ließ in dieser Absicht Geschütze und Kriegsbedürfnisse in Amiens zusammenbringen: da geschah ihm, daß eben diese Stadt den Spaniern in die Hände fiel. Der spanische Befehlshaber von Doulens, Tello Portocarrero, von der diesen Kriegsführern gleichsam eingebornen Begier, sich durch irgend eine kühne That unsterblich zu machen, erfüllt, wußte Amiens zur glücklichen Stunde zu überraschen. Die Einwohner, an ihren Privilegien mit Eifersucht festhaltend, hatten sich geweigert, eine königliche Besatzung aufzunehmen; sie meinten, sich selbst vertheidigen zu können: in ihren Mauern zählten sie 10,000 Bewaffnete; aber die Zeiten des Glanzes der bewaffneten Bürgerschaften waren vorbei: im Augenblicke des Ueberfalls, der mit listiger Keckheit eingeleitet wurde, konnten die Compagnien der Bürger nicht zusammengebracht werden: fast ohne Widerstand wurden die Spanier des Platzes Meister. Sie rühmten sich, Amiens wieder zu einer Vormauer ihrer Niederlande machen zu wollen, was es in den burgundischen Zeiten gewesen sei.

Ich weiß nicht, ob alles wörtlich wahr ist, was bei Sully von der Niedergeschlagenheit, beinahe Verzweiflung erzählt wird, die Heinrich in diesem Augenblicke gezeigt habe: wenigstens hat er sich auf der Stelle wieder gefaßt; sein Wort, er sehe wohl, er sei noch nicht König von Frankreich, er müsse noch einmal König von Navarra werden, drückt ein treffendes Gefühl seiner Lage aus. Noch an demselben Tage saß er zu Pferde; seine Umgebungen versichern, er sei es, von dem alle Anderen Muth und Zuversicht empfangen haben. Durch die vereinigten Anstrengungen Heinrichs und des Marschalls Biron geschah zunächst, daß das Land zwischen Somme und Seine vor weiteren Anfällen geschützt, Paris nicht geradezu ein Grenzplatz des Reiches und Amiens von dem Zusammenhange mit den Niederlanden abgeschnitten wurde. Hierauf schritt man zur Belagerung — einer der berühmtesten der Epoche. Schweizer, deutsche Landsknechte, Engländer nahmen Theil: neben den Franzosen, die dem Könige früher gedient, bemerkte man auch diejenigen, welche ihm Widerstand geleistet hatten, wie das Regiment Rothhüte, von dem einst ein Fort bei Rouen hartnäckig gegen ihn vertheidigt worden war. Auch die Stadt Paris schickte ihr Regiment: im Lager bezeichnete man Plätze und Hallen mit Namen, die von denen der Hauptstadt genommen waren. Seinen Charakter empfing das Belagerungsheer durch die überwiegende Zahl katholischer Edelleute, die von allen Seiten dazu herbeiströmten. Eine zahlreiche Priesterschaft war zugegen; alle Tage las

man Messe; man trug Sorge für die Pflege der Verwundeten, für die letzten Tröstungen der Sterbenden; Schwören und Fluchen war verpönt. Eigentliche Verbrechen bestrafte der Prévôst des Hofes ohne Nachsicht: es ward dafür gesorgt, daß die Bauern in der Nähe ihr Feld mit aller Ruhe bebauen konnten [1]). Und nicht wenig trug diese, in dem damaligen französischen Heere sehr ungewohnte Ordnung zu dem guten Erfolge bei. Man wies die Ausfälle des unternehmenden Tello immer glücklich zurück; bei der Besichtigung einer Bresche ward er selbst von einer Kugel getödtet. Erzherzog Albrecht, dem damals die Regierung der Niederlande anvertraut war, hatte vernehmen lassen, er müsse Amiens entsetzen, wenn er gleich Brüssel oder Antwerpen darüber verlöre: und sehr ansehnlich war das Heer, das er endlich von Douai her dazu heranführte. Als er aber die gute Haltung der Franzosen sah, hielt er nicht für rathsam, sie anzugreifen: einige Tage nach seinem Abzuge fiel Amiens in die Hände des Königs von Frankreich zurück. Diese Eroberung ist die erste That der unter dem bourbonischen Könige wieder vereinigten katholischen Franzosen. Es hat unter ihnen lange Zeit für ein besonderes Lob gegolten, daran Theil genommen zu haben. Nur einige wenige Protestanten waren dabei.

War nun aber dergestalt der vielleicht wichtigste Platz wiedergewonnen, so war das Gleichgewicht der Kräfte damit doch lange nicht hergestellt. Noch eine Anzahl anderer Festungen hatte Philipp II. innerhalb Frankreichs in Besitz; einige mächtige Magnaten hielten seine Partei; an dem Herzoge von Savoyen besaß er einen durch sein eigenes Interesse — den Besitz von Saluzzo — an ihn gefesselten und deshalb diesmal zuverlässigen, für die an sein Gebiet grenzenden Landstriche keineswegs ungefährlichen Verbündeten [2]). Wären Heinrich und Philipp II. allein auf dem Kampfplatze gewesen, so hätte noch Niemand den Erfolg voraussagen können.

Noch auf eine andere Weise aber, als Anfangs vorgesehen war, nämlich ganz auf ihrem eigenen Wege, kamen dem Könige von Frankreich seine seegewaltigen Verbündeten zu Hülfe.

1) En suit le bel ordre, que le roi fit tenir pendant le siége bei Vaultier a. a. O. 375. Ein Schreiben der Herzogin von Rohan an du Plessis zeigt, daß ihre sehr protestantischen Söhne auch in dem Lager waren.

2) Le roy d'Espagne n'ayant personne au monde si propre à confondre la France comme son Altesse. So las man in den aufgefangenen Depeschen von seinem Hofe. d'Ossat 15. Febr. 1597.

Es waren die Zeiten, in welchen die Engländer die Küsten des spanischen Amerika's unsicher machten und die Holländer zuerst in den ostindischen Gewässern erschienen. Eine durch ein ansehnliches niederländisches Geschwader verstärkte englische Flotte, die Anfang Juni 1596 unter Howard und Essex von Plymouth unter Segel ging, nahm ihren Lauf, absichtlich sich so weit wie möglich von der Küste haltend, nach dem Hafen von Cadix, der allezeit einer der vornehmsten Mittelpunkte des spanischen Handels gewesen ist, zerstörte die dort vor Anker liegende spanische Flotte, bemächtigte sich für eine kurze Zeit der Stadt und kehrte, da man ihr nicht erlaubte, sie besetzt zu halten, mit einer überaus beträchtlichen Beute nach England zurück. Im Jahre 1597 unternahm Essex eine neue Expedition, die zwar bei weitem weniger glücklich war, aber doch dem Könige von Spanien eine Anzahl von Schiffen kostete.

Philipp II. mochte jedem einzelnen seiner Feinde überlegen sein; ihren vereinten Anstrengungen war er nicht gewachsen. Ueberdies war er hochbejahrt, von Krankheiten gebrochen; unmöglich durfte er seinem Sohn, einem jungen Menschen, der wenig Vertrauen auf sein Talent erweckte, diesen doppelten Krieg vererben. Sein ganzes Leben hindurch methodisch und die Zukunft berechnend, sorgte er auch dafür, seine Angelegenheiten bei seinem Tod in guter Ordnung zurückzulassen. Die wiedereroberten Niederlande übertrug er auf seine Tochter Isabella, die er mit Erzherzog Albrecht vermählte: aber sehr zweifelhaft wurde der Besitz derselben, wenn sie den vereinigten Angriffen Frankreichs und der abgefallenen Provinzen ausgesetzt waren [1]. Seinem Sohne sollte die Verwaltung der übrigen europäischen und der überseeischen Landschaften verbleiben: wie mißlich und unruhig aber mußte sie werden, wenn die einen von den Franzosen, die anderen von den Engländern mit Feindseligkeiten heimgesucht wurden! Aus diesen Gründen beschloß Philipp II., dem Könige von Frankreich den Frieden anzubieten. Dessen Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle war ihm jetzt ganz recht; er nahm die Vermittlung des Papstes Clemens zum Abschluß eines langen Stillstandes oder auch eines Friedens in Anspruch.

Und nichts konnte dem römischen Hof erwünschter sein. Eben das war seine Politik, zwischen den beiden großen katholischen Mächten, von denen ihn dann keine mit Gewaltsamkeiten bedrängen könnte, eine vermittelnde Rolle zu übernehmen.

1) Tassis: praevideri poterat, brevi omnia in Belgio corruitura.

Ueberdies aber konnte er nun, im Besitze der Autorität über zwei große Reiche, auf die alten Tendenzen der Wiederherstellung des Katholicismus zurückkommen. Papst Clemens forderte den König auf, die Verbindung mit den protestantischen Mächten, die er früher nicht gemißbilligt hatte, ohne weiteres abzubrechen. Er vereinigte den Grundsatz des italienischen Fürstenthums, daß zwar ein Privatmann an sein Wort gebunden sei, ein Souverän aber aus Staatsgründen nach Belieben Zusagen machen und brechen dürfe, mit dem alten Axiom der Kirchengewalten, daß der einem Ketzer geleistete Eidschwur nicht verpflichte; zuerst, sagte er, habe der König von Frankreich Gott geschworen und ihm, dem Papst; er hatte den Gedanken, der vereinigten Macht von Frankreich und Spanien eine Richtung gegen England zu geben, und erörterte ausführlich, wie man verhindern könne, daß ein solches Unternehmen nicht allein zum Vortheil von Spanien ausschlage [1].

Heinrich IV. wies dieses Ansinnen mit aller möglichen Entschiedenheit zurück; eine andere Frage aber war, ob er ebenso die Anträge zu einem einfachen Frieden, die ihm durch den vom Papst und dem Könige zugleich beauftragten General der Franciscaner Bonaventura Calatigirona gemacht wurden, ablehnen solle.

Sein Vertrag mit Königin Elisabeth verbot ihm allerdings, darauf einzugehen; aber er hielt für genug, sie zur Theilnahme an der Unterhandlung einzuladen; als sie solche verweigerte, schritt er gleichwohl darin vorwärts. Allzu verführerisch waren für ihn die Vorschläge der Spanier. Sie erboten sich in der ersten Sitzung ohne weiteren Rückhalt, alle französischen Plätze, die noch in ihren Händen waren, zurückzugeben [2]). Das war es eben, was alle seine Anstrengungen ihm verschaffen sollten: ein Federstrich konnte ihn an das Ziel bringen, das sonst nur unter Strömen von Blut hätte erreicht werden können. Sollte er den allgemeinen Krieg auf gutes Glück

1) d'Ossat an Villeroy 1. Februar 1597: Le pape m'a dit que le serment avoit été à un hérétique, et que S. M. avait fait un autre serment à Dieu et à lui pape. Er wiederholte die Aussprüche eines Herzogs von Urbino hierüber: S. S. approuve toutes façons de séparer S. M. d'avec ses alliés, encore que les dites façons fussent infames et dommageables à S. M.

2) Flassan legt die Erklärung Tassis in den Mund (II, 182). Ich denke jedoch, daß die Stelle der italienischen Relation, auf die er sich hierbei ohne Zweifel stützte, Mémoires de Sillery et Bellièvre II, 539, aus dem Schreiben des französischen Gesandten, ebendas. S. 44, erklärt werden muß.

weiter fortsetzen oder einen Vertrag annehmen, durch welchen er ohne Verzug wieder vollständig Meister seines Landes wurde?

In der That hat er darüber keinen Augenblick geschwankt. Der Friede war so gut wie geschlossen, nachdem sich die Deputirten beider Theile zum erstenmal gesehen hatten.

Die Gesandten von England und von Holland versuchten alles, den Abschluß zu verhindern. Unter den Vorstellungen, welche sie dagegen machten, war eine der vornehmsten, daß es für die Ruhe und Freiheit von Europa nun einmal nothwendig sei, die spanische Uebermacht zu bekämpfen; man sei im Kriegstanze begriffen und dürfe nicht aus Ermüdung abtreten. Heinrich IV. soll geantwortet haben, er könne nur nicht zugeben, daß Frankreich zum Saale für diesen Tanz diene [1]). Er machte sie auf den für Frankreich höchst nachtheiligen Unterschied aufmerksam, der zwischen den drei Ländern obwalte. England und selbst Holland seien geschlossene Landschaften, denen man nur zur See beikommen könne, wo doch ihre Macht am größten sei; dagegen Frankreich könne von allen Seiten angegriffen werden und brauche zu seiner Vertheidigung so viel Armeen, als es Provinzen zähle. Dort befinde sich alles in trefflicher Cultur; Frankreich sei eine halbe Wüste: keine Stadt, ja kein Dorf werde gefunden, das nicht Spuren verübter Gewaltsamkeiten trage. Dort gebe es Gesetze, die man befolge, und wohlerwogene Staatseinrichtungen; hier habe kein Gesetz wahre Gültigkeit, keine Institution ihre ursprüngliche Gestalt. In der Republik und unter der Königin seien die Unterthanen der höchsten Gewalt ergeben und gehorsam; er sei gleichsam seit drei Tagen König; bei seinen Vasallen könne er weder auf Gehorsam, noch auf Ergebenheit rechnen. „Frankreich und ich", so schloß er, „wir bedürfen der Ruhe".

Der Friede von Vervins, der am 2. Mai 1598 unterzeichnet wurde, erschien officiell als eine Erneuerung des Friedens von Château-Cambresis; wie damals die Franzosen, so gaben jetzt die Spanier alle von ihnen eroberten Plätze heraus. Man meinte wohl, wieder auf die alten Zustände zurückzukommen. Aber welche Anstrengungen, Gefahren, Veränderungen lagen zwischen den beiden

1) Nach Contarini Relatione di Savoya sagten die Gesandten: che col desistere dell' arme veniva a mostrarsi stracco e che gia trovandosi in ballo gli conveniva di ballare. Il re rispose: io non sono stracco gia di ballare, ben sono stracco di prestare la sala.

Jahren 1559 und 1598: eine große universalhistorische Epoche, in der die Welt umgewandelt worden war!

Seit dem ersten Frieden hatte Spanien einen Anlauf genommen, Europa zu unterwerfen; durch den zweiten erkannte es die Unabhängigkeit von Frankreich wieder an.

Vor allem für die Herstellung der Autorität im Innern war der Friede dem König unschätzbar. Dem Widerstreben der großen Gewalthaber wurde, wie durch die Absolution der religiöse, so durch den Frieden von Vervins der politische Rückhalt entzogen.

Den Versuch der Spanier, den Herzog von Mercoeur durch den Frieden zu sichern, wies Heinrich IV. mit der Erklärung zurück, er wolle lieber den Krieg sein Lebenlang fortführen, als einem seiner Unterthanen gestatten, daß er sich auf die Protection eines auswärtigen Fürsten stütze. Gleich die erste Waffenruhe, die ihm die Unterhandlungen verschafften, benutzte er, um sich nach Bretagne zu verfügen, und nichts als seiner Anwesenheit bedurfte es dort, um die royalistischen Gefühle zu erwecken und Mercoeur, der sich vom Abfalle der Seinen bedroht sah, zur Unterwerfung zu nöthigen. Heinrich lernte bei der Besitznahme das Land erst kennen. Er erstaunte, welche mächtigen Fürsten die Herzoge von Bretagne zu ihrer Zeit gewesen seien. Hatten aber einst diese ihre Selbständigkeit nicht behaupten können, wie viel weniger war dies einem Gouverneur möglich, der zwar durch seine Gemahlin mit den alten Fürsten zusammenhing, aber seine Gewalt im Lande dem Vertrauen des letzten Königs — das er dann getäuscht hatte — verdankte[1]! Auch hier fand ein unvermittelter Uebergang von offener Feindseligkeit zu der engsten Verbindung statt. Heinrich IV. verabredete eine Vermählung zwischen seinem natürlichen Sohne Cäsar und der Tochter Mercoeurs, auf welche die Ansprüche ihrer Mutter übergingen: er zeigte sich ganz erfüllt von dem Vortheil, der dadurch seinem Sohne, welchen er als Vater liebe, zuwachsen werde: auf dessen Namen sollte das Gouvernement geführt werden. Reiche Geldbewilligungen der Provinz für ihn, noch reichere von seiner Seite für die bisherigen Machthaber waren mit der Unterwerfung verknüpft. Der Friede gehörte dazu, um auch Blavet in die Hände des Königs zurückzubringen und die Besitznahme zu vollenden.

Noch waren aber nicht alle Verluste der liguistischen Zeiten her-

1) Instruction an Bellièvre und Sillery. Jan. 1598. Mémoires de Bellièvre et Sillery I, 10.

beigebracht: Saluzzo, dessen sich der Herzog von Savoyen während der letzten Ständeversammlung in Blois bemächtigt hatte, befand sich noch in dessen Händen: Heinrich hielt es für eine Forderung seiner Ehre und seiner Pflicht, es nicht so ohne weiteres darin zu lassen.

Von dem Frieden von Vervins war der Herzog nicht ausgeschlossen, da er sich bequemt hatte, den Rest seiner Erwerbungen in der Provence, das feste Berre, aufzugeben; an Saluzzo aber, dessen Rückgabe die Franzosen in die Nähe seiner Hauptstadt gebracht und seiner territorialen Selbständigkeit Eintrag gethan hätte, hielt er mit Hartnäckigkeit fest, nicht ohne Rechtsgründe für seinen Besitz vorzubringen: man hatte sich darüber nicht vereinigen können und den schiedsrichterlichen Spruch des Papstes angerufen.

In Rom ließ man sich Schriften und Gegenschriften vorlegen, konnte sich aber nie zu einem Endurtheil entschließen. Der Papst wollte den König von Frankreich nicht verletzen; es war ihm aber auch bedenklich, durch die Wiederherstellung der französischen Regierung in Saluzzo die ausschließende Herrschaft der katholischen Religion in Italien zu gefährden.

Der Herzog selbst gab die Hoffnung nicht auf, daß die schwankenden Zustände in Frankreich oder auch persönliche Einflüsse der besondersten Art ihm die Behauptung seiner Erwerbung möglich machen würden.

Heinrich IV. gehörte zu den Männern, die ohne Leidenschaft für eine Frau nun einmal nicht leben können; unter den mancherlei Verhältnissen, in die er dabei gerathen ist, war auch eines, mit Gabrielle d'Estrées, das ihm mehr darbot, als sinnlichen Reiz oder geistige Zerstreuung. Gabrielle war nicht allein schön: er fand in ihr ein Gemüth, das seine Sorgen, seine Freuden und Leiden [1]) mit ihm theilte, ein Verständniß für ihn hatte, ihm in der That alles erfüllte, was ein durch die Anstrengungen und die Feindseligkeiten des Lebens hin und her geworfener und ermüdeter Mensch von einem weiblichen Wesen wünschen kann. Da die Ehe des Königs von Jedermann als nichtig betrachtet wurde, so nahm man so viel An-

1) Man wird uns nicht zumuthen, daß wir Anekdoten aus dem der Prinzessin von Conti zugeschriebenen Werkchen: Les amours du grand Alcandre, hier aufnehmen. (Archives curieuses I, XIV.) Da ist viel Weiber- und Dienstboten-Geklatsch. Mit dem, was wir z. B. über den Tod Gabrielle's authentisch wissen, stimmt die Schrift so schlecht zusammen, daß sie auch in allem anderen nur wenig Glauben verdient. Vgl. Observations am Daniel. T. XXIV.

stoß nicht daran, wenn Gabrielle mit dem König öffentlich erschien, wie sie wohl hinter ihm her, ganz in Grün gekleidet, von Fackelträgern umgeben, in prächtigem Palankin in Paris einzog. Ohne Einfluß auf den Staat war sie mit nichten; die Aussöhnung mit den Guisen, das Emporkommen Sully's waren sehr ihr Werk. Heinrich IV. dachte sie zu seiner Gemahlin zu erheben. An sie vor allen wandte sich der Herzog von Savoyen; die Venetianer erzählen viel von den Geschenken, die er ihr gemacht, und von einer geheimen Verbindung, die er mit ihr angeknüpft habe [1]). Ich weiß nicht, ob dies eine Wirkung auf den König haben konnte, der doch auch den Ehrgeiz kundgab, zu zeigen, daß er nicht unter dem Einfluß einer Frau stehe; aber in dem Augenblicke, daß man auf das ernstlichste an die Erhebung Gabrielle's dachte und der Herzog von Savoyen alles von ihr erwartete, starb sie eines plötzlichen Todes.

Bald darauf, im December 1599, begab sich Carl Emanuel selbst an den französischen Hof; von Heinrich IV. als eine angesehene Fürstlichkeit auf das beste aufgenommen, ließ er nichts unversucht, um persönlichen Einfluß auf ihn zu gewinnen. Aber Heinrich vermied sogar, auch nur in Person mit ihm zu unterhandeln, unter dem, gegenüber einem von spanischer Grandezza erfüllten Fürsten geschickt ergriffenen Vorwande, daß persönliche Unterhandlung sich für große Fürsten nicht schicke.

So blieb die Sache ganz in dem gewohnten Geschäftsgange; der Herzog war, wie ein bei ihm beglaubigter Gesandter sagt, mit großer Hoffnung nach Frankreich gegangen, hatte ungeheure Kosten gehabt, mannichfaltige Unannehmlichkeiten bestanden und kam in Verzweiflung zurück. Er erreichte nichts, als daß ihm die Wahl zwischen zwei Vorschlägen gelassen wurde, die ihm beide gleich verhaßt waren, entweder Saluzzo herauszugeben, oder dafür die Landschaft Bresse abzutreten, eines der ältesten und besten Besitzthümer seines Hauses, wo ihm 400 ergebene Vasallen lebten.

Man begreift es, wenn er sich sträubte, sich für das Eine oder für das Andere auszusprechen: den ersten ihm für die Option gesetzten Termin, dann auch den zweiten verlängerten ließ er unbenutzt verstreichen; er glaubte, so wenig er auch an sich seine Macht mit der

1) Simon Contarini erwähnt der „infiniti doni" für Gabrielle. Der Herzog schickte nach Frankreich il cavalier Bertone, il qual per esser domestico della Gabriella ed altre donne di Francia, sperava che le doveva apportare gran beneficio: appena giunto in Francia mori la Gabriella.

französischen vergleichen durfte, doch auch für den Ausschlag der Waffen eine günstige Aussicht zu haben. Während seines Aufenthaltes in Frankreich hatte er so viel Gährung und Unruhe bemerkt, daß er sich überredete, der Ausbruch eines Krieges werde das Zeichen eines allgemeinen Abfalls von Heinrich IV. sein und eine chaotische Verwirrung daselbst hervorbringen.

Dabei übersah er aber, daß der Tumult momentaner Meinungsverschiedenheiten, dem ausgesprochenen Willen eines thatkräftigen Fürsten gegenüber, wenig bedeutet. Im August 1600 schritt Heinrich IV. zur Anwendung der Waffen: denn er müsse beweisen, daß sich ein Herzog von Savoyen mit einem Könige von Frankreich nicht messen dürfe. Nicht unbekannt war ihm, was der Herzog erwartete. Er ließ dagegen vernehmen, er glaube nicht, daß es einen Franzosen gebe, der bei dieser Gelegenheit seinem Könige die Treue breche; sollte es dennoch einer wagen, dem werde er den Kopf zwischen die Füße legen; an Verzeihung werde diesmal nicht zu denken sein. — Keiner regte sich. In kurzem waren Bresse und ganz Savoyen sammt der wichtigen Landesfestung Montmeillant erobert; es hätte nur von dem König abgehangen, die Alpen zu überschreiten.

Und auf spanische Unterstützung durfte Carl Emanuel nicht zählen. Philipp II. war gestorben: die Regierung Philipps III. bestärkte den Herzog zwar anfangs in seinem Widerstande gegen die ihm gemachten Anträge, war aber dann doch nicht geneigt, ernstlich Partei zu ergreifen, oder es zu einer Erneuerung des Krieges in Italien kommen zu lassen, was auch der verstorbene König immer vermieden habe [1]). Auf die Erinnerung des Papstes, der jetzt die Gerechtigkeit der französischen Forderung anerkannte, erklärte sich Philipp III. für Frieden und Nachgiebigkeit.

Unter abermaliger Vermittelung eines päpstlichen Legaten ward dann eine Abkunft getroffen, wie sie eben dem Papste selbst erwünscht war. Der Herzog entschloß sich, von den beiden Alternativen diejenige anzunehmen, welche die für die Ruhe von Italien zuträglichere schien, Saluzza zu behalten und, so schwer es ihm ward, die Landschaft Bresse abzutreten.

Für Frankreich war auch dies ein großer Gewinn: vor allem in Bezug auf den Tausch, da die Einkünfte der erworbenen Landschaft sich dreimal höher beliefen, als die der abgetretenen; überdies

1) En Madrid se resolvio que S. A. no devia cumplir lo capitulado: in Avila änderte man diesen Beschluß. (Pap. v. Simancas.)

aber ein politischer. Bourg en Bresse, wo sich so oft feindliche Streitkräfte gegen Frankreich gesammelt, Valromey und Bugey, überhaupt die beiden Rhoneufer von Genf daher wurden französisch. Nur Ein Uebergang zur Verbindung zwischen Savoyen und Franche-Comté beim Pont de Gresin, und auch dieser unter beschränkenden Bedingungen, ward dem Herzoge vorbehalten [1]). Das französische Reich gewann an Abgeschlossenheit und Vertheidigungsmitteln.

In Italien waren die Freunde von Frankreich, die wenigstens eine kräftige Demonstration gegen Spanien gern gesehen hätten, mit dem Vertrag überhaupt und besonders mit diesen Bedingungen wenig zufrieden; sie beklagten sich, daß sie aufgegeben würden.

Wenn man an den Frieden von Château-Cambresis und den Nachtheil denkt, welcher dadurch der politischen Stellung von Frankreich, im Vergleich mit der von Franz I. behaupteten, erwuchs, so sieht man wohl, daß die Verträge Heinrichs IV. mit Spanien und mit Savoyen diesen Nachtheil eher verstärkten als verminderten. Heinrich machte zwar die Italiener aufmerksam, daß der Besitz von Château-Dauphin, sein Bund mit der Schweiz und besonders mit Graubündten ihm jeden Augenblick die Möglichkeit lasse, seinen Freunden in Italien zu Hülfe zu kommen [2]); aber es ist klar, daß seine Aufmerksamkeit nicht ernstlich auf dieses Land gerichtet war. Die auf den Besitz desselben gegründete Ueberlegenheit der Spanier in der südlichen Welt anzugreifen, fühlte er sich noch nicht stark, in seiner Gewalt nicht fest genug. Es befriedigte ihn schon und erschien ihm als ein großer Gewinn, daß das Vordringen der italienisch-spanischen Truppen in die diesseitigen Gebiete, ihr Durchzug nach den Niederlanden ihnen durch die neuen Erwerbungen, wenn nicht unmöglich gemacht, doch sehr erschwert wurden. Wenn er für Italien auf die Wünsche des Papstes Rücksicht nahm, so hat er sich ihrer diesseit der Alpen selbst dann überhoben, wenn die Religion mit der Politik in Berührung kam. Bei dem Frieden von Vervins hatte er nachge-

1) Passer en la Tarentaise et fondre au pont de Grezin sur le Rosne, c'est le seul passage qui leur a été laissé par le traité de Savoye. (Lettres missives V, 591.)

2) Niccolo Contarini: ben si diffuse in dire, l'haver speso un Million e mezzo d'oro per la confederation con Suizzeri et haver anco fermato quella de Grisoni, con la quale haveria, diceva, il passagio libero in Italia, che oltre il transito per Grisoni li restava — — castel Delfino, di dove in ogni occasione haveria potuto portare le sue armi al servitio de sui amici.

geben, daß Genf nicht ausdrücklich unter seinen in denselben eingeschlossenen Verbündeten genannt wurde, aber zugleich dafür gesorgt, daß Jedermann erfuhr, diese Stadt sei unter dem Worte „Verbündete der Eidgenossenschaft", das in demselben vorkommt, mitbegriffen [1]). In den letzten Kriegen hatte der Herzog von Savoyen zwei Lieues von Genf ein Fort mit fünf starken Bollwerken errichtet, das er St.-Catharina nannte, welches die Stadt als den gefährlichsten Dorn in ihrem Fuße betrachtete. Sie forderte den König, dem es in die Hände gefallen war, auf, es zu schleifen; vor den Augen der Legaten ließ es Heinrich in die Luft sprengen. War er doch selbst einst dem Glauben, der hier seinen vornehmsten Mittelpunkt, seine hohe Schule hatte, zugethan gewesen. Mit Vergnügen empfing er Theodor Beza, der in ihm den Befreier von Frankreich und aller Gläubigen begrüßte. Denn schon war damals jenes Edict gegeben, welches die reformirten Franzosen der Bedrängnisse, die sie bisher erduldet hatten, zum größten Theil überhob.

1) Man hatte ursprünglich auch noch andere genannt; man ließ diese weg, weil der allgemeine Ausdruck auch Genf begreifen sollte. Mémoire concernant le traité de paix; vgl. Spon II, 246.

## Drittes Capitel.

# Das Edict von Nantes.

Für die Hugenotten war es das schwerste Geschick gewesen, daß der Fürst, den sie in seinem Unglück aufrecht erhalten, dessen Ansprüche sie mit ihrem Blute verfochten hatten, als er zum Genusse derselben kam, zu der anderen Partei übertrat; an den Pforten von St.-Denis verloren sie, wie sie sagten, ihren Protector; ihre ganze Organisation — denn sie hatten keine andere, als die, durch welche sie sich ihm anschlossen — war gesprengt.

Wohl gab es Manche, welche die Reunionsdee, mit der man sich in der Nähe des Königs trug, zu ergreifen geneigt gewesen wären. Zwischen du Perron, dem Pfarrer Benoist und dem Prediger Morlas ist viel darüber verhandelt worden. Wäre nur jener Primat von Gallien, an den man dachte, zu Stande gekommen!

In Anderen aber erweckte diese Annäherung bitteren Widerwillen. Sie setzten sich dem Primate nicht viel minder lebhaft entgegen, als die eifrigsten Katholiken; von einer Ehescheidung durch die Bischöfe wollten sie nichts hören: sie wollten nicht dulden, viel weniger dazu helfen, daß eine Buhle des Königs den Thron von Frankreich besteige. Von dem Könige selbst wandten sie sich in eigensinniger Entfernung ab. Du Plessis, dem Heinrich, in Erinnerung dessen, was er für die Angelegenheiten von Navarra gethan, die oberste Stelle in den Finanzen anbot, schlug ab, ihm darin zu dienen, unter dem Vorwand, er habe schon Feinde genug und brauche sich keine neuen zu machen. Welche Vorstellungen er von der Religion hatte, zu der sein König übergetreten war, zeigt sein späteres Buch über die Geschichte des Papstthums. Die Weissagungen der Schrift von dem

großen Abfalle, von dem Menschen der Sünde, der auf dem purpurgeschmückten Thiere reitet und die Könige trunken macht, findet er erfüllt in dem Papstthum; in dessen Herrschaft sieht er das zu Tage gekommene Geheimniß des Verderbens [1]).

Nur in wenigen Grundgedanken leben diese militärischen Männer, die, eben so bereit zum literarisch-religiösen Kampfe, wie zu jedem anderen, die Ueberzeugung von der unbedingten Richtigkeit ihrer Meinungen mit dem Gefühle verbinden, daß ihnen das schnödeste Unrecht immerfort angethan werde. Ihre Sinnesweise spiegelt sich in der eigenthümlichen Fassung ihrer Schriften und Briefe; man könnte vielleicht von einem hugenottischen Style reden: er ist ohne Anmuth und Mannichfaltigkeit, aber gedankenvoll und markig, scharf, gedrungen, bitter. Am ausgebildetsten erscheint er bei Aubigné, dessen Geschichtsbuch in der Form an gleichzeitige Spanier erinnert, in dem Gefühle, das seinen Inhalt belebt, etwas Germanisches hat, durch die Kraft der Sprache und des Ausdrucks aber den dafür wieder erwachten Sinn der Franzosen festhält und befriedigt. Männer dieser Art konnten für die Verwickelungen, in die ihr Fürst auf dem Throne gerieth, keine Theilnahme fühlen: zuweilen haben sie sich ihm persönlich genähert, aber sich dann immer wieder aufs neue von ihm entfernt.

Andere gab es unter ihnen, Oberhäupter von altem Geschlecht und aristokratischem Ehrgeize, wie Bouillon und la Tremouille, die wohl gar den Gedanken faßten, an der Spitze der glaubenseifrigen und sich wieder beleidigt fühlenden Gemeinen, die ihnen anhingen, dem Könige selbst entgegenzutreten [2]).

Heinrich durfte es so weit nicht kommen lassen; überdies aber fühlte er auch, wie er unzähligemal gesagt hat, daß er gegen seine alten Glaubensgenossen Verpflichtungen habe; er wollte sie zufriedenstellen. Ihm allein zuzuschreiben, daß dies nicht sogleich geschah, wäre eine Ungerechtigkeit. Wir kennen die Bedingungen, unter denen er König war. Ohne die Einwilligung des Conseils, die nicht von ihm abhing, hätte er keinen Schritt thun können: und was halfen die von dem Conseil verfaßten Edicte, wenn sie nicht von den Parlamenten angenommen und verificirt wurden? Hier aber begegnete ihm ein hartnäckiger Widerstand. Die Parlamente des Reiches glaubten

1) Mysterium iniquitatis seu historia papatus, autore Philippo Mornayo Plessiaci Domino.

2) Beauvais Nangis sur Davila 239.

noch, die Gesetze der Ligue, die niemals vollgültig aufgehoben worden seien, gegen die Reformirten ausführen zu müssen, und gefielen sich darin, das zu thun. Sollte diesem Einhalt geschehen, so mußten die Reformirten sich dagegen erheben und noch einmal drohend aufstellen. Hat es ihnen Heinrich doch gleich im Anfange verargt, daß sie sich nicht entschieden regten. Sie überzeugten sich endlich, daß dem Könige selbst ein Gefallen damit geschehe, wenn er von ihnen bestürmt werde.[1])

Eigentlich aus diesem Bedürfniß und Gefühle sind die politischen Versammlungen der Reformirten entsprungen, zuerst geduldet und dann nach und nach weiter ausgebildet worden. Sie wurden aus Deputirten von allen ihren Provinzen nach den drei Ständen dergestalt zusammengesetzt, daß von zehn Mitgliedern immer ihrer vier aus dem Adel, vier aus dem dritten Stand und zwei aus den Geistlichen genommen sein sollten. Auf ähnliche Weise richtete man Conseils in den Provinzen ein, deren Correspondenz unter einander und mit der allgemeinen Versammlung oder den Deputirten bei Hof allmählich der ganzen Partei eine zusammenhaltende und durchgreifende Organisation verlieh.

Die erste dieser Versammlungen zu St.-Foi im Jahre 1594 brachte bereits ein vorläufiges Abkommen zuwege. Das Conseil des Königs, das von der Meinung ausging, daß eigentlich nichts Neues eingeführt, sondern nur der gesetzliche Zustand, wie er unter den früheren Königen gewesen war, wiederhergestellt werden sollte, gewährte den Protestanten die Erneuerung des Pacificationsedictes von 1577 mit den zu Nérac und Fleix vereinbarten Erläuterungen, zu denen noch einige neue vor dem Jahr in Mantes geforderte, denn schon damals hatte man darüber unterhandelt, hinzugekommen waren. Ein Edict hierüber ward verfaßt und den Parlamenten zur Verification vorgelegt.

Die Parlamente weigerten sich entweder, dazu zu schreiten, oder wenn sie es thaten, so geschah es mit geringer Majorität und unter sehr wesentlichen Beschränkungen. Ueberdies zeigten sich die Anord-

1) Du Plessis 219: afin qu'il semblast estre contraint plustôt que porté par sa propre affection à leur accorder les choses nécessaires. Die Auffassung von Benoist, Histoire de l'édit de Nantes, sieht dagegen in dem Meisten, was der König thut, nur eine versteckte Feindseligkeit. Man begreift sie vollkommen an diesem übrigens so gelehrten und verdienten Autor; aber sie ist unhistorisch.

nungen jener früheren Zeit nicht mehr anwendbar, seitdem Heinrich IV. mit so viel liguistischen Städten und Großen Verabredungen getroffen hatte, welche die Protestanten aus dem Umkreise ihrer Gebiete ausschlossen. Diese fühlten zugleich den Druck der alten und der neuen Ordnung der Dinge; alle ihre Sendungen an den Hof brachten ihnen nur nichtssagende Antworten zurück. Als sie sich in großer Aufregung hierüber 1596 zu Loudun versammelten, haben sie eines Tages wirklich daran gedacht, sich wieder wie vor Alters vollkommen auf die eigenen Füße zu stellen, ihre festen Plätze zu behaupten, ihre Finanzen für sich selbst zu verwalten und auf alle Pacificationsedicte Verzicht zu leisten. Es gehörte schon etwas dazu, um sie nur zu bewegen, nicht auseinanderzugehen. Dann aber ward dafür gesorgt, daß alle ihre vornehmsten Männer, die Gouverneure ihrer Plätze — auch la Tremouille fehlte nicht — zusammentraten und ihre Union erneuerten. Da du Plessis zuerst unterzeichnete, so folgten die anderen alle nach. Der Beschluß ward gefaßt, daß sie ihre Versammlung so lange nicht auflösen wollten, bis ein gutes Edict erlangt und es zu wirklicher Ausführung gebracht sei. Ihre Gegner am Hofe sollten erfahren, daß ihre Verzögerungen ihnen nichts nützen konnten [1]).

Der Nachdruck dieser Aufstellung und die Anmahnungen, die man zugleich an den König richtete, bewirkten in der That, daß der Hof eine Commission zu ernstlicher Unterhandlung mit den Reformirten ernannte. Zuerst erschienen der Canzler von Navarra, Calignon, und de Vic, Mitglied des Conseils, die denn bald überzeugt, daß man am Hofe keinen Begriff von der Lage dieser Sache habe, Deputirte der Protestanten mit sich dahin nahmen und, auf ihren Wunsch mit ein paar anderen Männern von gutem Namen und reiner Absicht, dem Präsidenten de Thou, demselben, der sich durch die Geschichte seiner Zeit einen hohen Ruf von Mäßigung und Verstand gegründet hat, und Schomberg vereinigt, der Unterhandlung wenigstens eine gute Grundlage verschafften.

Noch war man aber weit auseinander, als jenes Ereigniß von Amiens eintrat. Du Plessis, in welchem die alten protestantisch-royalistischen Gefühle noch einmal erglühten, forderte seine Freunde auf, mit der ansehnlichen Macht, über welche sie verfügten, zu dem Belagerungsheere zu stoßen; sie sollten, meinte er, das geforderte

1) qu'autrement ils ne feroient jamais rien et qu'on frustreroit toutes les bonnes intentions du roi. Vie de du Plessis 233.

Edict vor sich her tragen; es werde den Vorüberziehenden im Fluge bewilligt und von den Parlamenten unverzüglich verificirt werden.

Die Zeiten einer so vertrauensvollen Hingebung aber waren vorüber. Die Anwesenheit des Franciscanergenerals und eines päpstlichen Legaten und deren Unterhandlungen mit dem König erregten vielmehr in den Versammelten die Besorgniß, daß sich dieser noch ganz zu ihren Verfolgern schlagen und sein Sieg, wenn auch von ihnen befördert, ihnen doch nur zum Verderben gereichen werde. Die Unterhandlungen wurden fortgesetzt; aber was ließ sich von denselben erwarten, da in dem Lager von Amiens eine durch und durch katholische Meinung vorwaltete? Die Anträge der Hugenotten wurden anfangs mit Wegwerfung von der Hand gewiesen.

Indeß ist es doch eben die Belagerung von Amiens gewesen, welche die Gemüther einander näherte.

Wie du Plessis Mornay sagt, die Plagen Egyptenlands brachen die Hartherzigkeit der Gegner; in dem Conseil ward man in den Tagen der Gefahr inne, wie wünschenswerth eine Vereinigung mit den Mißvergnügten, ihre Beruhigung sei; auch unter den Reformirten erwachte das Gefühl, daß sie Franzosen seien und der Verlust von Amiens auch sie betreffe. Es war eben während der Belagerung, daß beide Theile von der äußersten Schärfe ihrer Forderungen zurücktraten. „Von beiden Seiten drängte sie das Geschick.“ [1] Anfang August hielt man sich der Uebereinstimmung in den wichtigsten Punkten versichert; der König hoffte, die Sache sofort abgemacht und die Reformirten noch in seinem Kriegslager erscheinen zu sehen, was für seinen Dienst und für die ihm ergebenen Freunde das Beste sein werde.

Wo es sich jedoch um Bestimmungen handelt, über welche zwei große Parteien verschiedener Meinung sind, pflegt man sich nicht so rasch zu vereinigen. Amiens wurde ohne die Theilnahme der Hugenotten wiedererobert; und schon regte sich die Besorgniß, die Abkunft werde hierauf nun nicht so bald zu erreichen sein.

Aber der König nahm auch nachher die Deputirten der refor-

1) Du Plessis an Harlay Dolot 29. Juill. „utrinque urgentibus fatis“: — les affaires de Picardie ployent l'obstination des ungs soubs la nécessité — le comun péril ramentoit aux autres qu'ils sont Français pour se contenter à moins même que des choses nécessaires. Lettres Ausg. von 1825 VIII, 301.

mirten Versammlung mit großem Wohlwollen auf und lieh ihren Anträgen sein Ohr.

Die Protestanten verlangten besonders dreierlei: sie wollten die Sicherheitsplätze, die in ihrem Besitze waren, noch auf einige Zeit behalten, von den öffentlichen Aemtern im Königreiche nicht ausgeschlossen sein und an der ihre Angelegenheiten betreffenden Jurisdiction selber Theil nehmen. Denn vor allem die Feindseligkeiten der Parlamente waren ihnen unerträglich; sie wollten davon nicht allezeit zu leiden haben.

Ueber die Sicherheitsplätze hielt sich der König für berechtigt allein und persönlich zu verfügen: Anfang November erklärte er sich in den wesentlichen Punkten übereinstimmend; die übrigen mehr juridischen Momente wurden an das Conseil verwiesen, das sie gleich darauf in ernstliche Berathung zog. Manche Mitglieder desselben sträubten sich dagegen; sie fürchteten, für jedes Zugeständniß, das sie sich abgewinnen ließen, von der geistlichen Macht einmal in Anspruch genommen zu werden: aber der König drang darauf; er ließ das Conseil wissen, er werde nicht eher nach Paris kommen, als bis die Sache beendigt sei. Den Protestanten hat er gesagt, sie sollten in ihm immer die alte Geneigtheit des Königs von Navarra finden, aber jetzt verbunden mit der Macht des Königs von Frankreich, alles das in Ausführung zu bringen, was er verspreche.

Noch war damals der Friede mit Spanien nicht abgeschlossen, noch stand Mercoeur unter den Waffen; für den König lag eine Gefahr darin, wenn diese Feindseligkeiten mit den hugenottischen in Verbindung traten, zu geschweigen, daß eine Erneuerung des religiösen Haders, die noch immer sehr möglich war, alles in Frage gestellt hätte.

Aber auch die protestantische Versammlung, die zu Châtellerault unfern der von Mercoeur eingenommenen Stellungen gehalten ward, mußte die Folgen bedenken, die zu erwarten waren, wenn dieser besiegt und zugleich der Friede mit Spanien abgeschlossen wurde: wie leicht würde dann die Partei, welche ihren Untergang wünschte, im Conseil die Oberhand behalten und die ganze Macht des Reiches gegen sie wenden[1]!

1) Advertissoit M. du Plessis MM. de l'assemblée — qu'ils prévinssent par la conclusion de leurs affaires la paix de l'Espagne et la réduction de la Bretaigne, lesquelles ne pouvoient tarder et accomplies qu'elles seroient les laisseroient du tout à la pure discrétion du roy. Mémoires de Mme du Plessis-Mornay: Mémoires et Correspondance I, 327.

Es gab noch einige Differenzen; aber unter dem Eindrucke dieser Betrachtungen wurden sie ausgeglichen. Als Heinrich auf seinem Zuge gegen Mercoeur in Blois erschien, kamen ihm die Deputirten der Protestanten mit dem vollzogenen Entwurf entgegen. Um den Schein einer nicht ganz freien Entschließung zu vermeiden, verschob der König seinerseits die Vollziehung, bis er Mercoeurs Meister geworden war.

Die Unterwerfung des letzten großen Liguisten bezeichnete Heinrich damit, daß er zugleich den Protestanten das umfassendste Pacificationsedict gewährte, welches sie jemals erlangt hatten. In Nantes, April und Mai 1598, ward es mit seinen geheimen Artikeln und Brevets zu Stande gebracht[1]).

Das Edict von Nantes, im Sinne der in den Jahren 1563, 1570, 1577 ergangenen Pacificationsedicte abgefaßt, in vielen Punkten nur eine nach den veränderten Umständen modificirte Wiederholung des letzten, ist nun allen Ernstes auf eine definitive Befriedigung beider Parteien berechnet und erscheint gleichsam als ein Austrag zwischen den einander oft entgegenlaufenden Verpflichtungen, die das bourbonische Königthum bei seiner Gründung übernommen hatte.

Nach dem in Rom gegebenen Versprechen und dem alten Vertrage mit dem Clerus ward der katholische Gottesdienst überall hergestellt, die geistliche Corporation in den Besitz ihrer alten Güter, Zehnten, Gefälle eingesetzt; dagegen übernahm der König, oder, wenn wir so sagen dürfen, der Staat einen ansehnlichen Beitrag für den Kirchendienst der Reformirten: er ließ ihnen die Sicherheitsplätze, die sie der Ueberlegenheit ihrer Feinde gegenüber nicht entbehren konnten, noch auf acht Jahre und verpflichtete sich zur Erhaltung der Garnisonen in denselben.

Dabei blieb es, daß die Ausübung der Religion in den Gebieten, wo sie durch die mit den Liguisten gemachten Verträge ausgeschlossen wurde, wie in Paris und in den meisten großen Städten, nicht erlaubt sein sollte; aber das Verbot des Aufenthaltes für ihre Bekenner in denselben ward zurückgenommen; es ward ihnen vergönnt, ihren Gottesdienst in der Nähe der Städte, an geeigneten Plätzen abzuwarten. Den durch ihre Aemter mit dem Hofe Verbundenen ward dies auch in den Städten, wo derselbe sich aufhielt, innerhalb ihrer Häuser verstattet. Der Katholicismus blieb in jeder

1) Abgedruckt bei Benoist I. App. 62. France protestante III, 226.

Beziehung die Religion des Staates, die Regel: aber das hinderte nicht, daß nicht die höchste Gewalt im Gefühl ihres bürgerlichen Berufes die Protestanten von der Regel hätte ausnehmen und ihnen sehr ausgedehnte Bewilligungen machen können.

Der König versprach in seinem zweiten Brevet, auch den Protestanten Antheil an den Würden und Aemtern des Landes zu geben, ohne Bevorzugung der Katholiken, nach dem Verdienst eines Jeden. Von den organischen Anordnungen des Edictes vielleicht die vornehmste war die Errichtung gemischter, aus den Anhängern beider Bekenntnisse zusammengesetzter Kammern in den Parlamenten, welche fortan die Streitsachen zwischen den Katholiken und Protestanten erörtern und entscheiden sollten; einige in Paris neu creirte Stellen wurden den letzteren vorbehalten. Eine für ihre Existenz, ihr tägliches Leben, ihr Mein und Dein unentbehrliche Bestimmung, die zugleich einen großen politischen Gewinn in sich schloß. Die von den hierarchischen Gesichtspunkten beherrschte Jurisdiction der Parlamente war es ja gewesen, wogegen sich die Hugenotten vom ersten Anfang an gesetzt, der sie sich zu entziehen gesucht hatten; jetzt sollten sie nicht allein von derselben eximirt sein — alle in den Zeiten der principiellen Verfolgung ergangenen Urtel wurden widerrufen, in ihren politischen Folgen für null und nichtig erklärt — sondern sie bekamen selbst einen Antheil an der gerichtlichen Gewalt, der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit der souveränen Höfe; sie gewannen Eingang in diese mächtigen und ihnen so furchtbar gewesenen Körperschaften.

Um so mehr war aber zu fürchten, daß diese der Verification eines Edictes, das ihnen selbst Eintrag that, hartnäckigen Widerstand entgegensetzen würden.

Erst nach der Abreise des päpstlichen Legaten, dem, so gemäßigt er sich auch zeigte, diese Verhandlungen unangenehm gewesen wären, im December 1598, brachten die Räthe Heinrichs IV. das Edict in das Pariser Parlament. Eine allgemeine Agitation trat demselben entgegen. Man sagte dem Volke, das sei eben das verrufene alte Edict vom Januar, das vor siebenunddreißig Jahren zurückgewiesen worden sei, und das nun der ehemalige Hugenott, der König, mit Gewalt durchführen wolle, im Nothfalle selbst mit bewaffneter ausländischer Macht, Schweizern und Landsknechten. Hier und da sind Processionen gehalten worden, um von Gott die Abwendung eines so großen Unheils zu erflehen; man predigte dagegen mit einem Eifer und einer so aufregenden Wirkung, daß die Reformirten fast

eine neue St.-Barthélémy fürchteten [1]). Dagegen sagte man in der Stadt den Hugenotten nach, ihre Absicht sei jetzt noch, sich für das Blutbad jenes Tages zu rächen. Gleich nacheinander wurden drei Menschen aufgegriffen, welche dem bevorstehenden vermeintlichen Unheil durch die Ermordung des Königs hatten zuvorkommen wollen.

Inmitten dieser Aufwallung der alten Leidenschaft hielt das Parlament an sich; man nahm an, das geschehe auch darum, um in Rom eine Excommunication gegen diejenigen auszubringen, welche für die Verification des Edictes stimmen würden. Ohne eine erneute persönliche Theilnahme des Königs wäre die Sache noch in diesem letzten Stadium gescheitert. Er beschloß, selbst mit den vornehmsten Mitgliedern des Parlaments zu sprechen, und unvergeßlich ist, wie er sich gegen sie äußerte.

Er empfing sie in seinem Hauskleide, denn er wolle vertraulich mit ihnen reden, und begann dann mit einer Erinnerung an die blutigen Gräuel der Bürgerkriege. Wollten sie dieselben erneuern, sagte er, so möchten sie sich dazu anschicken, wie die Capuziner der Ligue, die das Schwert über die Kutte gürteten; er für sich wolle ein friedlicher König, ein König-Hirt sein und das Blut der Seinigen nicht vergießen. Davor, daß ihm Aufruhr in der Stadt erregt werden könne, fürchte er sich nicht; er werde die Barricaden von Paris übersteigen, wie so viele Mauern anderer Städte. Er bedeutete sie, daß der Religionseifer den Ungehorsam nicht entschuldige; rücksichtsloser Eifer verdiene vielmehr Strafe: er habe in dieser Sache den Papst für sich, der werde die Widerspenstigen selbst mit dem Banne belegen. Wohl wisse er, daß das Reich nicht ohne die katholische Religion bestehen könne; aber auch das sei klar, daß ohne seine Person, der Gott die Regierung des Reiches durch erbliches Recht anvertraut habe, weder das Reich noch die Religion bestehen würden. Und am wenigsten die Mitglieder des Parlaments sollten ihm widerstreben; daß sie auf ihrem Stuhle sitzen, verdanken sie ihm; den einen habe er zu ihren Häusern geholfen, den anderen zu der Freiheit, ihren Glauben zu bekennen. Nicht durch Gewalt könne man Menschen bekehren; aber der Unterschied zwischen Katholiken und Hugenotten müsse doch aufhören; sie müssen alle gute Franzosen sein; er trage sich seit langer Zeit mit einem Gedanken, den er noch

1) Besonders merkwürdig hierüber ist die Correspondenz von de la Force mit seiner Gemahlin, z. B. der Brief vom 12. Januar 1599. Mémoires de M. de la Force, I, 303.

auszuführen denke: eine Reformation der Kirche wolle er ins Werk richten [1]). Seine Meinung war die alte, daß eine Abschaffung der Mißbräuche in Lehre und Leben auch die Wiedervereinigung der Reformirten unendlich erleichtern würde.

Seine Ermahnungen und seine Macht — denn er war in diesem Augenblicke gefürchtet und geliebt, und täglich mehr sah man seine Autorität Wurzel schlagen — bewirkten, daß alle Einwendungen verstummten. Die gehässige Nothwendigkeit, in einem Lit de Justice durch persönliche Gegenwart die Verification erzwingen zu müssen, blieb ihm erspart. Diese erfolgte jetzt, wiewohl nicht ohne neue Modification einiger Bestimmungen des Edictes.

Du Plessis-Mornay bewundert die Klugheit und Beharrlichkeit, mit welcher der König seinen Willen und sein Ansehen in dieser Sache geltend gemacht habe. Man könne nun nicht mehr sagen, daß eine gewaltsame Transaction in Folge von Unruhen stattgefunden: es sei ein gerechtes und unentbehrliches Gesetz gegeben nach reifer Ueberlegung, in voller Kenntniß der Sache [2]).

Das Beispiel des Pariser Parlaments zog dann die anderen mit sich fort.

In Rouen fügte man sich deshalb, weil sonst die Processe der Reformirten der Normandie an das Pariser Parlament verwiesen worden wären. Drei Reformirte wurden in das Parlament von Rouen aufgenommen. Wenn später katholische Mitglieder eintraten, welche alsdann die von der Sorbonne im Jahre 1543 vorgeschriebene Glaubensformel zu beschwören hatten, sah man die Reformirten sich entfernen, um nicht einer Verdammung ihres Bekenntnisses beizuwohnen.

Von Bordeaux, wo man sich die Jesuiten nicht hatte entreißen lassen, langte eine Deputation an, die eine sehr lebhafte Vorstellung gegen das Edict machte. Heinrich hörte diese in ihrer ganzen Ausführlichkeit an, fünf Viertelstunden lang; er fand sie bewunderungswürdig in der Form, ihren Inhalt aber verwerflich; der erinnere ihn an die unheilschwangeren Rathschläge des Cardinals von Lothringen;

1) Die Redaction dieser Rede in den Lettres missives V, 89 wird durch eine andere ergänzt, welche damals nach den Niederlanden geschickt und aus dem Utrechter Archiv in Vreede's Lettres et négociations de Buzanval S. 93 mitgetheilt worden ist. Das Datum der letzteren trifft mit dem angegebenen Wochentage zusammen, nicht so das der ersteren.

2) A MM. de l'assemblée 9 mars 1599.

er dagegen wolle den endlich wiederhergestellten Frieden um jeden Preis behaupten: er sei das Haupt des Reiches und habe zu befehlen; die Anderen seien verpflichtet, ihm zu gehorchen.

Am schärfsten drückte er sich gegen die Deputirten von Toulouse aus, denen er spanische Hinneigungen Schuld gab. Sollten, fragte er, diejenigen die Aemter besitzen, wie man in Italien zu sagen pflegt, die Wohlthat des Staates genießen, welche alles gethan haben, um den Staat zu Grunde zu richten, und die Anderen ausgeschlossen sein, welche ihr Leben für denselben gewagt haben? Den Reformirten gebühre Antheil an den öffentlichen Aemtern für ihre ihm, dem König, und der Krone von Frankreich geleisteten getreuen Dienste [1]).

Tausendmal hatten die Hugenotten diese Ansicht von ihrem Verdienst ihm vorgetragen; er hielt sie jetzt selbst ihren unversöhnlichen Feinden entgegen.

Aber so entschieden und nachdrücklich mußte er sich seiner alten Glaubensgenossen und Waffengefährten annehmen, wenn er ihnen eine Stellung verschaffen wollte, bei der sie sich vor den Gewaltsamkeiten, von denen sie bisher gelitten hatten, sicher fühlen konnten. Wie die Dinge sich auch von Moment zu Momente gewendet hatten, so kam ihnen doch ihre frühere Hingebung an die Person des gebornen Fürsten zuletzt zu Gute. Das war der Mann, der durch sein bloßes Dasein dem Begriffe der höchsten Gewalt einen solchen Nachdruck verlieh, daß auch der religiöse Widerspruch gegen die Nothwendigkeiten ihrer Existenz zurücktreten mußte.

Die Franzosen reformirten Bekenntnisses konnten nun ihre Einrichtungen in sicherem Frieden befestigen.

Es waren nach allem doch nicht mehr als ungefähr achthalbhundert Kirchen in Frankreich: in Hoch- und Niederburgund zählte man ihrer über 200, in Poitou und Saintonge mehr als 100, in Provence und Dauphiné 94, in Guienne 83, alle im Süden; bei weitem weniger im Norden. In der Normandie gab es ihrer noch 59: Isle de France, Picardie, Champagne bildeten nur eine einzige Provinz. Wenn die Guisen eine bleibende Wirkung auf Frankreich hervorgebracht haben, so besteht diese nicht etwa, wie man gesagt hat, in der Behauptung des Katholicismus, der auch ohne sie nicht gefallen wäre, sondern darin, daß sie die abweichenden Meinungen von Champagne, Bourgogne und zum Theil wenigstens von der

1) Die beiden Reden, 3. Nov. 1599, in den Lettres missives V, 180.

Picardie — denn da hatte auch die Restauration des Katholicismus in den Niederlanden einen großen Einfluß — entfernt gehalten haben. Es giebt eine Nachricht, nach welcher man 274,000 protestantische Familien im Reiche zählte; doch möchte ich sie nicht verbürgen.

Noch war eine ansehnliche Zahl fester Plätze in ihren Händen: einige, die den großen Herren der Partei eigenthümlich angehörten, wie den Rohan, Laval, Bouillon; andere, welche sich tapfere Kriegscapitäne, wie Lesdiguières, nicht wieder hatten entreißen lassen, gar manche, mit Privilegien versehene wohlbesetzte Städte; und außerdem ungefähr siebzig, deren Garnisonen vom Könige besoldet wurden, in Guienne, Languedoc, Dauphiné, Poitou, der stärkste Platz von allen, Saumur, wo über vierthalbhundert Mann lagen. Der König besoldete gegen viertausend Mann, was ihm, zusammengenommen mit den geistlichen Bedürfnissen, die er zu bestreiten übernahm, einen Aufwand von ungefähr dritthalbhunderttausend Ecus verursachte.

Wir berührten schon den Unterschied zwischen den kirchlichen und den politischen Versammlungen. Die einzelnen Kirchen vereinigten sich für die eigentlich kirchlichen Berathungen über Disciplin und Lehre zu Colloques, diese zu Provinzen; jede Provinz hielt ihre Synoden; zu den Nationalsynoden vereinigten sich alle. In diesen überwog das Element der Geistlichen. Die politischen Versammlungen, in denen das nicht der Fall war und die ebenfalls alle Provinzen umfaßten, bekamen jetzt die Bestimmung, Deputirte zu ernennen, die an dem königlichen Hofe die allgemeinen Interessen des reformirten Bekenntnisses wahrnehmen sollten. Nachdem die Versammlung von Châtellerault sich nach Saumur begeben, wo sie bis tief in das Jahr 1601 verblieb, traten endlich allgemeine Deputirte an ihre Stelle [1]). Von Zeit zu Zeit vergönnte der König die Einberufung politischer Versammlungen [2]), wo auch die Beschwerden, an denen es der Natur der Sache nach nicht fehlen konnte, vorgetragen wurden. Wir haben die Protokolle der einen und der anderen übrig; der Ruhe und Umsicht, mit der sie verfuhren, muß man um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, da sie dabei von ihrem guten Rechte nichts aufgaben.

1) Mémoire de du Plessis-Mornay 6 janv. 1620: Elle fust licenciée et convertie en députés généraux. Mém. IV. 285.

2) Assemblées politiques tenues par Messieurs de la religion 1601—1611. Mscpt. der K. Bibliothek zu Berlin. Beginnt mit der Versammlung von St.-Foi, 1. Oct. 1601.

Man wird fragen, ob nun aber nicht diese Befestigung des unkatholischen Bekenntnisses in Frankreich wieder in Rom einen widerwärtigen Eindruck machte.

Bei der Nachricht von der Verification des Edictes zeigte sich der Papst Clemens VIII. sehr ungehalten. Es sei, sagte er, von dem ruchlosesten Inhalte; den Ketzern werde Gewissensfreiheit, Zutritt zu den Aemtern, Einführung in die Parlamente gewährt; wie viel leichter werde es ihnen dadurch, ihre Meinungen auszubreiten! Er habe geglaubt, der König werde sich mit dem Widerstande des Clerus und des Parlaments entschuldigen und es niemals durchführen; vielmehr aber setze derselbe seine persönliche Autorität dafür ein, während er zur Ausführung seiner dem römischen Stuhle gemachten Versprechungen noch niemals seine Stimme ernstlich erhoben habe. Er, der Papst, dem man vorausgesagt habe, er werde betrogen werden, sei jetzt die Fabel der Welt; aber den Sprung über den Graben, den er einst zur Absolution des Königs gethan, könne er auch wieder zurückthun, um eine entgegengesetzte Handlung zu vollziehen [1]).

Der König kannte bereits diese Art von Ausbrüchen officiellen Unwillens an dem Papste Clemens; er erklärte sie für Windwolken, von denen man weder Blitz noch Donner zu fürchten habe.

In einem viel zu engen Verhältnisse stand er zu dem Papste, als daß er feindliche Schritte von ihm hätte erwarten müssen. Schon an sich verschaffte die Wiedererhebung von Frankreich dem Papstthum eine freiere, von Spanien minder abhängige und zugleich in alle europäischen Geschäfte eingreifendere Stellung, wie die letzten Friedensschlüsse bewiesen. Bei der Besitznahme von Ferrara kam den römischen Ansprüchen nichts so entschieden zu Hülfe, als eine entschlossene Erklärung des Königs von Frankreich. Wenn der Papst sich nach dem Wunsche Heinrichs entschloß, seine Ehe mit Margaretha von Valois zu trennen, — in Uebereinstimmung mit dieser Fürstin selbst und auf den Grund, daß sie nur gezwungen ihr Jawort gegeben, auch niemals die wegen der nahen Verwandtschaft erforderliche Dispensation nachgesucht habe [2]), — so ward dadurch ein Vortheil vom

1) d'Ossat au roy. 28. Mars 1599. Lettres II, n. 10.

2) Im September 1599 setzte Clemens VIII. ein Gericht nieder, das am 10. Nov. seine Sentenz aussprach. Vgl. die freundschaftliche Correspondenz der beiden Geschiedenen, bei Guessard, Mémoires et Lettres de Marguerite de Valois 310.

größten Belange für den Katholicismus vorbereitet, da sich der König nunmehr mit einer Prinzessin aus einem italienischen, sehr katholischen Hause, Maria Medici, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana und der Erzherzogin Johanna von Oesterreich, vermählte. Noch war die Abkunft mit Savoyen nicht völlig zu Stande gebracht, als die neue Königin in Frankreich ankam.

Für die Befestigung der bourbonischen Monarchie war es ein Ereigniß, daß dem Könige bald darauf ein Dauphin geboren wurde: die Fremden erstaunten, mit welcher allgemeinen Freude man dasselbe in Frankreich begrüßte; aber zugleich lag darin ein neues Pfand der Verbindung mit der katholischen Kirche und ihrem geistlichen Oberhaupte.

Auch übrigens wünschte Heinrich dem Papste so gefällig zu sein, wie es die Lage seiner Krone nur immer erlaubte.

Er war sogar einmal nicht abgeneigt, die alte Forderung des römischen Stuhles — betreffend die Einführung der tridentinischen Decrete in Frankreich — zu erfüllen; eine Sitzung des Conseils eröffnete er in einer für eine solche Maßregel sehr günstigen Stimmung; aber er mußte darin so viel von den widrigen und dem Staate gefährlichen Folgen hören, die sie nach sich ziehen würde, daß er davon abstand. Bei weitem weniger ließ sich gegen die Erfüllung einer zweiten Forderung Roms, die Wiederherstellung des Ordens der Jesuiten in Frankreich, einwenden. Unaufhörlich hatte sie Clemens VIII. wiederholt; die Jesuiten hatten sich bei der Absolution dem Könige hülfreich erwiesen; Vorliebe für die spanische Macht, die vielmehr ihre Nebenbuhler, die Dominicaner, begünstigte, konnte man ihnen mit Grund nicht mehr zuschreiben. Wenn in ihren Schriften antiroyalistische Ideen vorgetragen wurden, so war das eine von dem Orden zwar beförderte, aber ihm doch keineswegs ausschließend eigene, sondern fast allgemeine Verirrung der clericalen Tendenzen, von der er nunmehr in Bezug auf Frankreich einen Schritt zurücktrat. Die Jesuiten näherten sich dem Könige klug und gewandt, und allmählich hörte er sie an. Kein Zweifel, daß er dabei Rücksicht auf die Wünsche des Papstes nahm; aber seine Politik war, ihnen doch seine Zugeständnisse nicht auf dessen Andringen, sondern aus eigener Bewegung nach und nach immer weiter schreitend zu bewilligen. Die Nuncien haben sogar vermieden, Anträge zu ihren Gunsten zu machen, weil diese eher schadeten als nützten [1]).

1) Der Nuntius Ubaldini, 4. März 1608: „conoscendo che il re vuole

Sie überließen alles der eigenen Einwirkung des Ordens und dem Könige, der denselben für sich und sein Haus zu gewinnen dachte. In der gährungsvollen, mächtigen und zur Opposition geneigten clericalen Welt wünschte er auch eine Partei für sich zu haben und erwählte sich dazu diese neueste, thätigste, wirksamste Genossenschaft. Nach einiger Zeit kamen sie nach Frankreich zurück, wo ihnen die über sie ergangene Verfolgung bei den eifrigen Gläubigen nur einen um so größeren Credit verschafft hatte. Durch die Gunst des Königs, des römischen Stuhles und die Anhänglichkeit ihrer alten Schüler nahmen sie sich in kurzem gewaltig auf; einer von ihnen, Pater Cotton, ward zum zweiten, später zum ersten Beichtvater des Königs ernannt.

Die Sorbonne und die Hugenotten geriethen darüber in gleiche Aufregung. Wetteifernd machten sie den König auf die staatsgefährlichen Grundsätze aufmerksam, welche der Orden bekannt habe und noch bekenne. Aber man sieht wohl, warum das alles auf den König wenig Wirkung hervorbringen konnte: er glaubte besser zu wissen, daß er ihrer sicher sei. Er bedurfte einer Partei, wenigstens eines Gegensatzes, der ihm dienen konnte, selbst in dem katholischen Lehrkörper.

So hatte er auch unter den Hugenotten seine Freunde und Anhänger, die er nicht versäumte durch geheime und offene Begünstigungen zu gewinnen, und die dann widerwärtige Manifestationen zu verhindern wußten.

Auf der einen Seite hielten die Reformirten ihre politischen Versammlungen, auf der anderen der Clerus seine für die Geschichte des Landes überaus merkwürdigen Zusammenkünfte: in einander entgegengesetzten, von dem Mittelpunkte gleichmäßig abweichenden Tendenzen, beide von tief begründeter Selbständigkeit, die der König zu brechen nicht unternahm. Es war ihm genug, wenn er die einen und die anderen in Pflicht hielt; nur in ihm war die Einheit des Staates selbst; der geborne König wollte für alle sorgen, doch sollten sie ihm alle gehorsam sein [1]).

obligare la compagnia in maniera, ch'ella riconosca immediatamente da lui il suo stabilimento et augumento in Francia."

1) Carew (Relation of the state of France) erzählt, der König habe sich auf seine Behandlung der Religionsparteien etwas zu Gute gethan: il pouvoit faire leçon à tous autres rois.

Persönliches Selbstgefühl trug in ihm zu dieser Haltung bei. Daß die politische Gewalt, die auf seinem Recht und auf seinem Siege beruhte, alle anderen Gerechtsamen begründe, wie Eigenthum und Besitz, so auch die religiöse Freiheit, davon zeigt sich Heinrich IV. in allem, was er sagte, durchdrungen.

In einer Denkschrift, die man einem der wirksamsten und zugleich eifrigst katholischen seiner Minister, Villeroy, zuschreibt, wird diese Ansicht weiter ausgeführt.

Die Frage wird darin aufgestellt, welcher von den beiden Gesellschaften, in denen die Menschen leben, der politischen oder der religiösen, die Priorität zukomme, und zu Gunsten der ersten, der bürgerlichen Gesellschaft, entschieden. Denn vom Anfange habe Gott den Menschen eine Idee derselben eingeflößt; die Erzväter sehe man unter götzendienerischen Völkern beten, zufrieden, daß gute bürgerliche Ordnung bei ihnen herrsche; und so sei der Staat das Primitive: gar manches könne er erlauben, was die Religion verbiete; er müsse erst bestehen mit seinem Zwang, ehe die Religion Wurzel schlage durch Ueberzeugung. Habe nicht die göttliche Stimme selbst Gehorsam gegen Cyrus, einen heidnischen Fürsten, geboten? Dem Könige sei das Volk darum Gehorsam schuldig, weil er die fürstliche Macht besitze; warum solle aber der Fürst alsdann nicht verschiedene Religionen neben einander dulden?

Nachdem der Staat von den strengsten Doctrinen der alten Kirche emancipirt worden, erhob sich der stolze Gedanke, an dem sich die folgenden Jahrhunderte versuchen sollten, ihn auf seine eigene innere Nothwendigkeit zu begründen [1]).

Heinrich IV. war schon alle Jahre daher, während der übrigen Verwickelungen, auch damit auf das ernstlichste beschäftigt, besonders in Bezug auf den finanziellen Staatshaushalt, von welchem doch alles Andere abhing; wir können nicht länger verschieben, unsere Aufmerksamkeit näher darauf zu richten.

1) Discours de la vraye et légitime constitution de l'estat. In den Memoiren v. Villeroy II, 1. Ausgabe von 1665.

## Viertes Capitel.

## Herstellung des Staatshaushaltes.

Beginnen wir damit, einige Ziffern über die finanziellen Erträge der früheren Zeiten, wie sie besonders die Reihenfolge der venetianischen Berichte an die Hand giebt, zusammenzustellen.

Unter Louis XII. war die vornehmste der französischen Auflagen, die Taille, die dem Landmanne zur Last fiel, auf ungefähr 600,000 Ecus, wenig mehr als die ursprünglich unter Carl VII. festgesetzte Summe, zurückgebracht, unter Franz I. wieder bis auf zwei Millionen erhöht worden. Unter jenem erreichte das gesammte Einkommen schwerlich zwei Millionen; unter diesem wuchs es, eingeschlossen den Zehnten der Geistlichkeit, auf fünf Millionen an [1]).

Auch damit aber konnte Heinrich II. seine im erneuerten Krieg unaufhörlich wachsenden Bedürfnisse nicht bestreiten. Durch die Erhöhung der Salzsteuer, verstärkte Zehnten und mancherlei einzelne Auflagen brachte er den Ertrag des Einkommens auf $6^1/_2$ Millionen Ecus; aber zugleich entschloß er sich im Drange der Noth zu Alienationen und Schuldverschreibungen, welche bei seinem Tode 14 Millionen Ecus oder ungefähr 36 Millionen Livres betragen mochten [2]).

Noch zerrüttender war die Verwaltung Carls IX. oder vielmehr der Königin-Mutter, die in seinem Namen regierte.

Zuweilen ist in einem Jahre der einfache Betrag dessen, was das Einkommen ertrug, aufgenommen und verbraucht worden; die Schulden beliefen sich im Jahre 1571 auf 40 Millionen Ecus oder

1) Marino Giustiniano hatte sich einen Etat verschafft, der ihm jedoch nicht völliges Licht giebt; die obige Summe ist aus Dandolo 1542.

2) Lorenzo Contarini 1550 bemerkt mit Genugthuung das Gleichgewicht in den Finanzen, Soranzo 1556 die Störung desselben.

100 Millionen Livres; jedes Jahr aber brachte neue Bedürfnisse, und nur durch neue Anleihen wußte man sie zu decken; z. B. die Unternehmung von Rochelle und die Annahme der polnischen Krone im Jahre 1573 wurden erst durch eine Anleihe von zwei Millionen möglich. Dabei sah man sich zu den verderblichsten Operationen genöthigt: um nur einiges baare Geld zu bekommen, mußte man die alten Schuldverschreibungen an Zahlungsstatt annehmen und die Zinsen davon auf die laufenden Einkünfte anweisen.

Auch diese wuchsen besonders durch Erhöhung der Taille immer noch an, und man berechnete sie gegen Ende der Regierung im Jahre 1574 auf 7 Millionen Ecus; aber durch die Alienationen schmolz ihr wahrer Ertrag bis auf wenig mehr als den vierten Theil, 1,800,000 Ecus; die laufenden Ausgaben konnten davon nicht mehr bestritten werden [1]).

Heinrich III. begann, wie berührt, mit einem Deficit; statt aber auf Ersparnisse zu denken, traf er Einrichtungen, welche, indem sie ihm ein unmittelbares Eingreifen in den Geldhaushalt erleichterten, zugleich seinen Günstlingen die Gelegenheit zu Vergeudungen und persönlichem Gewinne darboten.

Im Jahre 1581 waren die Einkünfte durch gewaltsame Erhöhung der Auflagen auf ungefähr 9 Millionen gestiegen, aber davon 4 Millionen veräußert, 3 Millionen angewiesen: $1\frac{1}{2}$ Million wurde auf die Bewachung der Grenzen und die Garnisonen verwendet; dem Hofe blieb für ordentliche und außerordentliche Bedürfnisse noch nicht eine halbe Million übrig, — man rechnete nur 300,000 Ecus, — welche dazu schlechterdings nicht hinreichten. Die vornehmste Aushülfe war, daß man neue Stellen creirte und veräußerte. Die Geldbesitzer, die gleich mit dem Verkaufe derselben beauftragt wurden, leisteten darauf einen allgemeinen Vorschuß, wie sich versteht, nicht ohne bedeutende Procente, so daß nur etwa zwei Drittheile der erwarteten Summe in die Hände der Regierung kamen.

Man sieht wohl, welchen Werth die Regierung auf die Beiträge der Geistlichkeit legen mußte, die wenigstens regelmäßig eingingen.

In diese Verhältnisse trat nun Heinrich IV. ein; er hatte ein vollkommenes Bewußtsein davon, daß alles daran liege, sie umzugestalten, daß ohne Herstellung des Staatshaushaltes auch die Herstellung einer festen höchsten Gewalt nicht möglich sei. Aber sein

1) Besonders Sigismondo di Cavalli 1574. In den nachträglichen Auszügen sollen die Angaben über die Finanzen ausführlicher folgen.

Regierungsantritt war sogar mit mannichfaltigen neuen Belastungen verknüpft. Die Vorschüsse und Anleihen, welche der König von seinen protestantischen und seinen katholischen Verbündeten erhalten, mußten gedeckt werden; ungeheure Rückstände hatten die Schweizer für ihre Kriegsdienste zu fordern; die den Liguisten bei ihrer Aussöhnung versprochenen Summen beliefen sich auf mehr als 10 Millionen Ecus. Und auf der anderen Seite, wie unendlich schwer war es, die Verwaltung zu verbessern! Der König bot, wie erwähnt, die Leitung derselben du Plessis-Mornay an: der aber zog in Betracht, daß sich dem Uebel nur durch zwei Mittel abhelfen lasse, Verringerung der Ausgaben und Vermehrung der Auflagen; weder zu dem einen noch zu dem anderen eigne sich die Menschenfreundlichkeit und Willfährigkeit seines Charakters, und, wie gesagt, noch mehr Feinde wollte er sich nicht machen. Er empfahl dem König, einen Finanzrath aus wenigen und nicht sehr mächtigen Personen zusammenzusetzen, und beklagt später, daß man deren zu viele und zwar persönlich zu einflußreiche Männer, deren erste Sorge gewesen sei, ihre eigenen Ansprüche zu befriedigen, wie den Herzog von Nevers, gewählt habe. Die Geschäfte führte Harlay de Sancy; aber bei aller Geschicklichkeit fand dieser es unmöglich, zumal da die Erneuerung des spanischen Krieges die Bedürfnisse verdoppelte, das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen.

Indem man sich nun nach einer durchgreifenderen Hülfe umsah, ward der Vorschlag gemacht, eine Versammlung der Reichsstände zu berufen; aber Heinrich war eben nicht geneigt, seiner Autorität eine andere von unbestimmten und unberechenbaren Ansprüchen entgegenzusetzen; er zog es vor, wie das denn auch bei weitem weniger Kosten veranlassen werde, nach dem Muster einiger seiner Vorfahren eine Versammlung der angesehensten Männer — Notablen — aus den verschiedenen Provinzen zusammentreten zu lassen, die man dann nach dem Vorgange des letzten Königs in verschiedene Kammern absonderte, wo sie sich unter Leitung der vornehmsten Großen des Reiches berathen sollten.

Es war am 4. Nov. 1596 zu Rouen, daß Heinrich die Versammlung mit einer berühmt gewordenen Anrede voll königlichen und militärischen Geistes eröffnete. Er habe, sagte er, Frankreich in einem Zustande des inneren Ruins und für die Franzosen selbst so gut wie verloren gefunden. Den Verlust habe er durch die Waffen abgewehrt; um dem Ruin zuvorzukommen, wünsche er jetzt den Rath

der Versammelten zu hören; er denke ihnen zu folgen und sich — so stark drückt er sich aus — in ihre Vormundschaft zu begeben [1]).

Leider ist uns kein Protokoll dieser Versammlung zu Händen gekommen, so daß wir über ihre Verhandlungen nicht mit Sicherheit urtheilen können; doch liegt uns eine Mittheilung aus dem Conseil über die Lage der Finanzen sowie eine Antwort der Notablen auf dieselbe vor, welche einiges Licht auf die Sache werfen [2]).

Nach dem ersten dieser Actenstücke belief sich der Betrag der fundirten Schuld auf 30 Millionen Ecus, sechs davon aus der neuesten Zeit, wovon drittehalb Millionen Renten gezahlt werden mußten. Denn nirgends war der Zinsfuß so hoch wie in Frankreich; er betrug $8\frac{1}{3}$ Procent. Für die auf die Aemter gezahlten Capitalien belief sich der angenommene Zins sogar noch höher, auf 10 Procent. Da die für die Aemter ausgeworfenen Zinsen ebenfalls drittehalb Millionen betrugen, so muß diese Schuld wenigstens zu 20 Millionen Ecus angeschlagen werden. Aus den Domänen waren über 7 Millionen gezogen worden: und von den übrigen Einkünften findet sich so viel veräußert, daß man die fundirte und angewiesene Schuld gewiß auf 80 Millionen Ecus oder 200 Millionen Francs anschlagen muß. Die angewiesenen Einkünfte mit den in Folge der letzten Tractate ergangenen Assignationen betrugen über 7 Millionen Ecus.

Dagegen war nun das Einkommen ansehnlich gestiegen. Taille, Taillon und der für Magazine und Artillerie aufgelegte Zuschlag wurden allein zu 6 Millionen berechnet, die ganze Summe der Ein-

1) Um die Rede zu würdigen, muß man die dem Könige für dieselbe gemachten Vorschläge kennen: concluant par une assurance, qu'elle (S. M.) fournira toujours de sa part ce qu'ils peuvent désirer d'elle, qui est les aymer et chérir uniquement, leur rendre et faire rendre bonne justice et exposer ses moyens et sa vie pour leur conservation, qu'elle attend aussi d'eux ce qui est de leur devoir, qui est la fidélité et l'obéissance, le moyen de son entretènement selon sa dignité et de la conservation de l'état. Das ist alles recht gut; aber es war mehr für den Canzler als für den König. Dieser faßt die Grundgedanken zugleich größer und persönlicher. Man kennt jetzt (Lettres missives IV) seinen eigenen Entwurf und die Correcturen, die er darin vornahm. Diese sind alle im Geiste der monarchischen Gewalt.

2) In einer Handschrift zu Berlin, die einige Actenstücke über ständische Versammlungen in Frankreich enthält: Mémoire et instruction pour l'assemblée, aus der auch der eben berührte Vorschlag zu der königlichen Rede stammt.

künfte auf 10 Millionen; aber einmal reichte das bei weitem für die Ausgabe nicht hin, und wie hätte ferner bei der Verwüstung des Landes die auf die Bauern gelegte Auflage zusammengebracht werden können? Das jährliche Deficit war ungeheuer; man schlug es auf 6 Millionen an.

Um nun aus dieser verzweiflungsvollen Verwirrung herauszukommen, hielt das Conseil vor allem eine Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld für nothwendig. Die zehnprocentige Rente sollte auf $8\frac{1}{3}$, die $8\frac{1}{3}$procentige auf 6 Procent herabgesetzt werden. Von dem Grundsatze, daß diese Renten zu hoch seien, ging man bald zu der Ansicht fort, daß ein Theil der alten Schuld, deren wahrer Werth durch die erfolgten Zinszahlungen längst restituirt worden, geradezu vernichtet werden könnte. Vor dem Bankerott, der hierin lag, erschrak man nicht, denn nicht selten kam ein solcher in dem damaligen Creditwesen vor; die hohen Zinsen waren eben eine Folge der Unsicherheit. Wie aber auf eine Verringerung dieser und anderer Ausgaben, so dachte das Conseil auch auf eine Vermehrung der Auflagen, zu denen es vor allen die Städte heranziehen wollte. Die Eingangssteuer, wie man sie in Paris zahlte, sollte auf alle Städte des Landes ausgedehnt werden: dann werde sie sechsmal mehr einbringen. Bei der angestellten Berechnung erscheint dann in der That nicht allein ein Gleichgewicht, sondern sogar ein kleiner Ueberschuß der Einnahme.

Neben dem finanziellen tritt hierbei auch ein constitutioneller Gedanke hervor.

Um jede Besorgniß vor allen weiteren Reductionen zu heben, würde Heinrich IV., wie schon seine Vorgänger vorgeschlagen, eingewilligt haben, seine Einkünfte zu theilen. Was dem Bedürfnisse des Hofes, Staates und Krieges zugehörte, sollte wie bisher unmittelbar verwaltet werden. Von dieser einem Abgrunde zu vergleichenden Kasse, Epargne, aber wollte man die Einkünfte absondern, welche zur Deckung der Schuld dienen sollten. Der König sollte durchaus nichts daraus für andere Bedürfnisse entnehmen können [1]). Ein Rath der guten Ordnung, mit einem der vornehmsten Großen des Reiches an der Spitze, sollte die ganze Verwaltung beaufsichtigen.

So lauteten die Vorschläge, von denen man wünschen möchte, daß uns ihr Urheber namentlich bekannt wäre; — vernehmen wir

1) s'en remettant du tout entre les mains, sans y pouvoir rien prendre pour ses affaires, quelles qu'elles puissent estre.

nun, was die Notablen in ihrer Erklärung darauf erwiederten. Maires und Schöffen der Städte, Mitglieder der Rechenkammer und des Steuerhofes, auch eine Anzahl von Tréſoriers de France waren unter ihnen. Man ſollte nicht vorausſetzen, wie bei Sully behauptet wird, daß es ihnen an Kenntniß der Sache gefehlt hätte.

Einiges nahmen ſie mit Freuden an. Die Trennung der für die Staatsſchulden beſtimmten Einkünfte von den für den Hof und den Staat erforderlichen war ihnen eben recht, und ſie gingen ſogleich daran, die Abſonderung im Einzelnen anzugeben. Sie ſprachen den Wunſch aus, daß ein Finanzrath, und zwar aus einigen der vornehmſten Herren, am liebſten nicht mehr als vier, eingerichtet würde. Deren namentliche Unterſchrift ſollte bei dem Ausſchreiben der Taille und der Feſtſetzung des Generaletats der Einnahme und Ausgabe nothwendig ſein; im Laufe der Jahre ſollte nur in den dringendſten Fällen, unter beſchränkenden Formalitäten, davon abgewichen werden dürfen. Von Jahr zu Jahr ſollten die Notablen wieder berufen werden, um über die Ausführung der jetzt beſchloſſenen Anordnung zu wachen [1]). Auch eine Verſammlung der Reichsſtände ward wenigſtens in Erinnerung gebracht.

Indem die Notablen ſich dergeſtalt einigen der ihnen gemachten Vorſchläge anſchloſſen, gewannen dieſe doch unter ihrer Hand einen ausgeſprochenen ſtändiſchen Charakter.

Anderes aber lehnten ſie von vornherein ab, namentlich jene durchgreifende Reduction der Staatsſchuld. Dieſes Vorhaben ſcheiterte auch diesmal, wie ſchon öfter, an dem Widerſtande der angeſehenen Leute, die ihr Geld bei dem Staat angelegt hatten, und an dem, wenn noch nicht befeſtigten, doch allmählich ſich durchſetzenden Begriffe des Privateigenthums auch in dieſem Verhältniſſe. Die Notablen wollten nicht Wort haben, daß die Rente ſich ſo hoch belaufe, wie man angegeben: an der Zahlung derſelben wollten ſie keinen Pfennig fallen, niemals die mindeſte Verzögerung in derſelben eintreten laſſen, möge ſie nun auf die Städte Paris und Rouen, oder auf welche allgemeine und beſondere Einnahme auch immer angewieſen ſein: man ſoll ſich im Fall einer Contravention an das Privatvermögen der öffentlichen Einnehmer halten können.

Fragt man, wie ſie dabei dennoch den allgemeinen und unleug-

1) afin de pouvoir informer S. d. M. des contraventions qui pourroient avoir été faites en chacune province contre les réglements advisés en la présente assemblée.

baren Uebelständen abzuhelfen dachten, so ist es merkwürdig, daß auch sie mit den alten, seit vierzig Jahren in den verschiedensten Lagen des Staates vorgebrachten Anliegen zum Vorschein kamen.

Sie forderten: Verkauf der Domänen, allmähliche Aufhebung sämmtlicher Aemter neuer Creation, Abschaffung der Käuflichkeit der Gerichtsämter, Beschränkung der Truppen sowie der Macht der Gouverneure, Schleifung der Befestigungen im Innern, Zurücknahme der von der Taille befreienden Erhebung in den Adelstand. Der Regierung sollte die Constituirung neuer Renten oder verkäuflicher Aemter unmöglich, die Körperschaft der Parlamente für die Beobachtung dieser Vorschriften verantwortlich gemacht werden.

Man sieht, wie weit Vorschlag und Antwort auseinandergingen. Die Regierung wollte aus ihren momentanen Verlegenheiten und Bedrängnissen herauskommen: die Notablen schlugen eine Radicalreform des Finanzwesens vor, wie die Stände von Blois, die Versammlung von Pontoise.

Wir wollen nicht sagen, daß es nicht ein dringendes Bedürfniß gewesen wäre, an die alten Mißbräuche Hand zu legen: aber unter den Umständen, in denen sich Frankreich damals befand, in einem gefährlichen auswärtigen Kriege begriffen, der täglich größere Verluste herbeiführte, ließ sich unmöglich an ein Unternehmen denken, welches zunächst eine allgemeine Verwirrung hervorgebracht und die finanziellen Kräfte selbst aufgezehrt hätte.

In diesem Zustande der Dinge trat nun der große Finanzmann der Zeit, Maximilian de Bethune, Herr von Rosny, später Duc de Sully, dem Könige zur Seite.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen Auszug aus den Denkwürdigkeiten vorzulegen, die seinen Namen tragen. Ihre Glaubwürdigkeit ist von dem ersten Augenblick ihres Erscheinens an in Zweifel gezogen oder leidenschaftlich bestritten worden; denn da sie hauptsächlich das Verdienst des Helden hervorzuheben bestimmt sind, so hat es an Entgegnungen nicht fehlen können; leider sind auch diese, wenigstens in ihren positiven Versicherungen, nicht sehr zuverlässig. Die Bücher des königlichen Haushaltes — denn diesen Titel führen die Denkwürdigkeiten Sully's —, aus dessen Papieren zusammengestellt, theilen die mannichfaltigste Kunde mit und vergegenwärtigen Menschen und Zeiten mit naiver Lebendigkeit; doch fällt mir auf, daß sie mit den authentischen Papieren, die mir zu Gesicht gekommen sind, nur wenig übereinstimmen; überhaupt sollte man etwas weniger Bewunderung und etwas mehr in die Schwierigkeiten der Sache ein-

gehende Enthüllungen zu finden wünschen. Hier ist noch ein weites Feld für gelehrte historisch und finanziell wichtige Erörterungen übrig

Rosny hatte den Krieg auf eigene Kosten, mit einem gewissen Anstand und nicht ohne Tapferkeit mitgemacht; er war Mitglied jenes Finanzrathes, ohne in demselben etwas zu vermögen; doch erwarb er sich in dieser Eigenschaft das persönliche Vertrauen des Fürsten in seine finanziellen Fähigkeiten. Auf den Rath Chiverny's gab ihm Heinrich, mit dem er oft über die Unordnungen und Vergeudungen der Finanzbeamten gesprochen hatte, den Auftrag, in den Provinzen selbst mit den Einnehmern Rechnung zu halten. Rosny kam mit einer über Erwarten bedeutenden Summe zurück, noch während der Belagerung von Amiens, eben als man dort neuer Geldzuschüsse auf das dringendste bedurfte. Daß er auch anderweit für die Armee eifrig und mit Erfolg zu sorgen wußte, verschaffte ihm die Gunst der Kriegsleute. Besonders aber war er bei Gabrielle in Gnaden, die, mißvergnügt über Sancy, der ihrem Eheprojecte besonders lebhaft entgegentrat, diesen durch Rosny zu ersetzen den Plan faßte [1]). Es gelang ihr auch deshalb, weil die Strenge und Ordnungsliebe, die man an ihm bemerkte, eben das war, dessen man in der Verwaltung hauptsächlich bedurfte und was der eigensten Sinnesweise des Königs entsprach.

Da sich Rosny von dem durch ihn herbeigeschafften Geld auch die Ausgabe und Verwendung vorbehielt, und der König diejenigen an ihn wies, welche ihm ihre Forderungen vortrugen, so fühlte Sancy bald, daß er sich nicht behaupten werde, und räumte seinen Platz.

Die einzelnen Maßregeln der neuen Finanzverwaltung hat man schon oft aus den Denkwürdigkeiten zusammengestellt: suchen wir eine allgemeine Ansicht zu gewinnen.

Alle moderne Staatsverwaltung beruht auf der indirecten Auflage und der Staatsschuld, dem gegenseitigen Verhältnisse beider, und in Frankreich schien dies bereits die Grundlage werden zu sollen: noch aber setzten sich unübersteigliche Schwierigkeiten einer rationellen Behandlung der Finanzen entgegen.

1) Badoero: La duchessa di Beaufort, volendo sbattere M. de Sancy — che contrariava la fortuna di lei, conoscendo l'umor peccante del re di risparmiare, introdusse questo M. de Roni, a discorrer con S. M. ed egli con tal arte seppe insinuarseli in gratia.

Die Notablenversammlung hatte sich zuletzt bewegen lassen, dem König eine indirecte Auflage auf die ersten Lebensbedürfnisse in den Städten zu bewilligen, die sogenannte Pancarte: wenigstens wird dies in dem öffentlichen Ausschreiben darüber behauptet. Diese Auflage erweckte aber den lebhaftesten Widerspruch nicht allein in den Städten, wo man sie erhob, sondern auch in dem landbesitzenden Adel, der sie auf seine Erzeugnisse fallen sah. Aufs neue gerieth das südliche Frankreich in Gährung; der König wußte die Unruhen im Entstehen zu unterdrücken, fand sich aber dann doch bewogen, die Auflage zurückzunehmen.

Sully, in dessen Denkwürdigkeiten jeder Antheil an der Pancarte, den man ihm zuschreiben könnte, mit Wegwerfung abgelehnt wird, ergriff dagegen den Gedanken einer durchgreifenden Reduction der Rente mit großem Eifer. Man hat dort die Grundsätze verzeichnet, nach denen er zu verfahren dachte. Die wirklich eingezahlte alte Schuld wollte er von 10 Procent, oder $8^1/_3$ Procent, die sie eintrug, auf $6^2/_3$ Procent, die spätere, bei der verjährte Schuldverschreibungen, die der Inhaber oft um einen geringen Preis erworben hatte, an Zahlungsstatt angenommen worden waren, auf 5 oder nach Umständen auf 4 Procent herabsetzen, von anderen Summen, die sich auf geleistete Dienste, rückständige Pensionen und ähnliche Forderungen gründeten, alles abziehen, was durch allzu hohe Zinsen zu viel gezahlt worden war. Eine Commission ward niedergesetzt, welche den Ursprung der Schulden nach ihren verschiedenen Posten untersuchte; sie hat drei Jahre darüber gearbeitet. Endlich im Jahre 1605 war es so weit, daß man Ernst machen zu dürfen glaubte. Darüber erhob sich aber, da Paris davon betroffen worden wäre, ein noch ernstlicherer Widerspruch, als über die Einführung der Pancarte. Der Prévôt des marchands verließ die Commission, deren Mitglied er war, mit einem feierlichen Proteste gegen ein solches Vorhaben [1]). Die mit Verlust bedrohten Bürger hatten die städtische Menge auf ihrer Seite; es zeigten sich bereits aufrührerische Bewegungen. Eine Deputation verfügte sich nach Fontainebleau, um dem Könige die dringendsten Vorstellungen zu machen. Sehr bemerkenswerth ist ihre Aeußerung: die Erhaltung der Güter und Besitzthümer der Unterthanen sei es, um derentwillen Gott seine Stirn mit dem Diadem

1) Thuanus lib. 134, S. 1091, der selbst Mitglied der Commission war, Dupleix 366. L'Etoile, überhaupt für diese Zeiten nicht genügend, schweigt davon. In den Oeuvres de Leschassier findet sich die Vorstellung Mirons.

gekrönt habe: darin schien den Pariser Bürgern der Grund und Zweck der souveränen Macht zu liegen. Der König erwiederte, er habe nie anders als auf dem Wege des Rechts verfahren wollen; er sei der allgemeine Vater; ihnen, den Privatleuten, stehe nur vor Augen, was für sie und ihre Verwandten nützlich sei: er dagegen erkenne die Bedürfnisse und die Vortheile Aller. Aber was sich auch von diesem Standpunkte für die Reduction der alles Maß übersteigenden Rente sagen ließ, so konnte sie Heinrich nicht durchsetzen. Sein Conseil antwortete, es wolle die Stadt nicht zwingen, die Sache nochmals überlegen; die Rente solle von Quartal zu Quartal weiter gezahlt werden.

So hielt die Hauptstadt, die hier zu Lande etwas für sich selbst bedeutete, an dem Genusse der ihr einmal zu Theil gewordenen Rente unerschütterlich fest, sowie der Adel der Einführung von Verbrauchssteuern widerstrebte, der Clerus sich wieder recht in Besitz seiner corporativen Vorrechte setzte. Eine Umgestaltung des Finanzwesens von einem allgemeinen Gedanken aus war unter diesen Umständen unmöglich.

Auch hat Sully, der nur eines Zweiges des Schuldenwesens Meister zu werden suchte, an eine Reform in so umfassendem Sinne niemals gedacht. Ein anderes Vorrecht, das von jeher bestritten worden, den gleichsam eigenthumsartigen Besitz der gerichtlichen Stellen, hat er vielmehr erst recht begründet. Bisher waren die Stellen käuflich gewesen: Sully gab den Inhabern derselben für die jährliche Zahlung des sechzigsten Theiles der Summe, auf welche das Amt geschätzt war, das Recht, sie unter gewissen der Sache entsprechenden Bedingungen sogar zu vererben. Ein so ungeheuer erscheinender Mißbrauch, daß man begierig wird, die Gründe zu vernehmen, die dafür angeführt werden konnten. Der vornehmste ist, daß bei jeder anderen Einrichtung die Besetzung der Stellen unter den noch verderblicheren Einfluß der Großen des Hofes gerathe: habe man doch erlebt, daß bei Processen großer Familien der eine Theil des Parlaments von der einen, der andere von der anderen Partei als von den Gegnern abhängig recusirt worden sei: die Unordnungen der Ligue seien zum Theil daher entsprungen; dagegen die Erblichkeit der gerichtlichen Stellen werde die Corporation friedlicher machen; sie werde von Niemand anders abhängen, als von dem König und dem Staate. Wenn sich der Landadel beschwerte, daß er auf diese Weise von der Verwaltung der Gerichte vollkommen

ausgeschlossen würde, so antwortete man darauf, es sei eben gut, daß er ein Gegengewicht erhalte [1]).

Für Sully lag ein besonderes Motiv darin, daß ihm das Einziehen der neuen Auflage, die man Paulette nannte, eben am Anfange des Jahres, wo die Kassen in der Regel leer geworden, überaus willkommen war.

Dieses Motiv, sich unmittelbarer Zahlungen zu versichern, beherrschte die finanziellen Maßregeln überhaupt. Zweimal wurden besondere Kammern zur Untersuchung gegen die bei der Verwaltung der Geldgefälle vorgekommenen Unterschleife errichtet, in den Jahren 1601 und 1607; sie saßen lange und arbeiteten viel; allgemeine Reformen aber führten sie nicht durch; zuletzt endigte alles mit der Zahlung sehr ansehnlicher Geldsummen, zu welchen Schuldige und Unschuldige beitragen mußten, wogegen der König eine allgemeine Verzeihung aussprach.

Wenn es so im Allgemeinen bei den bisherigen Zuständen blieb, was war das Verdienst Sully's? Es bestand in der scharfen Aufsicht und guten Ordnung bei der Erhebung der Auflage und in der strengsten Sparsamkeit bei ihrer Verwendung.

So viel Macht hatte Sully nicht, daß er die Taille, wie für die Wohlfahrt der ländlichen Bevölkerung wünschenswerth gewesen wäre, hätte verringern können; der Ausfall, den die Aufhebung der Pancarte veranlaßte, ward vielmehr auf die Taille geworfen; aber er machte die Last gleicher, indem er keine Exemption gelten ließ, die sich auf einen vermeinten Adel oder auf geleistete Dienste gründete; er ließ einen großen Theil der Rückstände fallen, um auf die laufenden Zahlungen rechnen zu können, und hauptsächlich suchte er die Bauern gegen die in den Bürgerkriegen erneuten Gewaltsamkeiten der Soldaten und selbst die der Justiz zu sichern [2]). Einige große Gesichtspunkte, welche für die späteren Zeiten maßgebend geworden sind, treten bei ihm hervor.

1) Discours sur le droit annuel; discours pour la conservation de l'annuel des offices; franc et véritable discours sur la révocation du droit annuel. Auf Seite 9 des letzten findet sich das in dem politischen Testament von Richelieu vorgetragene Argument.

2) Badoero: Egli ha regolato tutte l'entrate e spese della corona, che prima passavano confusissime, l'ha empito l'Arsenale di considerabile quantità d'armi di polvere e d'artiglieria, che prima non era piu segno di cosa tale, lui adorna la città di Parigi ed accumula danari che è il principal gusto del re.

Seine vornehmste und erfolgreichste Aufmerksamkeit war auf das Abtragen der Schulden, soweit es der Widerspruch, den er erfuhr, gestattete, und auf die Einziehung der nur auf Finanz gegründeten Aemter gerichtet. Und da nun die Jahre des Friedens den allgemeinen Wohlstand vermehrten, so brachte er es so weit, daß im Jahre 1607 von den 11 oder 12 Millionen Ecus, auf die man die gesammten Einkünfte berechnete, ungefähr sieben in seine Hände gelangten; die Ausgabe ward so sorgfältig beschränkt, daß ein Ueberschuß von ziemlichem Belang in die Bastille gebracht werden konnte, um für irgend eine außerordentliche Unternehmung bereit gehalten zu werden.

In den Räumen des Arsenals sieht man noch die Rolle, an der Sully die aufgeschlagenen Acten und Rechnungen herauf- und hinunterwand, um sie bequemer in seine Hände zu bekommen; den kunstvoll gearbeiteten eisernen Schrank, in welchem er das eingehende Vermögen der französischen Krone verwahrte; den Tisch von Marmor, an welchem er schrieb, in dem niedrigen, an Decke und Wand getäfelten Zimmer von altväterischer Eleganz, das er bewohnte, mit einigen Bildwerken und Spiegeln von dickem venetianischem Glas; alles stattlich, solid, charakteristisch. Sully gehörte nicht zu denen, die bei einer dem Staate gewidmeten Thätigkeit sich selbst vergessen: er besaß ein paarmal hunderttausend Livres Einkünfte, ein paar Millionen in Kleinodien; unter den mächtigsten Häuptern erscheint er als ihres Gleichen. Den Fremden gereicht es zum Erstaunen, ihn ohne den Vorzug einer eigentlich vornehmen Herkunft und trotz seines Festhaltens an dem reformirten Bekenntniß in der Mitte der Herzoge, Pairs und Großen des Reiches zu erblicken. Der König hat dem venetianischen Gesandten Priuli einmal gesagt, daß er Sully für den treuesten und zuverlässigsten seiner Diener halte. Priuli bemerkt, daß er in der That ein unbeschränktes Vertrauen genieße: er sehe die Rechnungen eines Jeden durch, Niemand die seinen; wie das Geld, das er auf das sparsamste verwalte, so habe er durch die Oberaufsicht über die Arsenale und das Generalat der Artillerie auch einen großen Theil der Waffen in seiner Hand. Er war unzugänglich, rücksichtslos, zurückstoßend, rauh und Jedermann widerwärtig [1]). Den ganzen Haß, den eine alle Privatverhältnisse aus

1) Ohne Zweifel ist er ille, qui in aerarii administratione omnes pariter dignos indignos bonos malos bene aut secus meritos magnos parvos eodem loco habet, eadem vultus truculentia excipit aut fastidit potius. Casaubonus an Scaliger, Mai 1601. Ep. 214.

den Augen setzende und auf den Vortheil der öffentlichen Kassen gerichtete Finanzverwaltung nothwendig hervorbringen muß, nahm er auf sich. Der König schätzte ihn darum um so mehr und hielt ihn aufrecht. Gerade durch Sully ward die Idee des unabhängigen, auf sich selbst beruhenden Staates, welche er in sich trug, vornehmlich realisirt.

Fünftes Capitel.

## Regungen der Empörung.

Man erstaunte, wenn man die rasche und durchgreifende Veränderung, die in Frankreich vorgegangen war, ins Auge faßte. Wie Casaubonus es einmal ausdrückt: bei der Ermordung Heinrichs III. habe Jedermann geglaubt, das ganze französische Reich sei zertrümmert; aber unter seinem Nachfolger, der nach den Worten Homers beides, ein tapferer Kriegsmann und ein guter König sei, sehe man alles sich verjüngen: der habe im Kriege die gierigen und bedürftigen Soldaten Enthaltsamkeit und Schonung gelehrt, alsdann im Frieden den Gesetzen ihre Kraft, dem das Recht verwaltenden Senate seine Würde, den Gewerbtreibenden gefahrlose Ruhe, den Besitzenden Sicherheit des Eigenthums verschafft.

Es giebt Schilderungen des damaligen Frankreichs, in denen die monarchische Gewalt als zu ihrer Machtvollkommenheit gelangt bezeichnet wird. Denn der König erkläre den Krieg, schließe Frieden und Verträge, setze die Beamten ein, erlasse und widerrufe Edicte; ihm stehe die oberste Entscheidung der Rechtssachen zu; executive, legislative und gerichtliche Gewalt schien er wieder zu vereinigen.

Und da der Fürst, dem man gehorchte, in frischen Jahren und vollen Kräften stand, ergebene und geschickte Minister an seiner Seite hatte, um seinen Willen zu vollziehen, und einen legitimen Thronerben, um sein System fortzusetzen, so erkannte Jedermann im Land eine Macht, die über ihm war.

Ein allgemeines Gefühl kam dem Königthume zu gute: Abscheu vor dem Bürgerkriege, der unzählige Leben gekostet und den Wohlstand vernichtet, Dankbarkeit gegen den, der ihm ein Ende gemacht

hatte. Besonders die Städte wußten sehr wohl, was sie Heinrich verdankten: wie damals gesagt worden ist, sie erkannten alle in ihm ihren Retter, sowohl die, welche er eingenommen und dann geschont, als die, von deren Eroberung er freiwillig abgestanden, um sie schützen zu können. Aber daneben erweckte das Emporkommen einer unbedingten höchsten Gewalt auch lebhafte Antipathien, wie in den der Eigenmacht gewohnten Großen, so in dem niederen Adel, dem die Verdienste, die er sich erworben, eine verstärkte Vorstellung von seinen Rechten gaben.

Ueberhaupt erlebte man das Unerwartete, aber sehr Erklärliche, daß nicht diejenigen, welche bisher im Widerstande gewesen und besiegt worden waren, sondern vielmehr die Anderen, die den Sieg hatten erfechten helfen und seine Früchte selbst zu genießen hofften, durch die neue Ordnung der Dinge unangenehm berührt wurden.

Der tapferste und vertrauteste Waffengefährte Heinrichs, der das schärfste Schwert in seinen Schlachten geführt, Marschall Biron, war auch der Erste, der sich gegen die Befestigung der Monarchie regte. Eben mit ihm setzten sich die Nachbarn, denen die Wiedererhebung der französischen Monarchie unerträglich vorkam, am ersten in Verbindung.

Es ist kein Zweifel, daß Biron vor und in dem Kriege gegen den Herzog von Savoyen mit diesem Fürsten in einem gewissen Zusammenhange stand. Man hat sogar Entwürfe zur Ermordung des Königs, die bei einer oder der anderen Gelegenheit zu bewirken sei, hin und her getragen, obgleich zur Ausführung derselben dann nichts geschehen ist [1]). Heinrich seinerseits, der dem Marschall das Gouvernement von Burgund übergeben hatte, fand es nicht rathsam, ihm auch, wie er dringend wünschte, die eroberte Festung Bourg en Bresse anzuvertrauen; es kam zwischen ihnen zu offenem Mißverständniß: eine Aussöhnung, eine Scene der Vergebung folgte; aber das alte innige Vernehmen und Vertrauen stellte sich nicht wieder her.

1) Noch im Jahre 1608 versichert Pietro Priuli, daß der König von den höchst feindseligen Absichten des Herzogs von Savoyen überzeugt gewesen sei. Ha S. M. per fermo che quel principe tenesse mano nella conspirazione di Biron per levarle lo stato e la vita a lei alla regina et alli figliuoli; che habbi tenuti diversi maneggi in Provenza e nel Delfinato per porli foco nel regno.

Da geschah nun, daß der durch das Emporkommen Sully's und so manche ihm unbequeme finanzielle Neuerung aufgeregte Adel seine Blicke besonders auf Biron wendete, als den einzigen Mann, welcher das drückende Uebergewicht der Krone abwenden und sie in Schranken halten könne. Der König bemerkte die steigende Unruhe, ihre Richtung und ihre Verzweigung, ohne sie ganz zu durchschauen, als ihm ein früherer Vertrauter Birons, der sich von diesem beleidigt fühlte, Mittheilungen über ihn machte, die ihn als höchst gefährlich erscheinen ließen. Auch nach dem Kriege hatte er mit dem Herzoge von Savoyen auf einen allgemeinen Umsturz in Frankreich berechnete Entwürfe gewechselt. Der König wollte sich darüber Gewißheit verschaffen, und wie er es nun für eine Prärogative seiner Würde hielt, daß ein Jeder, der sich gegen die Krone vergangen habe, ihm das bekennen müsse [1]), so ließ er Biron einladen, an den Hof zu kommen. Dem Ankläger, la Fin, hat er gesagt, wenn der Marschall bekenne, so werde er denselben umarmen, mit ihm weinen und ihn höher halten als je.

Biron war ein Mann von jenem Selbstgefühle, das durch den augenblicklichen Genuß von Bewunderung befriedigt wird, in unermeßlichen Aussichten zu schwelgen liebt, ohne gerade mit berechnendem Ehrgeiz große Erfolge anzustreben, aber durch Verletzung leicht zu dem Aeußersten zu reizen ist. Vor allem sollen ihn einige abschätzige Worte des Königs über seinen Vater und auch über sein eigenes militärisches Verdienst empört haben: „ha", rief er aus, „wenn wir nicht wären, wo würdest du sein!" Anderes Lob, als das militärische, schätzte er nicht, obgleich er es sonst leicht erworben haben würde. Ueber eine der in Fontainebleau aufbewahrten Antiquitäten wußte er eines Tages bessere Auskunft zu ertheilen, als ein anwesender Gelehrter; aber er sprach sie im Fortgehen, über die Schulter hin aus, gleich als schäme er sich seiner Wissenschaft. Eben als Edelmann und Soldat gab er den Anmuthungen von Standesgenossen, die auch die Waffen trugen, besonders aus dem Adel von Périgord, sich dem drückend werdenden Regiment des Königs zu widersetzen, Gehör. Auch auf andere Verbindungen geistlicher Tendenz, denn den Ideen der Restauration des Katholicismus schloß er sich eifrig an, hat er sich eingelassen. Allerdings war er sich einer Schuld

1) Badoero, Relatione: È proprio del re perdonare indifferentemente ad ognuno qualsivoglia colpa, mentre la confessi e li diamandi il perdono.

bewußt, als er von dem Könige nach Hofe eingeladen ward. Im Vertrauen auf beruhigende Zusicherungen und in dem Bewußtsein seines großen Verdienstes, das ihn auf jeden Fall sicherstelle, beschloß er, manchen Warnungen, die ihm zukamen, zum Trotz, der Aufforderung zu folgen. Vorher ging er noch mit seinem Beichtvater aus dem Orden der Minimen darüber zu Rath, ob er wohl ein offenes Bekenntniß ablegen dürfe. Der sagte ihm, das stehe ihm nicht frei, da er geschworen habe, es nicht zu thun. Wie aber dann, fragte Biron, wenn Andere bekennen? Ihrer wird die Hölle warten, antwortete der Beichtvater, Euer das Paradies.

So kam Biron nach Fontainebleau und ward, wenn nicht mit der alten Herzlichkeit, denn das wäre unmöglich gewesen, doch ohne Zeichen von Ungnade aufgenommen. Sobald als sich der König mit ihm allein sah, in einer Allee des dortigen Gartens, jenseit des Canals, wo sie mit einander auf- und abgingen, forderte er ihn auf, ihm die Wahrheit über die Dinge zu sagen, die man ihm Schuld gebe. Wir wissen aus dem Munde Birons, daß er eine Anwandlung dazu hatte, seine Kniee zu senken und um Gnade zu bitten; aber er erinnerte sich seiner Gelöbnisse und schwieg. Noch einmal in der Abendgesellschaft bei der Königin, zu der Biron gezogen war, wiederholte der König seine Frage; Biron blieb verschlossen. Hierauf traf Heinrich Anstalt, sich seiner zu versichern. Als Biron mit Montbason und Bassompierre aus dem Zimmer trat, forderte ihm der Hauptmann der Garde seinen Degen ab. Biron, höchlich überrascht, ließ durch Montbason den König bitten, ihm den Degen zu lassen, der ihm so gut gedient habe: Heinrich antwortete, er möge gehorchen [1]).

Biron ward in die Bastille gebracht und das Parlament angewiesen, den Proceß in den gewohnten Formen zu instruiren.

Die Durchsicht des Verhörs macht einen schmerzlichen Eindruck. Biron ist und bleibt entfernt davon, irgend ein wesentliches Geständniß zu machen; er sucht nur immer die Verworfenheit seines Anklägers nachzuweisen, eines schlechten Menschen, der ihn einmal verführt habe, wie das dem besten Manne begegnen könne [2]); längst aber sei

1) Erzählung Bassompierre's in den Remarques sur Dupleix 104.

2) N'eust onques esté eloigné (des bonnes grâces du roi) si le tesmoin (la Fin) n'eust dit a S. M. ce qui est du passé, et sans cela luy estoit aysé de s'y maintenir, ses genoux estant assez souples,

dies alles verziehen; er erinnerte an die Dienste, die er geleistet, an die Wunden, die er empfangen habe: nie sei er vor einer Gefahr zurückgewichen, nie sei ein Auftrag, den ihm der König gegeben, nicht von ihm vollstreckt worden; der König werde den alten Gefährten seiner Schlachten nicht so elend umbringen lassen.

Ohne Zweifel fand das Parlament in dem, was zu Tage kam, gesetzlichen Grund, um den Marschall zum Tode zu verurtheilen, wie dies geschah. Man darf aber fragen, ob der König nicht besser gethan hätte, ihn dennoch zu begnadigen? Er soll gesagt haben: könnte er voraussetzen, daß er den Marschall überlebe, so würde er das thun; aber seinen Kindern dürfe er einen so gefährlichen und mächtigen Feind nicht hinterlassen. Eine Fürbitte der Verwandten wies er mit freundlichen Worten, aber mit Entschiedenheit zurück. Diese auf einen Umsturz seiner Verfassung und die Erneuerung der alten Unordnungen zielenden, den Boden, auf dem er stand, in seinem Innern erschütternden Bewegungen, die Unzählige umfaßten, glaubte er durch ein großes Beispiel zurückdrängen zu müssen; nicht durch neue Gnade wollte er sie ermuntern. Biron erwartete noch seine Begnadigung, als er — 31. Juli 1602 — das aus Rücksicht auf seinen hohen Rang nicht an einem öffentlichen Platze, sondern im Hofe der Bastille für ihn aufgerichtete Schaffot bestieg.

Er war erst achtunddreißig Jahre alt, voll von Lebenskraft und Lebenslust, berühmt, geehrt und gefürchtet; den Gedanken des Todes konnte er nicht fassen. Scheltend gegen den Canzler, dem er das gegen ihn ergangene Urtel Schuld gab, freigebig gegen die, welche ihm kleine Dienste leisteten, ungeberdig gegen alle anderen, in einer Aufregung von Trotz und Selbstgefühl, das sich in Schmähworten entlud, ohne des Heiles seiner Seele, von dem er früher geredet hatte, zu gedenken, — denn da er nicht zu sterben meinte, so rechnete er auch mit dem Leben nicht ab, — so erlitt er den Tod [1]).

Man hat damals allgemein angenommen, der größere Theil der französischen Großen sei mit Biron im Verständnisse gewesen, und es hätte bei dem Könige gestanden, sie ebenfalls vor seine Gerichte zu

pour trouver pardon puisque le tesmoin l'avoit trouvé, mais craignant son ame et ses promesses s'étoit retenu (Confrontation von Biron und la Fin).

1) Vgl. Histoire de la conspiration etc. du duc de Biron: Archives curieuses XIV, wörtlich identisch mit der Erzählung Cayets, Histoire septénaire 182 ff. Aus den Proceßacten schöpfte Thuanus zuerst und zuletzt, soviel ich sehe.

stellen. Durch eine merkwürdige Notiz in den Proceßacten wird dies bestätigt. In den zum Vorschein gebrachten Briefen, welche Biron als ächt anerkannte, hatte er zuweilen den Connetable Montmorency als den Mann bezeichnet, von dem er ganz abhänge, vor dem er kein Geheimniß habe; der Connetable hatte wahrscheinlich um seine Verbindung mit Savoyen gewußt, und man erinnerte sich im Parlamente, daß bei früheren Processen die bloße Mitwissenschaft zur Verdammung hingereicht habe. Aber der König wollte nicht, daß darauf eingegangen würde. Er ließ alles aus dem Processe herausnehmen, was sich auf den Connetable bezog, den er mit der größten Rücksicht behandelte und eher durch Schonung gewinnen, als durch Anklagen verletzen und erbittern wollte [1]).

---

Unter anderen war der Schwiegersohn des Connetable, Bastard Carls IX., Graf von Auvergne, in diese Umtriebe und Verbindungen verwickelt. Heinrich IV. verzieh ihm, weil er bekannte; zwei Jahre nachher erscheint der Graf selbst als der bewegende Mittelpunkt eines dem König oder wenigstens den legitimen Kindern desselben entgegengesetzten Verständnisses.

Seine Mutter, Marie Touchet, hatte sich später mit Franz Balzac d'Entraigues vermählt, der sich in den Zeiten der Ligue einen gewissen Namen erwarb; aus dieser Ehe war eine Tochter entsprungen, welche, eben so geistvoll und anziehend wie schön, König Heinrich dem IV. eine Leidenschaft einflößte, von der er sich nie wieder losgemacht hat. Um in den Besitz der Dame zu kommen — es war zwischen dem Tode Gabrielle's und seiner Vermählung —, gab er ihr ein Eheversprechen für den Fall, daß sie ihm einen Sohn gebäre. Daß dies geschah, hinderte den König nicht an seiner Vermählung mit Maria Medici. Auch sagte wohl Entraigues, er habe jene Zusage nur darum zu haben gewünscht, um seine Ehre zu retten; die Tochter aber, die zur Marquise von Verneuil erhoben ward, stellte sogar die Behauptung auf, daß ihrem Sohn ein besseres Recht auf die französische Krone zustehe, als dem Dauphin.

1) Vorbemerkung bei den Acten: Le roi — a fait oster du procès de Mr. de Biron tout ce qui étoit contre le connétable de sorte que le parlement ni les commissaires, — qui ont interrogé les prisonniers, n'en ont eu aucune connaissance.

Der König lachte darüber; auch sie schien diesen Anspruch fallen zu lassen; bald aber erhob sie einen anderen.

Zuerst ganz von selbst, dann auf den Wunsch des Königs suchte die Marquise die Gnade der Königin. Sie sagte derselben einmal, es sei lange, daß sie den König nicht gesehen habe, und sie denke ihn auch nicht wieder zu sehen. Dann, antwortete die Königin, solle sie als eine Frau von gutem Hause und angenehmem Umgange gern bei ihr gesehen, von ihr, so drückte sie sich in ihrer italienischen Weise aus, wie eine Schwester behandelt werden. Was nun aber auch geschehen sein mag, nach einiger Zeit ward die Marquise schlecht empfangen; sie wollte wissen, die Königin habe gedroht, sie einst nach dem Tode des Königs in einen Thurm einsperren zu lassen, aus dem sie nicht wieder lebendig herauskommen solle. Sie verlangte von dem König eine Vorkehrung für ihre Sicherheit, und Heinrich sprach davon, ihr Caen einzuräumen; aber sie forderte dafür zugleich die Entfernung des damaligen Gouverneurs und die Einsetzung eines solchen, welchem sie vollkommen trauen konnte, was dem Könige doch zu viel war.

Eben daher nun leitete die Familie die Befugniß ab, für die Sicherheit der Marquise und ihre Kinder auf eigene Hand und selbst im Widerspruche mit dem Könige Sorge zu tragen.

Zuerst trat der Vater darüber mit dem spanischen Gesandten Tassis in Unterhandlung, der ihn nicht ganz von sich wies, aber sich doch mit einer großen Zurückhaltung ausdrückte und eigentlich nur versicherte, sein Fürst sei von so ritterlicher Gesinnung, daß er einer Dame, wie die Marquise, seinen Schutz nicht versagen werde [1]).

Hierauf fand ihr Halbbruder, Graf von Auvergne, Mittel, einen Bevollmächtigten an den spanischen Hof zu senden, durch den er dort melden ließ, daß er bei Heinrich IV. auch deshalb schlecht angeschrieben sei, weil er sich zu den guten Katholiken und den Freunden von Spanien halte; würde Philipp III. Krieg mit Frankreich anfangen, so wolle er für denselben die Waffen erheben und ihm ein allezeit treuer Diener werden; nicht unbedeutend sei die Provinz, über die er gebiete, seine Verwandtschaft mächtig, ganz Frankreich mißvergnügt; Spanien könne auf einen großen Erfolg rechnen, besonders wenn es die Marquise von Verneuil in seinen Schutz nehmen und den Anspruch ihres Sohnes anerkennen wolle.

1) Consulta sobre los papeles, que ha dado Carlos Herwart; December 1604. (Papiere von Simancas.)

Am spanischen Hofe hielt man nicht für rathsam, sich hierüber auszusprechen, da es auch noch andere Katholiken gebe, die einen Anspruch auf die Krone zu haben behaupten.

Dem Könige von Frankreich scheint nichts von dieser letzten Sendung bekannt geworden zu sein[1]; aber von dem Verhältnisse zu dem Gesandten, unter Vermittelung eines ihm verdächtigen Engländers, kam ihm so viel zu Ohren, daß er Balzac, Auvergne und die Marquise selbst einem Verhör unterwerfen ließ, obgleich das Parlament einen Augenblick Bedenken trug, dazu zu schreiten.

Das Merkwürdigste, was darin zum Vorschein kommt, ist das innere Verhältniß dieser Familie. Bruder und Schwester waren in manchen Dingen sehr einverstanden, z. B. in enthusiastischer Verehrung für Biron, dessen Bild die Marquise für sich malen ließ und unter ihren Kleinodien aufbewahrte; übrigens aber lebten sie in Hader mit einander. Die Marquise giebt dem Grafen lügenhafte Angeberei Schuld; dieser sagt dagegen, sein Stiefvater und die Schwester seien gegen ihn verschworen. Das pflegt das Unglück von Familien dieser Art zu sein, daß sie in gegenseitigem Mißtrauen sich unter einander zu Grunde richten. Gefährlich waren sie nicht eigentlich, aber unbequem. Der König ließ den Grafen in der Bastille festhalten; Balzac und die Marquise kamen mit einer Verweisung davon; die letztere konnte Heinrich IV. nun einmal nicht ganz entbehren; bald spielte sie wieder eine Rolle, und man erzählte sich am Hofe von den anzüglichen Worten, die sie zuweilen dem Könige zu vernehmen gebe; sie war eine große Freundin der Jesuiten.

---

Auch von der protestantischen Seite her fand der König eine recht widerwärtige Opposition an dem Herzoge von Bouillon, der ihm einst hülfreich gewesen und dafür von ihm befördert, ja höchlich begünstigt worden war, schon seit einiger Zeit aber den Ehrgeiz verrieth, an der Spitze der Reformirten eine selbständige Rolle zu spielen. Man gab ihm mancherlei verdächtige Verbindungen und hauptsächlich den Plan Schuld, den Frieden zwischen den Niederlanden und dem Könige von Spanien zu vermitteln, damit dieser freie

1) Er klagt jedoch später einmal über las platicas que han traido con el Conde de Ubernia y con la Marquesa de Verneuil D. Baltasar de Zuñiga y su secretario sobre tomarme a Marsella. Carta de Cardenas, 5. April 1610.

Hand zur kräftigen Unterstützung der Gegner Heinrichs IV. gewinnen möchte.

Aufgefordert, sich zu seiner Rechtfertigung am Hof einzufinden, zog es Bouillon doch vor, sich an einen der den Protestanten zugestandenen Gerichtshöfe, nach Castres, wo die zu dem Parlamentsbezirke von Toulouse gehörige Kammer ihren Sitz hatte, zu wenden, um hier die gegen ihn erhobene Anklage untersuchen zu lassen. Der König wollte davon nichts hören: denn ihm selber komme es zu, einem Marschall den Gerichtshof zu bestimmen. An den Protestanten fand Bouillon keinen entschiedenen Rückhalt, und es war nicht anders zu erwarten, als daß der König ihm ernstlich befehlen würde, sich vor ihm zu stellen. Darauf aber wollte es Bouillon nicht ankommen lassen. Trug man sich doch mit dem Gerüchte, nach der Hinrichtung Birons habe der König der katholischen Welt den Fall auch eines protestantischen Oberhauptes versprechen müssen. Bouillon hielt sich unter dem Schutze der den Protestanten gewährten Rechte nicht für sicher und nahm seine Zuflucht nach Genf und nach Deutschland [1]).

Eines Tages fragte Heinrich IV. den holländischen Gesandten, ob nicht Bouillon wirklich jenen Stillstand zwischen Spanien und den Niederlanden zu vermitteln gesucht habe. Es verhielt sich so; Bouillon hatte dem Gesandten selbst Eröffnungen darüber gemacht; dieser aber hielt doch für besser, es zu verheimlichen, um den König nicht in seinem Verdachte zu bestärken [2]).

Nur darauf sann er zugleich, ihn zu überzeugen, daß seine Vollmachtgeber niemals mit einem französischen Rebellen in Verbindung treten würden: wenn sich ein solcher bei ihnen blicken lassen sollte, so würden sie ihn an Händen und Füßen gebunden ausliefern. Der König zeigte sich mit dieser Erklärung sehr zufrieden; solche Freunde, sagte er, müsse er haben: er werde es ihnen vergelten, wenn er nur erst im Innern des Reiches die Ordnung völlig hergestellt habe.

Die Verwendungen der deutschen Fürsten zu Gunsten des Geflüchteten bewirkten nichts weiter, als daß man sah, er habe Freunde.

1) Lettres missives VI, 7.

2) Am deutlichsten ersieht man, wie die ganze Sache, so vornehmlich diese Beschuldigungen aus dem Mémoire justificatif adressé par François d'Aerssen aux Etats généraux bei Breede 391.

Nachdem Bouillon in das feste Sedan zurückgegangen war, wären die Spanier sehr geneigt gewesen, sich mit ihm zu verbinden; von den Vorschlägen, die ihnen Auvergne machte, war dies der einzige, den sie für annehmbar hielten, vorausgesetzt, daß Fuentes in Mailand die Sache einleiten könne, ohne den Hof zu Madrid bloßzustellen; allein das war unendlich schwer ins Werk zu setzen; wir finden, daß dem Marschall Anträge geschehen sind, doch nicht, was er darauf geantwortet hat. Kein Zweifel aber, daß Bouillon unter den katholischen Edelleuten von Limousin Anhänger und zahlreiche Freunde hatte: Heinrich IV. behauptet, er habe ihnen vorgespiegelt, die Großen des Königreiches, die Prinzen von Geblüt würden sich gegen den König erheben, ein großes Heer von Deutschen und Engländern ihnen zu Hülfe kommen. Der König begab sich selbst nach Limousin; er rühmt, daß er hier das Uebel von Grund aus kennen gelernt und ihm ein Ende gemacht habe.

Isolirt von seinen natürlichen Verbündeten, den Protestanten innerhalb und außerhalb Frankreichs, nichts mehr hoffend von seinen Freunden unter dem Adel von Limousin, verzweifelte Bouillon, als Heinrich mit bewaffneter Macht auf ihn losging, sich gegen ihn zu vertheidigen. Vornehmlich war es Sully, der auf diesen Kriegszug gedrungen hatte; die Gegner Sully's, die diesen nicht noch größer werden lassen wollten, thaten alles, um Bouillon zur Unterwerfung zu vermögen. In der That säumte Bouillon nicht, den König um Gnade zu bitten, und schwur, ihm in Zukunft ein treuer Diener und gehorsamer Unterthan zu sein [1]). Allzuleicht ward ihm das Abkommen nicht gemacht; er mußte sich die Aufstellung eines königlichen Gouverneurs in seinem Schlosse Sedan gefallen lassen. Dann aber kehrte er an den Hof zurück, wo er eins der ersten Ehrenämter bekleidete; seinen Freunden war er daselbst willkommen; täglich sah man ihn in der unmittelbaren Nähe des Königs, der ihn keinen Verdacht, geschweige denn irgend eine Ungnade empfinden ließ.

---

Noch manche andere Empörungsversuche sind im Laufe der Zeit vorgekommen: zuweilen in Bretagne, zuweilen in der Provence; in einer großen Hafenstadt des Südens oder einem festen Platze des Nordens hat ein Gouverneur den Gedanken gehabt, zu den Spaniern

1) Lettres missives (2. April 1606) VI, 598.

abzufallen; der jüngste der Guisen bildete sich ein, durch seinen Einfluß einige Städte der Champagne überführen zu können: aber alles scheiterte im Beginn; die höchste Gewalt war so gut bedient und so wachsam, daß der Gewohnheit des Aufruhrs und der fortdauernden Gährung zum Trotz der Friede doch niemals eigentlich gebrochen ward.

Am Hofe ließen sich noch die alten Parteien unterscheiden.

Die Guisen besaßen fortwährend die Sympathien der Population. Wenn Carl Guise sich in den Straßen von Paris zeigte, so erregte er fast mehr bewunderndes Zusammenlaufen, als der König selbst: es war, als ob man sich daran erinnerte, daß man ihm einst die Krone bestimmt hatte [1]). Mayenne erschien, wie einst im Lager von Amiens, so jetzt am Hofe, mit allem Ansehen eines alten Parteihauptes; er galt als ein Muster von Erfahrenheit und klugem Betragen; jedoch nur ungern schien er diejenigen als seines Gleichen anzuerkennen, die ihm sonst gehorcht hatten.

Dagegen waren durch die Erhebung des Hauses Bourbon auf den Thron die Prinzen von Geblüt zu einem hohen Rang und zu gesetzmäßigen Anrechten gelangt: Soissons, ein Mann von Geist und Ehrgeiz, der sich zu der katholischen, Condé, der sich, auch als er katholisch geworden war, doch noch lange zu der hugenottischen Partei hielt und den ganzen Tag lang hauptsächlich mit Hugenotten verkehrte, Conti, ein tapferer Officier, von Löwenmuth und unbezähmbarer Wildheit in der Schlacht, aber übrigens unfähig an Geist und Sinnen, und lange in allem, was er that und ließ, von Soissons abhängig [2]).

Zwischen beiden Parteien herrschte die alte Eifersucht, und wenn schon der König nicht allezeit für seine nächsten Verwandten war, deren Ansprüche ihm unbequem fielen, so trat ihnen die Königin entschieden entgegen; sie betrachtete sie als geborne Gegner ihrer Kinder. Bei Hofe sah man es nicht ungern, daß Conti sich mit der Schwester des Herzogs von Guise, Tochter Heinrich Guise's, vermählte; diese Prinzessin erwarb die volle Gunst der Königin, und man bemerkte

1) Badoero: conserva con grande umanità l'amor delle genti che gli è lasciato in eredità da suoi antenati.

2) Badoero: Mezzo sordo, mezzo muto e forse piu che mezzo incapace: nelle guerre ha combattuto da Marte, accendendosi d'ira e fiero come un lione.

mit Erstaunen, daß die Guisen nach der großen Niederlage, die sie erlitten, doch aufs neue der höchsten Gewalt sehr nahe standen.

Die außerordentlichste Gestalt des Hofes war die frühere Gemahlin Heinrichs, Margaretha von Valois, die im Juli 1605 nach Paris zurückkam. Königin Maria hatte bei ihrem Empfange nicht viel Umstände machen wollen; aber Heinrich IV. bemerkte ihr, daß sie als Königin lebe, habe sie seiner früheren Gemahlin zu verdanken; sie wisse nicht, welch eine große Dame diese sei.

Am 27. Juli 1605 sahen sich die beiden Königinnen im Louvre; sie bezeigten einander gegenseitig alle mögliche Höflichkeit; keine gab darin der anderen etwas nach; neben einander stiegen sie dann die Stufen empor. Aber die Umgebungen bemerkten, daß Maria ganz blaß war und beinahe zitterte; Margaretha zeigte ein sicheres Selbstbewußtsein und eine große Art, sich zu betragen [1]).

Die Edelleute, die zahlreich herbeigekommen waren, die vornehmsten Familien erinnerten sich, daß sie ihre Besitzungen guten Theils dem Hause Valois verdankten: es schien sie zu schmerzen, daß die Fürstin den Rang nicht einnahm, der ihr gebühre; wäre das salische Gesetz nicht, das doch eine Gewaltsamkeit enthalte, so würde sie Königin von Frankreich sein.

1) Réception de la reyne Marguerite, im Staatsarchiv zu London: à la première rencontre de ces deux princesses on remarqua beaucoup de différence en leur contenance. — Der König Heinrich sagt ihr: „Mon cœur, mon affection n'a jamais été séparée de vous; — vous êtes maintenant dans votre maison, où vous avez toute puissance, comme en toutes les autres, où la mienne s'étend.“ — Badoero sagt, ihr Kommen habe einigen Verdacht erweckt; ma ha dato ogni piu chiaro segno della sua buona volontà verso il re e la sua descendenza.

## Sechstes Capitel.

# Regierungsweise und Persönlichkeit Heinrichs IV.

Heinrich IV. war von Gewerbe ein Kriegsmann. Außer den großen Schlachten, die ihn berühmt gemacht haben, will man bei zweihundert kleinere Gefechte zählen, an denen er Theil genommen habe. Vor allen Kriegsführern zeichnete ihn zweierlei aus: ein freudiger Muth, der sich von ihm über seine Capitäne und das Heer ausbreitete, und der rasche Blick, mit dem er die Bewegung, die Stärke, selbst die Haltung seiner Feinde ermaß [1]). Alexander von Parma hat ihn mit dem Adler verglichen: so aus weiter Ferne erschaue er seine Beute, so mit sicherer Geschwindigkeit stürze er sich auf dieselbe los. Andere nahmen an ihm eine besondere Geschicklichkeit wahr, seiner Schlachtordnung die für jede Lage angemessenste Form zu geben; im Gefecht bewies er eine Bravour, die alles mit sich fortriß. War es aber vorüber, so wollte er von der Sache nichts mehr hören. Als man ihm das Schwert brachte, das er bei Ivry geschwungen, blutig wie es war und schartig, wandte er, mit einer Art von Abscheu vor einem Thun, wozu Beruf und Nothwendigkeit ihn gedrungen hatten, seine Augen weg. Beim Tode Heinrichs III. hat man ihm einmal den Rath gegeben, einen Orden der Rache zu stiften, und wohl möglich, daß er damit die persönlichen Anhänger des Ermordeten an sich gefesselt hätte; aber aus voller Seele verwarf er dies; nichts war ihm von Natur so widerwärtig, wie Rachsucht [2]). Er verabscheute die verrätherischen Unternehmungen

1) s'ils branloient ou marchoient résolus. — — Il faisoit part aux siens de sa gayeté (Aubigné).

2) Badoero: Quando conosce un uomo che sia di natura vendicativa, l'odia piu che per qualsivoglia altro vitio.

des Einen gegen den Anderen, die damals an der Tagesordnung waren: denn aus dem Bösen könne nie das Gute entspringen. Wie viel lieber lieh er denen sein Ohr, die ihm von den glücklichen Folgen ergangener Amnestien besonders aus der alten Zeit, die damals Jedermann im Gedächtniß war, erzählten! Er wollte nur den guten Krieg und dessen Ziel, den Frieden.

Nachdem er den Platz behauptet und die Parteien, wenn nicht ausgesöhnt, doch beruhigt hatte, konnte er nicht leiden, daß einer dem anderen die während der Ligue begangenen Fehler vorwarf. Das Vergangene sollte vergangen sein.

Er selbst trug kein Bedenken, Männer im höchsten Rathe zu dulden, die einst der Ligue gedient hatten, wie Villeroy [1]). Dieser Minister zeigte auch jetzt Vorliebe für die streng kirchlichen Ideen; er war ein Freund und Beförderer der Jesuiten; aber daran ließ sich doch nicht zweifeln, daß ihm das Interesse seines Herrn höher ging, als jedes andere. Er besaß die Sicherheit politischer Geschäftsführung, die aus langer Erfahrung entspringt, und beherrschte die Meinung des größten Theils des Conseils. Namentlich erkannte Sillery, der in Verbindung mit ihm emporgekommen und jetzt Canzler geworden war, seine Ueberlegenheit an und huldigte ihr, gleich als könnte es nicht anders sein. Auch Jeannin, der bis zu Ende bei Mayenne ausgehalten und dann von Heinrich IV. herangezogen ward, gehörte zu dieser Schule; der König war überzeugt, er werde ihm eben so getreue Dienste leisten, wie jenem früher. Neben ihnen hatte Sully oft einen schweren Stand. Je nachdem die Geschäfte waren, übertrug sie der König bald dem einen, bald dem anderen. Veränderungen vermied er aus Grundsatz: denn das monarchische Regiment verlange eine Stätigkeit, die durch keinen Wechsel in den Persönlichkeiten unterbrochen werden dürfe.

Das Conseil bestand noch in der alten Weise, ohne doch gerade zu formellen Berathungen versammelt zu werden. Alle Morgen kamen die Secretäre mit den eingegangenen Depeschen; der König dictirte meistentheils seine Antwort auf der Stelle. Indessen gingen die Mitglieder des Conseils und die vornehmsten Räthe in dem Garten auf und ab; wenn die Sache schwieriger war, pflegte er den einen oder den anderen zu rufen, oder sich ihm zugesellend im Auf- und Abgehen die Sache zu besprechen; zuweilen rief er sie wohl auch

1) Badoero: mai si oppone, parla sempre con il spirito di Villeroy con il quale si conforma di natura.

alle zusammen, ohne ihnen doch mehr mitzutheilen, als was eben für den vorliegenden Fall erforderlich war [1]).

Ein sonderbares Mittelding zwischen Cabinetsregierung und Berathung mit einer Ministerversammlung, in den alten Formen beinahe formlos.

Heinrich IV. pflegte, wie andere Kriegsleute, gern davon zu sprechen, daß er, da er unter den Waffen aufgewachsen sei, von bürgerlichen und diplomatischen Geschäften wenig verstehe; aber Papst Clemens VIII. warnte seine Nuntien, das zu glauben: er verstehe davon mehr, als er zu verstehen scheinen wolle [2]). Guten Rath zu vernehmen, liebte er. Er consultirte zuweilen Männer, die ihm fern standen, zu welcher Partei sie auch gehören mochten, wenn er nur ihrer Einsicht sicher war; er gab seine Aufträge mit einer Vertraulichkeit, welche die Herzen gewann, und befand sich wohl dabei. Denn vor den Gesichtspunkten der höchsten Gewalt pflegen bei denen, welche an den Berathungen Theil nehmen dürfen, die schroffen Parteiansichten und selbst die persönlichen Interessen zurückzutreten. Ihm blieb dann doch die letzte Entscheidung. Er zeigte auch darin den scharfen Blick, der ihn im Krieg ausgezeichnet hatte.

Und war nicht seine ganze Verwaltung eine Art von Krieg? Von allen Seiten war er mit Feindseligkeiten umgeben; er erkannte von fern, was er zu fürchten und zu hoffen hatte; ehe Jemand noch ausgeredet, hatte er dessen Sinn gefaßt; seine Vertraulichkeiten schlossen einen allezeit regen Argwohn nicht aus. Man mußte ihm mit freimüthiger Wahrhaftigkeit begegnen, wenn man bei ihm fortkommen wollte [3]).

1) Priuli, Relatione di 1608: Tratta e risolve tutti gli affari importanti, il piu delle volte posseggiando nei suoi giardini o altrove con il semplice consiglio de tre soli ministri — Silleri, Rony, Villeroi. Nelle materie gravissime et di momenti intende anche separatamente il parere di quelli, che da essa sono stimati prudenti, senza però scoprirli quale sia il senso di lei.

2) Instruttione a V. S. Mons. Matteo Barberino (Mscpt. der Bibliothek Corsini in Rom): Il re è di natura spiritosa e vivace e ancorche sia allevato sulle guerre, sa pero de negotii piu che ne mostra; ma si serve del sapere e del suo mostrar di viver a caso secondo gli torna commodo.

3) Non bisogna, heißt es in dieser Instruction weiter, al re dar la brigha sul collo anzi piu tosto stringerlo, qualche volta e parlargli

Für seinen Dienst sah er nicht auf vornehme Herkunft, wie das an den Höfen gewöhnlich ist, noch auf Schönheit und gutes Aussehen, wie seine Zeitgenossen Heinrich III. und Jakob I., auch nicht auf die vorwaltenden religiösen oder politischen Meinungen, nicht einmal eigentlich auf Geist, sondern nur auf Ergebenheit und Brauchbarkeit; er hat einen Mann angestellt, weil er ihn ein seinem Lebenskreise entsprechendes Haus bauen sah.

Er liebte Wenige, er haßte Niemand und spottete über Alle. Er zahlte Geld, um die Menschen an sich zu fesseln, und machte sich dann über ihre Wohlfeilheit lustig. Seine angeborne Spottsucht hatte ihm schon in der Jugend viele Feindschaften erweckt; durch eine ihm von Natur ebenfalls ganz eigene Herzensgüte wußte er damals die Verletzten wieder zu gewinnen; etwas anderes war es, als sich jetzt in ihm eine persönliche Mißachtung mit der Macht, sie fühlen zu lassen, vereinigte. Und das einmal gesprochene Wort hat Flügel. Auch die auswärtigen Verhältnisse sind durch das beißende Verurtheilen empfindlicher Nachbarn oft unangenehm berührt worden.

Heinrich war mit den einfachsten Neigungen geboren. Er zog Sackpfeife und Schalmei kunstmäßiger Musik vor; er liebte, sich zu dem gemeinen Volke zu gesellen [1]). Wie er einst auf den Feldzügen, mitten unter den gemeinen Soldaten sitzend, ihr Schwarzbrod mit ihnen getheilt hatte, so mischte er sich jetzt, auf den Fähren über die Flüsse, in den Schenken, in die ihn seine Jagden führten, so lange als möglich unerkannt, unter die Leute und ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, wo er denn zuweilen Dinge hat hören müssen, die er lieber nicht gehört hätte. Auch auf den Messen und Märkten erschien er und kaufte selber ein; er bot immer die geringsten Preise, die Hälfte, ein Drittheil der Forderung; man bemerkte, daß der, wer an den König verkaufe, darum keinen Vortheil mache. Die Leidenschaft der letzten mediceischen Valois, durch Freigebigkeit zu glänzen, hatte er nicht, eher das Gegentheil; er wußte, daß man ihm Geiz vorwarf, und lachte darüber.

Aber auch der Hof und seine Genüsse zogen ihn an. Aus den Memoiren von Bassompierre kann man sehen, wie der König und seine Umgebung ihres Lebens zu genießen suchten, worein sie das gute Leben, die gute Gesellschaft setzten, wie man Tage und Nächte

liberamente perche si rimette con chi li parla libero e mostra non temere.

1) Bemerkung des Landgrafen von Hessen, der ihm einen Besuch machte.

dem Vergnügen widmete. Heinrich zog eine wohlbesetzte Tafel dem Schwarzbrod vor, so gut wie Andere; seine Enthaltsamkeit und regelmäßige Lebensweise konnte man nicht rühmen; auf angestrengte Leibesübung bei der Jagd ließ er Vergnügen und Spiel folgen [1]). Er grollte seinem Finanzminister, wenn dieser Anstand nahm, seine Spielschulden zu zahlen: alle die Zeit seines Lebens, sagte er demselben, habe er so viele Widerwärtigkeiten ausstehen müssen, daß ihm auch wohl ein paar heitere Stunden zu gönnen seien.

Sully brachte ihm in Erinnerung, daß er ja die Eigenmacht der Großen im Zaume zu halten, den Stolz der Spanier zu demüthigen sich zum Ziel seiner Thätigkeit gesetzt habe; wolle er ein großer König sein, so müsse er von allen Verschleuderungen abstehen. Heinrich antwortete: wenn er da nur nicht den gegenwärtigen und gewissen Genuß um ein sehr ungewisses Gut aufgebe! Trotz dieser Betrachtung gab er den Ermahnungen des unbeugsamen Freundes Gehör.

So hatte ihm einst du Plessis gesagt: er würde ganz in Ausschweifungen verfallen, wenn der Krieg nicht wäre, der ihn an sich selbst erinnere.

Heinrich rühmte sich dessen einst gegen einen Mann, der seine Geschichte schreiben wollte: auf durchschwärmte Nächte habe er heiße Tage des Kampfes folgen lassen, jene auf diese; denn den Bogen dürfe man nicht allezeit gespannt halten.

Von dem Spiele mit seinen Kindern stand er auf, um sich eine Vorstellung in den schwierigsten Angelegenheiten vortragen zu lassen: denn er wisse ein Thor zu sein mit den Spielenden und ein weiser Mann unter weisen Männern. Vor dem Könige von Frankreich durfte sich Niemand bedecken, was doch selbst der stolze König von Spanien gestattete: Heinrich IV. wußte eine Majestät zu zeigen, daß der Mächtigste vor ihm zitterte; gleich darauf stellte er sich dem Geringsten seiner Unterthanen gleich.

Wenn man ihn sah, fiel alsbald der Widerspruch zwischen den grauen oder vielmehr weißen Haaren, die seinen Scheitel und seine Schläfe vor der Zeit bedeckten, und seinen kräftigen Gesichtszügen,

1) Badoero: S. M. beve e mangia bene e di ogni vivanda indifferentemente, no osserva regola d'ore, ma per ogni suo affare o gusto lascia di mangiar o di dormir all'ore debite. — La sera si trattiene a giocar a primiera o a dadi, con gran volonta di vincere, ancorche non giochi gran somma di danari: sempre sone contanti o gioie in tavola; altrimente manco si crede al re.

seiner mannhaften Haltung ins Auge. Jene leitete er von den Stürmen der Widerwärtigkeiten her, die ihn von Jugend auf betroffen; diese zeigten eine volle, durch die Anstrengungen des Lagers und der Jagd befestigte Gesundheit. Die Gicht, die ihn zuweilen plagte, loszuwerden, schien ihm verdoppelte Anstrengnng das beste Mittel; er ermüdete dabei Jedermann. Er war lauter Lebenskraft und Lebenslust, nicht frei von dem Cynismus, der diese zu begleiten pflegt, besonders in geschlechtlichen Verhältnissen; äußere Würde ließ er im gewöhnlichen Verkehre nicht an sich blicken. Auch in der Unterhandlung war ihm jede Entschuldigung gut; er machte kein Hehl daraus, daß andere Umstände ihn zu veränderten Entschlüssen führten [1]); wer mit ihm zu verhandeln hatte, mußte sich hüten, ihn die Oberhand gewinnen, sich in Furcht setzen zu lassen. Bei aller Einfachheit seines ursprünglichen Naturells wetteiferte er mit den gewandtesten Diplomaten [2]). Er war vertraulich und anziehend, aber zugleich wegwerfend, beleidigend, zugleich kaustisch und gutmüthig; doch durfte man sagen, sein scharfes Wesen bildete immer nur die Außenseite und traf Einzelne: in der Tiefe war er gütig und wohlwollend für Alle.

Mochte er manche Eigenschaften mit Anderen theilen, zu dem Manne, der er war, machte ihn das Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufes, das ihm keinen Augenblick aus den Augen verschwand. Die Vergnügungen und Beschäftigungen des Tages verdunkelten ihm nie das Gefühl seiner Bestimmung, die sich in großen Zügen vor seinem Geist ausbreitete. Seinen Scharfsinn, seine Wachsamkeit und Gewandtheit, seine ganze Thatkraft warf er in die Durchführung des monarchischen Gedankens.

Wir sahen, wie wenig die Art und Weise der Auflösung der Ligue dazu angethan war, die Macht der Großen eigentlich zu brechen. Das Reich zu regieren, mußten sie aufgeben; aber durch die pecuniären Zugeständnisse, die ihnen gemacht wurden, bekamen sie gleichsam, wie die alten Vasallen unter Carl VII., ein gewisses Recht auf einen Antheil an den Einkünften des Landes, und in ihren

1) La nécessité qui est la loy du temps, me fait ores dire une chose, ores l'autre. Paroles du 16. févr.

2) Priuli 1608: La gotta ha principiato a travagliarla e le apporta fastidio, come quella, che e impatiente nell otio, e non avezza al male, parendole strano non poter muoversi. Con tutto ciò la doma passeggiare.

Gouvernements machten sie auf eine selbständige Autorität Anspruch. Heinrich setzte ihnen andere, nur von ihm selbst abhängige Beamte, die ihm verpflichtet waren, zur Seite, dem Herzoge von Guise in der Provence so gut wie dem Herzoge von Rohan in St.-Angely; in den bedeutendsten festen Plätzen, an der Küste und an der Grenze, hatten nicht die großen Herren, welche als seine Statthalter auftraten, sondern die von dem König eingesetzten und unmittelbar von ihm abhängigen Befehlshaber zu gebieten [1]). Man verglich sein Verfahren mit dem Systeme des römischen Senates, die mächtigen Proconsuln durch senatorische Beamte zu zügeln. Auch Aemter und Würden, die einen allzugroßen Einfluß gewährten, wie die militärische des Herzogs von Epernon, beschränkte er durch Aufstellung eines nur von ihm abhängigen besonderen Beauftragten. Die Herren murrten und waren zur Selbsthülfe geneigt; aber was sie entrüstete, hielt sie auch wieder im Zaume.

Alle Gewalt im Reiche stammte allerdings von dem Königthume, niemand bestritt es; aber einmal verliehen, war sie nicht wieder zurückzunehmen; Corporationen und Einzelne, welche damit bekleidet waren, fühlten sich selbständig; diese Elemente, ihr Aufstreben und ihre Gegensätze hatten eben die früheren Unruhen großentheils veranlaßt, und noch immer regte sich in ihnen das Gefühl der Macht; es gehörte eine Wachsamkeit ohne Unterlaß dazu, um sie in ihre Schranken zu bannen.

So enge Heinrich mit den Parlamenten verbunden war, so wollte er doch ihr Eingreifen in die politischen Geschäfte niemals dulden. Denn nicht sie würden die Verantwortung dafür tragen, wenn die Geschäfte schlecht geführt würden; er, der König, sei dafür verantwortlich. Sie sagten ihm, das Parlament sei der rechte Arm des Königs; er erwiederte: der Arm führe nur aus, was der Kopf haben wolle. Von ihm ist das Wort: von seinen Vorfahren seien sie gefürchtet worden, aber nicht geliebt; er liebe sie, aber er fürchte sie nicht. Seinen Nachfolgern hat er den Rath gegeben, sie in ihrer gerichtlichen Autorität zu schützen, aber sie nicht zu Vormündern der Krone werden zu lassen. Schon genug, daß er sich keine Willkür-

1) Qui par quelque dépit ou passion peuvent quelquesfois fourvoyer de l'obéissance, wie d'Ossat einst dem Papst erklärte, II, 85. Badoero: al governo delle piazze particolari pone sue dependenti creature, che non ubbidiscono al proprio governatore della provincia, ma al re solo.

lichkeiten erlaubte und die alten gesetzlichen Ordnungen aufrecht erhielt, wie das die Fremden mit Genugthuung bemerkten [1]).

So war er auch mit der Geistlichkeit im besten Einverständniß. Er machte ihr die ungemein folgenreiche Concession, daß alle ihre seit 40 Jahren alienirten Güter wieder zurückgekauft werden konnten; allein auf seinem Anrecht an einen Theil des Ertrages der geistlichen Güter bestand er mit Nachdruck; er hat befriedigende Bewilligungen gefordert: sonst werde er nehmen, was man ihm nicht freiwillig gebe, wie das von seinen Vorfahren bei geringeren Anlässen geschehen sei [2]).

So wenig er an sich von Doctrinen fürchtete oder erwartete, setzte es ihn doch in einige Aufregung, als in einem Verzeichnisse der vom römischen Hofe verbotenen Bücher auch das einst von dem Parlament über Jean Chastel ausgesprochene Urtel aufgeführt ward. Mit lebhafter Entrüstung fragte er den Nuntius, ob man denn in Rom den Königsmord billige, der in jenem Arrest verboten sei, oder ob etwa Jemand den Meister des h. Palastes, von dem der Index redigirt werde, gewonnen habe, um ihn mit dem Papste zu entzweien. Der Nuntius erläuterte, daß sich das Verbot ohne Zweifel nur daher schreibe, weil das Parlament die Meinung, daß ein Fürst so lange nicht König sei, als ihn der Papst nicht anerkenne, die man in Rom behaupte, für ketzerisch erklärt habe, was demselben nicht zukomme. Es war nur das Werk des Königs, wenn das Parlament nicht, wie es beabsichtigte, seinerseits den Index förmlich verdammte und verbrennen ließ; aber darauf bestand er, daß in einem ausdrücklich deshalb veranstalteten neuen Druck des Index jener Parlamentsbeschluß nicht weiter genannt werden durfte [3]).

Er drang nicht auf die Festsetzung einer entgegengesetzten Lehre in Rom; aber eine unumwundene Behauptung der hierarchischen Ansprüche in Bezug auf Frankreich wollte er nicht dulden. Er nährte

1) P. Priuli 1608: La perfettione degli antiqui ordini dispone la persona del re a obligo tale ch'egli non operi piu di quello, che li vienne prescritto, anteponendo la giustitia all' impero.

2) que par conférence entre eux ils avisassent de le contenter, autrement qu'il savoit le moyen d'en prendre lui-même comme en moindres occasions les roys ses prédécesseurs avoient fait. Procès verbal de l'assemblée de Paris 1600. I, 671.

3) Ubaldini: Lettere 15. Jan. 1610. Vgl. Siri, Memorie recondite II, 79.

ein lebendiges und immer gegenwärtiges Gefühl des Königthums, das in Uebergriffen dieser Art ein Attentat gegen die ihm von Gott verliehene, angestammte und auf sich selbst beruhende Macht erblickte.

Aber auch den Reformirten, denen er einst angehört und jetzt durch entschlossene Einwirkung eine feste Stellung in seinem Reiche verschafft hatte, konnte er doch nicht alles, was sie thaten, gestatten, namentlich nicht, daß sie den Papst, mit dem er sich verbündet, als den Antichrist, und die Ceremonien des Glaubens, zu dem er übergetreten war, als Götzendienst bezeichneten. Die Art und Weise, wie sich du Plessis in seinen Büchern ausdrückte, die damals viel gelesen wurden, erregte die Indignation der eifrigen Katholiken und setzte den König, dem der Papst zum Vorwurf machte, daß er einen Mann, der sein Feind sei, in hohen Ehren halte, in Verlegenheit. Eines Tages nun, bei einem Gastmahle [1]), verwies du Plessis einen in seiner Ueberzeugung schwankend Gewordenen auf sein Buch über die Eucharistie; dieser antwortete, man behaupte doch, daß in diesem Buche sich viel Falsches, ja Verfälschtes finde; der Bischof von Evreux wolle hunderte von falschen Citaten darin entdeckt haben und habe auch dem Könige davon gesprochen. Du Plessis, der seine Ehre verletzt fühlte, erließ in seiner literarischen Ritterlichkeit eine Art von Herausforderung an du Perron; dieser, der lange den Fehlern des Buches nachgespürt, nahm den Handschuh mit Freuden auf, und der König fand sich bewogen, einen Saal in Fontainebleau zum Kampfplatze für dieses theologische Turnier zu bestimmen; als Kampfrichter stellte er den Canzler von Frankreich nebst einigen Gelehrten beider Parteien von gemäßigter Haltung und Farbe auf, unter anderen den Geschichtschreiber de Thou und den vor kurzem nach der Universität von Paris gezogenen Casaubonus. Am 4. Mai 1600 fand die Conferenz in Gegenwart des Königs statt. Du Plessis hatte bei der Ausarbeitung seines Buches die Stellen, die ihm zum Theil von anderen nachgewiesen wurden, nicht alle selbst nachgesehen; im besten Glauben hatte er sich doch starke Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Du Perron warf ihm vor, daß er einige Stellen der Scholastiker und der Kirchenväter falsch ausgelegt, andere nicht richtig noch nach ihrem wahren Wortlaut angeführt habe. Die

1) Die Mémoires de Mme. du Plessis sind für die einzelnen Vorfälle des Lebens der ausführlichen Lebensbeschreibung vorzuziehen. Ich combinire sie beide mit den Briefen.

Bücher wurden nachgeschlagen; es fand sich in der That, wie du Perron behauptet hatte [1]). Dadurch war nun wohl in der Hauptsache nichts entschieden; aber der Eindruck, den es machte, war doch für die Protestanten höchst ungünstig. Du Plessis, der keine Ahnung davon hatte, daß man ihm so bedeutende Versehen nachweisen könne, glaubte jetzt in der ganzen Verhandlung einen feindseligen Plan gegen seine Ehre zu entdecken; ein heftiger Krankheitsanfall, von dem er in der nächsten Nacht heimgesucht wurde, machte es ihm unmöglich, den Kampf fortzusetzen. So viel sah man wohl, daß der Ausgang Heinrich IV. nicht unlieb war. Ein Brief, den er darüber an Epernon richtete, beweist es; er soll denselben später bereut haben. Damals aber machte es ihm offenbar Vergnügen, den Stolz der Calvinisten, die ihre Doctrinen für unwiderleglich hielten, einmal recht nachdrücklich gedämpft zu sehen.

Die Heftigkeit der protestantischen Aeußerungen mochte sich in dem Feuer der ersten Zeiten haben erklären, entschuldigen lassen; wenn aber die beiden Parteien in einem Staate vereinigt sein sollten, so konnte man nicht dulden, daß sie sich erneuerte. Das Fürstenthum mußte auch diese Feindseligkeit der Worte im Zaume halten.

Wie oft haben die römischen Nuntien, im Einverständnisse mit den eifrigsten Katholiken, die Jesuiten und ihre Schüler ihm vorgetragen, daß er sich nicht schmeicheln dürfe, mit beiden Parteien gut stehen zu können; der liebe seine Autorität nicht, wer ihm das als möglich vorstelle [2]); durch die Zugeständnisse, die er den Hugenotten gewähre, werde er nur den größeren Theil der Nation gegen sich aufbringen. Auch Villeroy gesellte sich dieser Ansicht bei. Er bezeichnete es als eine unbezweifelte Regel der Staatsklugheit eines Fürsten, der zwei Parteien in seinem Lande habe, daß er sich der stärkeren anschließen müsse. Heinrich antwortete ihm, er sei anderer Meinung: der Fürst müsse die eine und die andere beherrschen [3]).

Und wenn es auf die religiöse Meinung des Fürsten selbst ankam, so weiß ich nicht, ob man nicht annehmen muß, daß er sich

1) Thuanus lib. 123 p. 894.

2) Die Instruction für Barberini bezeichnet dies als eine opinione vana erronea e falsissima; non potra esser suggerita a S. M. da altri, che da politici mal intentionati e da chi non ama la suprema autorita di S. M. nel regno.

3) So versichert Cardinal Richelieu.

von den proteſtantiſchen Ideen eigentlich niemals ganz losgeriſſen hat. Es hat ſogar Momente gegeben, wo er durch ſeinen Uebertritt zum Katholicismus Unrecht gethan, ja die unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geiſt begangen zu haben glaubte. Einſt, in einer gefährlichen Krankheit, hat er dies Aubigné, den er da noch einmal ſah, geſtanden; ſie hatten ein langes Zwiegeſpräch, in welchem Heinrich zuweilen auf ſeine Kniee fiel und betete. Den mannichfaltigen Aeußerungen über ſeine katholiſchen Ueberzeugungen gegenüber fällt es doch in hohem Grade auf, daß er einſt dem Landgrafen von Heſſen geradezu geſagt hat, er denke vor ſeinem Tode noch einmal ſeine Hinneigung zu dem reformirten Bekenntniß offen auszuſprechen [1]).

Wie er in ſeiner erſten Jugend von der Mutter zwar einem proteſtantiſchen, aber dazwiſchen auch von ſeinem Vater einmal einem katholiſchen Lehrmeiſter übergeben worden, wie er dann lange Zeit in die Meſſe und noch längere zur Predigt gegangen war, ſo lebte in ihm ein Mitgefühl für beide Parteien, das ſich in Hinneigungen bald zu der einen, bald zu der anderen ausſprach.

In beiden Confeſſionen gab es gemäßigte Männer, welche, an dem Eigenthümlichen der ihren feſthaltend, dennoch den Gedanken einer Vereinigung nährten. Wie verbreitet dieſe Anſicht auch unter minder bedeutenden Menſchen war, die ſich zum katholiſchen Glauben hielten, kann man aus dem Tagebuch Etoile's ſehen, das davon voll iſt. Unter den Proteſtanten hegten ſie einige große Gelehrte, die, zwar durch und durch evangeliſch überzeugt, doch nicht alles billigten, was der Geiſt der Controverſe in den Schulen hervorgebracht hatte und woran er feſthielt. Da liegen noch Momente, welche, wenn die europäiſche Welt über ihre leidenſchaftlichen Bewegungen wieder einmal zur Ruhe käme, aufgenommen zu werden verdienten. Ich wüßte nicht zu behaupten, daß ſich König Heinrich hierüber beſtimmte Anſichten und Doctrinen gebildet, einen feſtgeſetzten Plan gehabt hätte. Doch hat er von Zeit zu Zeit bemerken laſſen, daß er noch zu einer durchgreifenden, auf die Verſöhnung beider Confeſſionen zielenden Umgeſtaltung der Kirche wie beſtimmt zu ſein glaubte. In der Vorrede zum Polybius, die als eine von den großen Vorreden des Jahrhunderts betrachtet wird, hat ihm Caſaubonus dies Unternehmen

1) qu'il étoit encore dévoué à la religion et que même il avoit le dessin d'en faire de nouveau avant sa fin une confession générale. Rommel, Correspondance de Henry IV. 79.

als das letzte Ziel seiner Thätigkeit an das Herz gelegt. Nachdem der König den Frieden hergestellt, die wildesten Gemüther zur bürgerlichen Eintracht zurückgeführt habe, bleibe ihm noch das größte, gottgefälligste Werk übrig, auch die andere allgemeinste Versöhnung zu Stande zu bringen, nach der sich alle Wohlgesinnten sehnen. Es sei allerdings unendlich schwer; aber von ihm dürfe man erwarten, daß er das Schwerste vollbringe.

Wäre aber von einem solchen Unternehmen nicht noch eine Aufregung der Leidenschaften zu fürchten gewesen, von denen man so viel gelitten hatte? Zunächst stand der König davon ab: als die dringendste Beschäftigung erschien ihm, die Spuren der Gewaltsamkeit zu verwischen, welche von jenen Zeiten her in Frankreich allenthalben sichtbar waren.

Er hat", so heißt es in dem monumentalen Lobspruche, den ihm Jeannin später widmete, „die Brücken wieder aufgerichtet, welche durch die Wuth des Krieges zerstört worden waren, die Landstraßen wieder erneuert und andere angelegt; er hat einen großen Canal, der Seine und Loire verbinden sollte, von 17 Lieues Länge, mit einer Menge von Schleusen von so großem Aufwande wie die bewunderten Werke des Alterthums, beinahe vollendet; mehr als acht Millionen (Livres) hat er auf Bauten gewandt und dadurch den armen Menschen, die ohne dies Vagabunden und Diebe geworden wären, zu verdienen gegeben." Jeannin führt eine ganze Anzahl von des Königs Bauunternehmungen auf, in St.-Germain, Verneuil, Fontainebleau, Monceaux, vor allem in Paris: einen Theil des Louvre und den besten Theil der Tuilerien, Rue Dauphine, Place Dauphine, Place Royale; in der Marais beim Tempel habe er so viel neue Straßen angelegt, als das Reich Provinzen zähle[1]). Da sparte er keine Kosten; es war einer seiner Lebensgenüsse, Paris zu verschönern.

Ueberhaupt aber auf die materielle Entwickelung des Landes war seine Sorgfalt gerichtet.

Mit Sully, der ihm zu allem, was er unternahm, die Mittel herbeischaffte, war er über die Art und Weise der allgemeinen Verbesserung nicht ganz einverstanden. Der solide strenge Minister war fast ausschließend für die Interessen des Ackerbaues: denn darauf beruhe die Wohlfahrt des Reiches; durch die Pflege desselben könne man Frankreich zu dem wohlhabendsten und glücklichsten Lande der

1) Jeannin à la mémoire perpétuelle de Henry IV, surnommé le grand roy. Bibl. de Bourgogne zu Brüssel.

Welt machen; der Landbau nähre zugleich Sittenstrenge und Streitbarkeit. Der König war weit entfernt, hierin zu widerstreben; in seinen Edicten erklärt er mehr als einmal, daß der sicherste Gewinn dem Volk aus der Landarbeit komme — er motivirt damit die Anstalten, die er zur Austrocknung der Moräste trifft —; aber zugleich wandte er seine Sorgfalt auch den Interessen des Gewerbfleißes zu. Frankreich sollte, so wünschte er, weder das Tuch von England noch die Leinwand von Flandern brauchen. Er pflegte die Seidenzucht in der Hoffnung, daß künftig einmal der ganze Norden von Europa seine Seide aus Frankreich ziehen werde [1]); besonders in Paris setzte er einige Manufacturen in Gang, welche bereits unter ihm die reichsten und schönsten Stoffe lieferten: die Arbeiter wurden gut gehalten und mit Rücksicht behandelt [2]); in der Vorstadt St.-Marceau finden wir eine aus protestantischen Niederländern bestehende Colonie für Teppiche und verwandte Artikel; eine Commission bestand, welche die mancherlei nicht selten allzuweit gehenden Vorschläge, die in dieser Beziehung gemacht wurden, prüfte und das Ausführbare auszuführen unternahm.

Für den allgemeinen Handel dachte Heinrich IV. sehr ernstlich an eine Verbindung der beiden Meere; die Einwohner von Languedoc und Guienne glaubten, wenn ein solcher Entwurf zur Ausführung komme, eine Hauptstadt, die mit Paris wetteifere, gründen zu können. Man begreift den Gedanken einigermaßen, wenn man sich an die Ausdehnung des Handels von Marseille in diesen Zeiten erinnert. In dem Hafen zählte man dort zuweilen wieder 300 Segel [3]). Die Stadt hatte den levantischen Handel nicht allein für

1) Das hat Carew von ihm selbst gehört (Relation 434), und zum Theil hat es sich erfüllt. Die Production der heutigen Industrie in diesem Zweige steigt bis auf eine halbe Milliarde und liefert den vierten Theil aller französischen Ausfuhr. Vgl. Wolowski: Henry IV, économiste 21.

2) Badoero: studia non solo di rimetter il commercio e le arti, nei luoghi dove erano prima, ma di aggiungerli dove non sono piu state, essendo fra le altre introdotto da nuovo l'arte della seta in Parigi con gran beneficio del regno e danno di quelle parti d'Italia, che mandano panni di seta smaltir nella Francia.

3) Relatione di Andrea Gussoni 1611: Abbiamo veduto il porto di Massiglia grande et capace non di una sela armata, ma di tutte l'armate congionte insieme, sicuro da tutti li venti, et ora per li grandissimi traffichi è fatto cosi celebre et usitato, che si può dire, che sia quasi l'emporio di tutta Europa, vi erano in esso 300 vasselli.

Frankreich und die benachbarten italienischen Landschaften, sondern selbst für die Niederlande und die entfernte Hanse in Händen. Der König vernachlässigte auch die Kriegsmarine nicht ganz; er ließ einige Galeeren bauen, an denen die Italiener eine und die andere Vorrichtung nachahmungswerth fanden; er dachte einmal daran, sich zum Meister von Cypern zu machen.

Andere Aussichten knüpften sich an die Wiederherstellung der unmittelbaren königlichen Herrschaft in den Häfen der Normandie und der Bretagne. Heinrich meinte, von da aus mit den Spaniern in Concurrenz um den Welthandel treten zu können, wenn nicht wie England, doch eben so gut wie Holland. Die Absicht, eine nordöstliche Durchfahrt zu unmittelbarem Verkehr mit China und Ostindien zu suchen, ergriff er einmal sehr ernstlich; er trat mit Isaac le Maire und dem gelehrten Geographen Plancius in Verbindung; im Jahre 1609 ist ein Schiff dazu auf seine Kosten in See gegangen. Indessen wurde der alte Gedanke einer amerikanischen Niederlassung wirklich ausgeführt [1]). Ein protestantischer Seecapitän, du Mont, unternahm im Jahre 1601 eine Expedition nur erst zur Entdeckung der Flüsse und Seen; im Jahre 1604 begab er sich mit einem umfassenden, auch auf die Religion bezüglichen Freibriefe von Honfleur aus nach der Küste von Canada; er gründete Port-Royal (Annapolis). Da faßte Champlain, der ihn begleitete, die Meinung, auf diesem Wege durch die Seen, die seinen Namen tragen, vielleicht eine nordwestliche Durchfahrt finden zu können.

Welch eine großartige Anlage hatte die bourbonisch-französische Monarchie in dieser Epoche ihrer ersten Gründung! Einer unendlichen Entwickelung friedlicher Wohlfahrt durch Ackerbau und Gewerbe, innere Cultur und Antheil an dem Welthandel schien sie fähig; gerade daß sie beide Parteien in ziemlichem Gleichgewicht in sich schloß, gab ihr einen universalen Bezug zu allem, was in Europa lebte und mächtig war. Durch die Verbindung mit dem Papst und das Verhältniß, in das Heinrich IV. zu den Jesuiten getreten war, stand die Monarchie, in deren Glücke beide das ihre sahen, mit einem großen Theile der katholischen Welt in engster Beziehung; durch die Theologen von Saumur und Sedan berührte der französische Geist die Schulen von Genf, von Leyden und die schottische Kirche. Auf der einen Seite schloß sich alles an Frankreich an, was nicht von

1) Négociations de Jeannin Tom. III. Petitot XIII, 284.

Spanien abhängen wollte, auf der anderen alles, was von der Reſtauration des Katholicismus, wie ſie in der übrigen Welt fortſchritt, bedroht war, der ganze proteſtantiſche Name in Deutſchland und im Norden. Da die im ſtrengen Sinne reſtaurirende Thätigkeit ſich an die ſpaniſche Macht lehnte, ſo war es der Gegenſatz gegen dieſe noch in der Welt vorherrſchende Gewalt, worin ſich alle Directionen vereinigten.

## Siebentes Capitel.

## Verhältniß zu Spanien. Katastrophe Heinrichs IV.

Durch die Abkunft zu Vervins hatte Philipp II. nicht allein Frieden, sondern auch Freundschaft zu schließen gemeint; diese erwartete die Regierung Philipps III.; sehr bald aber sah sie sich enttäuscht. So stark war die gemeinschaftliche religiöse Idee und das allerdings vorhandene Bedürfniß guten Vernehmens doch nicht, um die uralten politischen Gegensätze zu verwischen. Auch die Spanier haben, nachdem sie in den ersten Jahren an sich gehalten, sich dann doch wieder entschlossen, die Regungen der Empörung zu unterstützen, die sich in Frankreich zeigten. Aus den Bekenntnissen Auvergne's geht hervor, daß Fuentes in Verbindung mit Biron stand; der Hof zu Madrid hätte gewünscht, daß eine ähnliche auch mit Bouillon zu Stande gekommen wäre; dem spanischen Botschafter war eine Summe Geldes zur Verfügung gestellt, um mit den mißvergnügten Franzosen in Verbindung zu treten [1]); in jeder feindseligen Kundgebung im Innern bemerkte Heinrich IV. die Hand der Spanier oder glaubte sie zu bemerken.

Bei mehr als einer Gelegenheit ward dann in Frankreich über eine Wiederaufnahme des offenen Krieges berathen.

Im Jahre 1603, unmittelbar darauf, nachdem die Franzosen ihr Bündniß mit Graubündten erneuert hatten, errichtete der Gouvernator von Mailand eine Befestigung an der Grenze dieses Landes,

1) Consulta 25 Enero 1602. Der König wird gebeten, de ordenar, que a Don Mendo se provea de dinero por los gastos de aquella embaxada y acudir a las intelligencias segretas.

in der ausgesprochenen Absicht, wenn Frankreich auf jenem Wege sich einen Zugang nach Italien offen zu halten gedenke, ihm denselben zu schließen. Im Conseil Heinrichs IV. überlegte man, ob man nicht dem Beginnen der Spanier, durch welches die Freiheit von Valtellin und Graubündten gefährdet werde, unverweilt entgegentreten sollte. Nach den Nachrichten der Venetianer war Villeroy dafür; denn man würde sonst allen politischen Einfluß auf Italien aufgeben, der Name der Franzosen würde daselbst in Vergessenheit gerathen; aber Sully erklärte sich dawider. Er wollte die Hoffnungen des Friedens, die Herstellung des inneren Wohlstandes nicht an eine so fernliegende Unternehmung wagen, zumal da er von der Theilnahme der Italiener nur eine sehr geringfügige Meinung hegte [1]). Der König begnügte sich endlich mit der Erklärung, daß er eine Ueberwältigung Valtellins, wie sie Spanien im Sinne zu haben scheine, niemals dulden, seinen Bund mit Graubündten mit allen Kräften aufrecht erhalten werde [2]).

Im Jahre 1606 kam es zu Irrungen zwischen der Republik Venedig und dem Papste, welche eine Zeitlang nur durch Gewalt geschlichtet werden zu können schienen. Frankreich ward davon vielfach berührt: einmal durch die allgemeine Bedeutung der kirchenrechtlichen Fragen, die dabei zur Sprache kamen, sodann weil es zwei seiner Verbündeten waren, die sich bitter entzweiten. Ueber die Art und Weise, die Sache zu behandeln, waren Villeroy und Sully auch diesmal verschiedener Meinung. Der erste sah in dem Zerwürfnisse hauptsächlich eine Gelegenheit, sich den Papst auf immer zu verpflichten; man hat ihm Schuld gegeben, er habe sich dabei die Cardinalswürde verdienen wollen, die ihm dann den höchsten Rang unter den Räthen des Königs gegeben hätte. Sully dagegen war der Ansicht, man möge die beiden Mächte nur ihre Sache mit einander allein ausfechten lassen: Frankreich könne die Venetianer unter der Hand unterstützen, ohne daß es sich sogleich mit dem Papste zu verfeinden brauche; würden die Spanier dadurch in Italien beschäftigt, so müsse das den alten Verbündeten der Krone in den Niederlanden zu statten kommen. Man könnte die Theilnahme nicht beschreiben, welche die venetianische Sache in Frankreich fand bei den dem Papstthum abgeneig-

1) Besonders Simon Contarini, Historia Veneta Ms.

2) P. Priuli: che da lei cio non sarebbe stato permesso, per la protettione che aveva del stato di quella natione. Fa ogni possibile il re per mantenere viva d'alleanza che tiene con quella natione.

ten Katholiken vermöge der Sympathie, die Fra Paolo durch die Gediegenheit und Neuheit seiner kirchenrechtlichen Ausführungen erweckte [1]), sowie bei dem kriegsbegierigen Adel, der mit Vergnügen in die Dienste der Republik getreten wäre, die für unermeßlich reich galt [2]). Der venetianische Gesandte versichert, daß diese Stimmung der Franzosen nicht wenig beigetragen habe, den päpstlichen Hof zum Frieden geneigt zu machen: in kurzem sehen wir die Höfe von Frankreich und von Spanien nicht in Kriegsverbindungen, sondern in Vermittlungen des Friedens wetteifern. Wenn die Venetianer nicht genöthigt wurden, die Jesuiten wieder aufzunehmen, so verdankten sie das mehr den Spaniern, als den Franzosen. Mochte der Austrag, den man traf, auch nicht so ganz vortheilhaft für die Republik sein, als sie angab, so war es doch schon etwas, daß sie sich nicht unbedingt hatte unterwerfen müssen; die innere Opposition in der katholischen Kirche, namentlich in Frankreich, nährte sich an dem Ereignisse.

Den nächsten und einen niemals fehlenden Anlaß zu Entzweiungen bot der Fortgang des Krieges zwischen Spanien und den vereinigten niederländischen Provinzen dar.

Heinrich fuhr auch nach dem Frieden, ohne Rücksicht auf denselben fort, die Holländer zu unterstützen. Er entschuldigte dies damit, daß er denselben nur seine Schulden abtrage; aber er ließ auch geschehen, daß seine Unterthanen in allen Hafenplätzen ihnen beistanden und französische Kriegsleute an ihren Feldzügen Theil nahmen; er hatte kein Hehl, daß er in der Behauptung der vereinigten Provinzen den Vortheil von Frankreich erblicke; das müsse, sagte er, ein schlechter Franzose sein, der nicht den Holländern den Sieg wünsche. Nachdem er eine Zeit lang weniger für sie gethan, erwachte sein ganzes Interesse wieder, als sich im Jahre 1607 die Holländer, durch die wohlberechnete Kriegführung Spinola's bedrängt, in Verhandlungen mit Spanien einließen. Ein Friede zwischen beiden ohne seine Vermittlung schien ihm für Frankreich gefährlich zu sein. In einem förmlichen Defensivvertrage vom Januar 1608 versprach er den vereinigten Provinzen seinen Beistand, um ihnen einen guten Frieden zu verschaffen. Seine Minister bestärkten sie darin, auf die

1) Außerordentliche Lobpreisungen spenden ihm Causabonus und Scaliger.

2) Relatione di Pietro Priuli delle cose ecclesiastiche 4. Sept. 1608; hier meine Quelle. Vom Könige Heinrich sagt der Gesandte: che con molta arte vuol cavar dell' altrui interesse il proprio commodo.

volle Anerkennung ihrer Selbständigkeit zu bestehen [1]), die Gewährung „des authentischen Titels, durch den sie vor der Welt als ein freies Gemeinwesen erscheinen würden." Wenn die Spanier dagegen unter anderem die Erlaubniß der ungehinderten Ausübung der katholischen Religion in Antrag brachten, so ward diese Bedingung von der französischen Regierung, so gut katholisch sie sonst erscheinen wollte, nur lau befürwortet.

Es waren besonders diese religiösen Beziehungen des Streites, der Widerstand, den der sonst überall wieder fortschreitende Katholicismus an dieser Stelle fand, durch welche der Gedanke, die beiden Mächte, von deren Gegensatz alles abzuhängen schien, noch wahrhafter mit einander zu versöhnen, als es zu Vervins geschehen war, eben auf der geistlichen Seite ernstlich angeregt wurde. Soviel ich finde, haben zuerst ein paar niederländische Jesuiten darüber mit dem Könige von Frankreich gesprochen, und sehr merkwürdig ist, was sie vorschlugen. Eine seiner Töchter sollte mit dem zweitgebornen Sohne des Königs von Spanien vermählt werden und die Regierung der gehorsamen Provinzen nach dem Tode des Erzherzogs und der Infantin an diesen übergehen; Heinrich IV. würde dagegen bei den vereinigten Provinzen die Anerkennung der Hoheit des Erzherzogs und die Herstellung der katholischen Religion auswirken. So dachten sie das Interesse der Familie Heinrichs IV. auf das engste mit der Sache des Katholicismus in den Niederlanden zu vereinigen; für den Preis, daß Holland einst seiner Tochter, seinen Enkeln gehorchen würde, sollte Heinrich selbst helfen, es zum Gehorsam und zum Katholicismus zurückzubringen.

Es ist nicht ganz klar, welche Ansicht Heinrich im ersten Augenblicke hierüber geäußert hat; später leugnete er jedes eigentliche Einverständniß; die Jesuiten dagegen behaupteten, er habe diese Auskunft nicht allein angenommen, sondern sogar selbst vorgeschlagen [2]). Der

1) pour la justification plus grande de leurs armes et établissement de leur gouvernement à l'avenir. Instruction für Jeannin, Négociations I. Vgl. das Schreiben von Sully 26. Febr. 1608. Négociations III, 213.

2) si offerse di fare che gli stati rimanessero soggetti all' arciduca come gli altri paesi; et che vi si restabilisse la religione cattolica ogni volta che il re di Spagna investisse la Fiandra per dopo la morte dell' arciduca e dell' infanta il suo secondogenito al quale S. M. Chr. maritarebbe una sua figlivola. Nuntius Ubaldini, Lettere, December 1607. Der Gesandte des Erzherzogs selbst, Pecquius, spricht von der Familienverbindung

päpstliche Nuntius und die römische Curie, entweder von seiner Geneigtheit überzeugt, oder in der Hoffnung, ihn dazu fortzureißen, ergriffen dieselbe mit der lebhaftesten Theilnahme: von Rom aus ward sie in Spanien in Vorschlag gebracht.

Am Hofe zu Madrid war man nicht ohne Bedenklichkeit über den Ausgang. Aber man glaubte zu bemerken, daß Heinrich in der That immer eifriger katholisch werde, wie denn damals eine Kasse zur Beförderung der protestantischen Bekehrungen eingerichtet wurde und Pater Cotton als erster königlicher Beichtvater auftrat, eine Stelle, die bisher der Pfarrer von St.-Eustache, mehr ein Mann von vermittelnder Gesinnung, bekleidet hatte. Und so gab man sich dort wirklich der Hoffnung hin, eine Allianz in altkatholischem Sinne zugleich gegen die Ketzer und gegen die Ungläubigen mit Frankreich zu schließen. Dann sollte Afrika durch gemeinschaftliche Anstrengungen bezwungen, Algier von den Einen, Tunis und Tripolis von den Anderen angegriffen werden; zugleich aber sollte Frankreich den Spaniern zur Unterwerfung von Holland zu Hülfe kommen. Alle Bedenken verstummten im Angesicht dieser weltumfassenden Aussichten. Einer der Großen des Reiches, Pedro del Toledo, der, weil er mit der Königin Maria Medici in verwandtschaftlicher Verbindung stand, dazu besonders geeignet schien, übernahm es, die Sache durchzuführen. Im Juli 1608 langte er mit einem prächtigen Gefolge von mehr als hundert Personen in Fontainebleau bei dem König an, der ihn mit lebhaftester Erwartung empfing.

Aber wie unendlich schwer ist es auch für Staaten, alte, eingewohnte, ja eingelebte Antipathien zu beseitigen!

Don Pedro de Toledo hat keineswegs, wie man ihm Schuld gab, den Auftrag, den er empfangen, überschritten: der päpstliche Nuntius, der seine Instruction sah, versichert, er habe mehr Oel als Wein in dieselbe gegossen; aber sie ging von Gesichtspunkten aus, von denen man in Frankreich keinen Begriff mehr hatte. Das erste Wort des Botschafters reichte hin, um den König in Feuer und Flamme zu setzen.

als dem einzigen Mittel der Herstellung des Friedens: l'alliance avec la promesse des pays bas; advenant la condition de retour, opposée au transport d'iceux, l'on réduira les dits états a l'obéissance de V. A. en rétablissant la religion catholique aux dits pays tout au plein Cotton hat das als die Meinung des Königs bezeichnet.

Don Pedro begann damit, von den Eröffnungen zu reden, welche der König von Frankreich seinem Herrn in Bezug auf eine zwischen ihren Kindern zu treffende Vermählung habe machen lassen, auf welche dieser gern eingehen werde; nur wundere ihn, daß Seine allerchristlichste Majestät die Holländer indessen zu unterstützen fortfahre und sogar einen neuen Bund mit ihnen geschlossen habe. Heinrich IV. antwortete mit Heftigkeit, er habe keinerlei Anträge über eine Familienverbindung gemacht; wenn Andere das gethan, so sei es ohne seinen Auftrag geschehen; in Erstaunen setze ihn, daß man ihm davon spreche, seine Verbündeten zu verlassen: das würde heißen, seiner Ehre den Abschied geben: er würde sich, fuhr er auf, eher den Hals abschneiden lassen, als eine solche Treulosigkeit begehen. Beide schieden in großer Aufregung von einander: der König sagte, Don Pedro sei gekommen, um ihn zu bedrohen; dieser langte sehr verstimmt in Paris an und gab zu vernehmen, wenn er die empfangene Antwort in aller ihrer Schärfe nach Hause berichte, so werde jede weitere Verhandlung unmöglich werden [1]).

In Spanien gewann eben damals der Kriegseifer des Grafen Fuentes über die friedfertige Politik Lerma's am Hofe die Oberhand. Don Pedro, der sich der letzteren zugesellte, versicherte jedoch, sie behaupte sich nicht ohne den größten Widerspruch.

Der Nuntius, der sich von dem einmal gefaßten Gedanken nicht losreißen konnte, machte noch mancherlei Versuche der Vermittlung. Zuweilen war mehr von dem zu schließenden Frieden die Rede; Heinrich IV. meinte, daß sich Spanien mit einer partiellen Herstellung des Katholicismus auch nur in einigen wenigen Orten begnügen könne. Don Pedro antwortete: sein Herr könne auf die Oberherrschaft Verzicht leisten, denn das hänge von ihm ab, aber nicht auf das, was die Sache der Kirche sei: die heilige Religion, die er in allen seinen übrigen Ländern aufrecht erhalte, dürfe er nicht von den Niederlanden ausschließen lassen, ohne Abbruch seiner Ehre, ohne Gefahr für die Ruhe der anderen. Mehr als einmal waren die beabsichtigten Heirathen der Gegenstand der Unterhandlung. Der Nuntius kam auf eine neue Investitur der Niederlande zu Gunsten der nachgebornen Kinder zurück, von der er noch alles hoffte; die Franzosen aber sagten, wenn man die Niederlande nicht dergestalt

1) Die ausführlichste Notiz hierüber findet sich in dem Schreiben von Pecquius an den Erzherzog, 31. Juli 1608, Archiv zu Brüssel; das Schreiben des Nuntius stimmt völlig überein, ist aber minder ausführlich.

von Spanien trenne, daß diese Provinzen weder rechtlich noch factisch jemals mit der Monarchie wieder vereinigt werden könnten, so sei an ein Aufgeben ihrer Verbindung mit den Holländern nicht zu denken. Der König selbst äußerte dies in einer Zusammenkunft mit dem Botschafter. Don Pedro antwortete hierauf in deutlichen und unumwundenen Worten: solle es bei der Losreißung der protestantischen Provinzen bleiben, so dürfe man nicht erwarten, daß Seine katholische Majestät jemals einwillige, auch die gehorsamen von seiner Krone trennen zu lassen; vielmehr sollten dieselben alsdann auf immer mit dieser vereinigt werden, ohne jemals einen besonderen Fürsten zu haben; man werde ihnen die Privilegien der Grafschaft Burgund geben und sie auf eine Weise behandeln, daß sie die Freiheit der anderen nicht zu beneiden brauchten.

Hätte sich Heinrich IV. zu dem Versprechen verstanden, seine Waffen gegen Holland zu wenden, so würde, soviel man sieht, jene Combination sich vielleicht noch haben ausführen, eine eventuelle Trennung der gesammten Niederlande bewirken lassen; aber er hätte dann mit seiner eigenen Vergangenheit gebrochen, die Weltstellung aufgegeben, die ihm die Verbindung mit den Protestanten verschaffte; er konnte sich nicht dazu entschließen. Vollends unmöglich war für ihn, die Holländer zum Gehorsam zu bringen und sich dann doch der Gefahr auszusetzen, daß bei irgend einem Todesfall in dem spanischen Hause die gesammten Niederlande wieder mit Spanien vereinigt würden. Ganz im Gegentheil war sein Sinn gewesen, beide Theile von dieser Krone loszureißen, den einen durch den Frieden, den anderen durch die neue, mit der Familienverbindung zu vereinigende Investitur.

Wenn Heinrich IV. der Unterstützung der Protestanten, namentlich auch der Hülfe der Holländer während des Bürgerkrieges unendlich viel zu verdanken gehabt hatte, so hat er ihnen dies, auch nachdem er zum Katholicismus übergetreten war, in der That vergolten. Einen Augenblick mag ihn, wir wollen es nicht leugnen, obwohl auch nicht behaupten, die Aussicht auf die Trennung der gesammten Niederlande von Spanien und ihre Vereinigung unter der Herrschaft der Kinder seiner Tochter verblendet haben; aber sehr bald kehrte er auf seinen natürlichen Standpunkt zurück. Er wollte nicht selbst Hand anlegen, die mit so vielem Blut eroberte Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen zu vernichten, noch sich mit dem protestantischen Element entzweien, wieviel man ihm auch von dessen Verbindung mit den Hugenotten, deren er niemals vollständig sicher sei, sagen

mochte. Bei der Unterhandlung leistete er den Holländern seinen besten Beistand.

Noch einmal beschwerte sich hierüber Don Pedro de Toledo sehr lebhaft; er sagte, auch sein Herr könne sich einmal bewogen finden, Rebellen des Königs von Frankreich zu unterstützen. Aber darüber wallte das Selbstgefühl Heinrichs IV. aufs neue auf. Er faßte die Drohung noch schärfer, als sie ausgesprochen war; er werde, entgegnete er — denn die Erzählung darüber scheint unverwerflich — eher auf seinem Sattel sitzen, als der König von Spanien den Fuß im Steigbügel habe [1]). Sich ruhig haltend und keine Form der Ehrerbietung verletzend, welche gekrönten Häuptern gebührt, aber tief beleidigt, verließ Don Pedro Frankreich; er theilte seinem Hofe seine Entrüstung mit.

Die Abkunft mit den Holländern wurde dadurch nicht gehindert. Zu einem Frieden konnte es nicht kommen, da die Spanier ihre Bedingungen nicht fallen lassen wollten und die Holländer sich nicht genöthigt sahen, sie anzunehmen; aber ein Stillstand ward geschlossen, und zwar ein Stillstand auf zwölf Jahre; und wie lang erscheint nicht ein solcher Zeitraum bei seinem Anfange! Frankreich sah einen Gewinn darin, daß die Unabhängigkeit der Niederlande für dieselben in einer Formel festgesetzt wurde, welche auch die Krone von Spanien band.

Eben war alles unwiderruflich festgesetzt, als eine neue Differenz der beiden Mächte eigentlich über eine deutsche Frage, die aber sofort die größte in der allgemeinen Politik wurde, ausbrach.

Von allen deutschen Successionsstreitigkeiten ist die jülich-clevische durch die Länge der Zeit, in welcher sie die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, durch die Mannichfaltigkeit der Interessen, die sie in Bewegung gesetzt hat, und durch ihre welthistorischen Folgen die merkwürdigste. Schon im funfzehnten Jahrhundert war diese Erbfolge ein Gegenstand des in die Ferne blickenden Ehrgeizes; im achtzehnten hat sich die Feindseligkeit zwischen Preußen und Oesterreich daran entzündet.

Es war im März 1609, daß der letzte einheimische Herzog von Jülich, Berg und Cleve mit Tod abging. Die nächstberechtigten Erben, der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg,

1) Siri, Memorie recondite II, 17; aus einem Schreiben des Gesandten von Savoyen, 16. Febr. 1609. In unserer Abschrift der Berichte des Nuntius fehlt der Anfang dieses Jahres.

zögerten keinen Augenblick, Besitz zu ergreifen; aber dies Wachsthum der beiden Fürsten, namentlich des ersten, und der Vortheil, der dadurch dem Protestantismus im Reiche zu Theil wurde, versetzten den kaiserlichen Hof in Mißstimmung; es war kein Zweifel, daß er sich der Besitznahme widersetzen, sie zu stören suchen würde.

Bei der engen Verbindung des Hauses Spanien mit Oesterreich und dem Kaiserthum erschien diese Sache fast als eine Fortsetzung der niederländischen. Heinrich IV., längst mit den beiden Fürsten einverstanden, war keinen Augenblick zweifelhaft, was er in der Sache zu thun habe.

An dem Tag, an welchem er die Nachricht von dem eingetretenen Todesfall erhielt, gab er seinem in Holland beschäftigten Gesandten zu erkennen, daß die Absicht des Kaisers und des Erzherzogs sein werde, sich der Festungen jenes Landes zu bemächtigen und den besten Theil desselben für sich zu behalten; er seines Orts könne das niemals gestatten, aus Rücksicht auf die berechtigten Fürsten so wenig, wie seiner Krone wegen: er könne nicht dulden, daß dieses Haus sich vergrößere; wenn darüber das Kriegsfeuer wieder angefacht werde, so sei er entschlossen, den Kampf anzunehmen und sich so tief wie möglich hineinzustürzen [1]).

Mit dem Abschlusse des Stillstandes zwischen Spanien und Holland war es in diesem Augenblicke schon zu weit gediehen, als daß er sich noch hätte aufhalten lassen. Jeannin hielt für genug, daß der Mann, der die Geschäfte der Republik hauptsächlich leitete, Oldenbarneveld, ihm die Versicherung gab, sie werde mit dem Könige gemeinschaftliche Sache machen, wenn er sich des Kurfürsten von Brandenburg annehme, gegen Jedermann, wer es auch sei. Ihre natürliche Politik mache ihnen zum Bedürfniß, am Niederrhein einen zuverlässigen Nachbar zu haben [2]).

Dagegen trat aber auch andererseits ein, was der König gefürchtet hatte. Dem Erzherzoge Leopold, dem vom Kaiser ein Auftrag in dieser Sache gegeben worden war, gelang es, sich in der vornehmsten Feste des Landes, in Jülich, Eingang zu verschaffen. Die

1) An Jeannin, 3. April 1609: Je vous déclare que je voudrois être de la partie et m'y plonger des plus avant. Négociations V, 330.

2) Jeannin an Heinrich IV., 8. April: Le sieur Barnefeld m'a dit et répété que si V. M. veut prendre la défense de l'électeur de Brandebourg qui semble avoir le plus apparent droit, — ils se joindront avec elle pour faire la guerre à qui que ce soit.

beiden Systeme, welche Deutschland und Europa trennten, geriethen darüber in offenen Hader. Im Sommer 1609 schien es zuweilen, als würde sich der Streit unter Theilnahme eines europäischen Congresses in Güte beilegen lassen: denn einen kaiserlichen Richterspruch hielt man von vornherein für parteiisch; aber das zeigte sich bald als unausführbar. In dem Herzogthum brach der Krieg zwischen beiden Parteien aus. König Heinrich, bei dem einmal gefaßten Entschlusse beharrend, traf Vorbereitungen, um, mit anderen gleichgesinnten Fürsten im Bunde, den Erzherzog aus der Festung und dem Lande Jülich zu vertreiben.

In der Festsetzung der spanisch-österreichischen Macht am Niederrhein, unter welchem Namen sie auch geschehen mochte, sah er eine Bedrohung zugleich der Niederlande, der protestantischen Fürsten in Deutschland und der eigenen Sicherheit.

Eines Tages ließ ihm der Erzherzog Albert sagen, er wolle sich nicht in diese Streitigkeit mischen und dafür sorgen, daß auch der König von Spanien das nicht thue; man möge sie den Deutschen auszumachen überlassen. Aber König Heinrich wollte davon nichts hören: „mögen sie thun, was sie wollen, ich werde mich der Sache annehmen." Daß die Spanier sich ihm dabei widersetzen würden, machte ihm keinen Eindruck; er wollte es darauf ankommen lassen [1]).

Indessen auch er hatte eine verwundbare Seite, die jetzt noch einmal sehr empfindlich berührt werden sollte.

Bei den Prinzen aus dem Hause Bourbon ist es immer Sitte, gleichsam Natur gewesen, sich von ihrem gebornen Oberhaupte zu trennen und ihre eigene Politik zu versuchen. Der nächste Prinz von Geblüt war damals Heinrich II. von Condé, den der König nach seinem Beispiele zum Katholicismus überzutreten bewogen hatte. Anfangs gefiel sich derselbe, wie berührt, in einer Art Schaustellung protestantischer Hinneigungen; der König hat ihm einmal verwiesen, daß er den ganzen Tag mit Hugenotten umgehe; später ist er eines der vornehmsten Werkzeuge zu deren Ruin geworden. Er war ausschweifend, unzuverlässig, hochfahrend; die beschränkten Umstände, in denen er leben mußte, hielten ihn nicht ab, sondern reizten ihn gerade, sich den ehrgeizigsten Gedanken hinzugeben [2]). Man sollte es

1) qu'ils s'en mêlent ou qu'ils s'en abstiennent, comme ils vouldront, je ne laisserai pas de m'en mêler.

2) Pietro Priuli: Ha humori maggiori della sua fortuna (er hatte

nicht glauben, aber es ist gewiß: er behauptete, daß die Nachfolge im Reiche vielmehr ihm selber, als dem angeblichen Dauphin gebühre.

Ueber den Ursprung seiner Verbindung mit den Spaniern ist noch nichts Ueberzeugendes zu Tage gekommen: Heinrich IV. hat behauptet, Condé sei von ihnen verführt worden, wie Biron, wie die Marquise von Verneuil; er selbst aber trug bei, dem Prinzen Gelegenheit oder wenigstens den Vorwand zum Abfalle zu geben.

Es war auf seinen Antrieb geschehen, daß Condé sich mit der jüngsten Tochter des Connetable Montmorency vermählt hatte. Deren Vater hat wohl gesagt, ein Schwiegersohn von einer minder glänzenden Stellung wäre ihm doch bei weitem lieber gewesen: denn er kannte die Unzuverlässigkeiten Condé's; aber der König wünschte und forderte es. Die Prinzessin, in der ersten Blüthe der Jugend, war von einer Gracie und Anmuth, welche alle anderen Damen des Hofes in Schatten stellte. Der König selbst sah sie mit leidenschaftlichem Wohlgefallen; er wünschte sie durch eine Vermählung in seine nächste Verwandtschaft zu fesseln, wie er versichert hat, nur um sich ihrer Gegenwart und ihres Anblicks zu erfreuen. Ein Verhältniß von romanesken Anfluge bildete sich zwischen ihnen; die Prinzessin betrachtete den König als ihren Ritter, dieser hielt für sehr erlaubt, denn kein Gesetz der Welt verbiete das, ihr als seiner Dame zu huldigen.

Sei es nun aber, daß dem Prinzen die Sache nicht so ganz harmlos vorkam, oder daß er sich dieses Vorwandes nur bedienen wollte, zuerst entfernte er sich mit seiner Gemahlin vom Hofe; dann aber, als der König sowohl wie sie selbst hierüber ungeduldig wurde, hielt er für gut, das Reich zu verlassen; seine Gemahlin nöthigte er, ihn zu begleiten [1]); sie war dazu so wenig vorbereitet, daß, als sie in Brüssel anlangten, die Infantin Isabella sich veranlaßt sah, ihr einige Stoffe zum Geschenk zu machen, damit sie sich nur anständig kleiden konnte.

nämlich eine Pension von nur 30,000 Ecus) che fanno progressi grandissimi: ma non è altro in lui che l'apparenza di grandezza et una ferocia inconsiderata.

1) Villeroy sagt zu Pecquius: que le Prince a constraint par force la dite princesse, le pistolet au poing, de s'en aller avec lui aux pays bas. — Siri weiß von segni d'aborrimento, die zwischen Prinz und Prinzessin vorgekommen ꝛc.

Wenigstens die Infantin und ihr Gemahl hatten von dem Vorhaben des Prinzen keine Ahnung gehabt; sie geriethen durch seine Gegenwart in peinliche Verlegenheit. Sie wußten die Prinzessin, die von ihrem Gemahl nicht so behandelt wurde, wie ihr Geschlecht und ihr Rang gefordert hätten, von demselben zu trennen; sie gewährten ihr eine Freistatt in ihrem Palast; aber damit befriedigten sie weder ihren Vater noch vollends den König von Frankreich, die es vielmehr als eine Beleidigung betrachteten, daß die Prinzessin nicht, wie sie gewünscht hatten, nach Frankreich zurückgeschickt wurde. Von ihr aufgefordert, sich ihrer als seiner Dame anzunehmen, zeigte sich der König lebhaft erregt und sehr geneigt dazu; seine geistliche Umgebung gab dem erzherzoglichen Hofe den Rath, bei einer Flucht der Prinzessin durch die Finger zu sehen; sie möchte sonst, eine neue Helena, den Ausbruch eines blutigen Krieges veranlassen. Allein wie wäre von dem Hof in Brüssel, der seinen Ruhm in Zucht und ehrbarer Sitte suchte, die Begünstigung einer ungesetzlichen Neigung zu erwarten gewesen? [1]) Und auch der König wollte nicht Wort haben, daß die Sache ihm so tief gehe. Man breite aus, sagte er, daß ihn die Leidenschaft verführe; aber die Welt werde seine Jahre erwägen und das nicht glauben; wenn der Hof von Brüssel die Prinzessin ihrem Vater zurückgebe, so werde er mehr zu thun haben, als sich mit ihr zu beschäftigen, da er im Begriffe stehe, mit seinem Heere nach Deutschland zu gehen [2]).

Den vollen Nachdruck seines Unwillens warf er dagegen auf den Prinzen, dessen Betragen, man kann es nicht leugnen, ganz dazu angethan war, denselben zu erwecken. Bei einem Gastmahle, wo man der Königin von Frankreich gedachte, hat Condé gefragt, wie denn die wahre Königin von Frankreich heiße. In seinem Gespräche mit

1) Pecquius schreibt als die Meinung Cottons an die Infantin: que V. Altesse en termes de conscience et d'honneur se peut résoudre à cette escapade.

2) Il mondo avrebbe piu riguardo all' eta sua, se fosse resa la principessa al suo padre, havrebbe S. M. altri pensieri che di vederla, hora che si prepara passare coll' esercito all' Alemagna. (Lettere di Ubaldini, 14. April.) Nach der mündlichen Erzählung Ubaldini's, welche Pecquius wiederholt, sagte der König: que c'estoit abus de penser qu'il procedast en ce fait par passion amoureuse, veu qu'il y avoit plus belles femmes en France, que la princesse; mais posé le cas qu'il fût amoureux, il demande si V. A. en la retenant en captivité ne feroit pas un acte qui luy seroit en grand dépit.

dem Nuntius stellte er unumwunden die Behauptung auf, daß die Ehe Heinrichs IV. mit Maria Medici unrechtmäßig und er selber der einzig berechtigte Nachfolger sei. Er declamirte darüber, daß die Strenge der Regierung das ganze Reich mit Mißvergnügten erfüllt habe; es bedürfe nur einer momentanen Entfernung des Königs, etwa eben in dem Krieg, um ihm, dem Prinzen, für seinen Anspruch Anhänger zu verschaffen; was dürfe er aber nicht vollends bei dessen Tode hoffen? Er vertraute dem päpstlichen Nuntius in Brüssel an, daß er auf Guise, Epernon und Bouillon mit Bestimmtheit zählen könne; ferner meinte er Grund zu haben, auf die Beistimmung von Nevers in der Champagne und St.-Paul in der Picardie zu rechnen. Bei den Parlamenten, denen der König viele Entscheidungen, die ihnen angehören, entziehe, erwartete er lebendige Theilnahme zu finden. Von den Spaniern verlangte er kein Heer, um ihn zurückzuführen, sondern nur geheime Unterstützung und Geld. In dieser Gesinnung, unter diesen Entwürfen verließ der Prinz die Niederlande und begab sich nach Mailand zu dem Gouverneur, der schon immer die Fäden aller Verbindungen gegen Frankreich in den Händen gehabt hatte [1]).

Sehr verbreitet war damals die Meinung, daß bei dem Tode Heinrichs IV. das alte empörerische Treiben in Frankreich wieder erwachen, die Erbfolge des Dauphin in Zweifel gerathen werde [2]). Ein Beweis davon ist unter anderem, daß die Venetianer, denen Heinrich in jenen Zeiten seine Allianz antrug, das Motiv dafür in dem Wunsche fanden, seinem Sohne die Stütze einer politisch einverstandenen Macht zu verschaffen, aber Bedenken trugen, darauf einzugehen, so erwünscht ihnen auch sonst ein solches Bündniß gewesen wäre, weil sie sich nicht länger als für die Lebenszeit des Königs verpflichten mochten; von den Spaniern wußte Jedermann, daß sie seine Dynastie nicht liebten: man darf sich nicht wundern, daß Heinrich IV.

1) Ubaldini, 16. Febr. 1610. Der König klagt: che sia sopportato il principe il qual ha publicamente sparlato della regina, et ardito attaccare il matrimonio e dichiarare consequentemente le sue pretensioni alla corona contra il Delfino: — temerità grande che questo è segno chiaro, che vogliono i Spagnoli nutrirlo et eccitare questa empesta di guerra civile in Francia alla morte di S. M.

2) Relatione di Priuli 1608: Procura di lasciar appoggiata la sua discendenza all' affettione di principe che camini co' suoi interessi. Sa che i principi del regno non attendono altro che la sua morte, per procurar di far nascere tumultuationi.

durch eine Verbindung derselben mit dem ersten Prinzen von Geblüt, der das Erbrecht seiner Kinder anfocht, beunruhigt wurde.

Ueberzeugt, daß Condé sich sofort unterwerfen würde, wenn ihm Spanien nicht beistünde, forderte der König dessen Auslieferung von Philipp III., um der Rücksicht willen, die ein Fürst auf den anderen nehmen müsse: er wenigstens würde, wenn sich Jemand in Bezug auf Spanien Aeußerungen erlauben sollte, wie der Prinz in Bezug auf Frankreich, einen solchen nicht in seinem Lande dulden. Aber in Spanien glaubte man Heinrich dem IV. das nicht schuldig zu sein. Der Graf von Lerma antwortete: die Sitte der Könige von Spanien sei es immer gewesen, Unterdrückten ihren Beistand zu leihen; so wolle er es auch diesmal halten. Er erinnerte an frühere und spätere Beleidigungen, die er von Frankreich erfahren habe; wie sei noch zuletzt Don Pedro behandelt worden? Aber sein Herr habe sich entschlossen, auf ähnliche Unterhandlungen niemals wieder einzugehen.

So durchsetzte sich das politische Zerwürfniß mit sehr persönlichen Gründen des Haders und des Hasses. Heinrich IV. drohte, sich gegen dieses Verfahren mit den Waffen Recht zu schaffen. Er wiederholte, so oft man auf die Sache zu reden kam, die Absicht der Spanier sei, vermittelst der Ansprüche des Prinzen Frankreich in neue Verwirrung zu stürzen, aus seinem Sohn einen armen Dauphin, aus der Königin, seiner Gemahlin, eine arme Wittwe zu machen; er aber wolle es dahin nicht kommen lassen. Unter den Großen des Hofes stimmten ihm manche laut und öffentlich bei. „Sire," so redete Cardinal Joyeuse ihn an, „die Spanier haben uns den Prinzen debauchirt, sie müssen ihn uns wieder herausgeben". Villeroy suchte dem niederländischen Gesandten auszuführen, daß es wegen der Sache von Jülich und Cleve noch nicht unbedingt zum Kriege kommen müsse; wohl aber könne das wegen des Prinzen geschehen, auf den die Schuld eines allgemeinen Blutvergießens zurückfallen werde.

„Verwahret ihn wohl," sagte der König dem spanischen Gesandten; „er wird von Mailand nach Spanien kommen; hebt ihn euch auf gegen meine Söhne für die Zeit, wenn ich todt sein werde" [1]). Er erinnerte denselben an die Verbindungen, in denen Spanien so oft mit seinen Rebellen und Gegnern gestanden habe: warum lasse man jetzt

1) Cartas a Felipe III del ambajador de Esp. en Francia D. Iñigo de Cárdenas sobre la guerra que queria mover Enrique IV in der Coleccion de documentos inéditos para la hist. de España T. V. p. 137.

der Prinzessin von Condé nicht die Freiheit, nach Frankreich zurückzukehren; sie sei eine Französin, keine Niederländerin. „Will," fuhr er fort, „der König von Spanien Herr der ganzen Welt sein?"

Im April waren die Rüstungen zu dem Kriegszuge nach Jülich in vollem Gange. Man hörte, Epernon solle sein Amt bei der Infanterie, Sully das seine bei der Artillerie verwalten, Nevers die Reiterei befehligen, Rohan sechstausend Schweizer anführen, welche bereits geworben waren und langsam heranrückten. Die sieben Marschälle von Frankreich hatten Befehl, die Compagnien der Hommes d'Armes in Stand zu setzen. Heinrich sagte dem Nuntius, gegen das Land Jülich selbst würde eine geringe Schar genügen; allein alle die Ungebühr, die er von Spanien her erfahre, mache es für ihn nothwendig, eine stattliche königliche Armee von 30,000 Mann ins Feld zu stellen. Chalons, Mezières und Metz waren die vornehmsten Sammelplätze. Der König hatte noch vor, seine Gemahlin feierlich krönen zu lassen, ehe er abreise, um ihr ein um so größeres Ansehen während seiner Abwesenheit zu verschaffen; aber er sagte, auch wenn er damit nicht zu Stande komme, werde er doch mit Bestimmtheit am 15. Mai zur Armee gehen [1]).

Auf seinem Zuge mußte Heinrich eine kurze Strecke des niederländischen Gebietes berühren, und es war kaum zu erwarten, daß die dortige Regierung dies in Gutem geschehen lassen werde. Einige der angesehensten Mitglieder derselben forderten zum Widerstand auf. Marquis Spinola, der in Brüssel mit dem Prinzen Condé Freundschaft gemacht hatte, zum Verdrusse der Prinzessin, die ihn nicht sehen wollte, gab zu erkennen, daß er sich dem König auf dem Weg entgegensetzen werde und ihn zu schlagen gedenke; in der That sammelte sich eine spanisch-niederländische Armee bei Namur [2]). Andere erinnerten an die Gefahr, die es habe, den Krieg in die Niederlande zu ziehen; man möge ihn lieber nach Deutschland leiten, wo der Kaiser sich nur einigermaßen zu rüsten brauche, um Widerstand leisten zu können. Wohl war es nun die Absicht des Königs, einen Conflict mit Kaiser und Reich zu vermeiden. Vor Jülich sollten Moritz und einige Deputirte der Staaten mit ihm zusammentreffen, um die Behauptung der bei-

1) Pecquius, 28. April: que résoluement il s'en iroit en son armée le 15 du mois prochain, encore qu'il dût remettre le couronnement de la reine jusqu'au mois d'octobre.

2) Villeroy an Boderie, 28. April 1610: Si le Marquis de Spinola s'oppose à son chemin, S. M. mettra peine de se l'ouvrir à coups de piques — aussi sont —ils coupables de la rupture.

den Fürsten in ihrem Besitze ferner festzusetzen, so daß Niemand im Namen des Kaisers sie aus demselben verdrängen könne [1]). Ihm kam es nur darauf an, in jenen Gebieten eine politisch befreundete Macht zu begründen. Daß es dabei sein Verbleiben haben würde, ließ sich nicht erwarten: einmal nicht, daß der König mit einer großen Armee in Deutschland nur eben erscheinen und dann ruhig wieder zurückziehen würde; ebensowenig aber, daß die Spanier der Vertreibung der kaiserlichen Truppen aus Jülich zusehen würden, ohne sich zu rühren; es hätte sie um alles ihr Ansehen gebracht. Kam es dann aber zu einem Bruche zwischen den beiden Mächten, welch unabsehbare Folgen mußte derselbe haben!

Man hat viel von dem Project einer allgemeinen Umgestaltung Europa's gesprochen, die Heinrich damals auszuführen entschlossen gewesen sei. Funfzehn an Macht einander soviel wie möglich gleiche Herrschaften habe er in Europa aufrichten wollen: erbliche Monarchien, Wahlreiche und republikanische Staaten, die alle zusammen wieder gleichsam eine große Republik bilden, ihre Streitigkeiten in gemeinschaftlichen Versammlungen völkerrechtlich-juridisch austragen lassen und ihre Kräfte alsdann zum Kampfe gegen die Türken wenden sollten. Denn ein Vorschlag zur Verjagung der Türken aus Europa von Seiten eines religiös gemäßigten, übrigens französisch gesinnten, aber, sagen wir es gerade heraus, mehr träumenden als wachenden Politikers ist dieser Entwurf. Nicht eigentlich auf religiöse Toleranz ist er berechnet; in jedem Reiche soll eine der drei anerkannten Religionen angenommen und jedem Einzelnen befohlen werden können, sich zu derselben zu bekennen, oder das Land zu räumen. Der vornehmste Nachdruck liegt auf dem Gedanken, daß die Macht von Spanien auf die Halbinsel und ihre Colonien beschränkt werden müsse; der Verfasser bildet sich ein, daß das Haus Oesterreich in Frieden einwilligen werde, den Ständen von Ungarn und von Böhmen das Recht einer freien Königswahl zurückzugeben. In den Papieren Sully's hat sich ein solches Project gefunden, und die Secretäre desselben, die ihrem Helden einen idealen Charakter zu geben suchen, sprechen oft und mit Vorliebe davon: ernstlich aber kann nicht einmal Sully, geschweige denn Heinrich daran gedacht haben, eine so ganz chimärische Politik durchzuführen.

1) With them the King will resolve about the means how the princes that be so strongly established in the possession of the countries that upon the dissolving of the troups of the confederates they be not dispossed by Leopold or by any other discharging pretension of the emperor (Winwood an Salisbury Mem. III).

Mit weitaussehenden Entwürfen trug sich Heinrich IV. ohne Zweifel; doch waren es nicht diese. Von ganz anderer Art ist wenigstens, was die der Sache näher Stehenden erkundet zu haben und durch die Vorbereitungen bestätigt zu sehen glaubten.

Mit dem Unternehmen, die beiden Fürsten in Jülich festzusetzen, verband sich vor allem eine Absicht gegen die spanische Herrschaft in Italien. Savoyen, das in dem Gegensatze der beiden großen Mächte von jeher emporzukommen getrachtet hat, stand jetzt auf der Seite von Frankreich und traf mit dieser Macht eine eventuelle Abrede zur Eroberung von Mailand, deren Vortheil dem Herzoge zugefallen wäre. Der venetianische Gesandte behauptet zu wissen, daß das Vorhaben des Königs schon hierbei nicht uneigennützig gewesen sei; wahrscheinlich habe er das Castell von Mailand, auf jeden Fall aber Genua für sich zu erobern gedacht; eine Flotte, zugleich aus holländischen und anderen nordischen Schiffen zusammengesetzt, habe sich dieser Stadt bemeistern sollen; auch gegen Toscana habe er etwas zu unternehmen beabsichtigt; er habe behauptet, es gehöre seiner Gemahlin, kraft ihrer Herkunft von Großherzog Franz und des dort geltenden Erbrechts: sein vornehmster Plan aber sei auf eine Erneuerung der französischen Ansprüche auf Neapel und Sicilien gerichtet gewesen; um den Papst habe er sich bei alledem wenig bekümmert: er habe nicht gezweifelt, ihn zu sich herüberzuziehen: er werde ihn bitten, ermahnen und, wenn er sich dann noch weigere, ihm sagen, es sei sein Wille. Zunächst sollte sich Lesdiguières mit 2000 Pferden und 10,000 Mann zu Fuß mit einer gleichen Macht des Herzogs von Savoyen vereinigen.

Man erstaunt, wie die Franzosen mit einer so geringen Macht sich schmeicheln konnten so ungeheure Dinge auszurichten; aber sie rechneten darauf, die spanischen Streitkräfte zugleich durch einen Krieg jenseit der Pyrenäen zu beschäftigen. Schon längst stand Heinrich IV. mit den noch nicht verjagten aragonesischen Moriscken in Verbindung. Der abenteuerliche Gedanke ist einmal aufgetaucht, diese Mauren zum Protestantismus zu bekehren. Bestimmt war, daß Montbason mit 10,000 Mann über die Berge gehen und die den Spaniern gefährlichste Feindseligkeit innerhalb ihres Landes unterstützen sollte. Diese hätte ihnen so viel zu thun gegeben, daß man die Absichten auf Italien leicht ausgeführt haben würde [1]).

1) Vgl. Mémoires de la Force I, 220. Gussoni: il re diede cura al duca di Monbason che con 10m fanti si unisse con li Moreschi Aragon.

In den Niederlanden erwartete man einen Handstreich gegen Brüssel.

Es war einer jener Augenblicke politischer Erschütterung, wo man alles für möglich hielt. Aber auch ohne so unabsehbare Entwürfe, an sich selbst war das Unternehmen Heinrichs von einer universalen Bedeutung und ließ die großartigsten Wirkungen erwarten.

Dahin war es nun einmal in der damaligen Welt gekommen, daß noch ein neuer großer Kampf der beiden Religionsparteien, und zwar zunächst in Deutschland, unvermeidlich erschien. Die lange in den einzelnen Territorien fortgeschrittene Restauration des Katholicismus erreichte endlich die reichsrechtlichen Institutionen und suchte sie in Besitz zu nehmen. Hierüber geriethen die Protestanten in unruhige Bewegung, wie sie einer großen Katastrophe voranzugehen pflegt: indem sie hauptsächlich auf Vertheidigung dachten, waren sie doch auch zu nicht ganz wohlerwogenen Angriffen geneigt. Daß Deutschland, wie es einmal war, den Weg gefunden hätte, sich selbst vor dieser Gefahr zu schützen, ist nicht wahrscheinlich. Denn nicht allein religiöse Antriebe waren in den Dingen mächtig, sie waren überall mit politischen vermischt; die Ununterscheidbarkeit beider machte die Aussicht um so düsterer. Da wollte nun dieser Fürst eingreifen, einer der beiden größten katholischen Fürsten der Welt, zu Gunsten der Protestanten. Tausendmal hat er gesagt, die Sache enthalte nicht eine Frage der Religion, sondern eine Frage des Staates; für ihn war dies ohne Zweifel der Fall. Er sah in der Ueberwältigung der protestantischen Fürsten am Niederrhein nur eben einen Gewaltschritt der mit dem katholischen Princip verbundenen spanischen Macht. Durch keine Rücksicht der Religion wollte er sich hindern lassen, dem entgegenzutreten.

In der Dazwischenkunft Heinrichs lag vielleicht eine Möglichkeit, den Zusammenstoß der beiden Principien, der wenig Jahre darauf erfolgte, zu verhüten. Es ist sehr wahr, für die Selbständigkeit des deutschen Reiches wären aus diesem Unternehmen große Nachtheile entsprungen; aber wir müssen bekennen, seit der Unterordnung des kaiserlichen Hauses unter die Krone Spanien, die, eine Zeitlang zum Heile Deutschlands unterbrochen, sich damals wiederhergestellt hatte, waren die deutschen Fürsten und Stände nicht mehr in vollem Besitze der Selbständigkeit. Da wir uns selber nicht retten konnten, war es nicht besser, durch die Hülfe eines anderen gerettet zu werden? Schon blickten die deutschen Fürsten auch mit einer gewissen Eifer-

sucht auf Heinrich IV., und übermächtig hätten sie ihn jetzt ebenso wenig werden lassen, als einst ihre Väter zu Zeiten des Passauer Vertrages Heinrich II. So schmerzlich in der Alternative zwischen Selbständigkeit und Cultur die Wahl auch ist, jene war verloren, vielleicht ließ sich diese behaupten: die Cultur der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, die wohl in einer späteren Epoche durch eine höhere Stufe geistiger Entwicklung übertroffen worden ist, aber bei weitem ausgebreiteter, vielseitiger, volksmäßiger war, als die andere jemals geworden ist und werden kann, eine Cultur, die alle Lebenselemente der vergangenen Jahrhunderte in sich enthielt und bald in einen allgemeinen Ruin begraben werden sollte.

Und wenden wir unsere Augen auf Frankreich, so war es diesem Fürsten gelungen, die beiden Bekenntnisse in vollem Gehorsam unter sich zu vereinigen. Bei Amiens hatten sich die Hugenotten, wiewohl ungern, bei Seite gehalten; schon gegen Savoyen hatten sie wieder den thätigsten Antheil genommen; noch bei weitem mehr erweckte dieser Krieg ihre vollste Sympathie. Man hat Heinrich vor den Verbindungen der Reformirten mit dem Prinzen von Condé gewarnt, wie sich denn wirklich partielle Verständnisse gezeigt haben mögen; allein im Allgemeinen war er ihrer sicher; sie würden — sagte er dem niederländischen Gesandten — seinem Sohne, den er an seiner Hand hatte, eben so getreu sein wie ihm selbst. Wie dann, wenn es ihm gelang, die beiden Religionen und die Regungen ursprünglicher Freiheit und Natur, die noch vorhanden waren, unter einem starken und gemäßigten Königthume zu vereinigen? Eine gute Anzahl Capitäne, welche Compagnien warben, gehörte dem reformirten Glauben an; der König berief geschickte Artilleristen, deren er sich aus seinen früheren Feldzügen erinnerte, wo sie ihm als König von Navarra gedient hatten. Wäre es wirklich zum Kriege gekommen, so würden die Hugenotten in die engste Verbindung mit der Krone getreten, sich dem Interesse derselben, welches kein ihnen entgegengesetztes gewesen wäre, angeschlossen haben.

Es war ein Moment, in welchem alle europäischen und französischen Interessen auf dem Spiele standen.

Jedoch ich halte inne; denn wie leicht ist es, Möglichkeiten erwägend, in das Reich des Unwahrscheinlichen zu gerathen! Genug, daß dieser Fürst von großen Gedanken voll war. Er meinte noch seinen Stern über sich zu sehen und bestimmt zu sein, etwas Wundervolles auszurichten.

Aber wie denn der Seele des Menschen inmitten der freudigsten

Hoffnungen von den in den Dingen liegenden, ihr widerstrebenden Mächten ein Gefühl innewohnt, so ist er zuweilen auch von entgegengesetzten Ahnungen ergriffen worden. Im Traume war es ihm einst vorgekommen, als stoße ihm ein Hirsch, den er jage, sein Geweih in den Leib.

Ein gräßliches Geschick, aufsteigend aus den dunklen Gewalten, wartete seiner. Indem er leicht und kühn, nicht ohne einen Anflug von persönlicher Leidenschaft, aber doch bei weitem mehr in Anschauung der allgemeinen Verhältnisse und ihrer Nothwendigkeit an eine Unternehmung ging, in welcher er seinen welthistorischen Beruf erblickte, an der Schwelle neuer großer Thaten und Erfahrungen, erreichte ihn das Messer eines elenden Verruchten und machte seinem Leben in Einem Moment ein Ende. Es war das Schicksal Cäsars, aber ohne die Großheit der Formen, welche die Geschichte des Alterthums selbst noch in den Verbrechen zeigt.

Die Königin war gekrönt, die Abreise des Königs zur Armee definitiv auf Dienstag den 18. Mai festgesetzt; Freitags den 14. fuhr er noch einmal durch die Straßen von Paris. Indem der Wagen in einer engen Gasse durch ein paar Karren aufgehalten ward, stieg ein Mensch auf eines der Räder derselben, beugte sich über und stieß seinen Mordstahl ins Herz des Königs.

Es war ein wilder Mensch ohne Erziehung, Namens Ravaillac, der früher in Diensten Birons gestanden, seitdem mit fanatischen Priestern Umgang gehabt hatte und von ihnen schon vorlängst zur Ermordung des Königs bestimmt worden war. Von ihm selbst haben auch die heftigsten Martern niemals das Geständniß einer Verbindung oder einer Mitschuld herauspressen können; niemals hat er einen Namen genannt; er hat nur immer von Predigten und von Büchern geredet, durch die er zu seiner That geleitet worden sei [1]); als zwei der vornehmsten Motive hat er angegeben, erstens, daß der König die Hugenotten nicht zum katholischen Glauben zurückbringe, zweitens, daß er gegen den Papst Krieg führen wolle, das ist gegen Gott selbst [2]).

1) Schreiben von Guerretin an Belin, 20. Mai 1610. Archiv zu Berlin: que ç'a été la lecture de deux livres et les prédications qu'il a ouyes.

2) A la royne Règente et à Messeigneurs les princes et seigneurs de son conseil. 1611. „Que dieu estoit le pape et le pape estoit dieu."

Ravaillac gehört in seiner ganzen Gesinnung zu der Classe der Chastel und Clément. Noch war Heinrich nicht in allen Theilen Frankreichs so weit anerkannt, daß man in der Messe für ihn gebetet hätte; noch feierte man hier und da die St.-Barthélémy; es war der in der Ligue besiegte, aber noch nicht unterdrückte, unaufhörlich in der Tiefe gährende und eben durch ein bevorstehendes großes Ereigniß in Aufregung gesetzte Fanatismus, durch welchen Heinrich IV. umkam, wie früher Heinrich III.

Doch war der Unterschied, daß Clément von der Menge als ein Heiliger verehrt worden war; Ravaillac wäre von dem Volk auf der Stelle in tausend Stücke zerrissen worden, hätte ihn nicht die öffentliche Gewalt zunächst in Schutz genommen, um ihn für eine Untersuchung, die freilich zu nichts weiter führte, und für die ausgesuchten Martern, mit denen er bald darauf hingerichtet wurde, aufzubehalten.

Damals ging eine Meinung durch die Welt, daß die Mordthat durch den Einfluß von Spanien unter Connivenz des einen oder des anderen französischen Großen vollzogen worden sei. Man erzählte, ein aus den Niederlanden eingegangener, schon vom 13. Mai datirter Brief habe von der Ermordung des Königs als einem vollbrachten Ereignisse geredet — die Prinzessin von Condé habe den König unmittelbar vorher vor den Anschlägen eines spanischen Agenten gewarnt —; hier und da ist die spanische Regierung mit Bestimmtheit, wiewohl ohne allen weiteren Beweis, der That beschuldigt worden. In Frankreich hatte man eine Spur, wollte aber davon nicht reden.

Eine Nonne in einem Kloster der Normandie sollte an dem Tage der Mordthat, ja in der Stunde derselben, sie durch einen Ausruf angekündigt haben; man sprach mit ihr darüber: sie sagte, sie habe die Vögel in der Luft davon reden hören [1]).

Papst Paul V. sah darin gleichsam eine göttliche Züchtigung: denn der König habe sich durch Liebe verblenden und durch den Ehrgeiz des Herzogs von Savoyen verführen lassen, die Ruhe Italiens

1) che l'aveva udito della voce degli uccelli. Ubaldini an Cardinal Borgheſe, 24. Mai. Die vornehmſte Depeſche des Nuntius ſowie die Briefe des Pecquius fehlen in den Brüſſeler Sammlungen.

ſtören zu wollen; „er hatte ſich", rief er aus, „einem verkehrten Sinne hingegeben; der Herr der Heerſcharen hat es gethan" [1]).

Das Gefühl der Spanier drückte ſich in den Worten des Cardinals von Toledo in dem verſammelten Staatsrath aus: „Wenn Gott für uns iſt, wer iſt wider uns?"

1) Deus gentium fecit hoc, quia datus erat in reprobum sensum. Aus einem Briefe des Auditore di Rota, Hermann Ortenberg, an den Erzherzog, 26. Mai 1610.

# Achtes Buch.

## Regentschaft der Königin Maria Medici.

## 1610—1617.

## Erstes Capitel.

# Lage und Politik der Regentschaft.

Ein Mann weniger war in der Welt.

Der Mann, der den bürgerlichen Kriegen der Franzosen ein Ende gemacht, die auseinanderstrebenden elementaren Kräfte ihres Reiches zusammengefaßt und, frei von dem Wahn und der Gewaltsamkeit seiner letzten Vorfahren, der höchsten Macht ein Dasein gegeben hatte, welches, auf dem einfachsten Grunde, dem Rechte der Geburt, beruhend, alle großen Interessen der Nation in sich aufnahm — dieser Mann war plötzlich aus ihrer Mitte verschwunden. Mußte man nicht fürchten, daß der ganze Bau des Staates, den er aufgerichtet hatte, mit ihm zusammenstürzen würde?

Die unruhige Beweglichkeit, die wir in dem Geiste der französischen Nation bemerken, wird doch durch eine andere Eigenschaft gemäßigt, die sich oft in den Momenten der schwersten Verwirrung bewährt hat; denn vor allem eben im Gefühle des Momentes lebt sie; auch in der größten Bedrängniß weiß sie noch etwas Ausführbares zu finden: man möchte ihr Geistesgegenwart zuschreiben. Damals, bei der Nachricht von der Ermordung des Königs, ging ein allgemeines Gefühl durch die Nation, daß die Monarchie in den Formen, die ihr Heinrich IV. gegeben, unter der Dynastie, die er gegründet hatte, behauptet werden müsse. In den Briefen der Protestanten und der Politiker finden wir diesen Gedanken vorwalten; die Vorfechter der Katholiken, die Guisen und Epernon, erwarben sich das Verdienst, ihn durchzuführen. Die Strömung der Meinung ging

dahin, die Leitung der Geschäfte, welche der König seiner Gemahlin für die Zeit seiner Abwesenheit zugedacht hatte, ihr nun nach seinem Tod in einem ganz anderen Umfange zu übertragen. Das Parlament, obgleich dazu nicht vollständig berechtigt, sprach die Regentschaft der Königin-Mutter aus. Alles unterwarf sich ihr.

Der König war todt; aber seine Dynastie bestand, seine Gemahlin trat an seine Stelle.

Maria Medici war jetzt über die Hälfte der dreißiger Jahre hinaus; ihre äußere Erscheinung, vollkommen reif und entwickelt, ließ nichts zu wünschen übrig. Am Tag ihrer Krönung hatte ihr majestätisches Wesen und die heitere Genugthuung, die sie blicken ließ, die Aufmerksamkeit der Menge mehr auf sich gezogen, als selbst der Glanz der Brillanten, mit denen sie geschmückt war [1]). In ihrer Art, zu sein, lag etwas großartig Vornehmes und einschmeichelnd Gewinnendes. Solange ihr Gemahl lebte, hatte sie nur, wenn er es wünschte, und auch dann anscheinend ungern, an den Staatsangelegenheiten Antheil genommen; auf die Weise einer Italienerin war sie damals mit der Sorge für ihr Wohlbefinden und für ihre Schönheit beschäftigt. Heinrich IV. urtheilte von ihr, sie fliehe die Arbeit, wenn sie nicht durch eine Leidenschaft angeregt werde. Aber sein Tod weckte sie auf. „Madame," sagte ihr Villeroy im ersten Augenblicke, „sparen Sie Ihre Thränen auf eine andere Zeit; jetzt müssen Sie sich nicht als Frau zeigen, sondern als Königin!" Sie faßte ihre Lage vollkommen, und bald bemerkte man, daß der Geist ihrer strebsamen Altvordern auch in ihr lebte, wiewohl von der österreichischen Ruhe durchdrungen; ihre Muttter war eine Erzherzogin. — Mit Sonnenaufgang sah man sie schon bereit, ihren geheimen Rath zu empfangen; den ganzen Morgen widmete sie politischen Berathschlagungen; nach dem Mittagsessen gab sie Jedermann Audienz: in den Abendstunden besprach sie die Geschäfte mit ihrer vertrauten Gesellschaft. Anfangs zeigte sie sich furchtsam; allmählich faßte sie Muth. Was in den Dingen des gewöhnlichen Lebens als Eigensinn erschien, entwickelte sich in den öffentlichen Angelegenheiten, solange sie guten Rath annahm, zu einer ihnen vortheilhaften Festigkeit; für Thränen und Wehklagen war sie unzugänglich; sie verstand zu schweigen. In ihrem königlichen Aufzuge, mit prächtigem Gefolge, machte sie bei dem Volke von Paris einen größeren Eindruck, als jemals ihr Ge-

1) „qui offusquoient les rayons du soleil." Etoile 577.

mahl[1]); sie ward, wenn sie durch die Stadt fuhr, mit Jubelgeschrei begleitet.

War nun aber die Dynastie und die allgemeine Form der Regierung behauptet, die höchste Gewalt nicht unwürdig im Sinne des Ermordeten vertreten, so ließ sich doch nicht erwarten, daß dessen Politik fortgesetzt werden sollte. Was der alte Sieger, an der Consequenz seines Lebensganges festhaltend, zu unternehmen entschlossen war, das konnte die Frau nicht ausführen, die von den aus der Vergangenheit stammenden Antrieben nicht berührt wurde und in der Behandlung des im Augenblicke Vorliegenden, in der Behauptung ihrer Macht ihre ganze Aufgabe sah: — eine Aufgabe, die an sich unendlich schwer zu erfüllen war. Die alten Ordnungen des Reiches schrieben für den Fall einer Minderjährigkeit die Einberufung allgemeiner Stände vor und ertheilten den Prinzen von Geblüt ein besonderes Anrecht auf die Führung der Regierung; eben um die unabsehbaren Verwirrungen, welche eine reichsständische Versammlung unter dem Einfluß ehrgeiziger Prinzen veranlassen konnte, abzuschneiden, war man so rasch zur Anerkennung der Königin-Regentin geschritten; aber es ließ sich nicht erwarten, daß diese sich dabei beruhigen, ihre Ausschließung geduldig hinnehmen würden.

Kaum sollte man glauben, wenn man nicht zuverlässige Kunde davon fände, wie weit die Absichten des vornehmsten von ihnen, des Prinzen von Condé, der nach dem Tode des Königs ohne Verzug aus Italien zurückkehrte, alsdann gegangen sind.

Den Widerspruch gegen die Erbfolge der Dynastie, von dem er in Brüssel und in Mailand so viel geredet hatte, gab er auf; er war von Rom aus belehrt, die Ehe, die er anfechte, sei unter der Dazwischenkunft der Kirche geschlossen und ihre Gültigkeit über allen Zweifel erhaben.

Aber auch ohne dies fiel ihm als dem ersten Prinzen von Geblüt unter einer Regentschaft eine große Stellung zu. Er ward, als er in Paris anlangte, von anderthalbtausend Edelleuten eingeholt und von den Einwohnern der Stadt mit Theilnahme begrüßt; der Eintritt in das Conseil konnte ihm vom ersten Tag an nicht verweigert werden. Jedermann bemerkte, daß er ein Gegner der Verwaltung war. Er zeigte sich so leutselig und herablassend wie möglich, hörte einen Jeden, der ihm Beschwerden vortrug, und versprach,

1) Disons tout haut que jamais lustre royal ny les bénéficences du roi n'avoient été si splendides. Oeconomies royales IX, 172.

sie zu heben: er redete von nichts als von der Abschaffung der obwaltenden Mißbräuche, Herabsetzung der Auflagen, Erleichterung des Volkes, dem öffentlichen Wohle. Was er weiter im Sinne hatte, darüber belehrt uns besonders ein Bericht des Grafen Bucquoy, der damals aus den Niederlanden nach Paris gekommen war, und den der Prinz, noch mit voller Zuversicht auf die dortige Regierung und auf Spanien rechnend, in sein Vertrauen ziehen zu müssen glaubte. Unter dem Vorwand einer Jagdpartie lud Condé den Grafen nach seiner Besitzung in St.-Maure ein; er zeigte ihm da sein Haus und seinen Park; als er sich endlich auf einer kleinen Insel des Flusses mit ihm allein sah, machte er ihm weitreichende und unerwartete Eröffnungen. Schon hatte er damals mit anderen Großen, vornehmlich dem Herzoge von Bouillon, eine Verbindung geschlossen. Ihm und diesen seinen Freunden, sagte nun Condé, sei die Regierungsweise der Königin unerträglich, ihr Entschluß gefaßt, eine Aenderung darin hervorzubringen: ihr Plan sei der folgende. Man werde von der Königin die Berufung der allgemeinen Reichsstände fordern und dabei, um zugleich das Volk und die Geistlichkeit zu gewinnen, die Herabsetzung der Lasten und die Herstellung der clericalen Immunitäten als den vornehmsten Gegenstand ihrer Berathungen in Aussicht stellen. Gehe die Forderung durch, so solle die Regierung auf die Theilnahme der Stände begründet werden wo aber nicht, so werde der Bund sich auf die Provinzen werfen und den offenen Krieg beginnen [1]). Der Prinz glaubte auf sämmtliche Provinzen des Südens, Guienne, Languedoc, Provence, Dauphiné, selbst auf die Gegenden an der Loire rechnen zu dürfen: er bemerkte, daß er einen und den anderen Hafen, einige feste Plätze der Normandie und der Picardie beherrsche; durch die letzten, meinte er, würde den Spaniern, wenn sie ihm helfen wollten, der Eingang nach Frankreich geöffnet sein; der Graf möge bei Spinola anfragen, was er sich von seiner Freundschaft versprechen könne.

Indem man sich gewöhnt hat, in dem Emporkommen des französischen Königthums eine stetige Entwicklung des nationalen Gedankens zu erblicken, hatte man keine Ahnung davon, was im Anfange des

1) Schreiben Bucquoy's, Paris 27. Juli: Moy et mes amis ne pouvons et ne voulons pas souffrir la forme du gouvernement de la reyne, et sommes délibérés de lascher beaucoup de son autorité que nous croyons qu'elle ne fera pas; ainsi par son refus elle nous occasionnera de prendre les armes. (Archiv zu Brüssel.)

siebzehnten Jahrhunderts noch alles möglich schien. In den Proceßacten Birons findet sich die Behauptung seines früheren Vertrauten la Fin, er habe daran gedacht, die Monarchie in Frankreich überhaupt aufzulösen, die Regierung an die Großen und Pairs des Reiches zu bringen, so daß aus ihrer Mitte ein Wahlkönig hervorgehen sollte, in den Formen des deutschen Kaiserthums[1]). Wie während der Ligue den französischen Communen die Freiheit der deutschen Reichsstände, so schwebte unter Heinrich IV. und nach ihm den Großen von Frankreich, obwohl ihre Macht sich lediglich von dem Königthum selbst herschrieb, die Autonomie der deutschen Fürsten als das Ziel ihrer Bestrebungen vor.

Wir wollen nicht sagen, daß dieser Gedanke mit Bestimmtheit ergriffen, noch selbst, daß der Plan, von dem Condé redete, zu naher Ausführung festgesetzt gewesen sei; aber auch in vorübergehenden Aeußerungen offenbart sich zuweilen eine herrschende Tendenz. Und nicht unbedeutend war, was jetzt ohne alles Bedenken in Anspruch genommen ward.

Im December 1610 formulirte Condé seine Forderungen, die dann großentheils auf seinen persönlichen Vortheil zielten. Er bestand darauf, die Königin solle sich verpflichten, weder in dem Conseil noch außerhalb desselben einen Beschluß zu fassen oder auch nur zu einer Berathung zu schreiten, ohne seine Theilnahme. Denn nichts kränkte ihn mehr, als eben bei den wichtigsten Angelegenheiten nicht zugezogen zu werden. Wie bei der Fassung, so wollte er auch bei der Ausführung der Beschlüsse, wie in dem Ministerrath, so bei der Kriegführung das oberste Ansehen besitzen; er verlangte Sicherheit, daß ihm bei der nächsten Vacanz die Würde eines Connetable

1) Faire en sorte que le royaume de France fût gouverné par des pairs, — — (on) renverseroit tous les ordres et états anciens de France et seroit procédé a l'élection d'un roy et gouverneur du royaume à la forme que l'empereur est éleu à l'empire. Verhör von Jacques de la Fin, chevalier de l'ordre du roi etc. 8. Juli 1602. Nicht allein in Spanien, sondern selbst in England hegte man Gedanken dieser Art, wie es in der Relation Carews 1609 heißt: I hold it the most secure way for the crown of England, if France were as Germany is, having her forces severed into many parcels, and united into a titulary form of government; or, as Charles the last duke of Burgundy wished, that instead of one king it had twenty. — — To the performance whereof we should have the help and concurrence, not only of the most potent families within that realm, but of Spain also, especially allowing them the coasts of the Mediterranean Sea for their share.

übertragen würde [1]). Man sieht, sein Ehrgeiz war geradezu auf persönlichen und regelmäßigen Antheil an der Regierungsgewalt gerichtet. Ueberdies aber stellte er noch einige andere Forderungen auf, die ihm mit Anderen gemein sein konnten. In seinem Gouvernement Guienne wollte er keine königlichen, von ihm unabhängigen Besatzungen dulden, selbst nicht in Château-Trompette, von dem der Gehorsam in der Provinz abhing; alle militärischen Stellen wollte er nach seinem Gutdünken zu besetzen das Recht haben.

Eben dies aber war der Sinn aller großen Gouverneurs; sie wollten sich der Beschränkungen, die ihnen Heinrich IV. aufgelegt hatte, wieder entledigen.

Den niederländischen Berichten zufolge waren die meisten protestantischen sowohl wie katholischen Großen mit Condé einverstanden. Der Prinz hatte sich mit seiner Gemahlin und ihrem Vater Montmorency wieder ausgesöhnt. Sein bitterster Nebenbuhler, der ihm seine ächte Geburt und alles Recht, das sich daran knüpfte, streitig machte, der Graf von Soissons, ward für ihn gewonnen; Lesdiguières und Sully, Nevers und selbst Guise standen auf seiner Seite.

Schon erregte die Art und Weise, wie sie auftraten, das Erstaunen der Fremden. „Sie geberden sich", sagt Gussoni, „wie eben so viele Könige" [2]). Wenn man um sich her sehend bemerkte, daß die monarchische Gewalt auch in den anderen großen Reichen nur durch Persönlichkeiten von geringer Thatkraft vertreten war, Philipp III. in Spanien, Rudolf II. und dessen Nebenbuhler Matthias im deutschen Reiche, Jakob I. in England, Sigismund III. in Polen, so meinte man annehmen zu dürfen und sprach es aus, die Zeit der Könige sei vorüber, die Epoche der großen Aristokraten sei gekommen. In Frankreich nahmen diese weit und breit den Boden ein.

Ihre Entzweiungen und Verbindungen, ohne viele Rücksicht auf alte Parteistellung oder auf die Religion, beschäftigten die allgemeine Aufmerksamkeit und schienen die Geschichte auszumachen [3]); unter

1) Nur in der Depesche des Pecquius 10. und 16. Dec. 1610 finde ich bestimmte Erwähnung dieser Punkte. Der letzte: qu'on ne pouvoit rien proposer moins traiter des affaires regardant le régime du royaume, non plus hors du conseil que dans celui sans préalablement luy en communiquer. Bassompierre hat eine Mittheilung über diese Vorgänge; doch ist sie von Seiten der Intrigue gefaßt.

2) Gussoni, Relatione 1611: Si sono tanto avanzati che sono quasi altretanti re.

3) Wie mißhandelt Bassompierre den armen Dupleix, daß er diesen

Maria Medici trat die königliche Gewalt vor ihnen einen Schritt zurück.

Nicht als ob diese Fürstin kein Bewußtsein von dem, was ihr gebühre, gehabt hätte: die Ansprüche Condé's trieben ihr Thränen des beleidigten Stolzes in die Augen; sie war nicht gemeint, eine Prärogative der Krone bei Zeiten ihrer Regentschaft verloren gehen zu lassen; aber das System Heinrichs IV. aufrecht zu halten vermochte sie doch nicht.

Dies hatte vor allem auf Sparsamkeit und energischer Zurückweisung unberechtigter Forderungen beruht; die Königin hielt für nothwendig, die drohenden Feindseligkeiten der mächtigen Herren durch Vergabungen aus dem öffentlichen Schatze zu beschwichtigen.

Dem Prinzen von Condé war sein Jahrgehalt vermehrt, ein ansehnlicher Zuschuß auf mehrere Jahre zur Tilgung seiner Schulden bewilligt, der schöne Palast Gondi eingeräumt worden. Seine zuletzt aufgestellten Prätensionen konnte er auch darum nicht durchsetzen, weil einige seiner Verbündeten sich doch von ihm trennten, namentlich Soissons wieder von ihm zurücktrat; nicht ohne an seinem Ansehen eingebüßt zu haben, kam er, nachdem er sich von dem Hof entfernt hatte, an denselben zurück. Aber dessenungeachtet fühlte sich die Königin bewogen, ihm neue Zugeständnisse zu machen; sie gab ihm Clermont, das einst dem Herzog Erich von Braunschweig verpfändet gewesen war, eine Summe baaren Geldes und verlieh ihm eine Compagnie Hommes d'Armes [1]). So ward dem Grafen von Soissons mit Vermehrung seiner Pension mehr als Ein Gnadengeschenk aus den öffentlichen Kassen und ein neues Gouvernement bewilligt. Aehnliche Begünstigungen wurden auch Anderen zu Theil. Wie nahm sich jetzt das Haus Guise so gewaltig wieder auf! Durch gute Wirthschaft und reiche Verheirathungen hatte es schon begonnen seine Umstände zu verbessern; jetzt erkannte Maria Medici sehr umfassende Forderungen an, die Mayenne an die Krone machte, gewährte dem Herzoge Guise die Mittel, seine verpfändeten Einkünfte, Hunderttausende betragend, einzulösen; sie vermehrte dem einen wie dem anderen sein Jahrgehalt; die Pensionen Joinville's, Epernons,

Dingen nicht gehörige Aufmerksamkeit gewidmet habe! Dupleix ist in der That hier unbrauchbar, beinah elend. Den Fehler jedoch werden auch wir mit gutem Bedacht begehen.

1) Pecquius.

St.-Pauls, aller Marschälle wurden erhöht [1]). Niemand scheute sich, zu fordern; der Hof suchte einen Jeden zufriedenzustellen.

Man hat nicht übel gesagt, die Königin suche das Feuer zu löschen mit Oel. Die von ihr Begünstigten bewiesen ihr doch nicht mehr Gehorsam, als ihnen selbst bequem war.

Der Herzog von Epernon ergriff den günstigen Augenblick, um sich wieder in Besitz der Citadelle von Metz zu setzen, die ihm Heinrich IV. entrissen hatte. Die Königin war glücklich, daß sie den verdrängten Befehlshaber anderweit zu entschädigen Gelegenheit fand.

Der in dem Haushalte der Königin emporgekommene, eben zum Verdrusse der Uebrigen zum Mitglied des Conseils und zum Marquis von Ancre erhobene Florentiner Concino Concini, voll von Ehrgeiz, sich ihnen gleichzustellen, bemächtigte sich wider den Willen der Minister der Stadt Amiens. So entledigte sich Rohan des Befehlshabers von St.-Jean d'Angely, und die Regierung mußte es sich gefallen lassen.

Auch von den Guisen, die sie am meisten an sich zog, hatte die Königin oft zu leiden. Der Herzog von Guise hatte einst den Grafen von Soissons beleidigt und versprochen, demselben dafür seine Entschuldigung zu machen. Aber Mayenne fand dies unvereinbar mit der vermeinten Ehre der Familie; auf seinen Rath machte Guise nicht dem Beleidigten, sondern nur der Königin selbst seine Entschuldigung; sie mußte sich mit dieser Auskunft zufriedengeben. Und noch andere, ohne Vergleich schlimmere Dinge geschahen. Ein alter Vertrauter des Guisischen Hauses, der zu dessen Gegnern übergegangen, ward dafür von dem Chevalier de Guise angefallen und umgebracht. Die Königin gerieth in Aufwallung und dachte einen Augenblick, die That durch unmittelbares Eingreifen der höchsten Gewalt zu bestrafen; aber sie hätte das nicht wagen dürfen; die Sache mußte den Gerichten überlassen werden: von den Richtern aber waren die einen Anhänger der Guisen, die anderen fürchteten sich, das mächtige Haus zu beleidigen: sie zögerten, das Urtel zu sprechen.

So wurden die mit so viel Anstrengung erneuerten festen Ordnungen des Staates doch wieder von Eigenmacht und Gewaltsamkeit durchbrochen; die Königin glaubte genug zu thun, und es ist ihr

1) Alle diese Notizen stammen aus der Relation Gussoni's von 1611. Ha cresciuto, schließt er, le pensioni in modo che si fa conto, che importino le pensioni ai grandi vecchie e nuove (denn auch Heinrich hatte deren gezahlt, aber sehr geringe), intorno a 600m. sc. con manifesto intacco delle regie entrate.

unzähligemal als das größte Lob nachgerühmt worden, daß sie die öffentliche Ruhe aufrecht erhielt. Aber die Monarchie Heinrichs IV. war das bereits nicht mehr.

In der inneren Zusammensetzung des Conseils trat die große Veränderung ein, daß Sully aus demselben entfernt wurde.

In der absoluten so gut wie in der parlamentarischen Monarchie wird es immer Minister geben, die sich mit einer bestimmten Richtung des Staates gleichsam identificiren. So hatte sich Sully recht zum Ausdrucke des in der Regierung Heinrichs IV. vorwaltenden politischen Gedankens gemacht, der auf strengen Haushalt, Dulden zugleich und Niederhalten der beiden Parteien, Erneuerung des Einflusses auf die allgemeinen europäischen Angelegenheiten gerichtet war. Nicht als ob er mit seinem Fürsten in Allem und Jedem einverstanden oder ganz und gar von ihm abhängig gewesen wäre. Den Wunsch unter anderem, den man ihm nahe legte, daß auch er seine Religion verändern möchte, wie Heinrich selbst, erfüllte er nicht, so mancherlei Mittel der Ueberredung oder der Verführung auch versucht wurden und obgleich er mit seinen Glaubensgenossen, denen er nicht Protestant genug war, keineswegs immer gut stand. Ohne Zweifel hatte in ihm die Politik das Uebergewicht über die Religion. Alles, was höhere Idee in ihm war und was nicht in der Strenge der täglichen Geschäftsführung aufging, seine Phantasie und seine Auffassung der Zukunft, lehnte sich an das Emporkommen und die Macht seines Königs an, von der er überzeugt war, daß sie die Ruhe im Innern, die Macht nach außen und vielleicht das Wohl der europäischen Menschheit herbeiführen werde. Von dem Unglück, das den Fürsten betraf, ward denn auch der Minister unmittelbar betroffen. Er war von dem, was geschehen war und was er kommen sah, gleichsam betäubt und überwältigt; seine Haltung verrieth Mißtrauen und erweckte Mißtrauen. Weder mit der Königin, noch mit den aristokratischen Gewalten, die jetzt emporkamen und die er einst niedergehalten, konnte er in Verständniß treten, oder gar zur Zerstörung des von ihm unter unsäglichen Mühewaltungen eingerichteten regelmäßigen Geldhaushaltes selbst die Hand bieten: mit Condé hat er sich hauptsächlich dadurch entzweit, daß er eine Geldforderung desselben zurückwies. Und wie sollte er ohne einen Fürsten, der ihm wohlwollte und die geleisteten Dienste mit persönlichem Schutze vergalt, mit den übrigen Ministern, deren Sinn dem seinen immer widersprochen hatte, auf die Länge Hand in Hand gehen können? Im Conseil fiel ein heftiger Wortwechsel vor, der nichts anderes als das

Ausscheiden entweder Sully's oder Villeroy's zur Folge haben konnte. Anfangs schien der letztere weichen zu müssen; aber die Königin mochte ihn nicht entbehren; unter der vereinigten Einwirkung der Minister und einiger Großen, wie Condé's und Soissons', ward der Beschluß gefaßt, Sully zu entfernen. Die Form war, daß man Anstalt traf, ihm in seiner Finanzverwaltung einen Collegen zu geben, der das größere Vertrauen genossen hätte. Sully, ohnehin beleidigt, wollte dies nicht dulden; er gab Arsenal, Finanzen und Bastille auf und zog sich in sein Gouvernement Poitou zurück[1]). Eines der merkwürdigsten Denkmale ministeriellen Selbstgefühles ist der Brief, in welchem er von der Königin und zuletzt von dem festen Hause, „dem Tempel der Göttin Moneta", Abschied nimmt und seine Verdienste in wenig Sätzen stolzester Fassung in Erinnerung bringt. Die Generalintendanz ward einem Rath anvertraut, in dem auch der Präsident de Thou beschäftigt war, Jeannin aber das Meiste vermochte: der Vortrag bei der Königin sollte nie ohne Theilnahme Villeroy's und des Canzlers geschehen.

Diese waren von jeher die Gegner Sully's gewesen: durch dessen Entfernung bekam ihre Sinnesweise und Richtung vollends die Oberhand.

Nicht etwa von vornherein verließ die Regierung die auswärtige Politik Heinrichs IV. Den Protestanten ward zu großer Bekümmerniß des päpstlichen Nuntius, welcher von dem am 2. Juni hierzu gefaßten Beschlusse Nachricht erhielt, eine gewisse Hülfe geleistet; nicht ohne Zuthun der Franzosen setzten sich die beiden Fürsten in Besitz der Feste Jülich. Aber damit war auch alles geschehen, was die französische Regierung thun wollte. Die Entwicklung jener Angelegenheit überließ sie den Gegensätzen der katholisch-kaiserlichen und der protestantisch-territorialen Streitkräfte. Die Königin ward darauf aufmerksam gemacht, daß Spanien mit aller seiner Macht die

1) Vgl. Oeconomies royales ch. 209, VIII, 465 Pet. Bassompierre, Remarques sur Dupleix 190. Das meiste Detail enthalten die Depeschen des Pecquius. Am 10. Dec. 1610 berichtet er von der Retraite du Sr. Villeroy, dépité des injures verbales à luy inférées par le duc de Sully en présence de la reyne jusques à avoir luy dit qu'enfin on seroit contraint de le battre; am 5. Jan. 1611 von dem Vorzuge, den die Königin Villeroy zu Theil werden lasse; 26. Jan.: le duc de Sully voyant qu'on luy vouloit donner compagnon dans la surintendance des finances, s'est démis de sa charge de surintendant; 7. Februar von seiner Entfernung, à quoy l'on tient que le Chancelier et Villeroy lui auroient presté de la charité à la bonne concurrence du Sr. Concini.

ersteren unterstütze und dadurch für Frankreich ein entgegengesetztes Bündniß, etwa mit Venedig, Holland und den protestantischen Fürsten, zur Erhaltung des Gleichgewichts nöthig werde. Das machte jedoch keinen Eindruck mehr. Die Absicht Heinrichs IV., eine systematische Opposition gegen die Fortschritte der spanischen Monarchie zu organisiren, lag jenseit der Ideen und Bestrebungen seiner Nachfolgerin; sie war in ihrem Herzen immer den Spaniern geneigt gewesen und gab ihren Eröffnungen mit Vergnügen Gehör.

Der Staatsrath von Spanien ließ die Königin wissen, wenn man dort Trauer für Heinrich IV. anlege, so geschehe das nicht diesem Fürsten, den man als einen Feind des Landes und der Religion betrachte, zu Ehren, sondern nur aus Rücksicht auf sie selbst, die Königin, welche immer Vorliebe für Spanien und den Wunsch, den Frieden zu erhalten, bewiesen habe. Der Graf von Feria ward an die Königin gesandt, um ihr zu sagen, mit dem Tod ihres Gemahls sei aller Anlaß gegenseitiger Feindschaft verschwunden; nur Gründe der Freundschaft seien an die Stelle getreten [1]).

Und nicht etwa leere Worte waren diese Versicherungen. In einem Augenblicke, wo Condé sich mit den mächtigsten Großen des Reiches zu einer Schilderhebung gegen die Krone vereinigte, bei der er auf den Rückhalt von Spanien zählte, hatte es den größten Werth für die Regentin, wenn König Philipp III. von Spanien seinen alten Freunden unter den französischen Magnaten sagen ließ, er denke sein vertrauliches Verhältniß zu ihnen aufrecht zu halten; aber in Frankreich Unruhen zu erwecken, sei seine Meinung nicht. Er versicherte die Königin seiner brüderlichen Freundschaft und seines Wunsches, daß sie mit ihrem Sohne Gehorsam finden möge; auf die Anträge des Prinzen von Condé ging er nicht ein.

Wenn sich dann sofort ein besseres Verhältniß zwischen Frankreich und Spanien bildete, so sieht man wohl, wie sehr das eine Wirkung der momentanen Interessen war [2]); aber auch die geistlichen

1) Instruction für Feria aus den Papieren von Simancas: Se a caso se os apuntara algo secretamente del Duque de Umena, Duque de Pernon (Mayenne, Epernon), Duque de Guissa, del Cde. de Suessons, y los de aquella faction, mostrando les que no tengo desseo de inquietudes en Francia ni se Ueva este fin, les dareys a entender, que yo los tengo por confidentes por las occasiones pasadas y lo que se ha conocido de sus personas.

2) So faßte Pietro Contarini 1616 die Sache. Man habe der Königin

Gesinnungen hatten einen Antheil daran. Die Idee, daß das Heil der Christenheit und mithin der Welt auf der Vereinigung der beiden großen Monarchien beruhe, ergriff aufs neue die Gemüther vieler Menschen, und Maria Medici hielt sich für bestimmt, sie zu realisiren. Unter Vermittelung des Familiengesandten von Florenz ward der Plan, eine Doppelvermählung zwischen den Kindern aus beiden Häusern zu schließen, erneuert: die Königin bezog sich dabei gern auf die Unterhandlungen, die zu Zeiten ihres Gemahls über eine solche Verbindung gepflogen worden; aber welch ein Unterschied war auch hier zwischen beiden[1]! Heinrich IV. verfolgte einen Gedanken der auswärtigen Politik; es schien ihm möglich, die französische Krone auf diesem Wege von der Nachbarschaft der Spanier in den Niederlanden zu befreien, diese von der spanischen Monarchie loszureißen. Maria Medici ward von der Rücksicht auf die Verhältnisse im Innern geleitet. Mit den Vermählungen ward zugleich ein Vertrag verabredet, in welchem die beiden Regierungen einander versprachen, Diejenigen, welche sich gegen die eine von beiden empören würden, niemals weder selbst zu unterstützen noch von ihrem Gebiete her unterstützen zu lassen, weder direct noch indirect. Da von Holland während des Stillstandes nicht die Rede sein konnte, so hatte das wenig Interesse für Spanien, wohl aber ein unendlich bedeutendes für Frankreich, wo alle alten Gegner der Krone sich entweder offen erhoben oder im Geheimen regten. Die Unterhandlung über die Vermählungen entsprach dem eigensten Wunsche der Königin: sie war dafür, auch als ihre Minister dagegen waren; die Nachricht, daß der König von Spanien auf die Vermählung der ältesten Kinder beider Familien eingehe, empfing sie, wie der florentinische Gesandte sagt, mit unbeschreiblichem Vergnügen. Schon im Jahre 1610 ist die Unterhandlung begonnen, im folgenden Sommer zu Ende geführt worden; doch zögerte man bis gegen den Anfang des Jahres 1612, ehe man davon anderen Höfen Meldung machte. Die Uebereinkunft war, daß der junge König von Frankreich, Ludwig XIII., mit der ältesten Infantin von Spanien, Donna Anna, und die älteste Schwester desselben, Dame Elisabeth de France, mit Don

gerathen: di procurar di star bene con Spagnoli accio abbraciata l'opportunità del stato del regno non le movessero l'armi ovvero colli soliti loro mezzi non suscitassero gli umori mal disposti.

1) Aus einem Schreiben von Cardenas bei Capefigue, Richelieu I, 132.

Philipp, Prinzen von Spanien, vermählt werden sollten. Es verstand sich nach den französischen Gesetzen, daß von einem Erbanspruche des letzteren niemals die Rede sein konnte; auch für den ersteren aber sollte ein solcher durch mannichfaltige und sehr bestimmte Clauseln aufgehoben werden. Im August 1612 kam man mit den definitiven Verträgen zu Stande [1]).

Nun liegt am Tage, welche Bedeutung dieselben für die allgemeine Politik hatten. Europa war bisher am meisten durch die Opposition Frankreichs gegen die Fortschritte der spanischen Politik und durch die Einmischung der Spanier in die inneren Unruhen von Frankreich in Aufregung gehalten worden. Diese Vermählungen, deren Absicht, wie es in der Urkunde heißt, dahin ging, Liebe und Verbrüderung zwischen Ihren Majestäten zu gründen und durch dieses starke Band den Frieden der Christenheit zu befestigen, schienen dem einen und dem anderen auf immer ein Ende zu machen.

Mit dem Worte „Christenheit" bezeichnete man aber nur die katholische Welt: in dem ganzen Bündnisse waltete der katholische Gedanke vor. Mit welchem Vergnügen meldete der spanische Gesandte, daß die Königin keinen Hugenotten in dem Conseil dulde, daß das Ministerium den Protestanten geringe Rücksicht zeige, daß man nur noch eifrige Katholiken in den wichtigen Stellen sehe! Der Papst hatte an der Transaction den lebendigsten Antheil genommen; doch war seine Absicht nicht allein gegen die Protestanten gerichtet; katholische Zeitgenossen glaubten, daß es ihm zugleich auf die Erneuerung der kirchlichen Gerichtsbarkeit ankomme. Denn auch in den Verfechtern der gallicanischen Freiheiten sah er seine Feinde: er hoffte, durch diese Vermählungen die ihm ergebene Partei zu verstärken [2]).

Wie sich das alte Königthum den römischen Prätensionen principiell entgegensetzte und bei aller Gläubigkeit den Clerus doch zugleich zu beherrschen suchte — eine Tendenz, die während der Religionskriege, wenngleich zuweilen verdunkelt, doch immer festgehalten worden war —, so hatte sich Heinrich IV. der Religion der Majorität und dem Papstthum nicht ohne Vorbehalt wieder angeschlossen.

1) Madrid 20., Paris 25. August bei Dumont V, II, 215. Siri theilt die articoli preliminari vom Jahre 1611 auszugsweise mit.

2) Aus einem Schreiben des piemontesischen Gesandten Jacob, 6. April 1612, bei Siri Mem. rec. II, 669: Alle novita, che vi seguivano — non trovava altro rimedio che di vigoreggiare il partito che gli era tuttavia ossequioso e ubbidiente — —.

Der Gedanke seines Staates war mit nichten der papistische, nicht einmal der ausschließend katholische. Jetzt aber trat die höchste Gewalt mit der clericalen Idee in innige Beziehung. Wir dürfen wohl bemerken, daß es nicht das volle freie Königthum war, das diesen Bund einging: eine Fürstin that es, deren Rechte, zweifelhaft und angefochten, einer fremden Stütze bedurften. Die Königin sah in der Förderung der ausgesprochenen geistlichen Interessen die Förderung ihrer eigenen.

Indem sie aber den Widerstand, der sich gegen sie erhob, durch den Rückhalt, den sie in Rom und in der spanischen Monarchie fand, zu ersticken suchte, mußte sie ihn nicht verdoppeln?

## Zweites Capitel.

# Erneuerung der Unruhen. Ständeversammlung von 1614.

Zuerst suchen unsere Blicke die Reformirten, die durch den Tod des Königs einen noch größeren Verlust erlitten hatten, als einst durch seinen Uebertritt.

In den ersten Monaten hofften sie, daß sie sich der Königin nicht minder enge würden anschließen können, als ihrem Gemahl. Sie habe, so heißt es in einem Briefe von du Plessis-Mornay, zweierlei zu fürchten, Widerstand im Innern und Angriffe der Spanier: gegen die Feinde im Innern werde sie auch wieder Anhänger finden und alsdann allezeit auf die Reformirten rechnen können, wie das Heinrich IV. oft erfahren habe; gegen die Spanier gebe es für sie keine treueren Kampfgenossen, als die Hugenotten, für die es unmöglich sei, sich jemals mit diesen Feinden zu verständigen [1]).

Zugleich aber faßten die Reformirten doch auch den Gedanken, den Abgang des Fürsten, auf den sie sich persönlich hatten verlassen können, durch eine festere, von der Einwirkung der höchsten Gewalt weniger abhängige Verfassung zu ersetzen. Auch du Plessis fand eine Verbesserung ihrer Zustände gerecht und nothwendig [2]).

Eine Menge einzelner Beschwerden trugen sie vor; ihre vornehmsten Forderungen waren folgende: Abschaffung einiger dem Edict von Nantes bei der Verification hinzugefügten Beschränkungen; Gleichstellung ihrer Geistlichkeit und ihrer Schulen mit den katholischen, wie sie denn schlechthin als Reformirte ohne den Beisatz „an-

1) A Mr. de Villarnould 3 Juin 1610 (III, 241).

2) Mémoires dressés avant l'assemblée, pour tirer fruict de l'assemblée, in dem Aufsatze Rohans über die Versammlung von Rochelle, verglichen mit den Cahiers, abgedruckt bei Rohan, du Plessis, Benoist.

geblich" bezeichnet zu werden wünschten; Bestätigung und wo möglich Vermehrung ihrer Sicherheitsplätze, von welchen die Jesuiten für immer ausgeschlossen bleiben sollten; vor allem Wiederholung ihrer politischen Versammlungen in jedem zweiten Jahre, mit dem Rechte, die Generaldeputirten zu wählen. Auf diesem Punkte liegt eigentlich der größte Nachdruck. Die Bestimmungen, die sie für die Versammlungen und die Conseils ihrer Provinzen gaben, zeigten das Bestreben, eine Verfassung von unten her, aus den Familienvätern, den Kirchen, den Colloques und Provinzen aufzubauen, im Sinne der einst in St.-Foi gemachten Entwürfe, die bisher noch nicht recht zur Ausführung gekommen waren; ihren Schlußstein sollten die allgemeinen politischen Versammlungen bilden; deren Autorität würde sich über das ganze Reich erstreckt und auch Béarn umfaßt haben.

Wie sehr aber täuschten sich die Reformirten, wenn sie meinten, mit diesen Forderungen durchzudringen, weil die Königin ihrer Hülfe bedürfen werde! Nicht auf die Reformirten dachte sich Maria Medici zu stützen gegen die Spanier, sondern auf die Spanier gegen die Reformirten. Sie bewilligte diesen nach ihrem Verlangen eine politische Versammlung, aber nur als das geringere Uebel, weil sie von einer Verweigerung derselben noch größeres Unheil erwarten müsse; dem päpstlichen Nuntius, dem sie dies sagte, hat sie versprochen, nichts zuzugestehen, was nicht bereits in den Edicten Heinrichs IV. enthalten sei[1]).

Waren aber die Reformirten nicht durch ihre eigene Kraft im Stande, die Gewährung ihrer Forderungen zu erzwingen? Gerade die so eben bewilligte Versammlung sollte an den Tag bringen, daß sie auch einer schwachen Regierung gegenüber so viel nicht vermochten. Wenn sie früher eine fest geschlossene Phalanx gebildet hatten, so waren sie jetzt von der Parteiung in Staat und Hof selbst ergriffen.

Sully hatte mit jenem Briefe, in welchem er auf bizarre Weise „die Götter" anfleht, daß Frankreich nicht noch einmal umstürzen, niemals Ursache haben möge, seinen Verlust zu bedauern, gleich als sehe er es voraus und wünsche es sogar, alle Antipathien aufgeweckt; am Hofe fürchtete man seinen Einfluß auf die Versammlung[2]). Aber

1) Ubaldini, 29. Nov. 1610: Non accordare cosa alcuna fuori de' termini dell' editto, qual è risoluta di mantenere.

2) Bouillon an du Plessis, 30. April 1611: se voulant servir des honneurs qui lui sont naturelles, cela nous donnera de la peine à conduire

auch unter den Protestanten fand derselbe Gegner. Bouillon, von jeher Sully's Feind, beschloß aus eigenem Antrieb und vom Hofe darin bestärkt, sich ihm zu widersetzen.

Wenn die Versammlung, welche nach Châtellerault in dem Gouvernement Sully's ausgeschrieben war, nach Saumur verlegt wurde, so sagte man allgemein, dies geschehe auf den Wunsch Bouillons, um sie von jenem Einflusse zu befreien. Bouillon selbst begab sich dahin, in der Erwartung, daß er zum Präsidenten ernannt werden würde: denn so groß seien seine Verdienste, daß man ihm Niemand darin vorziehen könne. Aber auch Sully und dessen Schwiegersohn Rohan erschienen in Person; unter ihrem Einflusse ward nicht Bouillon, sondern du Plessis-Mornay zum Präsidenten erwählt [1]).

Wohl brachte die Versammlung ihre Cahiers in dem schon im voraus bestimmten Sinne zu Stande; aber über alles Andere ward sie durch den Antagonismus der beiden Häupter stürmisch aufgeregt und in zwei Parteien zersetzt.

Die eine suchte alles zu vermeiden, was zu einem Bruche mit der Regierung führen konnte: sie hatte ihre meisten Anhänger in den Landschaften, in denen die Reformirten, wenig zahlreich, von neuen Feindseligkeiten ihren Ruin erwarteten. Die andere dagegen, in der besonders die von dem confessionellen Gegensatze durchdrungenen Prediger das Wort führten, sah das Heil in einer starken und trotzigen Aufstellung, ohne viele Rücksicht. Sie lehnte sich auf die Provinzen, in denen die Reformirten so stark waren, daß sie sich selbst und alle anderen vertheidigen zu können glaubten. Die erstere hielt sich an Bouillon, die andere an Sully und Rohan.

So viel vermochte Bouillon noch, daß die Wahl der zur Ueberreichung der Beschwerden beauftragten Deputirten in seinem Sinne geschah; aber die Gegner setzten durch, daß denselben die selbständige Führung der Unterhandlung versagt wurde. Sie haben immer behauptet, sie würden mehr ausgerichtet haben, wenn man ihnen mehr freie Hand gelassen hätte.

les affaires à un port désiré. Auch du Plessis meint, der Brief wäre besser ungeschrieben geblieben. (N. A. XI, 201.)

1) So versichert Rohan im Discours de l'assemblée des églises réformées de France II, 27. Die Memoiren Rohans enthalten einen Auszug aus diesem Discours; Petitot hat das Orginal deshalb weggelassen, doch ist dies immer noch lesenswürdig.

Es geschah ganz gegen den Willen Bouillons, daß die Versammlung für die politische Stellung Sully's, in dem Falle, daß sie gefährdet werde, und für einen von dessen Freunden, der das Gouvernement von Aiguesmortes verloren hatte, Partei ergriff. Aber überhaupt gerieth er täglich mehr in die Minderheit: er konnte nur etwa ein Drittheil der Stimmen um sich sammeln.

Die Verhandlungen zeigen, daß das nicht mehr die Hugenotten von ehedem waren, die für ihren religiösen Begriff auf Leben und Tod kämpften; bloße Verfassungsfragen können die Geister nicht so unbedingt vereinigen. Ernstlich bedroht fühlte sich in diesem Augenblicke Niemand: Abweichungen der politischen Tendenz, kleine persönliche Interessen beherrschten alles.

Unter diesen Umständen konnte sich der Hof nicht bewogen fühlen, das Mindeste zu bewilligen, was nicht in den Edicten stand, wie sie verificirt waren. Er drang sogar darauf, daß die Versammlung vor allem Bescheid die Deputirten, welche in ihrem Namen am Hofe bleiben sollten, zu erwählen und sich dann aufzulösen habe. Der Hof glaubte auch die Minorität autorisiren zu können, zur Ernennung der Deputirten zu schreiten; diese war sehr bereit dazu. Damit wäre dann die volle Spaltung ausgebrochen. Um es nicht so weit kommen zu lassen, fügte sich die Majorität in die Nothwendigkeit, die Wahl zu vollziehen. Bouillon konnte sich vielleicht als Sieger betrachten; aber es ließ sich voraussehen, daß seine Handlungsweise und ihr Erfolg die Mehrheit der Reformirten ihm entfremden und vollends auf die Seite seiner Gegner treiben würden.

Als Rohan den königlichen Befehlshaber, der seine Macht als Gouverneur in St.-Jean d'Angely beschränkte, aus der Festung zu entfernen wußte und darauf gegen den ausdrücklichen Wunsch der Königin die Wahl eines ihm ergebenen Maire daselbst vollziehen ließ — eine Unternehmung ganz in dem überhaupt vorwaltenden Sinne der großen Aristokratie —, hatte er den gesammten reformirten Westen für sich; die Protestanten in Saintonge, Poitou, Bretagne sahen in dem Besitze dieser Feste ihre Sicherheit. Die Königin faßte einmal den Gedanken, mit einem zur Hälfte aus Reformirten unter Bouillons Führung zusammengesetzten Heere in die Provinz vorzudringen, die Friedlichgesinnten gegen die Feindseligen aufzurufen und den Gehorsam herzustellen. Aber den Bürgerkrieg zu eröffnen, trug sie doch auch wieder Bedenken, und es kam zu Unterhandlungen, in deren Folge nicht allein Rohan im Besitze der Feste blieb, sondern den Hugenotten auch einige von ihren in Saumur aufgestell-

ten und damals zurückgewiesenen Forderungen gewährt wurden. Unter anderem wurden ihren Geistlichen Exemptionen bewilligt, die sonst nur den katholischen zugestanden waren: das Wort „angeblich" bei der Bezeichnung „reformirt" ward wenigstens bei gerichtlichen Acten für unnöthig erklärt.

Noch mehr sahen hierauf die Reformirten in Rohan ihren bedeutendsten Vorfechter: die Meinung bildete sich bei ihnen aus, daß man durch offenen Widerstand erlangen könne, was bei ruhigem Verhalten unerreichbar sei. Die friedlich gesinnte Partei trat immer mehr zurück: die kriegerische gewann die Oberhand.

Und in diese Bewegungen trafen nun die spanischen Vermählungen.

Die Königin ward auch von neutraler Seite aufmerksam gemacht, daß sie für den religiösen Frieden höchst gefährlich sein würden. Denn in Spanien halte man, vielleicht nicht mit Unrecht, weil sonst daselbst alles in wilden Unglauben verfallen würde, an der Meinunng fest, daß man die Regungen des Geistes mit Feuer und Schwert beherrschen müsse; in Frankreich dagegen habe man gelernt, daß dies unmöglich sei; in Folge der Vermählungen würden die in ihren Meinungen und Entschlüssen so hartnäckigen, verschlossenen, berechnenden, ehrgeizigen Spanier wieder Einfluß am französischen Hofe gewinnen: die Reformirten würden Mißtrauen schöpfen und vielleicht sich ebenfalls im Ausland eine Stütze suchen [1]).

Die Regierung versicherte durch Briefe und wiederholte Erklärungen Jedermann, der es hören wollte, daß sie entschlossen sei, alle den Protestanten zugestandenen Freiheiten ohne Fehl zu beobachten [2]). Der alte du Plessis beschwor seine Glaubensgenossen, den Gang der Sache in friedlicher Haltung abzuwarten: wenn der König majorenn werde, müsse er sie nicht das Schwert in der Hand oder den Fuß im Steigbügel sehen; sonst könnte er vielleicht durch Uebelwollende vermocht werden, seine ersten Waffen gegen sie zu richten. Du Plessis erkannte vollkommen, daß die Feindseligkeit des Königthums unerträglich für sie sei [3]). Kann man aber erwarten, daß diese Anmahnungen des erfahrnen und weisen Alters die angeschürte Gährung

1) Remonstrance sur les alliances d'Espagne 1612, p. 28. 29.

2) A M. de la Force 1612, 29 Janv. Mém. de la Force II, 343.

3) Advis envoyé à MM. les députés, Sept. 1613. VII, 391

beschwichtigen würden? die Mehrzahl trug keine Scheu vor offenem Widerspruche gegen die Regierung.

Und in dieser Stimmung fanden die Reformirten Unterstützung auf einer Seite, auf der ihnen früher nur Widersacher begegnet waren. Sorbonne und Parlamente setzten sich auf kirchenrechtlichem Gebiete den Ansprüchen der geistlichen Omnipotenz des Papstthums nicht viel weniger lebhaft entgegen, als auf dem religiösen.

Denn dazu hatte es die römische Kirche niemals bringen können, eine auch dem anderen Theile annehmbare Ansicht über das Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt aufzustellen: sie war in der Ausdehnung ihrer Befugnisse immer so weit gegangen, als es der Widerstand erlaubte, den sie fand.

Mochte das Papstthum in den Unterhandlungen über die Absolution Heinrichs IV. momentan einen Schritt zurückgetreten sein, so hielt es doch die Theorie seiner Ansprüche mit dem alten Eifer fest. Die liguistischen Doctrinen wurden nach wie vor in tausend Büchern vorgetragen. König Heinrich IV. liebte nicht, über Doctrinen zu streiten, welche ihm von allen Feindseligkeiten, die er erfuhr, die wenigst dringende Gefahr in sich zu enthalten schienen: er behandelte die Sache scherzhaft. Eines Tages sprach er mit dem Nuntius Ubaldini nicht ohne einige Verstimmung über die Behauptung der Päpste, daß ihnen das Recht zustehe, Könige abzusetzen. Der Nuntius antwortete ihm: am wenigsten ein König von Frankreich sollte diesen alten Lehrsatz bestreiten, da die päpstliche Autorität es ja sei, der er, ein Nachfolger Pipins, seinen Thron verdanke. Lachend gingen sie auseinander.

Die Schule aber setzte sich der Schule entgegen. Die von den liguistischen Tendenzen gereinigte Sorbonne nahm Partei für die Unabhängigkeit der königlichen Gewalt, in der sie die Gewähr der gallicanischen Freiheiten sah. Wie hatte sie der venetianische Streit und die Haltung Paolo Sarpi's so nahe berührt! Denn eben auf die in der Pariser Universität vor zweihundert Jahren verfochtene Doctrin, wie sie der Canzler derselben, Johann Gerson, ausgesprochen, stützte sich Fra Paolo. Zum Verdrusse des Nuntius erneuerte man das Gedächtniß Gersons durch einen Abdruck seiner Schriften in Paris. Auch von England her, wo sich ein Theil der katholischen Priester zum Eide gegen den protestantischen König entschlossen hatte, in vollem Widerspruche mit dem Papste, ward dieser Streitpunkt angeregt; und wie der Nuntius sagt, wenn sich die Sorbonne nicht offen für den Eid aussprach, so geschah es nur aus Rücksicht

auf den Papst [1]). Aber auch jede Kundgebung für diesen und seine Ansprüche ward an der Universität vermieden. Der Grundsatz tauchte auf, daß, da nun einmal die Protestanten im Reiche geduldet würden, nichts behauptet werden dürfe, was ihnen unnützes Aergerniß verursachen könne [2]).

In der Geschichte der religiösen und politischen Entzweiungen verweilt man am liebsten bei Denen, welche die entschiedenste Meinung aussprechen: man folgt der Consequenz mit Vergnügen, selbst bis zu ihrem Extreme, wo sie sich dann zuletzt selbst aufhebt. Weniger Aufmerksamkeit können sich Die versprechen, welche auf eine Vermittlung der Ansichten denken; denn nur Kampf und Sieg weckt die Theilnahme auf, nicht die Ausgleichung. Derer endlich gedenkt man kaum, die, auf ihrem Standpunkte verharrend, eine Stellung einzunehmen suchen, bei welcher auch Andere bestehen können. Und doch würde die Politik eben solcher vor allem bedürfen. Denn auf dem schroff Entgegengesetzten kann sich der Staat nicht erbauen. Es hat Zeiten gegeben, welche die Toleranz auf den Indifferentismus gründeten. Die Aufgabe ist noch ungelöst, die Form zu finden, in welcher positive Glaubensmeinungen, ihrer selbst bewußt, dennoch sich zu dem allgemeinen Frieden vereinigen, den die Idee des Staates fordert.

Zwischen den Ansichten des Casaubonus, Paolo Sarpi's, des Führers der damaligen Sorbonne, Edmund Richers, und fügen wir hinzu König Jakobs von England, so verschieden die Standpunkte, von denen sie ausgehen, und ihre Bekenntnisse sind, findet sich doch eine unleugbare Analogie. Die Opposition gegen die übertriebenen Ansprüche des Papstthums und den Orden der Jesuiten, der, wiewohl praktisch eher nachgiebig, in seinen literarischen Organen sie mit Eifer verfocht, war ihnen allen gemein.

Wie gewaltig mußte nun aber dieser Gegensatz durch den wirklich vollzogenen Königsmord angefacht werden!

Das Parlament hielt es für zeitgemäß und sogar für seine Pflicht, zu einer großen Kundgebung zu schreiten: denn es würde

1) Ubaldini, 8. Juli 1610: La maggior parte di loro hanno opinione favorevole al giuramento, e non è poco che per rispetto di non offendere, S. Sa. si astengono di scriverla.

2) que la nécessité, où l'on étoit de tolérer les Huguenottes, pour jouir de la paix suivant les édits du roi, obligeoit à ne les point scandaliser mal à propos. (Vie de Richer 68.)

ein Majestätsverbrechen sein, Lehren zu dulden, welche so entsetzliche Thaten hervorbringen. Das Buch Mariana's, worin der Tyrannenmord gebilligt wird, erklärte das Parlament nicht allein für verwerflich, sondern für ketzerisch; in einer so eben erschienenen Schrift des Cardinals Bellarmin zu Gunsten der päpstlichen Prärogative meinte es die Lehren Mariana's wieder zu erkennen und faßte eine Verurtheilung derselben ab. Nur durch das lebhafteste Einschreiten des Nuntius, der darin eine Verhöhnung des päpstlichen Hofes sah, ward die Bekanntmachung dieses Urtheils noch hintertrieben. Im Namen der Universität stellte man der Königin vor, daß nicht allein die Lehre der Zulässigkeit des Königsmordes selbst, sondern die übertriebene Vorstellung von der Machtvollkommenheit des Papstthums an dem geschehenen Unheil Schuld sei; habe doch Ravaillac als den Beweggrund seiner That angegeben, daß der König wider den Willen des Papstes Krieg habe anfangen wollen.

An der Sorbonne genoß damals ihr Syndic, Edmund Richer, vielleicht das bedeutendste Ansehen. Es war ein wie von Natur zur Reform einer verfallenen gelehrten Corporation bestimmter Mann, ein strenger Grammatiker, unbeugsamer Moralist, von großer Gestalt, durchdringender Stimme: immer gesund und zur Stelle, von unermüdlicher Thätigkeit, untadelhaftem Wandel. Er hatte zuerst als Principal vom Collegium le Moine, im Widerstreit mit ungehorsamen Bursalen, Zucht und Studien hergestellt und bei der von Heinrich IV. angeordneten Umgestaltung der Universität die wesentlichsten Dienste geleistet: er war Censor der theologischen Facultät; sie nannte ihn ihren Cato. Anfangs den liguistischen Doctrinen ergeben, hatte sich Richer später den royalistisch-gallicanischen zugewendet und sie zu erneuern, auszubilden unternommen. Aus einer Apologie Gersons, die er, ehrgeizig, den Ruhm des alten Canzlers der Universität zu retten, den Angriffen von Rom entgegensetzte, erwuchs ihm eine Abhandlung über die kirchliche und politische Gewalt, welche er erst erscheinen ließ, nachdem er den Rath auch minder einverstandener Collegen darüber gehört hatte. Er stellt darin die Behauptung auf, daß die kirchliche Gewalt nicht sowohl den Päpsten als der Kirche, und zwar den großen hierarchischen Ordnungen anvertraut worden sei. Den Papst erklärt er für verpflichtet, den Rath derselben nicht allein zu hören, sondern ihm auch zu folgen: er findet nichts nothwendiger als häufige Wiederholung der Kirchenversammlungen: die Infallibilität schreibt er nicht dem Vorsteher, sondern der Kirche überhaupt zu.

Diese Erneuerung der alten conciliaren Doctrinen erregte um so

größeres Aufsehen, da sie eine Analogie mit den aristokratischen Tendenzen zeigte. Es ist sehr wahr, was man gesagt hat, daß Richer nicht eigentlich Politik vorträgt: aber die Beweise, auf welche er seine Verwerfung der absoluten Monarchie des Papstthums begründet, sind doch auch nicht allein kirchlicher, sondern ganz allgemeiner Natur: zuweilen bezieht er sich auf Aristoteles. Zu den Einschränkungen des Papstthums nimmt er das Beispiel von der beschränkten Macht des deutschen Kaisers oder des Königs von Polen her; er zeigt eine theoretische Vorliebe für die Aristokratie. So erklärten sich auch reformirte Prediger, die später dafür haben büßen müssen, für die aristokratische Regierungsform.

Indem die Regierung, von den Prinzen und Herren bedrängt, sich an Spanien und Rom anlehnt, bewirkt sie, daß alle antirömischen, antispanischen Tendenzen mit ihren Feinden in Verbindung treten.

Alles gerieth in Gährung und Aufregung: über Grundsätze und Interessen, Staat und Kirche, Vergangenheit, Zukunft und den vorliegenden Moment. Der Nuntius forderte Maßregeln, durch welche dem Anwogen der Literatur, hauptsächlich in antirömischer Richtung, ein Damm entgegengesetzt würde; zuweilen ist ihm das Verbot einer Schrift, zuweilen die Bestrafung ihres Autors bewilligt worden; zu systematischen Eingriffen fühlte sich die Regierung weder stark, noch entschlossen. Es war ihr genug, sich nur selbst zu vertheidigen und den äußeren Frieden zu erhalten.

In einem kleinen Buche über die Zeitgeschichte, das die Ereignisse jener Jahre zusammenstellt, wird ein jedes derselben mit der genugthuenden Bemerkung geschlossen, daß es doch gelungen sei, den öffentlichen Frieden nicht unterbrechen zu lassen.

Im Jahre 1614 gewann jedoch alles einen kriegerischen Anschein. Condé hatte sich vom Hof entfernt und traf wirklich Anstalt, da ihm einige Forderungen abgeschlagen worden waren, die Pläne ins Werk zu setzen, mit denen er sich schon lange trug. Die Herzoge von Longueville, Nevers, ein anderer Gonzaga, auf den nach dem Tode seines Schwiegervaters Mayenne dieser Titel übergegangen war, und Vendôme traten auf seine Seite: Bouillon leitete alles. Um der östlichen Provinzen vollkommen mächtig zu werden [1]), bemeisterten

1) Ich abstrahire auch hier von der Intrigue, die ich darum nicht leugne, die aber schon manchem Zeitgenossen vor den großen Interessen zurücktrat, wie dem Venetianer Pietro Contarini: 1616. Seine Worte sind: I Principi coll' occasione di questo pubblico scontento (delle allianze con Spagna)

sie sich der Citadelle von Mezières, die ihnen zwischen Sedan und Soissons allein noch fehlte, und erließen ein Manifest voll Beschwerden und Anklagen gegen die Regierung, deren Reform sie forderten.

Aus diesem Manifest geht aber der Stand der Sache noch nicht vollständig hervor; die Tendenzen der Prinzen reichen weit darüber hinaus.

Dem Könige von England gaben sie kund, daß ihre Absicht sei, Villeroy und den Canzler zu stürzen und eine Regierung durch die Prinzen von Geblüt aufzurichten, ein Conseil, welches innere und auswärtige Angelegenheiten in einem dem spanischen Einfluß entgegengesetzten Sinne leiten sollte. Sie hegten die Meinung, daß ein solches Conseil am besten schon vor der Berufung der Stände zusammentreten würde; um das Parlament zu gewinnen, dachten sie auch einige Mitglieder von diesem aufzunehmen: ohne dies sahen sie in der Ständeversammlung eine große Gefahr.

Sie waren, wie sie sagten, nicht gegen die spanischen Verheirathungen an sich; aber sie mißbilligten, daß die Infantin aller ihrer Rechte auf die spanische Succession beraubt werden sollte, was ja auch Heinrich IV. niemals zugegeben haben würde [1]).

Auf die Beschwerden antwortete die Königin mit Gegenbeschwerden, in denen sie den Großen Schuld gab, daß nur persönliches Interesse, namentlich der Wunsch der Gouverneure, über die Plätze und Truppen in ihren Bezirken ausschließend selbst zu befehlen, Unruhen veranlasse. Sie warb Truppen, um den drohenden Aufstand mit Gewalt zu dämpfen.

Zu eigentlichen Kriegshandlungen kam es diesmal noch nicht; in Menehould ward Mitte Mai 1614 eine Abkunft getroffen, nach welcher den Verbündeten eine und die andere Forderung gewährt, unter anderem dem Prinzen von Condé der einstweilige Besitz von Amboise zugestanden, vor allem aber ein allgemeiner Wunsch erfüllt wurde: die nahe Berufung allgemeiner Stände ward festgesetzt. Die großen Herren knüpften daran die größten Erwartungen. Man hörte Condé sagen, er werde die Sachen auf eine Weise einleiten, daß er mit seinen Anhängern darin die Oberhand habe; alles müsse geordnet, vornehmlich den Großen die ihnen gebührende Stellung verschafft

impatienti ormai di veder passare piu oltre l'assoluto dominio della regina et ambitiosi di accrescere in autorita stimorono opportuno di far le loro indoglienze dimandando regolatione a molti disordini del governo alla quale vedendosi non volersi divenire s'assentorono di corte et comminciorono ad armarsi surprendendo qualche luoco.

1) Dispacci Veneti d' Inghilterra 1614. 27 Giugno. 4 Luglio.

werden [1]); geschehe das nicht, so könne man dann die Waffen mit bestem Recht ergreifen.

Nun versteht es sich, daß die Ankündigung einer allgemeinen Ständeversammlung auch alle anderen Reformideen erwecken mußte. In zahlreichen Flugschriften wurden die unzähligemal vorgetragenen und nie befriedigten alten Anliegen der Nation abermals dargelegt. Man klagte über den Druck der Taille, die Käuflichkeit der gerichtlichen Aemter, die Eigenmächtigkeit der finanziellen Beamten, die Häufung mehrerer Beneficien auf eine Person; mancherlei einen weiten Horizont eröffnende Gedanken treten dabei hervor. Der Eine erinnert an die Vortheile, welche den italienischen Fürstenthümern durch indirecte Steuern erwachsen, und fordert Nachahmung. Ein Anderer verlangt im Namen der Bauern die Aufhebung der Stellen eines Connetable und eines Colonel der Infanterie, die Ausschließung aller Fremden aus dem französischen Kriegsdienste, die Wiederherstellung der persönlichen Verwaltung der Baillifs und Seneschalls. Ein Dritter bringt eine durchgreifende Veränderung der Institution des Adels in Vorschlag. Niemand soll den Adel kaufen, dagegen Jeder ihn erwerben können, durch Auszeichnung im Krieg oder im Friedensdienste; zwei Classen soll es in demselben geben, die eine der Nobles, die andere der Gentilhommes; aus der ersten soll man durch alten Besitz desselben oder größere Verdienste oder einen höheren militärischen Rang in den zweiten aufsteigen können. Wenigstens angedeutet findet sich hier und da der Gedanke, daß die Versammlung der Stände den Staat repräsentire, und demselben zur Seite wieder die Behauptung, daß dem Königthum eine unbedingte Macht zustehe [2]). Mancher hält es für vollkommen erlaubt, daß der König nach dem Bedürfnisse der Zeit die Institutionen des Landes ändere, z. B. daß er die Provinzialparlamente dem Pariser unterordne; denn welchen Sinn habe es, daß ein königliches Edict von diesem angenommen, von anderen verworfen werde [3])?

1) Mémoires de Rohan I, 117: que ce seroit là qu'on mettroit un bon ordre aux affaires du royaume, où les grands trouveroint leurs places.

2) Advis au roy sur la réformation générale des abus qui se commettent en son royaume 1614. Brief discours contenant deux advis, l'un pour fair cesser la vénalité des offices et l'autre pour changer la foule de la levée et cotisation des tailles 1615. — Advis remonstrances et requestes aux estats généraux tenus à Paris par six paysans 1614. — Discours d'un gentilhomme à la noblesse de France sur l'ouverture de l'assemblée des estats généraux en ceste année 1614.

3) Le Caton françois au Roy 1614: Outre que ce seroit réunir avec

Fragen wir noch, wohin das Uebergewicht der Meinung sich neigte, so setzte sich dieselbe besonders lebhaft der von dem Hof eingeschlagenen politischen und kirchlichen Richtung entgegen. Man sagte, als die wahren Verbündeten der Franzosen seien die Deutschen anzusehen, eigentlich ihre Brüder, die Niederländer, wie die Sache jetzt stehe, auch die Engländer, keineswegs die Spanier, durch welche die französische Krone Neapel, Mailand, außer manchem anderen auch noch Navarra verloren habe. Der König, meinen sie ferner, sollte nicht einen Orden in seinem Reiche dulden, dessen Mitglieder einem anderen Fürsten als ihm zu blindem Gehorsam verpflichtet, gar nicht seine Unterthanen seien. Diese Ansicht war so verbreitet, daß du Plessis die Erwartung hegte, die Bischöfe sowie die übrigen Mönchsorden würden sich der Opposition der Parlamente gegen die Jesuiten anschließen. Er hielt für möglich, daß die Königin und der Prinz von Condé Vertrauen zu einander fassen und gemeinschaftlich an der Abstellung der Mißbräuche arbeiten würden, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, die den Protestanten von den Königen gemachten Zugeständnisse von den Generalständen bestätigt und zu einem Fundamentalgesetz des Reiches erhoben zu sehen [1]).

Die Sitzungen der Stände wurden am 27. October 1614 in dem Augustinerconvent zu Paris eröffnet, in den alten strengen Formen des Standesunterschiedes. Aus ihrer Zusammensetzung ergab sich auf den ersten Blick, daß Condé und seine Freunde bei den Wahlen mit nichten die Oberhand behalten hatten. Ueberdies war die Eröffnung absichtlich so lange verzögert worden, daß der König noch vorher seine Volljährigkeit aussprechen konnte. Ludwig XIII. bezeichnete den Eintritt derselben, wie Carl IX., damit, daß er die Gewalt seiner Mutter übertrug; er ernannte sie zur Vorsteherin des Conseils. Man sieht leicht, wie sehr dies die Autorität des Prinzen verringerte. Gewaltsamkeiten, die er, wenn er sie nicht veranlaßt hat, doch in seinen Schutz nahm, dienten nur dazu, sie noch mehr zu untergraben.

Die Verhandlungen begannen mit dem allgemeinen Verlangen einer Reform im Staatshaushalte. Adel und Geistlichkeit machten partielle Vorschläge; der dritte Stand faßte dann die vornehmsten in einen einzigen Antrag zusammen. Er verlangte drei Dinge:

plus de fermeté les provinces à un seul corps et ramener les choses à leur principe (S. 38). — Ceste assemblée représente le corps de tout votre estat (S. 80).

1) Mémoire pour les estats généraux sur la fin de l'an 1614. Du Plessis III, 691.

Herabsetzung der Taille, die Aufhebung der Paulette und der Verkäuflichkeit der Aemter und Einhalt in der Zahlung der Pensionen. Nichts Geringes glaubten die Mitglieder des dritten Standes, die größtentheils den Parlamenten und souveränen Höfen angehörten, zu leisten, wenn sie die Paulette fallen ließen, eine Einrichtung, durch welche ihnen ein erblicher Besitz ihrer Stellen gesichert war [1]). Dafür aber wollten sie sich auch nicht hindern lassen, die anderen Forderungen, durch welche die beiden höheren Stände betroffen wurden, gleichzeitig aufzustellen. Am 17. November begab sich eine Deputation, zu der jedes Gouvernement Ein Mitglied gegeben, zu dem Könige und der Königin; hier trug ihr Führer, Jean Savaron, die Nothwendigkeit der berührten Reformen in den eindringlichsten Worten vor. Er sagte unter anderem, die Farben fast zu stark auftragend, während man in Guienne und Auvergne die Menschen Gras essen sehe, werde eine Summe von mehr als sechsthalb Millionen von den Pensionen verschlungen; der König erkaufe die Treue seiner Unterthanen mit baarem Gelde: wie würde man ihn segnen, wenn er diese Summe zur Unterstützung seines Volkes anwende! Savaron hatte schon früher in der Versammlung des Adels vernehmen lassen, der Druck der Auflagen sei der Grund gewesen, weshalb die alten Franzosen (ich verstehe die Bewohner von Gallien) das Joch der Römer abgeschüttelt; es sei zu fürchten, daß der jetzige Druck eine ähnliche Wirkung auf das Volk hervorbringe.

Die Vorschläge des dritten Standes und die anzüglichen Ausdrücke seines Redners riefen in den großen Herren und dem gesammten Adel eine lebhafte Indignation hervor. Gegenseitige Beleidigungen erfolgten, und es kostete Mühe, diese Irrung beizulegen. Und kaum war dies geschehen und die gewöhnliche Geschäftsbehandlung wiederaufgenommen, der Etat der Einnahme und Ausgabe vorgelegt und in Berathung gezogen, als sich ein neuer Hader erhob, der diesmal die großen Fragen betraf, welche die allgemeine Aufmerksamkeit am meisten beschäftigten.

Die Deputation von Paris trug auf eine Erneuerung der alten französischen Satzung an, daß der König seine Krone allein von Gott habe und keiner Gewalt, auch nicht der geistlichen, das Recht zustehe, seine Unterthanen vom Eide der Treue loszusprechen. Diese Lehre

1) Ne sera — ce pas se saigner soi-même que de bannir de nous les considérations de notre profit? Vergl. Florimond de Rapine, Assemblée générale et tout ce qui s'y est fait. Mayer XVI, 165.

sollte fortan als ein Fundamentalgesetz des Reiches betrachtet, von allen öffentlichen Beamten und von den Geistlichen noch vor dem Antritt ihrer Aemter beschworen, die entgegengesetzte Meinung für verabscheuungswürdig, jeder Unterthan, der sie bekenne, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt werden [1]). In allen Provinzen war die öffentliche Meinung auf eine solche Kundgebung hingegangen: der Vorschlag von Paris fand allgemeinen Beifall.

So lebendig ergriff der dritte Stand, welcher in den Zeiten der Ligue die Ansprüche des Papstthums verfochten, damals wie vor Alters die Partei des Königthums. Das Parlament kam ihm mit einem feierlichen Beschlusse zu Hülfe, worin es aussprach, daß die in dem Artikel enthaltenen Grundsätze die mit der Krone gebornen Maximen von Frankreich seien.

Und sollten Ideen, die der Selbständigkeit des gallicanischen Clerus zu statten kamen, nicht auch in diesem Anklang finden? Es ist gewiß, daß nicht alle Mitglieder dieser Corporation unempfänglich für dieselben waren. Unter den Prälaten, welche von du Perron zur Verurtheilung des Buches von Richer versammelt wurden, gab es einige, die sich derselben widersetzten, wie der Erzbischof von Tours, Jean de la Guesle, René Potier, Bischof von Beauvais, welcher für den gelehrtesten von allen galt, Gabriel de l'Aubespine, Bischof von Orleans. Auch du Perron hatte sich bei Lebzeiten Heinrichs IV. zu verwandten Meinungen bekannt. Nicht allein durch den allgemeinen Geist der katholischen Restauration, den Einfluß von Rom, sondern hauptsächlich auch durch die fortwährenden Jurisdictionsstreitigkeiten mit dem Parlamente, das man nur durch das strengste Festhalten der entschiedenen Ideen überwältigen zu können glaubte, war, wie er selbst, so der größte Theil des Clerus auf die andere Seite getrieben worden. Die in den Ständen versammelte Geistlichkeit mißbilligte den Antrag. Sie sah eine Verletzung ihrer Rechte und ihrer Würde darin, daß man im Stande der Laien Fragen über Glauben, Lehre und Autorität der geistlichen Macht zur Sprache bringe. Nachdem sie, nicht ohne Mühe, eine officielle Mittheilung des Artikels erlangt hatte, bemerkte sie — vorsichtiger

1) Eine besondere Clausel bezog sich auf solche Orden, in denen ähnliche falsche Lehren für wahr gehalten würden. Geistliche dieser Orden, die in Frankreich angesessen seien, sollen sie bekämpfen sans ambiguité oder als Gönner der öffentlichen Feinde bestraft werden. Bei Rapine 286. Der erste Urheber dieses Artikels war Claude le Prêtre, Parlamentsrath in Paris.

Weise, ohne ihn ganz und gar zu verwerfen —, daß er Dinge enthalte, über welche nicht in einer Ständeversammlung, sondern bloß in einem ökumenischen Kirchenconcil entschieden werden könne. Sie verlangte, daß der Artikel aus dem Cahier des dritten Standes gestrichen und dem Parlamente seine Einmischung in die Sachen der Kirche verwiesen werde [1]).

Und in diesem Verfahren stimmte nun der Adel dem geistlichen Stande bei. Kein Zweifel ist, daß der vorangegangene Streit über Paulette und Pensionen darauf zurückwirkte. Da war der dritte Stand gegen, der Clerus für den Adel gewesen. Man sagte den Edelleuten, das sei eben der Grund, weshalb auch der Clerus jetzt vom dritten Stand angegriffen werde [2]); sie hielten es beinahe für eine Ehrensache, ihren Freunden wider die alten Gegner beizutreten.

Bei dieser Entzweiung über die wichtigsten Fragen konnte an eine Opposition, wie sie der Prinz von Condé im Sinne hatte, nicht gedacht werden. Man hat den Hader der Stände den Anstiftungen des Hofes zugeschrieben; aber irren wir nicht, so entsprang er vornehmlich aus einem inneren Widerspruche der Doctrinen, deren der Prinz sich angenommen hatte. Die Stände konnten unmöglich in geistlicher Beziehung die Fahne des Königthums aufpflanzen und in jeder anderen die Ansprüche der Aristokratie verfechten. Hätte der Clerus die Theorien Richers angenommen, so würde alles eine andere Gestalt gehabt und der Prinz in beiden Ständen eine Partei gewonnen haben. Der dritte Stand, in diesem Augenblicke ganz royalistisch, verfocht die weltlichen und geistlichen Rechte der Krone; aber hierdurch gerieth er mit dem einen wie mit dem anderen der beiden höheren Stände in Widerstreit.

Maria Medici neigte sich, wie ihrer Natur und Herkunft nach, so vermöge ihrer ganzen politischen Stellung zu der geistlichen Auffassung und Partei. Merkwürdig, welch ein persönliches Motiv man bei ihr dafür geltend gemacht hat. Man brachte ihr eine Satzung des alten Kirchenrechts, nach welcher die Kinder gewesener Ketzer unfähig seien, an die Regierung zu kommen, in Erinnerung;

1) Diese Notiz findet sich in einer Flugschrift: Manifeste de ce qui se passa dernièrement aux estats généraux entre le clergé et le tiers état 1615, wo eine Art von Protokoll aufgenommen ist.

2) que tout ce que le tiers état et le parlement avoient remué et entrepris contre la compagnie (ou clergé) procédoit de ce qu'elle s'étoit employé pour la suppression de la Paulette. Denn man glaubte, daß die Billigung dieser Aufhebung nicht ernstlich gemeint sei.

eine Satzung, durch welche ihre eigenen Kinder und sie selbst, die im Namen ihres Sohnes regierte, gefährdet würden und welche wohl von einer unabhängigen kirchlichen Gewalt im Reich erneuert werden könne; die Idee von der Machtvollkommenheit des Papstes gehöre dazu, um den Dispens, auf welchem ihre Ehe und die Succession in Frankreich beruhen, vollkommen gültig zu machen [1]). Die päpstliche Macht betrachtete sich als Mitbegründerin der bourbonischen Monarchie wie einst der carolingischen.

Eine Zeit lang zögerte die Regierung der Königin, sich auszusprechen: dann glaubte sie den Streit dadurch zu beschwichtigen, daß sie ihn fortzusetzen verbot und sich die Entscheidung selbst vorbehielt. Damit war aber die Geistlichkeit bei weitem nicht zufriedengestellt; sie setzte ihre Berathungen aus; man ordnete in Paris Gebete an, daß Gott die Verwirrung der Kirche verhüten möge; der alte Cardinal Joyeuse ward von seinem Ruhesitze Conflans in die Stadt beschieden, trotz der Gefahr, die seine Gesundheit dabei lief, um seinen Einfluß bei den Ministern geltend zu machen. Der Wichtigkeit des Momentes sich ganz bewußt, ließ die Körperschaft nichts unversucht, um eine günstige Entscheidung auszubringen. „Drei Wochen lang," heißt es in dem Briefe eines Prälaten, „waren wir von Wolken und Nebel umgeben; endlich sahen wir Licht." Am 16. Januar 1615 zeigte die Regierung der Geistlichkeit an, sie habe den Drucker jenes Parlamentsbeschlusses bereits bestraft und werde ihre weiteren Beschwerden in dieser Sache gern erledigen: der Artikel des dritten Standes solle aus dem Cahier getilgt werden. Der Clerus antwortete, dann habe er weiter keinen Grund zur Unzufriedenheit, sprach besonders dem Canzler und dem Cardinal Joyeuse seinen Dank aus und nahm seine Sitzungen wieder auf. Durch den bestimmten Willen der Regierung ward die Mehrheit der Baillagen des dritten Standes — hätte man nach Köpfen gestimmt, so würde das Ergebniß ein anderes gewesen sein — in der That bewogen, den Artikel nicht gerade aufzugeben, aber aus dem Cahier wegzulassen. Die Geistlichen behielten in dieser Sache den Sieg.

Dadurch gestärkt, wagten sie sogleich noch einen anderen Schritt von großer Tragweite. Durch das eifrige Treiben des unermüdlichen Nuntius ließen sie sich bewegen, die Einführung der tridentinischen

1) qu'il étoit autant permis de revoquer en doute l'état de mariage de la reine et de ses enfans que la puissance du pape qui avoit donné au roi Henri IV la dispense pour se marier. Baillet, Vie de Richer 92.

Decrete in Frankreich zu fordern, zwar mit Vorbehalt der gallicanischen Freiheiten, aber ohne Erwähnung der den Reformirten gewährten Punkte. Auch dieser Forderung schloß der Adel sich an: die reformirten Mitglieder dieses Standes sahen sich in die wenig genugthuende Nothwendigkeit gedrängt, zu einer Protestation zu schreiten. Der dritte Stand ward in diesem Sinne lebhaft bearbeitet; aber zuletzt lehnte er ab, einer Maßregel beizustimmen, die man in Frankreich seit sechzig Jahren verworfen habe.

Unleugbar ist: der Clerus, mit dem Adel verbündet, unterstützt von der allgemeinen Richtung der Politik, den Hof drängend und von ihm gefördert, hatte in dieser Ständeversammlung die Oberhand. Die Autorität, welche allgemeine Stände noch besaßen, kam den geistlichen Ansprüchen zu Gute. Wie traten sie alle in der Rede hervor, mit welcher der Bischof von Luçon, Armand du Plessis de Richelieu, das vollendete Cahier des Clerus überreichte! Er entwarf darin ein prächtiges Gemälde von dem Ansehen der Geistlichen in dem alten Frankreich: da sei der Abschluß von Verträgen, die Leitung der Finanzen, die Aufsicht über die Verwaltung in ihren Händen gewesen; man zähle 35 Reichscanzler aus ihrer Mitte. Dem setzte er dann den dermaligen Zustand entgegen, wo sie aus dem Conseil des Königs so gut wie verdrängt, nicht im vollen Besitz ihrer Pfründen, in ihrer Jurisdiction höchlich beschränkt, in ihren Exemptionen bedroht seien. Er rief nicht allein die Satzungen der Concilien, sondern die Institutionen der römischen Kaiser an, um ihre Abgabenfreiheit zu vertheidigen. In einer sich selbst überbietenden Combination, deren Wahrheit man sich historisch doch schwerlich eingestanden hätte, geht er bis auf die Druiden des celtischen Alterthums und deren Autorität zurück. Für den damaligen Clerus forderte er die Abstellung der Beschränkungen, die er erfahren, die Erneuerung der Vorzüge, die er einst besessen habe; denn das Heil des Staates hänge von der Schätzung ab, die den heiligen Dingen gewidmet werde. Eifrig empfiehlt er die Publication der tridentinischen Decrete: nur da, wo sie geschehen, erkennt er ein regelmäßiges Bestehen der Kirche an. Nicht alles, was er sagt, darf man als seine individuelle Meinung betrachten: denn auf seinen Wunsch waren ihm vorher in einer Sitzung die Punkte namhaft gemacht worden, worüber er sprechen sollte [1]); aber aus der Emphase seines Ausdrucks sieht

1) L'évêque de Luçon ayant désiré de savoir les points principaux sur lesquelles la compagnie trouveroit bon qu'il s'étendit le plus, elle agréa les suivants. Der sechste lautet: représenter particulièrement

man, wie sehr der Ehrgeiz des Standes zugleich sein persönlicher war.

Ob die Anwesenden den Contrast fühlten, in welchem mit dieser Manifestation des clericalen Ehrgeizes der Nachdruck stand, mit dem der Redner des dritten Standes, Robert Miron, das Elend schilderte, das auf dem gemeinen Volk und besonders den Bauern laste, die doch durch die unaufhörliche Arbeit ihrer Arme gleichsam das Leben vermitteln, das die Gottheit den Menschen gegeben. Denn was nütze ohne sie dem Clerus sein Zehente, dem Adel sein Lehen, dem Bürger seine Habe? Aber dennoch bringe man sie zur Verzweiflung. Miron wagt das Wort gräßlicher Vorbedeutung, der Amboß könne einmal Hammer werden[1]). Wir stehen in der Mitte der Jahrhunderte: wir hören gleichsam die verschiedenen Zeitalter ihre Stimme erheben, neben der hierarchischen Vergangenheit das Brausen einer demokratischen Zukunft. Zwischen ihnen schwankt die damalige Gegenwart.

Die Regierung konnte nicht daran denken, alle die Anträge, die in so entgegengesetzten Richtungen geschahen, zu erwägen und zu erledigen; einige wenige von den Forderungen des dritten Standes wurden ihm bewilligt, alles andere auf unbestimmte Zeit verschoben.

Einen unermeßlichen Vortheil gewährte ihr, daß gegen alles Erwarten die ständische Mehrheit ihren geistlichen und zu Spanien hinneigenden Bestrebungen beigepflichtet hatte. Die Königin entschloß sich, unter dem Einflusse des Canzlers, dessen Rathschläge ihr während der Versammlung gut zu statten gekommen waren, unverweilt zur Vollziehung der Vermählungen zu schreiten.

Aber der ständische Beifall hatte die allgemeine Gährung nicht beschwichtigt; sie war vielmehr durch die Verhandlungen erst recht gewachsen; in den Ständen geschlagen, durfte der Prinz von Condé noch hoffen, seine Absichten unter allgemeinem Tumult durchzuführen.

Auf seiner Seite standen die Herzoge von Longueville, Mayenne, Bouillon und der Graf von St.-Pol, die alle in ihren Gouverne-

l'abaissement de l'église et faire instance qu'elle soit rétablie en ses premiers honneurs, soit au conseil, en l'emploi des affaires, soit aux autres occasions. Procès verbaux 1615. 228.

1) Il est à craindre que d'enclume qu'il est il ne devienne marteau. Mirons Rede in Etats généraux XVII, 92.

ments bereits wieder so mächtig geworden waren, daß sie daselbst ungehindert Truppen werben konnten [1]).

Das Parlament erhob sich zu einer großen Manifestation in seinem Sinn. Es lud die Prinzen und hohen Kronbeamten, die es als seine Mitglieder ansah, ein, sich zu einer Berathung über gewisse Vorschläge, die zum Dienste des Königs und zur Erleichterung seiner Unterthanen gereichen würden, in seiner Mitte einzufinden. Die Königin, die darin einen Eingriff in ihre Rechte sah, zeigte sich persönlich beleidigt; aber das hielt das Parlament nicht ab, mit einer feierlichen Remonstration zu erscheinen, in der es die Erklärungen des dritten Standes zu Gunsten der königlichen Souveränetät, der geistlichen Macht gegenüber, wieder aufnahm und auch sonst weitaussehende Erinnerungen machte. Es sagte, der König solle die alten Allianzen seiner Krone festhalten, die katholische Religion beschützen, aber ohne darum die Pacificationsedicte zu verletzen, und selbst seinen geistlichen Unterthanen kein schädliches Verständniß mit den Gesandten fremder Fürsten zugestehen, in seinem Conseil den Prinzen von Geblüt und anderen Prinzen und Kronbeamten und überhaupt den Abkömmlingen großer Häuser und alter Familien Antheil an den Geschäften gewähren, den Gouverneurs der Provinzen und Städte freien Raum machen, ihre Aemter und ihre Autorität zu behaupten [2]).

Worauf es aber fast noch mehr ankam, das war nun der Beitritt der Hugenotten.

Trotz aller Aufregung, welche die Anträge des Clerus, ihre Erinnerung unter anderem an den Krönungseid, die Nachgiebigkeit des Hofes gegen sie sowie dessen Verbindung mit Spanien hervorgebracht hatten, blieben doch die erfahrenen Männer der Partei, wie Lesdiguières und vor allen du Plessis dabei, daß der Friede erhalten werden müsse. Sie riethen der politischen Versammlung, die so eben in Grenoble tagte, wohl auf ihre Sicherstellung gegen diese Angriffe und auf die Befestigung, aber nicht auf die Vermehrung ihrer Rechte zu denken, den König nicht im Anfange seiner Volljährigkeit gegen sich aufzubringen, vielmehr der Welt zu zeigen, daß alles, was dem König und dem Reiche nütze, auch für sie gut sei [3]). Wie

1) Vgl. Fontenay-Marcuil (Petitot 50, 211): Le Grain Décade commençant l'histoire de Louis XIII, geschrieben 1617.

2) Remonstrances faites par MM. du Parlement. Mayer XVII, 150.

3) Mémoire de Duplessis, 18 Mars 1615: que nous devons autant

leicht, daß der Prinz von Condé seinen Frieden mache und alsdann der ganze Haß, den seine Feindseligkeit erweckt habe, auf sie falle! Allein schon war der Geist der politischen Bewegung zu tief in die Genossenschaft der Reformirten eingedrungen. Zwei Oberhäupter, wie wir sahen, hatten den meisten Einfluß unter ihnen; sie waren jetzt beide gegen den Hof. Bouillon unterstützte mit seinem ganzen Gewichte die Anträge Condé's, welche, da sie wider den Clerus, der sich so drohend erhob, gerichtet waren, eines großen Eindrucks auch auf diejenigen nicht verfehlen konnten, die an sich nur das allgemeine Wohl im Auge hatten. Aber auch Rohan stellte sich jetzt auf diese Seite. Er hat kein Hehl, daß die Verweigerung der Nachfolge in dem Gouvernement von Poitou, die ihm sein Schwiegervater zudachte, seinen Entschluß bestimmt habe. Vor der Vereinigung der beiden Häupter mußte jede Widerrede schweigen. Der Hof hatte sich schon auf die Reise begeben, um jene Vermählungen zu Stande zu bringen, ja dieselbe zur Hälfte vollendet, als die Reformirten noch einen Versuch machten, sie zu hintertreiben. Da sie weder auf ihre übrigen Anträge noch auf diesen nach ihrem Wunsche beschieden wurden, meinten sie zu erkennen, daß der Friede, den man ihnen anbiete, nur auf Trug beruhe und Absichten zur Zerstörung ihrer Kirchen verberge, und entschlossen sich, dem Prinzen beizutreten, dessen Autorität ihnen allein eine ehrliche Beobachtung der ihnen gewordenen Zugeständnisse und Edicte verbürge [1]). Sie verließen Grenoble, wo ihnen Lesdiguières unbequem und widerwärtig wurde, begaben sich eigenmächtig nach Nismes und schlossen einen Vertrag mit Condé zu gemeinschaftlichem Kampfe für die Reform des Staates und die gegenseitige Sicherheit; kein Theil werde den anderen verlassen, bis sie beide die erforderliche Genugthuung erhalten haben würden [2]).

Du Plessis und seine Freunde hätten gewünscht, daß die Reformirten in diesen Entzweiungen des Staates eine starke Haltung angenommen und alsdann bei dem Könige auf eine Abstellung ihrer gerechten Beschwerden und eine Erneuerung ihrer Sicherheit gedrungen hätten: eine Erhebung der Waffen hielten sie nicht für gerecht-

que nous aimons les biens de nos églises, nous rencontrer avec tous les bons Français en un terme commun. III, 733.

1) Lettres des députés de l'assemblée générale de Nismes à Mss. du Conseil des églises de l'isle de France, Picardie, Champagne et pays Chartrain. Fliegendes Blatt der Zeit.

2) 21. Nov. 1615. Vgl. Benoist II, 183. Vie de Duplessis 432.

fertigt. „Wie lange und oft", rief du Plessis aus, „haben unsere Väter und wir selbst nach einer Freiheit geseufzt, wie wir sie jetzt besitzen!" Er bemerkt den Unterschied, der zwischen den alten Hugenotten, die auf den Tod verfolgt worden, und den damaligen, die nach ihrem Belieben leben können, obwalte, zwischen einem unvermeidlichen Krieg und einem solchen, den man sich selbst wählt.

Es war der für die politische Stellung der Hugenotten, für ihr Bestehen oder ihren Untergang entscheidende Moment.

Kein Zweifel, daß auch diejenigen, welche zu den Waffen griffen, eine große Absicht verfolgten. Sie wollten die gemäßigten Grundsätze, bei welchen sie bestehen konnten, in der Regierung befestigen, die entgegengesetzten ausschließen. Aber überschritten sie nicht die ihnen gesetzlich gesteckte Grenze, indem sie dies mit Gewalt zu erreichen suchten? Denn nur zu ihrer Vertheidigung, wenn sie angegriffen würden, waren ihre Waffen und Sicherheitsplätze ihnen anvertraut worden: als getrennte Corporation für sich selber sollten sie aus eigenen Kräften bestehen können; davon sehr verschieden war es, den Kampf um die höchste Gewalt im Staate, deren Richtungen und Absichten anzutreten. Wie ganz anders ward hierdurch die Parteistellung der Reformirten, als sie im sechszehnten Jahrhundert gewesen war! Damals bekämpften sie eine Faction, die sich, mit den eigentlich Berechtigten im Widerspruch, in den Besitz der Regierung setzen und diese zuletzt geradezu verdrängen wollte: sie waren mit der legitimen Monarchie verbündet; jetzt machten sie mit einer aristokratischen Partei, welche der Regentin Gesetze vorschreiben wollte, gemeinschaftliche Sache. Ihre Oberhäupter aus den großen Häusern, Bouillon, Rohan, Soubise, Sully, rissen sie dazu fort.

Und so brach noch einmal der innere Krieg zwischen der Königin und einer mächtigen aristokratischen Faction aus. Jene hielt die Verbindung mit Spanien fest; sie erblickte darin, wie ihr der Papst und seine Nuntien sagten, das Heil der Kirche, aber überdies für sich selbst zugleich einen kräftigen Rückhalt gegen die emporstrebende Partei. Diese verfolgten ihre Parteiinteressen und persönlichen Zwecke; aber sie waren zugleich mit den Ideen des dritten Standes und den hugenottischen Ansprüchen verbündet. Namentlich an den Hugenotten fanden sie sehr nützliche Bundesgenossen. Deren feste Plätze gewährten dem Prinzen von Condé den besten Anhalt für seine Unternehmungen.

Auch die Königin stellte ein Heer unter Boisdauphin ins Feld. Man hat es diesem zur Last gelegt, daß er Condé, dem er überlegen

war, nicht ganz und gar unschädlich zu machen wußte, sowie man es an Condé tadelte, daß er die Reise der königlichen Familie und die Vollziehung jener Vermählungen, welche im November 1615 zu Bordeaux stattfanden, nicht verhinderte. Zu namhaften Waffenthaten kam es nicht zwischen ihnen: nur das Land — denn das königliche Heer verfuhr keineswegs mit größerer Schonung als das prinzliche — ward weit und breit mit Feuer und Schwert verwüstet [1]).

Daß nach alle dem, was unter Heinrich IV. geschehen, ein aufständisches Heer doch wieder das Feld behauptete, schmälerte das Ansehen der Regierung unendlich und stellte alle Früchte der Arbeiten dieses Königs in Frage.

Schon im December 1615 nahm die Königin die Vermittelung an, die ihr der Herzog von Nevers anbot, und ließ Friedenseröffnungen an Condé gelangen. Die feurigen Protestanten hätten den Krieg lieber bis zur Vernichtung der ihnen entgegengesetzten Faction fortgeführt; Condé, der ihr Interesse mit nichten so vollkommen theilte, wie sein Vater und sein Großvater, neigte sich zum Frieden.

Am 10. Februar 1616 wurde ein Friedenscongreß in Loudun eröffnet, an welchem — eine nur in Frankreich mögliche Erscheinung — auch einige vornehme Damen von der Partei des Prinzen Theil nahmen: man sah sie unter den Männern sitzen und in den Verhandlungen das Wort ergreifen.

Wenn man die einzelnen Punkte der Forderungen ansieht, mit welchen der Prinz von Condé auftrat — es sind ihrer einunddreißig —, so findet man den ganzen Kreis wieder, den die Vorschläge des dritten Standes und die Remonstration des Parlamentes beschrieben hatten. Die Verhandlungen sind nur eine Fortsetzung der in den Ständen vorgekommenen; so viel aber hatte die Erhebung der Waffen in der That bewirkt, daß, was damals abgelehnt worden war, jetzt mit mehr oder minderer Entschiedenheit angenommen werden mußte. Der König versprach, den ersten Artikel des dritten Standes mit Zuziehung der Prinzen von Geblüt, der übrigen Herren und Kronbeamten und einiger Mitglieder des Parlaments in Bera-

1) Contarini, Relatione di 1616: Guastorno et distrussero quelle due armate nel poco tempo che stettero in piedi infiniti luochi, facendo straggi immense con il ferro et con il fuoco, perchè con stile non diverso procedevano le militie del Re da quelle di Principi, ad estorsione et ruina di Popoli. Et se fosse lungamente continuata la guerra, non è dubbio, che si sarebbe ridotto il regno a grandi miserie et calamità.

thung zu ziehen, für die Sicherheit der Krone und die Freiheiten der gallicanischen Kirche Sorge zu tragen; er erklärte, daß er dem auf die Publication der tridentinischen Decrete bezüglichen Antrage des Clerus niemals Folge gegeben habe, noch ihm Folge geben werde, ohne oder wider seine Autorität; — die Reformirten wolle er alle die ihnen von ihm selbst sowie von dem vorigen Könige gemachten Zugeständnisse und Gnaden genießen lassen, ihre weiteren Begehren in Betracht ziehen; — die Parlamente und souveränen Höfe sollten nie in ihren Gerechtsamen geschmälert werden, die gegen das Pariser Parlament erlassenen Conseilsbeschlüsse zurückgenommen sein. Die Aufrechthaltung der bisherigen auswärtigen Verbindungen, namentlich mit den italienischen Fürsten und der Schweiz [1]), Reformen in allen Zweigen, wo man deren verlangte, wurden verheißen, die Verdammungsurtel, welche gegen die in der Empörung Begriffenen ergangen waren, feierlich widerrufen; der König ließ verkündigen, daß er den Prinzen von Condé und dessen Verbündete von der einen und der anderen Religion, eingeschlossen die in Nismes versammelt gewesenen Deputirten, für seine guten und getreuen Unterthanen halte und ihnen ihre Stellen und Würden zurückgebe [2]).

Die Protestanten, jetzt in Rochelle versammelt, hatten nicht allein Herstellung, sondern Erweiterug ihrer Rechte, einige ihrer Führer noch besondere Vortheile erwartet; sie fühlten sich nicht befriedigt: aber die Actenstücke zeigen doch, daß die Partei, wie sie jetzt vereinigt war, im Ganzen einen großen Sieg davongetragen hatte. Jenen Vortheilen, welche der Clerus in den Ständen gewonnen, war ein starkes Gegengewicht gegeben, dem Vorschreiten der Regierung in einer entsprechenden Richtung Einhalt gethan worden [3]).

Damit ward aber die clericale Partei nicht auf immer zurückgedrängt; eben in diesem Augenblick übte sie noch großen Einfluß aus.

Als in Loudun der Artikel des dritten Standes aufs neue

1) Articles proposés par Mr. le Prince en la Conférence de Loudun mit dem Bescheide des Königs, damals in einzelnen Abdrücken verbreitet.

2) Édit du roi, vérifié au parlement 13 Juin 1616. Article 7, 18 bei Dumont V, II, 282.

3) che S. Santità havrebbe proceduto con le armi spirituali contro gli autori consultori e partecipanti in esso, — n'havrebbe S. S. anche pronunciato direttamente contrario a detta dichiaratione che causano le divisioni in materia di religione in uno stato. Schreiben Ubaldini's, 26. März 1616.

vorgebracht wurde, empfahlen einige Stimmen in dem Miniſterium der Königin, ihn anzunehmen: denn Krieg und Friede, das Heil und Verderben des Reiches hänge davon ab. Der päpſtliche Nuntius ſetzte ſich dem mit eben ſo viel Gewandtheit wie Eifer entgegen. Er drohte den Miniſtern mit der Anwendung geiſtlicher Strafen gegen die Rathgeber und Förderer eines ſolchen Beſchluſſes ſowie mit einem päpſtlichen Decret entgegengeſetzten Inhalts, das leicht ein Schisma in Frankreich veranlaſſen dürfte; zugleich aber ſuchte er durch vertraute Emiſſäre Einfluß auf den Vermittler Nevers, auf die verbündeten Prinzen, Longueville und Mayenne, ſelbſt auf die reformirten Prediger zu gewinnen. Endlich ward in Loudun die Beſtimmung über den Artikel getroffen, die wir bezeichneten; aber auch ſie genügte dem Nuntius nicht: denn wie dann, wenn nach der Rückkunft des Prinzen der Artikel wirklich aufs neue in Ueberlegung gezogen und vielleicht angenommen werde? Der Papſt könne ſich nicht beruhigen, wenn ihm die Königin nicht verſpreche, daß das nie geſchehen ſolle. Ubaldini berichtet, daß ihm die Königin wirklich ein ſolches Verſprechen und zugleich den Auftrag gegeben habe, ſeine Heiligkeit davon in Kenntniß zu ſetzen [1]).

1) di assicurare con la sua real parola S. S. che mai da tempo alcuno non si parlaria piu di questo detestabile articulo il che mi ha fatto S. M. asseverantissimamente promettere, con ordinarme che in nome suo ne accerti S. Beatne.

## Drittes Capitel.

## Emporkommen des Marschalls von Ancre und sein Sturz.

Vergegenwärtigen wir uns die allgemeine Lage, wie sie sich nunmehr gestaltete.

Eine neue Richtung der Politik war eingeschlagen und bis auf einen gewissen Grad durchgeführt; aber dawider hatte sich eine bewaffnete Opposition gebildet und ebenfalls behauptet.

Die spanischen Heirathen waren geschlossen, die Tendenzen der Restauration des Katholicismus im glücklichsten Fortgange begriffen, die Prärogativen des päpstlichen Stuhles willig anerkannt; aber zugleich waren von der anderen Seite die gallicanischen Freiheiten in lebendige Erinnerung gebracht, Prinzen, Parlament, dritter Stand und selbst die Universität zu ihrer Aufrechterhaltung verbündet, fast wie einst die sogenannte politische Partei; den Hugenotten hatten die alten Edicte und Zusicherungen feierlich erneuert werden müssen. Wenn der Clerus während der Ständeversammlung den König an das von ihm durch seinen Krönungseid zu Gunsten der katholischen Religion gegebene Versprechen gemahnt hatte, so sah sich dieser jetzt zu der Erklärung veranlaßt, daß er bei seiner Eidesleistung die Hugenotten nicht im Sinne gehabt habe, die er vielmehr in ihren Rechten zu schützen denke.

Die alten Verbindungen Frankreichs mit den Gegnern der spanischen Monarchie in Europa aufzugeben, hatte man nicht den Entschluß; aber in jedem einzelnen Falle ließ man doch die spanischen Interessen die Oberhand gewinnen.

Die höchste Gewalt ward nach der Volljährigkeitserklärung des Königs von der Königin rücksichtsloser als vorher ausgeübt; sie glaubte im Besitze der absoluten Autorität zu sein; aber dagegen war im Kriege das Ansehen der Aristokratie aufs neue angewachsen. Beide

Parteien, sowohl die, welche den Hof angegriffen, als die, welche ihn vertheidigt hatte, gingen stärker, als sie gewesen waren, daraus hervor: jene, weil sie sich persönliche Zugeständnisse erkämpft hatte, diese, weil sie belohnt werden mußte. Als Condé sich in seinem neuen Gouvernement Berry, dem er, als mehr in der Mitte des Reiches gelegen, den Vorzug vor Guienne gab, eingerichtet hatte und nun, von dem Hofe selbst auf das dringendste eingeladen, nach Paris zurückkam, mit dem Recht ausgestattet, daß alle Beschlüsse des Conseils von ihm unterzeichnet sein müßten, nahm er eine glänzende und großartige Stellung ein. Das Louvre verödete; sein Palast ward von Bittstellern wie belagert. Die Großen beider Parteien, Guise und Epernon so gut wie Bouillon und Mayenne, schlossen sich ihm an.

Der Gegenstand ihres Hasses und ihrer gemeinschaftlichen Feindseligkeiten war der Günstling der Königin, Concino Concini, Marschall von Ancre.

Als einst in Florenz bei der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria Medici über ihren Hofhalt unterhandelt wurde und die Räthe des Großherzogs mancherlei Forderungen zu ihren Gunsten aufstellten, sagte sie dem französischen Gesandten: ihr selbst liege eigentlich nur an Einer Sache, daß sie nämlich die Kammerfrau behalten könne, die ihr Haar kämme. Dies war eine Florentinerin von geringer Herkunft, Leonora Dosi, die den Namen Galigai nur annahm, weil es einst einen Dosi Galigai gegeben hatte [1]); sie glänzte nicht etwa durch Anmuth der Erscheinung oder durch höhere Bildung; sie konnte, sagt man, nicht einmal lesen: aber durch persönliche Dienstleistungen hatte sie sich bei der Fürstin beliebt gemacht; sie besaß, wie jene Aeußerung zeigte, deren Gnade ausschließend und hatte Gewandtheit genug, sich in derselben zu behaupten.

Als sie mit dem Hofe nach Frankreich reiste, rieth ihr der Großherzog Ferdinand, sich mit einem Franzosen zu vermählen; aber noch bei der Ueberfahrt knüpfte sie ein Verhältniß mit einem ihrer Landsleute an, der mit auf die Galeere gestiegen war, Concino Concini, das Maria Medici anfangs nicht billigte, sich aber gefallen ließ. Concino stammte aus einer Familie des höheren toscanischen Bürgerstandes, aus dem Val d'Arno, die seit seinem Großvater Bartolomeo, lange Zeit leitendem Staatssecretär bei Großherzog Cosimo, senatorischen Rang besaß. Man wußte von ihm manchen wilden Streich zu erzählen, den er in seiner Jugend dort an der Piazza del Giga-

1) Galluzi V, 343, der sie Deri nennt. Siri, Memorie recondite IV.

nie und anderswo verübt habe; er hatte seine Erbschaft im voraus vergeudet und war nahe daran, in einem Kapuzinerkloster Rettung wie Ruhe zu suchen, als er auf den Wunsch des Vaters jene Galeere der neuen Königin bestieg; hier lernte er Leonora kennen, gewann ihre Gunst durch eine ihm eigene bizarre Rücksichtslosigkeit, die ihr eben wohlgefiel, und verheirathete sich mit ihr.

Schon bei Lebzeiten Heinrichs IV. besaß dies Paar im Rathe der Königin das Uebergewicht; in florentinischen Erinnerungen wird ausführlich berichtet, wie einst zum Verdrusse des Königs ein Oheim der Königin, Don Giovanni Medici, bloß deswegen von dem Hofe weichen mußte, weil die Concini seine Gegenwart nicht gern sahen; nach dem Tode Heinrichs schienen diese alles zu vermögen. Leonora hatte ein angebornes Geschick für häusliche Angelegenheiten, die sie ganz nach dem Wunsch ihrer Fürstin besorgte: sie theilte mit ihr ihre geistlichen Hinneigungen, — wie sie denn zuweilen den Papst durch den Nuntius ersuchen läßt, für bestimmte Zeiten Eintritt in den einen oder den anderen Nonnenconvent zu erhalten, — und zugleich ihre kleinen Abergläubigkeiten, z. B. die Furcht vor dem bösen Blick; sie besaß den ganzen Zauber einer unerklärlichen Sympathie, die eine Persönlichkeit des nämlichen Geschlechts an die andere zu knüpfen vermag: war sie jemals, was wohl vorkam, mit minderer Gnade angesehen, so bedurfte es nur eines kurzen Beisammenseins, etwa der Pflege in einem Krankheitsfall, um sie wieder unentbehrlich zu machen. Die Meinung setzte sich fest und war nicht ohne Grund, daß die Königin sich von Leonora beherrschen lasse: es gebe nichts, worin diese nicht ihre Hände haben wolle. Der Herzog von Savoyen und selbst die Republik der Niederlande hielten für angemessen, ihre Geneigtheit durch Geschenke zu erkaufen: wie viel mehr die, welche Gnadenbezeigungen der Königin in ihren persönlichen Anliegen suchten! Leonora schien dieselben zu ertheilen, die Königin sie nur zu bestätigen. Alle Mühe war verloren, wenn man sich nicht an Leonora wandte; Niemand stand so fest, daß er nicht seinen Fall hätte fürchten müssen, wenn er nicht von ihr unterstützt wurde[1].

Während die Frau Reichthümer sammelte, stieg der Mann von

1) Contarini, Relatione: In somma convengono passar per là tutti quelli che pretendono o dimandono: altrimenti ogni altri diligentia, o fatica è vana; onde non le è riuscito difficile d'agrandirsi, ed arricchirsi come ha fatto dopo la morte del fu Re, che non la vedeva volentieri et molto meno il marito.

Würde zu Würde, die sich ja damals mit Geld erwerben ließen. Er kaufte Stellen, die sonst nur an den hohen Adel gelangt waren, andere gab ihm die Königin. So ward er Marquis von Ancre, der Titel, unter welchem er bekannt ist, erster Kammerherr, Gouverneur von Amiens, — ohne daß er einen Krieg mitgemacht hatte, Marschall von Frankreich.

Ursprünglich war das Geschäft Leonora's, ihrem Gemahl jeden Schritt auf dieser Laufbahn vorzubereiten: die Königin ward geführt, ohne es selbst zu bemerken: nach und nach aber gelangte auch Concino zu persönlicher Gunst; zuweilen wußte man nicht, wer in größerer Gnade sei, er oder seine Frau, und gern ließ diese das geschehen; der Königin gab es ein Gefühl ihrer Macht, daß sie einen Landsmann aus dem Staube zu einer hohen Stellung zu erheben vermochte. Der Ehrgeiz Concino's ging zunächst dahin, eine Stelle unter den Großen des Reiches einzunehmen; ihre Streitigkeiten unter einander oder mit dem Hofe vermittelte er, oder schürte er auch an; es war ihm angenehm, wenn sie mit den Ministern brachen, die sich auch ihm in den Weg stellten; nur den offenen Krieg suchte er immer zu vermeiden, weil dieser auch Andere emporbringen konnte. Das Getriebe der friedlichen Intrigue, in dem sich sein Talent mit Leichtigkeit bewegte, kam zuletzt immer ihm, der das Ohr der Königin besaß, zu statten. Lange hin hatte er an den großen Geschäften nur geringen und zufälligen Antheil. Die Königin pflegte dem einen oder dem anderen ihrer Minister so lange ihr Zutrauen zu schenken, als sie sich bei seinen Rathschlägen wohlbefand; sie zeigte nun doch, daß ihre Gaben das gewöhnliche Maß nicht überschritten; ein von ihr selbst festgehaltener Gedanke war in ihrem politischen Verhalten nicht zu bemerken. Mit der Zeit entwickelte der Wechsel der befolgten Rathschläge große Nachtheile für sie; von allen Seiten häuften sich Hindernisse und Feindseligkeiten; die Politik zog sich immer tiefer in das Geheimniß des Cabinets zurück, in welchem Leonora und Concino herrschten. Mit Reichthümern überschüttet, immer weiter um sich greifend, im Besitz einer Gunst, gegen welche kein anderer aufkommen konnte, erregte dies Paar allgemeinen Widerwillen, wie im Volke, so noch mehr bei den Großen.

Von den zuletzt verbündet gewesenen war wenigstens Einer, Longueville, hauptsächlich durch seinen Hader mit dem Marschall von Ancre veranlaßt worden, dem Bunde beizutreten: in den Forderungen, die sie in Loudun aufstellten, war denn auch eine hauptsächlich gegen ihn gerichtet; auch diese hatte die Königin gewährt, doch auf

eine Weise, daß sie ohne alle Wirkung blieb. Die Stellung des Marschalls machte eine von den vielen unentschiedenen Fragen aus, welche die Geister beschäftigten.

In den meisten und fast den besten Memoiren wird versichert, die Absicht der mit Condé zusammenhaltenden Großen des Reiches sei gewesen, den Marschall zu stürzen oder gefangen zu nehmen, die Königin selbst von dem Könige zu trennen und alsdann ein aristokratisches Conseil in ihrem Sinn einzurichten. Andere wollen wissen, Condé habe noch immer daran gedacht, sich selbst in den Besitz des Thrones zu setzen.

Der venetianische Gesandte, der noch in demselben Jahr an seine Signorie darüber berichtete, hörte das schon damals sagen, findet aber alles unbegründet, was man dem Prinzen in Bezug auf den König und die Königin Schuld gab [1]). Nach dessen Versicherung beruhte der entstehende Unmuth darauf, daß sich Condé den Zusagen, die ihm geschehen waren, zum Trotz doch bei allen wichtigen Angelegenheiten übergangen und ausgeschlossen sah [2]). Alles habe nach wie vor von dem Marschall und seiner Gemahlin abgehangen, selbst Villeroy nur noch dann etwas ausgerichtet, wenn er mit dieser sich gut zu stellen wußte: das eigentliche Conseil habe in Barbin und Mangot bestanden; die von diesen und den Concini gefaßten Beschlüsse habe die Königin nur angenommen und ausgesprochen: in den Händen dieser Menschen sei dergestalt die Regierung gewesen; Condé habe sein Mißvergnügen darüber laut geäußert und mit seinen Freunden die Absicht gefaßt, die Tyrannen des Reiches, Concino und seine Gemahlin, zu entfernen [3]).

Ungefährlich für die Königin war nun das mit nichten, besonders da sie mit dem persönlichen Günstling des Königs, ihres Sohnes,

1) Si disse anco che vi fossero piu alti disegni a pregiuditio della LL. MM. ma pare che ciò non venga confermato, se non da quello che per mostrar le cause della prigionia del Principe si è divulgato. Man klagt an, um sich zu rechtfertigen.

2) Condé s'avvidde in pochi giorni esser molto minore la sua autorita in disporne, di quello ch' egli si era supposto overo che fu promesso. — Proferiva concetti, con quali appariva aver egli in animo di tornare alle cose di prima.

3) Contarini: da questa (la Marescialla) dipendono Barbino e Mangot, dai quali si stabiliscono prima le resolutioni e poi riferte alla regina lei le pronuntia e fa che s'eseguiscano, essendo che in essa sola è riposta ogni potesta.

nicht vollkommen gut stand. Inmitten der allgemeinen Aufregung hielt sie es wohl für das Rathsamste, auf ihren Antheil an der Regierung Verzicht zu leisten. Auch Leonora hatte Momente der Angst, in der sie sich nach Italien zurückzuziehen dachte. Aber ihr Gemahl war nicht gemeint, zu weichen; und der Königin sagte man, wenn sie sich zurückziehe, werde sie ihre Kinder gefährden. Sie ward überzeugt und sprach es aus: entweder müsse sie diese großen Unruhestifter überwältigen oder sie werde sammt ihrem Sohne zu Grunde gehen [1]).

Der Beschluß wurde gefaßt, sich der sämmtlichen Oberhäupter auf Einen Tag zu versichern. Es gelang nur mit dem Prinzen von Condé, der festgenommen ward, als er zu einer Sitzung des Conseil des affaires in das Zimmer der Königin trat. Mayenne und Bouillon wurden noch zeitig genug gewarnt, um sich zu retten. Einen Augenblick sollen sie den Gedanken gehabt haben, sich an die Spitze der Pariser Bevölkerung zu stellen, die sich zu Gunsten des Prinzen zu erheben sehr bereit schien: allein die städtischen Behörden hatten bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen, und die Wuth des Volkes entlud sich in einer Zerstörung des Palastes des Marschalls, der besser verschont geblieben wäre, zumal da er einige herrliche Werke der Kunst in sich schloß. Mayenne und Bouillon zogen sich nach Soissons zurück, wo sich zunächst Guise und Chevreuse, alsdann Longueville, Vendôme, Coeuvres bei ihnen einfanden. Auch Nevers war entschieden auf ihrer Seite. Sie rüsteten sich, so rasch und so gut sie konnten: der Hof rüstete ebenso: das ganze Land erfüllte sich mit neuem Kriegslärmen.

Um die Absichten der Prinzen zu erkennen, dazu dient, wenn ich nicht irre, ein Vertrag, von dem mir eine Abschrift fast zufällig zu Handen gekommen ist [2]).

„Da die Fremden", so heißt es darin, „sich der Person des Königs und der Regierung des Reiches bemächtigt haben und den Prinzen ohne alle gerechte Ursache gegen Treue und Glauben festhalten, so versprechen wir, alle unsere Kräfte, Güter und unser Leben einzusetzen, um die öffentliche Autorität und die Person des Königs ihren Händen zu entreißen, den Prinzen zu befreien und den Staat in seine Form wiederherzustellen". Diese Form erklären sie dann folgender-

1) So erzählte Richelieu damals selbst dem Nuntius Bentivoglio. Siri IV, 29. Nur nicht so prägnant in den Mém. I, 319.

2) In den state papers zu London unter einem viel späteren Jahre.

gestalt. Unter der Autorität des Königs wollen sie das legitime Conseil der Prinzen von Geblüt und der übrigen Prinzen, Kronbeamten und der alten Räthe erneuern, namentlich derer, die aus den großen Häusern und alten Familien stammen, denen allen während der Minderjährigkeit der Könige die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zukomme, nach den Grundgesetzen des Reiches mit Ausschluß der Frauen und der Fremden.

Ich weiß nicht, ob dieser Vertrag jemals vollzogen worden ist; aber auch aus dem bloßen Entwurf sieht man, wie die aristokratischen Tendenzen, durch den Angriff, der auf sie geschehen, nicht zurückgedrängt, sondern vorwärts getrieben, sich mit verdoppelter Kraft regten.

Dem gegenüber faßte nun Concino — von Barbin auf seine Frage darin bestärkt, daß es jetzt an der Zeit sei, — die Absicht, sich in unmittelbaren Besitz der Gewalt zu setzen. Die alten Minister waren in Ungnade, wie der Canzler, oder beseitigt, wie Villeroy und Jeannin; auch der Großsiegelbewahrer du Vair, der weder der Verbindung mit dem Prinzen ganz entsagt zu haben, noch der ergriffenen religiösen Richtung anzugehören schien, ward entlassen; dagegen trat Richelieu, Bischof von Luçon, der diese noch vollkommen theilte, als Staatssecretär in die Geschäfte. Ancre, der ihn schon länger kannte, sagte von ihm, er sei ein junger Mann, der die Graubärte durch die Klugheit seiner Rathschläge beschäme. Er war zum Gesandten in Spanien bestimmt gewesen, wo man ihn als einen Einverstandenen mit Vergnügen erwartete; ehrgeizig und aufstrebend, wie er war, zog er es vor, in dem Mittelpunkt der politischen Thätigkeit wirksam zu sein. In seinen Denkwürdigkeiten hat Richelieu Manches von den Differenzen, die zwischen ihm und dem Marschall obgewaltet haben, gemeldet; doch hat sich auch einer seiner Briefe an denselben erhalten, voll von einer Hingebung, wie sie sonst nur den gebornen Trägern der höchsten Gewalt gewidmet wird: Concino herrschte vollkommen. Man hat es dem Marschall als einen Beweis von Bescheidenheit angerechnet, daß er nicht in dem Conseil erschien; aber die Minister besuchten ihn in seinem Hause und empfingen hier seine Beschlüsse. Jene Berathungen, welche früher, in tiefstes Geheimniß gehüllt, schon so vielen Einfluß ausgeübt hatten, gewannen jetzt officielle Bedeutung und entschieden über die Summe der Geschäfte. Die auswärtigen Gesandten waren in Verzweiflung, wenn sie ihre Angelegenheiten in Erinnerung zu bringen hatten. Die gesammte

Aufmerksamkeit und Kraft der Verwaltung ward durch die inneren Bewegungen verschlungen.

Concino ist zuweilen als ein Ungeheuer von Grausamkeit, Feigheit und Geiz geschildert worden: das war er nicht. Er besaß mancherlei Gaben, um sich in der Gesellschaft geltend zu machen: Gewandtheit und Witz, Anmuth der Unterhaltung und sogar etwas Fesselndes; seine Diener, die er nicht eben mit Rücksicht behandelte, waren ihm doch sehr ergeben. Er liebte zu besitzen, aber auch sich freigebig zu zeigen, offene Tafel zu halten, seine Freunde zu fördern: seid mir gut, sagte er wohl, und ich will Euch Gunst erweisen. Er wollte nicht allein sein, sondern auch scheinen: Jedermann sollte wissen, daß er Macht und Reichthum besaß. Mit dem Gelde, das er erworben, suchte er weiter die einträglichsten Gouvernements und Aemter in seine Hände zu bringen und mit ihrem Ertrage sich eine möglichst große Menge von Anhängern zu verschaffen: er war ein Handelsmann der Macht. Seine Paläste erfüllte er mit kostbarem Hausrath, Kunstwerken ersten Ranges; gern veranstaltete er ritterliche Festlichkeiten, in denen er selber glänzte; wie ein emporgekommener italienischer Prinz zog er mit einer auf das prächtigste geschmückten Leibwache zu Fuß und zu Pferde daher [1]). Von den Italienern, die ihm zu Diensten waren, pflegte er mit Wegwerfung zu reden, um sich gut französisch zu zeigen; aber unter Freunden spottete er auch der französischen Edelleute, die sich ihm angeschlossen, und ihrer erkauften Treue. Wehe dem, den er als seinen Feind betrachtete! In der Stadt hielt Jedermann sich still, denn man fürchtete seine Späher; — das Verbrechen war frei, Worte wurden bestraft; — Niemand wagte, sich zu regen. Bei aller Lebenslust war in Concino zugleich eine melancholische Ader; er war unstät, gewaltsam, hinterlistig. Mancherlei seltsame Entwürfe gingen ihm durch den Kopf, um sich gegen mögliche Gefahren zu sichern. Hat er doch einmal daran gedacht, sich durch Bestechung der päpstlichen Nepoten die Investitur mit dem Herzogthum Ferrara zu verschaffen. Ein andermal ließ er die Absicht bemerken, sich von seiner Gemahlin, welche alt und unangenehm wurde, zu trennen und sich mit einer Dame aus dem Hause Vendôme zu vermählen, um durch eine so große Familienverbindung eine feste Stellung zu gewinnen. Zuweilen schlug ihm das Herz, daß sein Glück in den Gipfelpunkt getreten sei und nach dem allgemeinen Schicksal nunmehr rückgängig werden möchte.

1) Vgl. Gramondus, Historiarum Galliae ab excessu Henrici IV. lib. II.

Aber innehalten konnte er nicht; eben die Feindseligkeiten trieben ihn immer vorwärts. Und zuletzt wollte er selber doch sehen, wie weit Glück und Verstand ihn führen könnten.

Er liebte zu sagen, daß er die Rechte der höchsten Gewalt gegen die Attentate der meuterischen Aristokratie vertheidige, und etwas Wahres ist daran; welch anomaler Vertheidiger der höchsten Gewalt aber war dieser Mensch: ein fremdgeborner Emporkömmling, nur durch eine Gunst, die auf niedrigen Dienstleistungen beruhte, und nicht einmal auf seinen eigenen erhoben, entzweit mit dem Fürsten, in dessen Namen er handelte.

Ludwig XIII. hatte vom ersten Augenblick an, daß er Concino kennen lernte, Widerwillen gegen ihn kundgegeben; dieser schien sich wenig darum zu kümmern. Wie es Jedermann zum Erstaunen gereichte, daß der junge Fürst sich in kindischen Vergnügungen gefiel und, wenn er den Geschäften auch nur eine formelle Theilnahme widmen sollte, Ungeduld und Widerwillen blicken ließ, so sah ihn Concino wie ein Kind an und behandelte ihn, trotzig auf die Gunst der Mutter, als Meister des Staates. Er trat unangemeldet zu ihm ins Zimmer, beschränkte ihn in seinen kleinen Bedürfnissen und schien sich darin zu gefallen, daß der Herr eines so großen Reiches von seinen Anordnungen abhänge. Aber dieser Fürst war bereits in sein sechzehntes Jahr getreten, und von allen ernsten Gefühlen, die sich in ihm geregt haben, ist wahrscheinlich dies das erste gewesen, daß man ihn ungebührlich vernachlässige. Monate lang erfuhr er von den wichtigsten Angelegenheiten so gut wie nichts; er beschäftigte sich damit, in dem Tuileriengarten Erde zusammenfahren zu lassen und sie mit Rasen zu bedecken, während das Reich in Feuer und Flammen war; dann erschien einmal Concino mit einem prächtigen Gefolge von Herren und Edelleuten, gegen welches die Diener, die den König umgaben, eine ärmliche Rolle spielten, und ließ ihn sein Uebergewicht fühlen. Auch Ludwig XIII. hatte Günstlinge und Freunde, mit denen er seinen Tag hinbrachte. Wie hätten sich in diesen nicht Eifersucht und Haß gegen den Günstling der Königin regen sollen, der eine Gewalt usurpirte, von der sie meinten, daß sie, da der König majorenn sei, von Rechts wegen ihm zukomme? Aber auch sie mußten sich in Acht nehmen: sie fühlten sich von dem Gewalthaber bedroht und gefährdet.

Ein seltsamer Zustand, in Widerspruch mit sich selbst. Indem Concino sich als Vorfechter der königlichen Gewalt aufstellte, drängte

er den jungen Fürsten, dem diese gehörte, zurück und hielt ihn soviel möglich unterdrückt.

Dadurch ward aber auf der anderen Seite veranlaßt, daß sich zwischen der Umgebung des Königs und den empörten Prinzen Verbindungen anknüpften. Die Prinzen sind im Namen des Königs aufgefordert worden, den Truppen, die ebenfalls im Namen des Königs gegen sie anrückten, tapferen Widerstand zu leisten [1]).

Die Königin-Mutter hatte den Herzog von Guise von den verbündeten Fürsten zu trennen gewußt und ihn denselben entgegengestellt; um noch einen anderen Anführer, auf den sie trauen könnte, zu haben, befreite sie den Grafen von Auvergne aus der Bastille, wohin ihn einst Heinrich IV. hatte bringen lassen. Indem diese Heere ins Feld rückten, wollte auch der junge König mit ihnen ziehen; aber er hatte sich vorgenommen, alsdann in der Mitte seiner Garden seine Gewalt zurückzufordern oder, wenn dies nicht angehe, sich ganz und gar zu entfernen und auf die Großen des Reiches zu stützen.

Unter den Großen bildete sich bereits eine dritte Partei: Lesdiguières, Montmorency, Epernon, Bellegarde schickten sich an, mit dem Könige gemeinschaftliche Sache zu machen [2]).

Eben darum hielten aber die Machthaber nicht für rathsam, daß der König selbst ins Feld ginge: die Königin strengte alle Kräfte auf das äußerste an, um die Empörten zu unterwerfen, ehe die dritte Partei sich erheben könne, und es schien ihr zu gelingen: der Graf von Auvergne eroberte Rethel und rüstete sich, den Herzog von Nevers in seiner letzten Burg zu Mezières anzugreifen; Guise gefährdete den Herzog von Mayenne in Soissons sehr ernstlich: die Waffen der Königin hatten offenbar das Uebergewicht; von dem Falle von Soissons erwartete man eine allgemeine Beruhigung. Indeß hatte sich Concino in der Normandie auf eine Weise befestigt, daß er Rouen und Paris von da her zu beherrschen vermeinte.

In dieser Krisis drang die Umgebung des Königs bei demselben

1) Siri aus den Depeschen des Nuntius IV, 42: Volente cosi il re medesimo — incitavansi (i rivoltosi) a virilmente adoprarsi contra l'istesse forze regie.

2) Mémoires de Pontchartrain II, 215. Auf diesen Moment bezieht sich der libre discours de Mr. de Rohan sur le temps présent. Er räth der Königin, d'amuser (le tiers parti) de belles paroles jusques à la prise de Soissons.

auf eine große Maßregel gegen Concino. Wer könne wissen, sagte man ihm, wie weit dessen Ehrgeiz noch gehen werde: könne er nicht sein Verlangen zu der Königin-Mutter selbst erheben, wie er sich rühme, ihre Gnade zu besitzen? Wie leicht, daß er sie ganz gewinne und ihren Ehrgeiz gegen ihren eigenen Sohn kehre! Ludwig würde nicht der erste König von Frankreich sein, der von seiner Mutter zu fürchten habe. Man fand es wahrscheinlich, daß Maria Medici ihn, den ältesten Sohn, für unfähig erklären oder sonst beseitigen, sich im Namen des jüngeren nochmals zur Regentin erklären und alle Gewalt an Concino bringen wolle.

Dabei hatten die Vertrauten des Königs doch auch das eigene Wohl im Auge. Der vornehmste von ihnen, Luynes, meinte selbst an Concino's Stelle treten zu können. Der alte Villeroy, von dem man weiß, daß er großen Antheil an den Vorbereitungen nahm, dürstete darnach, das Ministerium, das er so lange besessen, wieder zu erlangen. Darüber hegten sie keinen Zweifel, daß der großjährige König des persönlichen Inhabers seiner Macht sich persönlich versichern müsse. Wie aber dann, wenn dieser Widerstand leiste? In diesem Falle hielten sie es für vollkommen gerechtfertigt, ihn umzubringen [1]).

So sehr sich Concino vor allerlei vermeinten Gefahren zu sichern suchte, hatte er doch von der wirklichen Gefahr keine Ahnung. In seiner Natur lag Argwohn, aber keine Vorsicht. Am 14. April 1617 begab er sich nach dem Louvre, um den König, was dieser zu wünschen geschienen, vor seiner Abreise nach der Normandie noch einmal zu sehen. Hören wir, wie der Venetianer Buono, der zugegen war, erzählt, was sich alsdann ereignete. „Auf der Brücke, die zum Louvre führt, begegnete ihm der Capitän der Garde, Vitry, mit seinem Bruder Hallier, begrüßte ihn und sagte ihm, der König fordere ihn vor sich: Concino gerieth in Verwirrung und machte Miene, zurückzugehen: indem schoß ihn Vitry mit einer Pistole vor den Kopf; von Hallier bekam er einen zweiten Schuß: Concino fiel todt auf der Brücke nieder. Der König, der bei dem Schall an das Fenster getreten war, fragte, ob der Marschall todt sei: da man ihm das bejahte, rief er aus: ich bin jetzt der König. Vitry begab sich dann nach den Gemächern der Königin, entfernte ihre Leibwache und kündigte ihr an, daß sie diese Räume nicht verlassen dürfe; als sie hörte, daß Concino getödtet worden sei und zwar auf Befehl des Königs, ver-

1) Mémoires de Brienne I, 325.

ſtummte ſie, von Schmerz betroffen". Buono berichtet weiter, wie hierauf auch Leonora, die über der Königin wohnte, in Gewahrſam genommen und ihrer Koſtbarkeiten beraubt worden ſei: die Handlung hat ſeinen vollkommenen Beifall. „Dieſer Tod", ſagte er, „befreite das Königreich von Tyrannei und Krieg, rettete die unterdrückten Prinzen, führte die Vaſallen in die Gnade ihres Königs zurück und verſchaffte dieſem unſterblichen Ruhm; durch die Strafe eines Einzigen ward das mit Verwirrung und Unmuth erfüllte Reich in ſein altes Anſehen wiederhergeſtellt" [1]).

So ließ ſich in der That alles an.

Bei der Nachricht von der Hinrichtung des Marſchalls legten die Belagerer der von den Prinzen und Großen eingenommenen Plätze die Waffen nieder: die Belagerten thaten desgleichen; beide Theile vereinigten ſich zu Gelagen, in denen die Geſundheit des Königs getrunken wurde. Die Großen meinten in dem jungen Könige, deſſen plötzlich erwachte Energie ſie von einem erbitterten und mächtigen Feinde befreit hatte, beinah einen Verbündeten zu ſehen; der König nahm ihre Entſchuldigung an, daß es bloß die verderblichen Anſchläge Ancre's geweſen ſeien, gegen welche ſie die Waffen ergriffen hätten; ſtolz darauf, daß ſie vor Baal ihre Kniee nicht gebeugt, kamen ſie nach Paris, um dem jungen Fürſten ihre Huldigung darzubringen [2]).

Hier war mit dem großen Schlage alles verändert. Barbin, Mangot und der Biſchof von Luçon mußten ſich entfernen. Villeroy nahm die Leitung der Geſchäfte aufs neue in die Hand. Auf ſeinen Wunſch wurden die alten Rathgeber der Krone, der Canzler Sillery und ſein Sohn Puyſieux, ſowie Jeannin zurückberufen: die Regierung ſchien ſich herzuſtellen, wie ſie von Heinrich IV. auf die Königin-Mutter übergegangen war.

1) Scrittura dell' Illustrmo Sigr. Ottaviano Bon 1618 (della pace d'Italia conclusa in Parigi). Die Memoiren von Mathieu Molé, die Buono's Nachricht beſtätigen, legen dem Könige mehr Worte in den Mund, als er zu machen pflegte. Der Kern bleibt jedoch: je suis roi maintenant.

2) Bei Ottaviano Buono folgen noch die Worte: distrusse il consiglio introdotto dal Marescial (ich finde die Bemerkung, die man hat machen wollen, daß er immer Marquis heiße, nicht richtig)ritornò il vecchio, consolò tutta la corte etc.

# Neuntes Buch.

## Emporkommen eines ersten Ministers. Unterdrückung der Selbständigkeit der Reformirten.

Ludwig XIII. stand damals in seinem siebzehnten Jahre; sein Thun und Treiben trug noch etwas Knabenhaftes an sich. Sein größtes Vergnügen bestand in der Abrichtung von jungen Falken und Sperbern; die Uebungen eines musikalischen und artistischen Talentes, auf das er sich etwas zu Gute that, kosteten ihm viel Zeit. Nicht ganz ohne ernstere Beziehungen waren allerdings seine Spiele. Er legte kleine Befestigungen an und versuchte sich darin, sie anzugreifen oder zu vertheidigen; er hielt darauf, eine wohlgewählte Waffensammlung zu besitzen: eine Compagnie junger Schweizer ward von ihm in den kleinen Dienst der Infanterie eingeübt. Die bemerkenswerthe mechanische Fähigkeit, die er besaß, nahm eine entschiedene Richtung auf die Kriegskunst. Auch sah man wohl, daß er seinen Beruf nicht in ruhigem Genusse suchen werde: vor allen Ausschweifungen zeigte er einen natürlichen Abscheu: bei seinen Jagden lernte er Sonne, Regen und Kälte ertragen [1]).

Daran aber, daß er nun das Reich hätte selber regieren können, ließ sich bei der geringen Ausbildung seiner geistigen Gaben gar nicht denken. Wenn jenem seinem Ausrufe, nun sei er der König, eine historische Wahrheit zukommt, denn von dieser Stunde an hing die Regierung von seinem persönlichen Willen ab, so stellt derselbe doch auch zugleich die vielleicht größte Schwierigkeit vor Augen, welche die Monarchie überhaupt hat. Denn sobald der Fürst, dem das

[1]) Außer dem Portrait du Roy von Bellemaure, wieder abgedruckt in den Archives curieus. II, I, benutzte ich vornehmlich eine 1619 erschienene Flugschrift Lettre de Cléophon à Polemandre, die ebenfalls wiederholt zu werden verdient.

Recht zusteht, nicht fähig ist, es auszuüben, wer ist dazu berufen? Eine vorwaltende Persönlichkeit, welche den obersten Gedanken des Staates faßt und ihm Autorität verleiht, muß es geben; aber welche soll es in einem solchen Falle sein?

Im Orient war es seit der Herrschaft der Abbassiden fast ein Gesetz der höchsten Gewalt, die Geschäfte dem Urtheil und der Ausführung eines Stellvertreters zu überlassen, einem Wesir, wie sie sagen, der Uebertragung und des Nachdrucks; oftmals regte sich die Eifersucht der Kalifen dagegen, wurde aber von dem unabänderlichen Bedürfniß überwogen.

In dem Papstthum hatte sich eingeführt, daß die in der Regel schon schwindenden Kräfte des aus der Mitte alter Männer erhobenen obersten Hauptes durch die jugendlicheren und beweglicheren eines Cardinal-Nepoten gestärkt und ergänzt wurden. Ein naher Verwandter schien deshalb nothwendig, damit sich nicht ein den persönlichen Ansichten und Neigungen des Herrschenden entgegengesetztes Interesse in die Leitung der großen Geschäfte dränge. Die Verbindung des Blutes und die Sorge für das eigene Haus machten dem Papste, der häufige Wechsel und die immer lebendige Erwartung eines solchen den Unterthanen dies Verhältniß erträglich.

In der spanischen Monarchie, inmitten wohleingerichteter Collegien und eines in den Geschäften ergrauten Staatsrathes fand man nach dem Tode Philipps II. unter dessen schwächerem Nachfolger noch einen Mann nöthig, der in vollem Vertrauen seines Fürsten als der Vertreter seines Willens und seiner Meinung angesehen werden konnte. Doch wurde dort der Günstling und erste Minister nicht vollkommen Meister. Er fand in den großen Beamten nicht immer Gehorsam: die Governatoren der entfernten Provinzen befolgten oft ihre eigene Politik.

Wäre in Frankreich ein volljähriger, wenn auch schwächerer Prinz auf Heinrich IV. gefolgt, wie in Spanien auf Philipp II., so würde sich die Verwaltung der Macht in dem eingeleiteten Wege auf einen ersten Minister haben übertragen lassen. Aber seitdem waren in Frankreich die Factionen wieder aufgelebt und hatten sich Zugeständnisse erkämpft, die religiösen Meinungen hatten eine von der centralen Gewalt abweichende Richtung genommen, die so mühevoll gegründete finanzielle Ordnung war gesprengt: der Autorität an sich konnte der Wechsel ihrer Organe in den höchsten Stellen unmöglich förderlich sein.

Wer da zur Seite des Fürsten die höchste Gewalt ausüben

wollte, mußte sie sich erst erobern. Von jeher ist die Monarchie in unseren europäischen Reichen von Bewegungen umgeben gewesen, die etwas von dem Factionswesen der aristokratischen Republik an sich tragen. Nirgends war dies entschiedener der Fall, als eben damals in Frankreich. Bei dem Naturell des jungen Königs wurde die Frage diese: ob das von den Großen wieder erneuerte Princip der Autonomie das Uebergewicht über ihn behaupten, oder ob in der Bewegung der Parteiung sich ein Mann ihm zur Seite stellen sollte, der das Recht und die freie Bewegung der Krone, an die sich alle nationalen Interessen anschließen, zu retten und zu erneuern vermögend wäre.

Es war Raum da für eine große und glänzende Thätigkeit, wenn nur der Mann dazu sich fand.

## Erstes Capitel.

# Luynes im Gegensatze mit der Königin-Mutter.

Der Erste, der das Reich neben dem Könige zu verwalten unternahm, war jener Günstling desselben, Charles Albert de Luynes.

Die Gelehrten der Zeit verglichen ihn mit Herodes Agrippa, der, von Tiberius in Banden geworfen, weil er dem Nachfolger huldigte, von diesem, als er zu dem Principat gelangte, eine goldene Kette von demselben Gewichte zum Geschenke erhielt, wie die eiserne gewesen war, die er hatte tragen müssen. Aber in der That noch größer war der Wechsel des Geschickes.

Von einigen wird die Familie Albert de Luynes von einem deutschen Lautenschläger hergeleitet, von anderen von dem namhaften florentinischen Hause der Alberti[1]: wie dem auch sein mag, noch war sie ohne Bedeutung, als Charles Alberti, der Sohn eines tapferen Capitäns, welcher im Comitat von Avignon einen kleinen Besitz hatte, am Hof erschien. Mit leichter und gesunder Berechnung schloß er sich, ohne dazu eine besondere Verpflichtung zu haben, zugleich mit zwei Brüdern, die ihn begleiteten, dem aufwachsenden jungen König an, gewann seine Gunst durch die Geschicklichkeit, mit der er an seinen Spielen und Jagden, und sein volles Vertrauen durch die Hingebung, mit der er an seinem Mißvergnügen über die unfreiwillige Zurückgezogenheit, die man ihm auferlegte, Theil nahm Dafür sah er sich, wie berührt, von dem Marschall, der ihn zu fürchten anfing, bedroht und unternahm, ihn zu stürzen. Es war wie ein persönlicher Kampf zwischen dem Günstling der Königin und dem Günstling des Königs: der zweite behielt den Platz und trat

1) Istoria di Toscana VI. Note bei den Memoiren von Bassompierre XX, 139.

nun, da er sich ein unendliches Verdienst um seinen Herrn erworben hatte, der ihm die Anerkennung seiner Autorität verdankte, als der Interpret seines Willens und als der vornehmste Lenker des Staates auf. Um die Bedingungen der Verwaltung hatte er sich niemals ernstlich bekümmert. Einigermaßen ward ihm dieser Mangel durch ein paar geschäftskundige Unterarbeiter ersetzt: den Baron Modène, der zu seiner Verwandtschaft gehörte, und besonders Deageant, einen von den büreaukratischen Geistern, die auch in subalternem Verhältnisse durch den Credit, den sie sich bei ihren Oberen verschaffen, entscheidenden Einfluß zu gewinnen wissen. Die fremden Gesandten fanden in kurzem rathsam, ihn selbst in seiner Familie zu besuchen. Ueberdies aber traten die alten Minister mit ihrer Erfahrung, Geschäftskenntniß und ihren den ganzen Staat umfassenden Verbindungen wieder ein. Wenn man erfährt, daß neben Villeroy besonders Deageant die geheimen Fäden der Unternehmung in seiner Hand gehalten hatte, so erscheint die neue Verwaltung wie das Product einer Revolution. Die Sieger, denen der Staatsstreich gelungen ist, betrachten sie als ihre Eroberung, ihre Beute. Nur hatten sie darin, daß sie sich auf den legitimen Herrn, den längst für volljährig erklärten König lehnten, einen wesentlichen Vortheil über den Anhang und die Genossen des Marschalls [1]).

Die Großen, welche in diesem das Princip der unbedingten Gewalt bekämpft hatten und ebenfalls des Sieges zu genießen dachten, sahen sich bald enttäuscht. Der Antheil, den sie früher am Conseil genommen, ward ihnen mit nichten zurückgegeben [2]). Ihr Führer Condé, auf dessen Befreiung sie rechneten, ward aus der Bastille nach Vincennes gebracht, angeblich der besseren Luft wegen, in der That aber, weil er da noch unmittelbarer in den Händen des Günstlings war. Villeroy ließ verlauten, der Marschall habe so unrecht nicht gehabt, die großen Herren zu bekämpfen, und lobte die Entschlossenheit, mit der er es unternommen habe.

Die Personen waren verändert, zum Theil die Maßregeln: die großen Gegensätze waren die nämlichen [3]).

1) Arnauld d'Andilly, Mémoires I, 372.

2) Wie die Königin später bemerkte: que le roi par le conseil de ses ministres avoit changé la forme d'agir — pour témoigner qu'il étoit assez fort pour agir de lui même. Bei Richelieu XXII, 275.

3) Ottaviano Buono bezeichnet den Zustand des Ministeriums folgendergestalt: La libera dispositione delle cose di tutto il regno era in mano

Noch gegen Ende des Jahres 1617 berief die neue Regierung eine Notablenversammlung, in den bereits eingewohnten Formen, nach Rouen. An ihrer Absicht dabei läßt gleich ihre erste Proposition über die dem königlichen Conseil zu gebende Einrichtung keinen Zweifel übrig. Sehr gern, heißt es darin, würde der König auch die geheimsten Angelegenheiten seiner Regierung den Prinzen und Großen des Reiches vorlegen, wenn es nur möglich wäre; aber ihre Anzahl, die Verbindung, in welcher der eine und der andere mit den auswärtigen Mächten stehe, sowie die Nothwendigkeit ihrer Anwesenheit in ihren Gouvernements verbiete es; er habe deshalb bisher die Verwaltung seiner Angelegenheiten den Ministern in die Hände gegeben, denen sie zur Zeit seines Vaters anvertraut gewesen seien, ohne darum die Großen von Kenntnißnahme der Depeschen und Instructionen ausschließen zu wollen. Die Versammlung sprach nicht allein eine Billigung dieser Formen, sondern auch der Personen aus; der König möge sich, wenn sie darüber urtheilen dürfe, der Rathschläge derselben Männer auch fortan bedienen. Sie gab dem Ministerium, den Ansprüchen der Großen des Reiches gegenüber, eine Art von Vertrauensvotum [1]).

Und eben denselben Sinn verriethen die finanziellen Erörterungen Jeannins. Als den vornehmsten Grund der eingetretenen Unordnung bezeichnet er die Zugeständnisse, mit denen man den Gehorsam der Großen habe erkaufen, den Aufwand, den man im Kriege gegen dieselben habe machen müssen; er brachte eine Beschränkung der Pensionen sowie der stehenden Truppen in Vorschlag [2]). Mit Freuden stimmte ihm die Versammlung bei; sie berechnete, daß sich allein an den Pensionen drei Millionen würden ersparen lassen.

Hierdurch in ihrem Vorhaben bestärkt, schritt die Regierung in der That zum Werke. Sie strich einige Pensionen und suchte die Besatzungen in den festen Plätzen auf den Bestand unter Heinrich IV. zurückzubringen [3]).

dei Consiglieri, alcuni di quali erano stimati adherenti al partito di Spagna. Altri con fede e con prudenza tenevano sempre l'ecchio fisso nell' interesso del Re e del Regno.

1) Première proposition sur le maniement des affaires secrètes de l'état. Bei Mayer XVIII, 57.

2) Propos tenus en l'assemblée des Notables. Oeuvres mêlées 52 (Petit. XVI).

3) Mémoires de Pontchartrain II, 250.

Damit erweckte sie aber, wie sich denken läßt, die ganze Feindseligkeit der mächtigen Männer, die dadurch in Nachtheil geriethen. Mit Wegwerfung drückte sich einer von ihnen, der Herzog von Rohan, über die Muthlosigkeit und Servilität der Versammlung von Rouen aus. Da in Folge ihrer Abstimmungen auch die Paulette abgeschafft war, was die Zukunft unzähliger Familien des höheren Bürgerstandes in Frage stellte, so erhob sich ein allgemeines Widerstreben. Man griff die Regierung von Günstlingen, denen Alles frei stehe, während jeder Andere in seinem Besitze beschränkt werde, mit Heftigkeit an.

Es ist anzuerkennen, daß die Regierung den Standpunkt Heinrichs IV. wieder zu gewinnen suchte; aber wie viel mächtiger waren die damals zum Gehorsam Genöthigten seit der Zeit wieder geworden! Und ihr selbst stand die Gewaltsamkeit ihres Ursprungs, ihre überaus mangelhafte innere Zusammensetzung im Wege.

Ein Rangstreit, der an sich keine Erwähnung verdienen würde, ist doch als ein Symptom dieser Zustände merkwürdig. Am Ostertage 1618, in der Kirche St.-Germain Auxerrois, in Gegenwart des Königs, nahm sich der Herzog von Epernon heraus, den Großsiegelbewahrer du Vair, der seinen Platz über den Herzogen und Pairs genommen, mit Gewalt von seinem Stuhle zu ziehen: du Vair verließ die Kirche. Der Lebensbeschreiber Epernons versichert, daß derselbe von Montbason, Retz, Usez dazu angetrieben, Montmorency sogar noch feuriger gewesen sei als er selber [1]). Sie wollten du Vair vergelten, daß er im Conseil seinen Sitz über ihnen zu nehmen pflegte. Der König suchte Epernon und du Vair zu versöhnen; es kam dabei zu einem Wortwechsel in seiner Gegenwart: Epernon brauchte Ausdrücke, die den jungen König empörten, so daß er sich von seinem Stuhl erhob und den Herzog nicht weiter in seiner Umgebung sehen wollte, der sich dann unter anderem Vorwande nach seinem Gouvernement Metz zurückzuziehen genöthigt war [2]).

Wohl die merkwürdigste Gestalt unter den Aristokraten von Frankreich ist dieser Epernon.

Auch er hatte einst nach einer Günstlingsstellung gestrebt und eine solche besessen, seitdem aber seine Ehre darin gesucht, trotz des Wechsels unveränderlich und allezeit unverändert zu erscheinen. Wie er einst in den Zeiten Heinrichs III. seinen Haushalt eingerichtet

1) Girard, Vie d'Épernon II, 284.

2) Bassompierre II, 153; — doch fällt mir auf, daß er von dem Vorfall in der Kirche schweigt.

hatte, so setzte er ihn fort: in seiner Kleidung und seinem Aeußeren stellte er die saubere Sorgfalt der alten Zeiten dar. Nach dem Wunsche seiner Gemahlin, die ihm früh verstarb, war er seitdem unvermählt geblieben. Einsam und abgeschlossen, in altväterischer Weise, mit anspruchsvollem Aufwande, lebte er in einem seiner Schlösser zu Loches, zu Angoulême oder zu Plassac. Er nahm die Miene an, als wenn er der ganzen Welt entbehren könne: niemals verzieh er seinen Feinden. Und selbst gegen seine Freunde zeigte er sich stolz und zurückhaltend; er behandelte sie wie ein Höherer. Aufs genaueste kannte er ihre Kräfte und Hülfsmittel; er hielt sich ein Verzeichniß darüber: er wußte, worauf er in einem dringenden Falle zählen dürfe. In ihren Bedürfnissen kam er ihnen mit Vergnügen zu Hülfe, denn er war immer bei Gelde; keinen setzte er hintan und hielt sie alle zusammen [1]). Wenn er sie rief, erschienen sie sämmtlich mit ihren Getreuen, welche sie hinwieder festzuhalten wußten. Eine durch und durch auf persönlichen Verhältnissen beruhende Genossenschaft, welche eine große Unabhängigkeit der Einzelnen voraussetzt, die sich um ein bedeutendes Oberhaupt sammeln. Auch die anderen Großen hatten ihre Ergebenen; aber neben den ungeordneten Haufen, die sie herbeiführten, fiel das Gefolge Epernons wie ein regelmäßiges Heer ins Auge.

Indem nun Epernon und seine Freunde sich nach den Mitteln umsahen, um die sich über ihnen zusammensetzende Regierung des Günstlings zu brechen, stellte sich ihnen die Königin-Mutter als Genossin des Kampfes dar. Sie hatten dieselbe zuletzt bekämpft, weil sie es nicht waren, die unter ihr regierten; jetzt aber, unter der geschickten Vermittelung eines Italieners, Rucellai, verständigten sie sich leicht mit ihr.

Die Königin lebte in Blois, wohin sie verwiesen worden, nicht ohne einen gewissen fürstlichen Glanz; — es giebt Kirchen in der Gegend, an denen man den von ihr damals bewirkten Anbau unterscheiden will [2]); — aber unerträglich war ihr, nichts mehr bedeuten zu sollen, die Aufsicht, unter der sie stand, die Uebermacht, die ihre Feinde sie fühlen ließen. Und so ging sie, so sehr es ihrer Würde widerstreben mochte, auf den Vorschlag ein, das Abenteuer einer Entweichung zu bestehen. An einer Strickleiter, bei Nacht, ließ sich die Wittwe Heinrichs IV., von einer einzigen italienischen Kammerfrau

1) Sommation faite à M. le Duc d'Épernon. Archives curieus. II, II, 64.

2) Touchard la Fosse, Histoire de Blois 214.

unterstützt, aus einem Fenster des Schlosses Blois herab; ein paar französische Cavaliers geleiteten sie zu dem Wagen, der für sie bereit gehalten ward, und um den sich dann einige einverstandene Edelleute zu ihrer Bedeckung sammelten; in Loches ward sie von Epernon empfangen, der sich gegen den ausdrücklichen Befehl des Hofes dahin begeben hatte.

Wie glorreich fühlte er sich, der Königin-Mutter eine Freistatt in dem festen Angoulême zu verschaffen und sie mit seinen Streitkräften zu beschützen! Sein panegyristischer Lebensbeschreiber hält es für seine größte That. Die Königin hat ihm später einmal eine mit Diamanten besetzte Uhr zum Geschenk gemacht, mit der Bemerkung, ihre Dankbarkeit werde so rein und so fest sein, wie diese Steine.

Epernon dachte nicht allein die Königin zu retten: auch dieser selbst war ihre Flucht nicht ihr letzter Zweck; ihr Sinn war vor allem, eine Partei des Widerstandes gegen Luynes zu bilden; sie stellte sich an die Spitze seiner Feinde; die Königin eigentlich ist es gewesen, die den Kampf gegen die Regierung ihres Sohnes eröffnet hat. Der aristokratischen Gewalt, die sie zuletzt bekämpft hatte, nahm sie sich jetzt an.

In dem Manifest, in welchem sie die Gründe ihrer Flucht angiebt[1]), spricht sie nicht allein von den Mißhandlungen, die sie, die Wittwe des großen Heinrich, die Mutter des regierenden Königs, erlitten habe; fast nicht minderen Nachdruck legt sie auf die Unbill, die den Großen des Reiches widerfahre: Epernon werde verfolgt, Bouillon mit Geringschätzung behandelt, Montmorency in seiner Stiefmutter, die man von ihrer Stelle am Hof entferne, beschimpft; Bellegarde müsse erfahren, daß man auf seinen Tod warte. Dieselben Klagen, die Andere so oft gegen sie selbst erhoben, richtet sie gegen die jetzt herrschende Faction, welche den König bei kindischen Spielen festhalte, in allen großen Angelegenheiten allein entscheide und zwar durch unwürdige, unberufene Menschen, sich der wichtigsten Plätze bemächtige, die erledigten Stellen an sich reiße: nur darum habe diese Partei die Paulette abgeschafft, um die Aemter selbst

1) Raisons et plaintes de la reine, 1619, damals handschriftlich und gedruckt verbreitet; wieder abgedruckt: Archives curieus. II. II. Ich bemerke folgende Stelle: Les Princes, Ducs, Pairs, officiers de la couronne ont été entièrement privés de la connoisance et du gouvernement des affaires, pour en donner l'entier maniement à Modène, Deageant, Colonel d'Ornano et Marsillac, personnes de tout indignes et incapables.

zu verkaufen, oder sich mit ihrer Vergabung Anhänger im Lande zu machen.

Bei der durch und durch dynastischen Richtung der Gemüther, die noch in Frankreich obwaltete, hatte die Opposition immer einen Prinzen zu gewinnen und an ihre Spitze zu stellen gesucht. Noch gefährlicher in der That, wenn jetzt die Königin-Mutter, welche unzählige Persönlichkeiten durch ihre Wohlthaten an sich geknüpft hatte, diese Rolle übernahm, einem Günstlinge gegenüber, der zwar mit bewährten und erfahrenen Männern, aber auch mit Emporkömmlingen, die vielleicht den vornehmsten Einfluß ausübten, umgeben war. Die Regierung gerieth in die größte Verlegenheit. Sollte sie die Sache gehen lassen, wie Einige riethen? Aber es war zu fürchten, daß dann der Widerstand nach und nach allgemein würde. Schon forderten die Freunde und Anhänger des Prinzen auch dessen Befreiung; die Stadt Paris war für ihn. Oder sollte sie die anwachsende Bewegung mit Gewalt der Waffen unterdrücken? Aber es war die Mutter des Königs, der von der Nation noch als minderjährig angesehen wurde, mit der man einen unnatürlichen Kampf bestehen mußte. Die Regierung faßte den Entschluß, ihr zugleich Krieg zu drohen und Frieden anzubieten; und wirklich brauchte sich der König nur aufzumachen, um einen Feldzug zu beginnen, so nahm sie fürs erste die ihr angetragenen Bedingungen an. Das Gouvernement der Normandie, das früher in ihrem Namen verwaltet worden war, gab sie auf; sie empfing dafür in der Mitte des Reiches das doch auch bedeutende Gouvernement Anjou mit dem festen Angers, wo sie mit vollkommener Sicherheit leben konnte. Bei der Zusammenkunft, die darauf zu Tours im September 1619 zwischen ihr und ihrem Sohne veranstaltet wurde, durfte man, nach allem, was daselbst vorging, auf ein zurückkehrendes gutes Verständniß schließen. Luynes glaubte den Versuch wagen zu können, sie von Epernon zu trennen, worauf er diesem zu Leibe gegangen sein würde[1]). Aber Maria Medici war zu wohl berathen und zu sehr eine italienische Frau, um ihre Freunde einem Feind aufzuopfern, dem sie nie verzeihen konnte: sie dachte vielmehr noch immer, ihn zu stürzen und durch ihre Anhänger aus der Stelle zu treiben. In kurzem trat doch wieder

1) Anzolo Contarini, Dispaccio, 20. Oct.: Questi favoriti hanno tutti i loro disegni contra il Duca d'Epernon — e pensano di fare il primo colpo nella citta di Metz. I loro disegni sono in somma: ruinare Epernon, abbattere il partito della regina madre e lei ridurre senza consiglio senza ajuto al solo arbitrio delle loro volontà.

die unangenehmste Verstimmung ein. Die Königin behauptete, von dem, was ihr zugesagt worden, werde nichts erfüllt; man übergehe ihre Freunde bei jeder Vacanz; man fahre fort, sie zu mißhandeln. Sie weigerte sich nicht allein, unter diesen Umständen an den Hof zurückzukommen, sondern sie trat noch einmal, zunächst durch umfassende Reformvorschläge, mit allem, was daselbst bestand, in offenen Gegensatz.

Es bezieht sich sehr auf den Augenblick, wenn sie durch ein Grundgesetz einem Jeden, der nicht durch sehr ausgezeichnete Dienste, sondern vielleicht durch Gunst emporgekommen sei, unmöglich gemacht sehen will, eine größere Zahl fester Plätze sich zuzueignen; aber sie macht auch allgemeine Anträge: die Großen und die Gemeinheiten sollen über die Herstellung des Reiches zu Rathe gezogen, die alten Ordonnanzen über die Geistlichkeit beobachtet, die Parlamente der Concurrenz königlicher Commissionen überhoben und in Zukunft nicht durch die Gegenwart des Königs gezwungen werden können, Edicte zu verificiren, die sie nicht billigen. Sie schließt sich jetzt dem Gedanken der Prinzen und Großen an, daß es Männer gebe, denen durch ihre Herkunft ein besonderes Interesse an dem Wohle des Staates gleichsam eingeboren sei; mit denen, sagt sie, müsse sie sich vereinigen, wenn sie die nöthigen Reformen allein nicht durchsetzen könne [1]). Sie erscheint ganz als das Organ der Partei derselben, die sich nun immer zahlreicher um sie sammelte.

Vendôme und Longueville machten ihren ganzen Einfluß in ihren Gouvernements, der erste in Bretagne, der zweite in der Normandie, die er so eben empfangen, und zugleich in der Picardie, die er so eben erst verwaltet hatte, zu Gunsten der Königin geltend. Von Sedan her wirkte Bouillon, von Metz Lavalette, der Sohn Epernons, auf die Champagne, selbst auf die königlichen Truppen in dieser Provinz. Epernon beherrschte Angoumois, Limousin, Saintonge; der Herzog von Rohan, Tremouille und Retz hielten Poitou in Verbindung mit dieser Partei; durch den Einfluß Mayenne's war sie in Guienne die herrschende; Montmorency in Languedoc zeigte eine starke Hinneigung zu ihr. Die Herren ließen ihre Unterthanen verwarnen, durch ihre Beamten oder etwa bei der Messe, sich mit keinem Anderen in Verbindungen einzulassen, als mit ihnen allein; den ritterlichen Lehensleuten ward nicht einmal Neutralität gestattet: sie wurden mit Verderben bedroht, wenn sie sich den Herren nicht anschließen würden. Edle und Gemeine, Städte und Dörfer hofften

[1]) Auszug in den Memoiren von Richelieu XXII, 74.

bei dieser Gelegenheit des Drucks der Salzauflage loszuwerden: in dem Parlamente regte sich die Hoffnung, die Paulette und die damit verbundene Festigkeit der Stellen wieder zu erlangen [1]). In einer späteren Vertheidigungsschrift hat die Königin erklären lassen, sie habe damals alles zu vereinigen gedacht, was sonst in Frankreich Entzweiungen veranlassen könne; sie habe sich zur Meisterin des Krieges und des Friedens zu machen beabsichtigt [2]).

Welches ist da das Verhältniß gewesen, in das sie zu den Reformirten trat, und in dem diese zu ihr standen?

Sie scheute die Verbindung mit ihnen so wenig, daß eben der Führer derselben, Bouillon, der erste von den Großen gewesen ist, an den sie sich gewendet hat: soviel wir hören, in der Absicht, den ganzen hugenottischen Namen für sich aufzurufen [3]). Bouillon, der sich zu alt und krankhaft fühlte, um an die Spitze der aristokratischen Opposition zu treten, richtete erst ihr Augenmerk auf Epernon. Da dieser als einer der vornehmsten Gegner der Reformirten galt, so konnte es zu einer eigentlichen Bundesgenossenschaft zwischen ihnen und der Königin nicht kommen; aber ein Verständniß bildete sich. Die Reformirten waren so eben wieder in der lebhaftesten Gährung und ihre Deputirten in Loudun beisammen. Die Königin ließ ihnen ihre Theilnahme zusagen, suchte ihre Führer und Prediger für sich zu gewinnen und hat zuletzt die bestimmte Versicherung ertheilt, daß sie ihnen in den beiden wichtigsten Streitpunkten, auf die es damals ankam, in Bezug auf Leictoure und Béarn, bei ihrem Frieden Genugthuung verschaffen wolle. Die Corporation als solche schloß sich ihr nicht an; aber einzeln richteten doch die Meisten ihre Hoffnung auf sie: von den Gemeinen nahmen viele Dienst im Heere Mayenne's; die thatkräftigsten Führer traten auf ihre Seite. Rohan sagte wohl: er sei als Pair des Reiches verpflichtet, mit der Königin an der Reform desselben zu arbeiten.

1) Mémoire baillé par M. du Plessis à M. le baron de la Croix, s'en retournant en cour, 3. Juli 1620. (Mém. de du Plessis A. E. IV, 371.)

2) Elle vouloit réunir sous son autorité tout ce qui pouvoit mettre la France en pièces, elle la vouloit conserver entière, se rendre l'arbitre de la paix et de la guerre. Lumières pour l'histoire de France 803.

3) Pour voir si avec le parti de ceux de la religion, dont les mouvemens dépendoient de luy principalement, il voudroit s'employer pour la liberté de la reine — Girard, der hierüber von Rucellai, welcher die Unterhandlung führte, unterrichtet zu sein behauptet (II, 301).

Ungehindert durch diese Verbindung, trat Maria Medici auch mit den Spaniern in ein gutes Vernehmen. Der spanische Hof hielt sich zwar zur Neutralität zwischen Mutter und Sohn verpflichtet; aber in dem Emporkommen des Günstlings, das von allen Gegnern der früheren Verwaltung mit Freuden begrüßt worden war, sah er doch auch eine Gefahr und in der feindseligen Aufstellung der Königin-Mutter gegen denselben Gelegenheit, sich wieder eine eigene Partei in Frankreich zu gründen. Es ward darüber Rath gepflogen, wie das zu bewirken sei; die Herzoge von Mayenne und Epernon schienen dem spanischen Gesandten in Frankreich die geeignetsten Persönlichkeiten.

So bildete sich eine Coalition mannichfaltiger und lebenskräftiger Elemente um die Königin her; sollte es ihr dann nicht gelingen, jene auf so wenig Autorität beruhende, in der Nation verhaßte Günstlingsherrschaft über den Haufen zu werfen und mit ihren Verbündeten neben dem Könige Platz zu nehmen?

Welche Fehler Luynes und seine Gehülfen auch haben mochten, ungeschickt waren sie nicht. Sie empfanden, daß die Behauptung der Gewalt, die sie besaßen, ihnen so ganz allein nicht möglich sei. Wollten sie aber Jemand einen Antheil daran zugestehen, so war das nicht die noch unversöhnte Königin; sie richteten ihre Augen vielmehr auf den Gegner derselben, den Prinzen von Condé, der aus dem Gewahrsam der Mutter in den des Sohnes übergegangen war. Man stellte dem Günstling vor, daß der Prinz, einmal befreit und wieder mächtig, ihn schwerlich in seiner Stellung dulden, vielleicht Religion und Staat aufs neue in Gefahr bringen möchte. Luynes meinte, die Gefangenschaft werde ihn weiser gemacht haben, und war überzeugt, daß er ihn durch Dankbarkeit an sich fesseln könne. Ein Gegengewicht gegen die Königin, am Hof und unter den Großen, mußte er haben [1]); ein anderes gab es nicht, als welches in der Wiederbelebung der Partei des Prinzen lag. Unmittelbar nach der Flucht der Königin fing man an, mit dem Prinzen von seiner Befreiung zu reden. Bei der Zusammenkunft in Tours fragte Luynes die Königin, ob sie zu derselben rathen würde. Daß sie es vermied, sich darüber auszusprechen — denn wäre sie dafür, so würde sie factiös, wäre sie dagegen, so würde sie rachsüchtig erscheinen, — war

1) Il punto piu essentiale era, che volevano dare un contrapeso alla regina madre. Siri aus den Depeschen des päpstlichen Nuntius vom 27. Sept. V, 37.

für den Günstling ein Antrieb mehr. Bald darauf ward der Prinz aus seinem Gefängnisse befreit, in den leichtesten und verbindlichsten Formen, die man finden konnte[1]: er war, wie wir wissen, für Geld nicht unzugänglich; Luynes wußte ihn zu gewinnen.

Eine andere Unterstützung fand die Regierung an der öffentlichen Meinung. Schon längst drängte sich auch den Fremden die Bemerkung auf, daß das französische Volk den Großen nicht eben sehr eifrig beitrete und keine besondere Lust zeige, die Waffen für sie zu ergreifen. Die Empörung Epernons hatte zur Folge, daß Boulogne von ihm abfiel und Metz nur mit dem härtesten Zwang in Gehorsam gegen ihn gehalten werden konnte. Aber überdies, wie sollte man nicht davor zurückscheuen, die kaum eingerichtete Regierung des Königs durch erneute Gewalt, wenn auch unter der Führung seiner Mutter, wieder umgestürzt zu sehen?

Unparteiische Stimmen aus dem Mittelstande forderten den König auf, seinen Staat nicht wie ein herrenloses Gut behandeln, seine Unterthanen nicht von den Machthabern zu Verbindungen nöthigen zu lassen, die ihnen selbst widerwärtig seien: wie sehr es auch so aussehen möge, als ob eine Neigung zum Aufstand in den Ständen vorwalte, so dürfe er das doch nicht glauben: in der That sei Jedermann bereit, das Joch der Gouverneurs von sich zu werfen, sobald der König erscheine. Er möge nur zu Pferde steigen, sich an die Spitze seines Heeres stellen, die Gefahr mit Gefahr bekämpfen[2].

Sollte aber etwas geschehen, so durfte man nicht warten, bis die Partei der Königin sich noch mehr befestigte: zunächst in der Normandie durfte man den Herzog von Longueville, dem der größte Theil des Adels anhing, nicht auch der Städte, die noch Bedenken trugen, ihm beizutreten, Meister werden lassen. Mit seinem eigenen Beispiel, denn er würde verloren gewesen sein, wenn man gleich im Anfang seiner Schilderhebung entschlossen auf ihn losgegangen wäre, trieb der Prinz von Condé zu unverzögerter Eröffnung des Krieges.

Es war eine nur geringfügige Macht, bestehend aus der französischen und der Schweizer-Garde und einigen nicht sehr wohl be-

1) Les doux ravissements de la France, présentés au roi et à Mons. le Prince. Flugschrift von 1619.

2) Advis, que les armes se doivent prendre et ce qui est nécesssaire que le Roy fasse. Lettres de N. Pasquier à M. de Bussy Lib. VIII, Lett. XVI in den Oeuvres d'Etienne Pasquier Tom. II. p. 1355.

waffneten Schwadronen Reiterei, mit denen sich der König am 4. Juli, in Begleitung des Prinzen nach der Normandie in Bewegung setzte. Aber er hegte die aus dem Gefühle seiner Würde stammende Ueberzeugung, daß sein persönliches Erscheinen hinreiche, um jede Auflehnung niederzuschlagen [1]). Er soll gesagt haben, wenn der ganze Weg von Waffen starre, so werde er obsiegen; denn er habe den Gegnern keine Ursache zu ihren Feindseligkeiten gegeben, er habe Niemand beleidigt.

Er langte noch eben zur rechten Zeit in Rouen an, um die Unterwerfung der Stadt durch Longueville zu verhindern; dieser wagte weder hier noch sonstwo zu widerstehen. Doch war damit noch nicht die ganze Provinz unterworfen. Besonders rechneten die zur Empörung Geneigten auf das Schloß von Caën, das der Chevalier de Vendôme seinem Lehrer, einem Hauptmann des Namens Prudent, anvertraut hatte. Auf die Aufforderung des Königs, ihm die Feste zu öffnen, erwiederte der Hauptmann, den König wolle er gern aufnehmen; aber auf Jeden, der demselben folge, werde er schießen. Auf der höchsten Bastei ließ er eine Pike aufpflanzen mit einer brennenden Fackel, einem bloßen Degen und einer Börse, um anzukündigen, daß weder Feuer noch Schwert, noch auch Geld ihn vermögen würden, seine Festung aufzugeben. Aber er war seiner eigenen Leute, selbst der Officiere, dem Könige gegenüber nicht mehr mächtig. Einen namentlich gab es unter diesen, der sich die Vergebung einer schweren Blutschuld, die er auf sich geladen, durch die Ueberlieferung dieses Schlosses zu verschaffen suchte. Man hielt es für uneinnehmbar; Jedermann war erstaunt, daß es binnen wenigen Tagen in die Hände des Königs überging [2]). Der Normandie sicher, ohne Besorgniß auch für Paris, konnte Ludwig XIII. seine Waffen gegen die Loire wenden.

Man hatte der Königin gerathen, sich zu Mayenne zurückzuziehen, der ein zahlreiches und schlagfertiges Heer in den südlichen Provinzen gesammelt hatte, oder ihn rasch in ihre Nähe zu bescheiden. Aber durch die mächtigen Männer, die sie unterstützten, waren ihr

1) Luynes fit voir combien le visage du Prince est formidable aux séditieux. Modène in der Dedication seines Soulèvement de Naples an die Duchesse von Chevreuse, Wittwe von Luynes.

2) Par la force ouverte le dit château n'était pas prenable. Lettre du Sr. de la Forest au Sr. de la Faille, secrétair des Archiducs, 21. Juli 1620, aus dem ich das ganze Detail entnehme. (Archiv zu Brüssel.)

auch wieder die Hände gebunden. Das Erste konnte sie nicht thun, weil sie dadurch die Eifersucht Epernons erweckt hätte; von dem Zweiten wollte Vendôme nichts hören, der in dem Lager der Königin befehligte. Welche Rolle der Mann spielte, der damals in ihre Nähe zurückgekommen war und sich ihres Vertrauens besonders erfreute, der Bischof von Luçon, ist nicht ganz deutlich. Genug, in dem Feldlager der Königin hatte man die nöthigen Vorkehrungen nicht getroffen; die Fortificationen zwischen Angers und dem Pont de Cé, durch welche Vendôme die Königin zu schützen und ihr die Verbindung mit dem Süden offen zu halten dachte, waren weder vollendet, noch hinreichend besetzt, als das königliche Heer unter Condé und Luynes, doppelt muthig durch die in der Normandie erfochtenen Vortheile, am Pont de Cé erschien. Fünf Viertelstunden reichten hin, um die Befestigungen zu nehmen und die Truppen der Königin sammt und sonders auseinanderzusprengen.

Ich denke, die fünf Viertelstunden sind in der Geschichte von Frankreich nicht gering anzuschlagen. Die aristokratischen Bestrebungen waren seit dem Tode Heinrichs IV. in steter Aufnahme geblieben; die höchste Gewalt war immer vor ihnen zurückgewichen, wie im Frieden von Loudun, so noch in der letzten Abkunft mit der Königin; jetzt zum erstenmale bot ihnen der König mit Nachdruck und Glück die Spitze und zersprengte die Empörung.

Damit gelangte er aber bei weitem noch nicht in Besitz einer unbedingten Autorität. Noch konnte sich die Königin in Angers zur Wehre setzen; Mayenne konnte sich zu den Hugenotten schlagen, Epernon in seinen Gebieten einen gefährlichen Widerstand leisten. Es schien genug, ihrer Widersetzlichkeit ein Ende gemacht zu haben. Der Königin wurden nach ihrer Niederlage eben dieselben Bedingungen gewährt, die man ihr vorher angeboten hatte; ihre Freunde wurden zu Gnaden aufgenommen. „Alle die", heißt es in dem Edicte, „welche der Partei der Königin gefolgt sind, sollen ebensowohl ihre Aemter verwalten, am Hof erscheinen, in ihren Gouvernements oder in ihren Häusern sich aufhalten dürfen, wie die, welche sich zu dem Könige gehalten haben." Maria Medici konnte mit einiger Aussicht auf Einfluß und Wirksamkeit an den Hof zurückkehren: man meinte, der Günstling wünsche es sogar, um sie nun wieder dem Prinzen von Condé, der durch den Erfolg seiner Rathschläge zu hohem Ansehen gelangt war, entgegenzusetzen; da er sie nicht beide entfernt halten könne, so suche er eine Einwirkung durch die andere unschädlich zu machen. Lange trug Mayenne Bedenken, den Frieden

anzunehmen; allein die Regierung gewann ihn durch vortheilhafte Erbietungen; den alten Epernon sah man aufs neue wie vor Alters sein Amt als Colonel der Infanterie am Hof ausüben.

Der Friede am Pont de Cé schloß keine vollkommene Unterwerfung ein; er scheint fast mehr wie eine Vereinigung zweier Parteien, und zwar zu einem sehr bestimmten nahe liegenden Zwecke.

Die beiden Parteien hielten die Schwerter inne, die sie gegen einander gezückt hatten, um sie gegen eine dritte, die Partei der Reformirten, zu brauchen.

Zweites Capitel.

## Erste Ueberwältigung der Hugenotten. 1620—1622.

In früheren Zeiten hatte die Sache der Reformation offen oder insgeheim immer eine nahe Beziehung zu dem Ansehen des Königthums gehabt, denn diejenigen, welche es beschränkten oder bedrohten, waren eben am eifrigsten katholisch; wir berührten schon, wie ganz anders das jetzt war, und zwar nicht allein darum, weil sich die Reformirten den aristokratischen Gewalten beigesellten, sondern auch deshalb, weil die Regierung eine andere Richtung genommen hatte. Es ist in der französischen Geschichte eine epochemachende Begebenheit, daß das Königthum, nachdem sein großartigster eigenster Aufschwung durch eine gräßliche That des wilden und dumpfen Fanatismus verhindert worden, sich dann selbst den geistlichen Einflüssen nicht mehr entzog. In ihrer äußeren und inneren Politik fand die Regentin an Rom und Spanien ihren besten Rückhalt. Nach dem Sturze des Marschalls von Ancre waren doch nur eben die Minister hergestellt worden, die einst ihr zur Seite den geistlichen Tendenzen das Uebergewicht gaben. Sollten diese jetzt anders gesinnt sein? Die Richtung, welche sie ihrerseits schon unter Heinrich IV. vertreten hatten, trugen sie nach zwei großen Katastrophen auf die Regierung seines Sohnes über. Luynes ließ sich von ihr ergreifen.

Nicht als hätte diese Verwaltung die den Reformirten gegebenen Edicte zu widerrufen, sie geradehin zu unterdrücken gedacht: ihre Erklärungen waren vielmehr friedfertiger Natur, und es liegt kein Grund vor, ihr nicht Glauben beizumessen; aber dabei war doch unleugbar, daß sie sich einer den Reformirten feindseligen Politik zuneigte.

Das Zarteste, Unfaßbarste, Mächtigste, Unüberwindlichste in menschlichen Dingen ist die Tendenz. Und selbst zurückgehalten, ohne auffallende Kundgebungen, die Wirkung hat sie allemal, daß sie ihr Gegentheil hervorruft und zum Bewußtsein bringt.

In den Streitigkeiten zwischen den Reformirten und dem Clerus nahm die Regierung für den letzteren Partei: die nächste betraf die Bisthümer von Béarn.

Als Heinrich IV. in Folge seiner Absolution die beiden béarnischen Bisthümer Oleron und Lescar wiederherstellte, ließ er deren einst von seiner Mutter eingezogene Güter im Besitze der protestantischen Institute, denen sie zugewiesen waren; die Unterhaltung der Bischöfe übernahm er selbst. Diese, die schon bei seinen Lebzeiten dann und wann hiergegen Beschwerde führten, denn nur in festem Grundbesitze sahen sie die volle Gewähr der Unabhängigkeit, fanden später bei den Ständen von 1615 die lebendigste Unterstützung; die Corporation des Clerus bot der Regierung eine Beisteuer zu den Kosten an, die ihr im Fall einer Rückgabe der Güter erwachsen würden, um die Reformirten zu entschädigen [1]); damals kam man mit der Sache aber nicht zu Stande. Eine der ersten bedeutenden Handlungen der unter Luynes gebildeten Verwaltung war es, daß sie ein Edict ergehen ließ, in welchem die Rückgabe der geistlichen Güter in Béarn an die katholische Kirche wirklich verfügt und der Verlust, der den Reformirten daraus entstehe, auf die königliche Kasse übernommen wurde. Den König ließ man darin erklären, er denke auf diese Weise dem Beispiele zugleich seines Vaters und der früheren allerchristlichsten Könige zu folgen.

Von der Ueberzeugung erfüllt, daß nur mit offenem Widerstand etwas zu gewinnen sei, und unter dem Einflusse der fortdauernden Unruhen, wagte dagegen die Versammlung der Reformirten, die damals in Rochelle beisammen war, fast in demselben Augenblicke den Beschluß zu fassen, daß im Fall einer gewaltsamen Veränderung des kirchlichen oder politischen Zustandes von Béarn die Kirchen von Frankreich verpflichtet sein sollten, denen von Béarn beizustehen, nach dem Sinn ihrer Union und wie es ihr eigenes Beste erfordere [2]).

1) Que la somme de 10,000 livres soit prise par an, du fonds qui sera imposé sur le clergé pour être employée au paiement des dites charges, jusqu'à ce que S. M. puisse avoir retranché les dites charges et durant les dix années suivantes. Procès verbaux 1615. 243.

2) Aus der Apologie des églises de Béarn in dem Mercure français

Ich lasse dahingestellt, ob sie noch den Erlaß des Edicts, oder nur dessen Ausführung zu verhindern meinte; aber es leuchtet ein: durch diese entgegengesetzten Beschlüsse ward der Krieg beinah unvermeidlich.

Die bewegende Macht lag auf der einen Seite in dem Clerus von Frankreich, auf der anderen in der protestantischen Geistlichkeit, deren Eifer in den politischen Versammlungen entschied. Aber jener hatte die Krone für sich; ob diese der ganzen Partei Meister werden und sie mit sich fortreißen würde, war noch sehr zweifelhaft.

In der Versammlung, die im Jahre 1619 zu Loudun gehalten wurde, hörte man allerdings den Aufruf zum offenen Widerstand erneuern. Die königliche Autorität, sagten Viele, gelte nur da, wo sie zum Nachtheile der Reformirten angewendet werden könne; man halte es für verdienstlich, dieselben zu beschränken, zu berauben, ja zu tödten; der Krieg gegen sie sei schon beschlossen und angegangen: muthig müsse man ihn aufnehmen, lieber heut als morgen. Aber dagegen erinnerten Andere an den Gehorsam, den man dem Könige schuldig sei, die guten Folgen der religiösen Geduld, selbst in den Verfolgungen. Heroische Geister wie die, denen einst ein göttlicher Beruf die Vertheidigung des öffentlichen Wohles anvertraut habe, gebe es nicht mehr: jetzt sei alles voll weltlicher Leidenschaften und Anmaßungen, und überdies, wenn man den Weg der sichernden Gesetzlichkeit verlasse, um in einer Nebensache Recht zu behalten, würde man da nicht gleichsam das bebaute Gefilde wüst legen, um den Winkel eines Gartens zu retten [1])?

Es waren die Zeiten, in welchen sich die Partei der Königin-Mutter sammelte, und die Regierung trug doch Bedenken, die Hugenotten geradezu auf deren Seite hinüberzutreiben. Luynes versprach ihnen, daß ihre wichtigsten Forderungen binnen sechs Monaten erfüllt werden sollten, wofern sie jetzt auseinandergehen würden; namentlich des durch den Uebertritt des Befehlshabers zum Katholicismus gefährdeten Leictoure sollten sie versichert sein; geschehe das nicht, so sollten sie sich wieder versammeln können: später werde er auch über die Sache von Béarn mit ihnen verhandeln. Es ist nicht ganz deutlich, ob er ihnen die Erlaubniß zu einer neuen Versamm-

VII, 459. Der Act ist vom 7. Juni, das Edict erst vom 25. Juni. Doch sieht man aus den Procès verbaux, schon Ende Mai, daß die Erklärung des Großsiegelbewahrers keinem Zweifel unterlag.

1) Vgl. die Flugschrift: Les antipodes, pour et contre, en l'assemblée tenue par permission du roy à Loudun 1620.

lung unbedingt zugesagt oder eine solche auszuwirken versprochen hat. Wie dem auch immer sei, die Freunde des Friedens drangen auf die Annahme seiner Vorschläge. Die kriegerisch Gesinnten gaben sie zu, weil die Zusage doch nicht ausgeführt werde. Mit dieser Bemerkung beschwichtigte Rohan die Einwendungen der Königin-Mutter, welche den Widerstand der Reformirten gewünscht hätte: er sagte ihr, in die alsdann zu berufende Versammlung würden nur die entschiedensten Männer kommen und diese auf ihre Seite treten. Sie dagegen sagte dann zu, in ihrem Frieden den Reformirten Genugthuung zu verschaffen [1]).

Obgleich die hugenottische Corporation sich von aller eigentlichen Verbindung mit der Königin fern hielt, freuten sich doch viele Einzelne ihres Widerstandes, der, so schien es ihnen, auch ihre Segel anschwellen und in Port führen werde.

Was ist aber in der Politik einer Partei gefährlicher als die Allianz mit einer anderen von eigentlich entgegengesetzten Grundsätzen? Diese Annäherung der Reformirten an eine lediglich politische Opposition, die ihren Frieden machte, ohne sich um sie zu bekümmern, führte Schritt für Schritt ihr Verderben herbei.

Der Nuntius Bentivoglio ergriff den günstigen Augenblick, unmittelbar nach dem Ereigniß am Pont de Cé, um zu einem Angriffe gegen sie aufzumahnen. Luynes erwiederte, da die Zwistigkeiten noch keineswegs ausgetragen und die Kassen sehr erschöpft seien, so scheine ihm besser, alles Weitere auf das Frühjahr zu verschieben, bis zu welcher Zeit unter Vermittelung des Papstes ein allgemein europäisches Unternehmen gegen die Protestanten verabredet werden könne. Aber Bentivoglio wollte von keinem Aufschub hören: denn was in Frankreich nicht augenblicklich durch eine unvorhergesehene Verkettung von Zufällen zu Stande komme, das geschehe niemals [2]).

Unter diesem Einflusse faßte der Hof zunächst die Absicht, seine in Folge der Annäherung selbst und der Begleitung von einem siegreichen Heere verstärkte Autorität zur Ausführung des alten Edicts über die Bisthümer von Béarn zu benutzen. Die friedlich gesinnten

1) Mémoires du duc de Rohan I, 159: Cette affaire contenta la reine, luy remontrant que cette nouvelle convocation luy attacheroit tout à fait la dite assemblée — mais qu'on désirât d'elle que paix faisant on eût contentement sur les dites deux demandes — ce qu'elle promit.

2) „Quello che non facevasi in Francia all' improviso e per accidente di congiunture, non si faceva mai per consiglio stabile e disegni formati." Bei Siri, Mem. rec. V, 148.

Proteſtanten ſelbſt hätten, um Schlimmeres zu vermeiden, nichts mehr gewünſcht, als daß das Land ſich jetzt noch fügen möchte, zumal da das Edict, indem es das Anſehen des Königs wiederherſtelle, doch auch die Provinzialfreiheit beſtehen laſſe [1]).

Aber das iſt häufig das Unglück kleiner Landſchaften, daß ſie, wie in einem Thale beſchränkten Horizontes eingeengt, ſich zu einer Anſchauung der allgemeinen Verhältniſſe, von denen doch alles abhängt, nicht erheben können. Die Béarner glaubten nicht an ihre Gefahr: ſie bildeten ſich ein, der König ſei von England und Spanien bedroht, Spinola greife ihn in der Picardie an; wer da ſagte, daß er bald im Lande ſein werde, galt für einen Schlechtgeſinnten.

Hätten die Béarner ſich dazu entſchloſſen, Widerſtand zu leiſten, ſo hätten ſie ſich noch einmal einen Namen machen können, oder ſie wären wenigſtens mit Ehren gefallen. Unmöglich war es ihnen nicht, da ſie eine eben für dieſe Fälle eingerichtete militäriſche Organiſation beſaßen. Die waffenfähige Mannſchaft war nach ſieben Bezirken, die man Perſans nannte, unter ihre Hauptleute vertheilt; alle Jahre pflegte Muſterung gehalten zu werden. Dörfer und Städte wußten, wie viel Leute ſie in jedem Falle zu ſtellen hatten: der Capitän durfte die Zahl nur angeben, ſo erſchienen ſie alle in ihren Waffen [2]). Auch eine Feſtung hatten ſie, Navarreins, die, nachdem ſie von Heinrich Albret hergeſtellt worden, für uneinnehmbar galt. Und wie ſollten ſie nicht in ihren Gebirgen den Krieg für ihre alten Fueros und ihre Religion mit einigem Erfolge führen können? Verzweifelten ſie daran, ſo mußten ſie die ihnen dargebotenen Bedingungen annehmen. Aber durch Unkunde der wahren Lage der Dinge gefeſſelt, bereiteten ſie ſich weder zum Kriege vor, noch bequemten ſie ſich den Vorſchlägen des Königs. Die Verification des königlichen Edicts wurde vom Parlament in Pau noch einmal in aller Form abgelehnt.

Hierauf erklärte der König, da Béarn ſeinen Mahnungen nicht folge, ſo werde er ſich ſelbſt dahin begeben, um es zum Gehorſam zu bringen. Er lebte der Meinung, daß ſein Heer unwiderſtehlich

1) Du Plessis à Mr. de Seaux, 29. Sept. 1620: S'ils veulent croire leurs meilleurs amis qui long temps les conseillent d'accepter un accommodement par lequel l'autorité du roi soit conservé sans préjudice de leur liberté. (Mémoires et Lettres IV, 431.)

2) Mémoires du Marquis de Castelnau, bei den Mémoires du duc de la Force.

sei, sobald er sich selbst in dessen Mitte befinde, und auch diesmal schien sie sich zu bewähren. Er überschritt die Grenzen ohne Widerstand. Navarreins ward eingenommen, die Landmiliz aufgelöst, der Gehorsam des Königs allenthalben hergestellt.

Bedeutenden Einfluß auf diesen vollständigen raschen Erfolg hatte der Gegensatz, in welchem sich die großen eingebornen Familien des Landes, die Grammont, Bénac, Navailles und Miossans mit den la Force befanden, welche, ursprünglich fremd, die obersten Stellen an sich gebracht und sie von Vater auf Sohn zu vererben Anstalt getroffen hatten. Die Großen des Landes behaupteten, daß in Abwesenheit des Fürsten nur einer von ihnen das Recht habe, ihn zu vertreten [1]). Du Plessis meint, daß die Feindschaft zwischen Grammont und la Force vollends alles verdorben habe.

Jetzt erfolgte eine Umbildung der Verfassung, welche ihren protestantisch-provinzialen Charakter vernichtete. In den Ständen traten die clericalen Elemente mit dem alten Uebergewicht wieder hervor; in Navarreins ward ein katholischer Befehlshaber aufgestellt, der sich fast als Gouverneur des Landes betrachtete; in den Gerichten fing man an, statt des landschaftlichen Dialekts die französische Sprache zu brauchen. Die vollkommene Vereinigung des Landes mit der Krone ward ausgesprochen, das Edict von Nantes auch hier, wo es bisher noch nicht gegolten, zum Gesetz erhoben. Bei der ersten Gelegenheit regte sich der die Provinzialeigenthümlichkeiten aufreibende Geist, der die französische Monarchie von jeher belebte, aufs neue.

Béarn war eines der großen Bollwerke des französischen Protestantismus; dennoch konnte die Frage erhoben werden und ward erhoben, ob das reformirte Frankreich etwas zur Wiederherstellung desselben thun könne und dürfe.

Kein Zweifel, daß es am Hof eine mächtige und einflußreiche Partei gab, die den Ruin Aller wünschte und beabsichtigte. Die Cardinäle, welche Luynes ins Conseil genommen, Condé, in dem sich die Sympathien für die Reformirten in den bittersten Haß gegen sie verwandelt hatten, alles, was von Rom und dem päpstlichen Nuntius abhing, auch einige jetzt zu einem großen Ansehen emporkommende neue Eiferer, wie Pater Berulle, waren dieser Meinung.

Aber hätte darin nicht eben ein Grund gelegen, sich ruhig zu halten, wie du Plessis unaufhörlich anrieth, bessere Zeiten und

1) Mémoires de Castelnau ib. IV, 14.

Stimmungen abzuwarten, den drohenden Sturm nicht durch Ungesetzlichkeiten, scheinbare oder wirkliche, heraufzubeschwören?

Parteien überlegen nicht: sie fühlen nur. Ein ihnen angethanes Unrecht hinzunehmen, auch unter drohenden größeren Gefahren, ist ihnen, sobald sie berathen, unmöglich.

In Rochelle, welches von der letzten Versammlung den Auftrag erhalten hatte, die nächste auszuschreiben, hielt man dafür, daß man nach den Aeußerungen von Luynes dazu vollkommen berechtigt sei; die Ausschreiben wurden erlassen: wenn nicht bei Allen und Jeden, aber allenthalben fanden sie Anklang; den ausdrücklichsten königlichen Befehlen zum Trotz kam die Versammlung zu Stande und nahm nun eine entschieden oppositionelle Haltung an.

Sie forderte den König auf, in Béarn den Zustand der Dinge wiederherzustellen, wie er im Jahre 1616 stattgefunden, die sowohl dort als in Guienne und Poitou neu aufgestellten königlichen Garnisonen zurückzuziehen und die von den Reformirten in der letzten Versammlung überreichten Beschwerden zu erledigen [1]; sie erklärte, sich nicht trennen zu wollen, ehe sie nicht eine wirkliche Erfüllung ihrer Forderungen erlangt habe; sie ließ den Ministern, welche die dort Versammelten rechtlich zu verfolgen und ihre Güter in Beschlag zu nehmen drohten, ankündigen, daß, wenn dies geschehe, die Provinzen zu den Waffen greifen würden [2].

Der König, in dessen Umgebung ebenfalls nicht Alle für den Krieg waren, ließ ihnen Genugthuung in Bezug wenigstens auf einige dieser Punkte, wie die Zurückziehung der Truppen und Bestätigung des Edicts, anbieten; aber er forderte dagegen die unverzügliche Auflösung der Versammlung. Du Plessis beschwor diese, sich zu fügen; denn welches Unglück und welche Gefahr werde sie über die Kirchen hereinziehen, wenn sie es nicht thue! An ihrem Bestehen liege den Gläubigen nichts, aber Alles an der Erhaltung ihrer Familien und dem Genusse der Religionsfreiheit, die jetzt durch sie gefährdet werde. Aber die Versammlung wurde schon durch die Consequenz der früheren Beschlüsse, auf deren Grund sie beisammen war, festgehalten. Dazu kam der Eindruck der in Béarn eingetretenen,

1) Articles dressés en l'assemblée générale de la Rochelle. Mars 1621.

2) Que si on n'arrête les poursuites qu'on fait, cela obligera tous ceux de la religion de prendre les armes pour empêcher. — — Du Fraixe à la Force. Mém. de la Force II, 509.

weit über das Edict hinausgehenden Gewaltthätigkeiten, der Ehrgeiz einzelner Häupter, wie des Generaldeputirten Favas, der nicht verschmerzen konnte, daß Leictoure nicht ihm anvertraut worden war, und Rohans, der auf der entgegengesetzten Seite seinen alten Gegner Condé mächtig sah, endlich der Eifer der Geistlichen, die für die Religion zu streiten glaubten. Die Versammelten meinten, Luynes wolle eigentlich keinen Krieg; sollte er ja einen solchen unternehmen, so würde ihre Standhaftigkeit eine Erhebung der schon wieder mißvergnügten Großen hervorrufen. Da man ihnen drohte, so schritten auch sie dazu, sich zu rüsten.

Sie theilten Frankreich in sieben große Provinzen ab, in deren jeder ein Kriegsanführer aufgestellt werden sollte, mit einem Rath aus den vornehmsten Befehlshabern und einigen Mitgliedern des Provinzialconseils zu seiner Seite. Ein Obergeneral sollte ernannt werden, um die allgemeine Kriegführung zu leiten, jedoch mit Beirath der Assemblée von Rochelle selbst. Diese sollte die oberste Stelle in der Armee besetzen, Waffenstillstand und Frieden zu schließen das Recht haben. Um die Kosten bestreiten zu können, wollte man die königlichen Gelder und die Erträge der geistlichen Güter inne behalten; die Assemblée behielt sich vor, neue Auflagen zu machen, und gab sogleich einige Regeln für die Erhebung der Gefälle, gleich als wäre sie schon Meisterin des Landes [1]).

Wenn es wirklich wahr ist, wie man damals gesagt und seitdem wiederholt hat, daß die Reformirten dabei die Verfassung der vereinigten Niederlande zum Muster nahmen, so würde das ein völliges Mißverständniß ihrer Lage und eine Ueberspannung der Gemüther beweisen, in welcher die Wahrheit der Thatsachen den Augen verloren geht. Es giebt Zustände, in denen das Gefühl der Gefahr, in der man schwebt, durch abenteuerliche Entwürfe gleichsam betäubt wird. Wie die Menschen gesinnt waren und die Verhältnisse lagen, war nichts als Unheil zu erwarten.

Die Versammlung hatte die Absicht, dem berühmtesten Kriegsführer in ihren Reihen, Lesdiguières, nicht allein die Anführung in ihrer siebenten Provinz, dem Dauphiné, wo er ohnehin alles ver-

1) Man zählt sieben oder acht Provinzen, je nachdem man Béarn mitrechnet oder nicht. Reiglement dressé par l'Assemblée de la Rochelle, 10 Mai 1621, Mercure français VII, 311. Schon in einem Schreiben vom 9. Mai ist jedoch von dem Eindruck die Rede, welchen die Meldung der Maßregeln, die von den Reformirten zur Einführung einer Republik getroffen worden seien, auf den König gemacht habe. Du Plessis, Lettres IV, 660.

mochte, sondern zugleich die Leitung des gesammten Unternehmens anzuvertrauen, und machte ihm bedeutende Anerbietungen. Aber das war eben der Mann, der von jeher am meisten zum Frieden gerathen, jeden ernstlichen Widerstand verdammt hatte. Durch sittlich anstößige persönliche Verhältnisse, welche die protestantische Strenge nie vergeben, der Hof aber wohl übersehen konnte, war er jetzt noch besonders an denselben gefesselt.

Lesdiguières willigte ein, daß die Würde eines Connetable, zu der ihn der öffentliche Ruf designirte, auf den Günstling übertragen wurde; zum Feldmarschall ernannt, übernahm er selbst die Leitung des Feldzuges gegen die Hugenotten.

Die Versammlung bot hierauf die Oberanführung und das Generalat in den nördlichen Provinzen dem Herzoge von Bouillon an; aber Bouillon wollte sich in seinen alten Tagen nicht in eine so gefährliche Unternehmung stürzen; er lehnte jede thätige Theilnahme ab und begnügte sich, einige Rathschläge zu geben, die dann nicht befolgt wurden.

Dem Schwiegersohne Bouillons, Herzoge de la Tremouille, war Saintonge mit einigen angrenzenden Bezirken bestimmt; er hat den Auftrag niemals angenommen, vielmehr bald darauf die Partei des Königs ergriffen.

Chatillon, dem Niederlanguedoc und die Cevennen zugetheilt waren, folgte dieser Berufung; aber man sah voraus, daß er sich mit dem Conseil seiner Provinz, besonders mit Nismes, nicht vertragen werde; von Anfang an zeigte er eine unzweifelhafte Hinneigung zu dem Hofe.

Eigentlich durfte die Assemblée auf Niemand zählen, als auf diejenigen, unter deren Einflusse sie ihre Beschlüsse gefaßt hatte, auf la Force und die beiden Brüder Rohan und Soubise. Und selbst diese hatten nur eine sehr zweifelhafte Macht. La Force war zum Befehlshaber in Niederguienne ernannt worden; aber der nach ihm mächtigste Hugenott in dieser Provinz, Pardaillan, weigerte sich, ihm Gehorsam zu leisten. Entgegengesetzte Versammlungen wurden gehalten; ein Jeder hatte seine Anhänger.

Und in solch einem Zustande nun wagte es jene Versammlung, die Miene anzunehmen, als wenn sie Frankreichs mächtig wäre, und Anordnungen in diesem Sinne zu erlassen. Hätte sie nur für sich gehandelt, für die zwei oder drei Großen und die Städte ihres Anhanges, so würde nichts weiter darüber zu sagen sein. Aber sie zog durch ihre Hartnäckigkeit das Verderben über die ganze Genossenschaft,

der sie angehörte, herbei. Unfähig, ihre Kräfte zu vereinigen, durch jeden ihrer Schritte neue Entzweiung veranlassend, in einem Augenblicke, wo der Geist der katholischen Restauration siegreich durch Europa schritt, gegen den sie nur durch die legitime Gewalt, die über ihr war, geschützt werden konnte, provocirte sie deren Feindseligkeit und gab ihr gerechtfertigte Waffen in die Hände.

Indem der König ins Feld rückte, kündigte er an, daß er nur die Ungehorsamen züchtigen, alle, welche ihm getreu bleiben würden, dagegen bei der freien Religionsübung und den ihnen ertheilten Zugeständnissen schützen wolle. War es aber, in Bezug auf die politische Stellung, die ein jeder besaß, Ernst hiermit? Und wenn so, war es bei der Energie der einander bekämpfenden Gegensätze noch auszuführen, sobald es zum Kriege kam?

Zuerst du Plessis-Mornay, der sich mit unermüdlichem Eifer für den Frieden bemüht hatte, bekam die Folgen des Bruches zu empfinden. Er sah sich in der Mitte entgegengesetzter Feindseligkeiten. In Rochelle hatte man nicht übel Lust, ihn durch irgend einen Gewaltstreich zur Anerkennung der Befehlshaberschaft von Soubise in seinem Gouvernement Saumur zu nöthigen. Aber eben dies nahmen der König und der neue Connetable zum Vorwande, sich selbst in Besitz des Platzes zu setzen, den sie unmöglich ungesichert in ihrem Rücken zurücklassen konnten. Die Bewahrung desselben wurde einem jungen Manne, auch einem Protestanten, dem man aber unbedingt vertraute, überlassen; du Plessis sollte nur den Titel als Gouverneur behalten. So geht, von entgegengesetzten Winden gepeitscht, ein kleines sonst wohlgeführtes Fahrzeug zu Grunde. Der alte Mann hielt nur dadurch noch seinen Namen aufrecht, daß er jede Abkunft, die auf einer Geldentschädigung beruhte, von sich wies.

Indessen wurden, unter ähnlichem Vorwande, die Protestanten in den meisten Plätzen der Normandie und Picardie entwaffnet. In Rouen ließ der Herzog von Longueville eines Tages die ganze Bürgermiliz auf dem großen Platze zusammenkommen; auch die Reformirten erschienen und stellten sich in ihren Compagnien ein; hier aber erklärten ihnen die Hauptleute den Willen des Königs: sie mußten sämmtlich die Waffen niederlegen [1]). Zu eigentlichem Kriege war nichts vorbereitet. Die Reformirten hatten nicht Truppen genug, um ihre Sicherheitsplätze zu besetzen; die Folge war, daß die Befehlshaber sich ein Verdienst daraus machten, dieselben zu übergeben.

1) Histoire journalière du voyage du roy. Archives curieus. II, 2, 252.

Sowie der König erschien, fielen alle festen Plätze von Touraine und Poitou in seine Hand; auch St.-Jean Angely, das für unbezwinglich galt, hielt nur eine kurze Belagerung aus. Den Arbeiten der Belagerer, die unter Lesdiguières von einem italienischen Ingenieur geleitet wurden, der unter Spinola gedient hatte [1]), kamen von innen her Parteigänger für Ueberlieferung zu Hülfe.

Höher an der Loire gingen die beiden großen Pässe, Gergeau und das einst durch eine heldenmüthige Vertheidigung berühmt gewordene Sancerre, ohne Mühe an die königlichen Truppen über. Die Besatzung von Gergeau war zu schwach, um die Außenwerke zu vertheidigen; in Sancerre kam es zu einer Entzweiung zwischen dem Befehlshaber des Schlosses, der sich zum Könige hinneigte, und den Einwohnern der Stadt, welche alle Vertheidigung unmöglich machte.

Als der König nach Guienne vorrückte, brachten ihm die Consuln von Castillan und St.-Foi die Schlüssel ihrer Städte entgegen; die Macht von la Force concentrirte sich in Bergerac: aber „der Connetable", so sagt ein halb officieller Bericht, „hatte dessen Autorität bereits vollkommen ruinirt, durch Mittel, wie sie in diesem Jahrhundert der Treulosigkeit legitim sind." Die Neigung zum Abfall unter den Hugenotten ward überall durch Geschenke und Versprechungen zur That gefördert.

Sollte nun aber dieses ganze reformirte Gemeinwesen, das mit unsäglicher Anstrengung gegründet worden und noch eine große Rolle in der Welt spielte, so ohne Widerstand zu Grunde gehen, als sei es niemals gewesen?

Die politisch-militärische Aufstellung der Hugenotten war nicht mehr haltbar; durch die Einwirkungen der aristokratischen Parteiung war sie mißbraucht und in ihrem Kerne gebrochen. Daß ein Mann wie Lesdiguières, der gegen sie heranzog, noch immer Protestant geblieben war und mit unzähligen Mitgliedern der Partei in persönlichem Verhältnisse stand, mußte vollends alles zersetzen. Wäre es möglich gewesen, die religiösen Motive des Widerstandes völlig von den politischen zu trennen, den Protestanten das Vertrauen einzuflößen, daß ihre Religion unangetastet bleiben würde, so hätten sich wahrscheinlich alle unterworfen. Aber zuverlässig war die französische Regierung auch damals nicht. Man wußte z. B., daß Lesdiguières, indem er siegte, doch der weiter drängenden zelotischen Partei gegen-

1) Fontenay Mareuil sagt nur, qu'on n'en tiroit pas tout l'avantage, qui se pouvoit, schreibt ihm aber doch die entscheidende Handlung zu.

über eine schwere Stellung selbst im Lager hatte. Hier und da erhoben sich die alten tumultuarischen Volksbewegungen in drohendster Gestalt. Auf den Kanzeln verkündigte man die völlige Ausrottung der Hugenotten in Frankreich. In den eroberten Städten wurden die Reformirten auch um ihrer Religion willen grausam mißhandelt. Nothwendig erwachte nun wieder auch in ihnen das religiöse Selbstgefühl: nicht um der Monarchie zu widerstreben, sondern um ihre Religion zu vertheidigen, entschlossen sie sich, an den Punkten, die vielleicht noch behauptet werden konnten, zum Widerstand. Einer von diesen war Montauban, das von der Anhöhe in Quercy her, auf der es errichtet ist, eine weite Umgegend beherrscht und, durch den Lar, der an den Mauern hinströmt, damals überdies durch starke Befestigungen geschützt, einer großen Anzahl von Gefährdeten und Verjagten als Zufluchtsstätte diente. Die Bürger waren beides, religiös überzeugt und kriegerisch entschlossen: wie Rohan ihnen sagte, er wisse, daß die Ansteckung des Abfalls sie nicht ergreifen werde; denn ihnen sei klar, daß nur Vertheidigung sie vor dem Verlust ihrer Religion schützen könne: sie würden sonst entweder das Reich meiden, oder gar am Leben büßen müssen. „Denen, die nach unserem Blute trachten, müssen wir es wenigstens theuer verkaufen". So, fügte er hinzu, sei auch er gesinnt; wenn es noch zwei Bekenner der reformirten Religion auf Erden gebe, so werde er der eine von beiden sein. Seine Häuser und seine Güter seien ihm genommen: er habe nichts als seinen Degen; mit diesem aber wolle er die Religion vertheidigen [1]). In der That war in Montauban ein Widerstand organisirt, der einen wahrhaft religiösen Kern hatte. Eine Anzahl geflüchteter Prediger war in der Stadt, welche alle Abende je zwei und zwei zu den Wachten gingen, mit den Soldaten beteten und den alten Enthusiasmus des Bekenntnisses in ihnen rege hielten. Vortreffliche Dienste, um jede entgegengesetzte Regung zu ersticken, leistete la Force, der sich auch hier eingefunden. Der Bürgermeister du Puy, ein Mann von gesundem Menschenverstand und Zuverlässigkeit, war für die militärische Seite der Vertheidigung überaus förderlich. Dem Herzoge von Rohan gelang es, in dem schwierigsten Moment eine Verstärkung in die Stadt zu werfen. So hielt Montauban dritthalb Monate aus: nachdem das königliche Heer mehr als

1) Histoire particulière des plus mémorables choses qui se sont passées au siége de Montauban (Leiden 1624), S. 16. 17; eine Schrift, die den althugenottischen Geist und Styl noch einmal darstellt.

20,000 Kanonenschüsse auf die Wälle gethan, sah es sich genöthigt, im November 1621 die Belagerung aufzuheben.

Soviel wir wissen, war die Meinung von Lesdiguières dahin gegangen, daß Montauban mit Blockhäusern umgeben, nicht geradezu belagert werden sollte; Luynes, auch in diesen Dingen allmächtig, hatte die förmliche Belagerung durchgesetzt [1]).

Nachdem Luynes durch die Gunst zur Gewalt gekommen war, hielt er sie beide mit wachsamer Eifersucht fest [2]). Er umgab den König mit seinen Brüdern und Verwandten, den Geschöpfen seiner Macht; auch den Beichtvater entfernte er, der einen selbständigen Einfluß zu erlangen schien; er nährte, wie wir aus des Königs Munde wissen, dessen Argwohn gegen die Königin-Mutter, welche ihm den Bruder vorziehe; kaum sollte man es glauben, aber es wird von denen, die diesen Dingen nahe standen, versichert, daß man den König von seiner Gemahlin durch die Bemerkung fern gehalten, es würde kein Vortheil für ihn sein, wenn er in den jungen Jahren, in denen er noch stand, schon einen Nachfolger bekäme, an den sich seine Gegner anschließen könnten. In Luynes war es nicht allein Ehrgeiz, sondern zugleich Eifersucht, wenn er nun sich selbst, so wenig er auch noch vom Kriege gesehen, zum Connetable von Frankreich ernennen ließ; denn er konnte Niemand neben sich dulden, der die Prärogativen dieser Würde ausgeübt hätte. Da der Großsiegelbewahrer du Vair während des Feldzuges starb, so behielt Luynes, obgleich er der Rechte und Gesetze wenig kundig war, dennoch auch das Siegel des Reiches in seiner Hand. Im Cabinet und Conseil, am Hofe des Königs sowie der Königin, im Lager wie an den Gerichtshöfen sollte keine andere Stimme, als die seine, die höchste Gewalt ausdrücken. Er war Ritter des Ordens, Duc und Pair und nahm sich eine Gemahlin aus einem der vornehmsten Häuser des Reiches, die Tochter des Herzogs von Rohan-Montbason; den einen seiner Brüder verheirathete er mit der reichsten Erbin, den anderen mit der Erbin eines der angesehensten Männer in Frankreich und erhob sie beide zu Herzogen. Das Gouvernement von Amiens, durch

1) Dem widerspricht es nicht, wenn Luynes in einem damals zu seiner Vertheidigung geschriebenen Briefe rühmt: nos prévoyances pour la subsistance du siége et en la résolution de l'entreprendre. Merc. fr. VII, 891.

2) Le contadin Provençal (Arch. cur. II, II) findet in Luynes alle die Fehler wieder, welche den Einwohnern des Comtat von ihren Nachbarn zugeschrieben werden.

Calais und Boulogne verstärkt, schien ihm noch nicht zu genügen. Es fiel auf, daß er Orange oder Avignon, ja sogar die drei Bisthümer an sich zu bringen suchte; Richelieu schreibt ihm den abenteuerlichen Plan zu, sich zum Könige von Austrasien zu machen. Was er auch unternahm, seines Königs glaubte er auf immer sicher zu sein; er hat gesagt: niemals könne der in seinen Untergang willigen. Im Lager warf man ihm Eigensucht und Habgier vor: während er an fünf verschiedenen Orten für sich baue, sei das Heer vor Montauban unbezahlt geblieben; ihm und keinem anderen, mochte er sich entschuldigen, wie er wollte, gab man die dortigen Unfälle Schuld. Kein Zweifel, daß das auf den König Eindruck machte: er sah das Thun und Lassen seines Günstlings mit Ironie an. Noch aber bestand dessen Autorität in vollem Glanze; sie erfüllte den Gesichtskreis, und die Zukunft schien ihr zu gehören, als eine rasch entwickelte Krankheit ihn dahinraffte. Plötzlich war seine Macht aufgestiegen, in einem Momente war sie verschwunden. Ihre Bestandtheile wurden unter andere getheilt. Niemand gedachte seiner weiter; die Führer seiner Leiche spielten Würfel auf seinem Sarge [1]).

Für die Geschichte von Frankreich ist Luynes, was man auch gegen seine persönliche Bedeutung sage, von großem Einflusse gewesen. Weniger mit Voraussicht und geistiger Anstrengung, als durch den Lauf der Dinge fortgezogen und glücklich durch die Fehler der Gegner, hat er eine große aristokratische Coalition zersprengt und die bisher so gefürchtete Macht der Hugenotten zuerst wieder besiegt.

Im nächsten Jahre ward die Unternehmung gegen sie hauptsächlich unter dem Einflusse des Prinzen von Condé erneuert. Sie ging ganz wie zuvor. Soubise, der einen Einfall in Poitou gewagt, ward nicht ohne eine Art Schimpf, insofern er sich zwar selber rettete, aber seine Leute preisgab, aus dem Lande verjagt. In Basse-Guienne ward la Force zur Unterwerfung vermocht. Seine Freunde machen geltend, daß er zugleich für die Pacification der Provinz Sorge trug; hätte er nur nicht in demselben Augenblicke den Marschallsstab angenommen! Aber der Sinn der Zeit war nun einmal, daß diejenigen verachtet wurden, welche bei ihrer Unterwerfung unter den Fürsten sich nicht selber gute Bedingungen ausmachten. Rohan leistete auch diesmal Widerstand. Er hatte durch die Gunst der eifrig protestantischen Partei, die nur in ihm ihren Rückhalt sah, Chatillon aus Niederlanguedoc verdrängt und besonders

1) Beauvais-Nangis, des favoris II, 180.

Montpellier in Vertheidigungsstand gesetzt. Alle Anhänger der Friedenspartei waren aus dieser Stadt gestoßen worden, du Puy von Montauban dahin gekommen, um auch hier alles in Einem Sinne zu erhalten. Condé drang auf die Belagerung, wie Luynes auf die vorjährige; aber er stieß auf eben so mannhafte Gegenwehr. Dadurch ermüdet, lieh der König sein Ohr den Rathschlägen Lesdiguières', der jetzt förmlich zum Katholicismus übergetreten und dafür zum Connetable erhoben worden war, aber nicht zu den Convertiten gehörte, welche die Partei, von der sie abfallen, dafür verfolgen; er dachte nur auf den Frieden. Durch ihn hauptsächlich ward der König bewogen, die Beobachtung des Edicts von Nantes und die Herstellung des reformirten Gottesdienstes allenthalben, wo er unterbrochen worden sei, zuzusagen. Der Sicherheitsplätze ward nicht mehr gedacht; insofern ward das Edict nicht erneuert; aber es wurden die alten Fortificationen, in Rochelle und Montauban auch die neu errichteten geduldet. Die Frage, ob eine Versammlung ohne Erlaubniß des Königs gehalten werden könne, ward ganz zu Gunsten der königlichen Gewalt entschieden.

Denn besiegt hatte man die Reformirten allerdings in beiden Jahren, wiewohl nicht überwältigt, noch unterdrückt.

Ich finde die Behauptung, daß das aristokratische Interesse, mit dem in Verbindung getreten zu sein den Protestanten oft verderblich geworden war, ihnen damals dagegen zu statten gekommen sei. Der päpstliche Nuntius versichert, von Seiten der Großen habe man alles gethan, um den Frieden herbeizuführen: man habe sogar die Kriegsunternehmungen absichtlich erschwert. Die Großen, sagt er, sind dem Könige persönlich ergeben; aber sie wollen ihn nicht zu stark werden lassen, sie wollen, daß er sie nicht allein lieben soll, sondern fürchten: durch die völlige Unterjochung der Hugenotten würde die königliche Macht einen Zuwachs gewinnen, der ihnen selbst gefährlich wäre [1]).

Noch ein anderes Motiv aber, ohne Zweifel das wirksamste, entsprang der höchsten Gewalt selbst aus der Lage der auswärtigen Angelegenheiten, welche ihre ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit erforderte.

1) Vittorio Siri aus dem Schreiben des Nuntius Corsini an den Cardinal-Legaten Ludovisio, 14. Oct. 1622: I Grandi miravano a tener il re in istato che non havesse sopra di loro un assoluto dominio: – volevano dal re piu tosto essere temuti che amati. Ciascuno tirava indietro al possibile, chi esortando alla pace, chi scopertemente opponendosi, e chi con artificio coperto ritardando le cose, necessarie per ben fare la guerra.

## Drittes Capitel.

## Verhältniß zu Spanien. Eintritt des Cardinals Richelieu.

Heinrich IV. war umgekommen, als er eben im Begriffe stand, einen großen Angriff auf die spanische Monarchie zu unternehmen: die Königin-Regentin machte es sich dagegen für's erste zum Grundsatz, jede Irrung mit dieser Macht sorgfältig zu vermeiden.

Sie ließ das Uebergewicht derselben in Italien unangetastet. Sie that nichts für Mantua, als es im Jahre 1613 von Savoyen angegriffen ward, nicht weil sie für das letztere gewesen wäre, sondern weil sie keine Neigung hatte, mit Spanien dabei in Wettstreit zu gerathen. Philipp III. verbot dem Herzoge von Mantua, sich irgend einer anderen Hülfe als der seinen zu bedienen [1]; er wollte an dem Austrage der Sache keinen französischen Minister Theil nehmen lassen; er entschied sie zum Nachtheile Savoyens mit unbedingter Autorität.

Wenn er aber gleich darauf den Herzog von Savoyen, der alle gemachten Eroberungen herausgegeben hatte, nöthigen wollte, in seinem eigenen Lande zu entwaffnen, so ging ihm das nicht so leicht durch. Einmal hatte der Herzog ein besseres Recht als früher, das Recht eines souveränen Fürsten, sich von keinem Anderen Gesetze vorschreiben zu lassen; sodann fand er Beistand an den französischen Großen, die sich auch nach außen hin der Königin entgegensetzten. Condé war sein Verbündeter und Freund. Nichts war den Italienern widerwärtiger, als die Macht Concino's, obwohl ihres Landsmannes, bei dem ihre Anmahnungen kein Gehör fanden; seinen Sturz begrüßten sie als Glück. In der That wandte darauf der

1) Historia di Giov. Capriata 111.

junge König ihnen sofort größere Theilnahme zu. Er vermählte seine Schwester mit dem Prinzen von Savoyen und ließ geschehen, daß eine glänzende Schar französischer Edelleute dem Herzoge zu Hülfe kam. Die Spanier gingen einen Frieden ein, der, indem er die bisherigen Zustände festhielt, doch auch zugleich den Herzog mit dem Selbstgefühl erfüllte, daß er die italienische Unabhängigkeit vertheidigt habe, ihnen aber an ihrem Ansehen nicht geringen Eintrag that.

Der Gegensatz der Parteien und Tendenzen im Innern berührte, wie in diesem Falle, so in anderen, von Moment zu Moment auch die auswärtigen Verhältnisse.

Die bekannte Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618 und ihre Unterdrückung hingen, wenn wir nicht irren, beide davon ab. Es war eine Anzahl französischer Abenteurer zu Land und zur See, damals der Kriegsirrungen halber in Venedig aufgenommen, die sich mit den bittersten Feinden der Republik, dem Vicekönig von Neapel und dem spanischen Gesandten in Venedig, in Verbindung gesetzt und einen Anschlag gefaßt hatten, sich der wichtigsten Plätze der Stadt und ihrer Reichthümer durch einen plötzlichen Handstreich zu bemächtigen. Der französische Gesandte selbst, der zu der clericalen Faction gehörte, nahm sie in Schutz. Dagegen ein Capitän von protestantischer und antispanischer Gesinnung, ein Neffe des Marschalls Lesdiguières, den die anderen ins Vertrauen zogen, Namens Balthasar Juven, hielt für besser, seine Kameraden anzugeben, als die Republik verderben zu lassen. Das Vorhaben konnte erstickt werden, ehe noch förmlich Hand an seine Ausführung gelegt worden war [1]).

In diesem Augenblicke begannen die deutschen Irrungen, die zu dem großen Kriege führten, der die Geschicke Deutschlands auf immer bestimmen sollte.

Die französische Politik war ursprünglich für den Kaiser und das Haus Oestreich. Eine französische Gesandtschaft hatte an jener Abkunft von Ulm Antheil, durch welche der deutschen Ligue freie Hand verschafft wurde, ihre Kräfte zur Herstellung der Autorität des Kaisers in seinen Erblanden zu verwenden. Im Jahre 1620 war der katholische Eifer in Frankreich so stark, daß der Prinz von Condé, der damals die Politik hauptsächlich leitete, dem spanischen Botschafter seine Beistimmung zu dem Bruche des niederländischen Waffen-

1) Ich beziehe mich auf meine Abhandlung über die venetianische Verschwörung von 1618. S. 105.

ſtillſtandes ohne Rückhalt zu erkennnen gegeben hat [1]). Dieſe Connivenz der Franzoſen hatte die glücklichſten Folgen für die Spanier. Sie ſetzten ſich am Mittelrhein feſt und breiteten ſich am Niederrhein aufs neue aus: ſie beherrſchten Fürſten und Städte weit und breit zu beiden Seiten des Rheins; doch waren ſie mit vorübergehender Einwirkung diesmal nicht zufrieden: ſie dachten auf eine neue, große territoriale Combination. Herzog Maximilian von Baiern, der die Gunſt der Spanier bedurfte, erklärte ſich bereit, ſeine Anſprüche auf die Pfalz ihnen abzutreten. Schon ein paar Jahre früher, als König Philipp IV. von Spanien die von ſeiner Mutter auf ihn übergegangenen Erbrechte auf die Kronen von Baiern und Böhmen aufgab, war ihm dagegen ein Anrecht auf Tyrol, die Vorlande und den Elſaß ſelbſt zuerkannt worden [2]); keine Dispenſation des Papſtes ſollte das kaiſerliche Haus von der Verpflichtung dieſer Abtretungen losſprechen können. Die Ausſicht war eröffnet und mit großer Beſtimmtheit ergriffen, daß ſich eine zuſammenhängende große Linie entweder zu Spanien gehöriger oder doch von ihm abhängiger Beſitzungen von den Alpen her, längs der franzöſiſch-deutſchen Grenze, wie das alte Lotharingen nach den Niederlanden ziehen würde.

Um dieſelben aber mit Italien in unmittelbare Verbindung zu ſetzen, ward noch ein anderer Plan gefaßt und großentheils ins Werk geführt.

In ſeiner gräßlichſten Geſtalt war der politiſche Religionsſtreit zwiſchen den Gemeinden von Valtellin und dem grauen Bund im hohen Rhätien ausgebrochen, von Anfang an nicht ohne Antrieb und Theilnahme der ſpaniſchen Regierung zu Mailand. Auch hatte ſie davon großen Vortheil: ſie ward Meiſterin wie in jenem Thale, ſo auch in Bormio und Chiavenna, während der Erzherzog Leopold von Tirol her ſich Engadins bemächtigte: die Hauptſtadt von Graubündten, Chur, fiel in ihre Hände. Ohne auf eine mit Frankreich bereits getroffene Abkunft Rückſicht zu nehmen, weil dieſelbe durch eine neue Waffenerhebung ungültig geworden ſei, vermochte der Governator von Mailand, Herzog von Feria, die beiden Bünde, den grauen und den

1) Mirabel berichtet den 19. Januar 1620, daß er dem Prinzen die Gründe angegeben habe, que podian obligar a este rey a no favorecer, en caso que se rompiesse, esta gente. Der Prinz antwortet: que sobre esto tenia muy poca gana. (Pap. v. Simancas.)

2) Nach Khevenhiller hat zuerſt wieder Hurter, Ferdinand II., T. VII von dieſen Verträgen einige Notiz gegeben.

Gotteshausbund sowie die Herrschaft Meienfeld, auf ihre Ansprüche an Valtellin und Bormio Verzicht zu leisten, gegen eine jährliche Geldzahlung, für welche Spanien gutsagte; der Zehngerichtenbund wurde zum größten Theil dem Erzherzog und dem Hause Oestreich überlassen: der Bischof von Chur und die beiden Bünde versprachen überdies dem Kriegsvolke des Königs von Spanien, zu Pferd und zu Fuß, freien und ungehinderten Durchzug nach Italien sowie nach Deutschland und den Niederlanden hin durch ihr Gebiet [1]). Stipulationen, welche, obgleich auf eine kleine Landschaft bezüglich, doch vermöge der geographischen Lage derselben eine Umwandlung der Weltverhältnisse in sich schlossen. Denn eben auf sein gutes Verhältniß zu Graubündten hatte einst Heinrich IV. die Italiener vertröstet, als sie sich beklagten, von ihm verlassen zu werden; von da kamen den Venetianern ihre zuverlässigsten Truppen. Nicht allein war es damit vorbei, wenn es bei jenen Festsetzungen blieb, sondern die Spanier gewannen eine durch die Erwerbungen in Deutschland fortgesetzte Verbindung mit den Niederlanden; eben Valtellin und Bormio brachten Mailand mit Tirol in unmittelbaren Zusammenhang: ein Machtzuwachs von der größten Bedeutung trat für sie in Aussicht.

Nothwendig gerieth hierüber das noch unabhängige Italien, Savoyen, Venedig, der römische Hof selbst und alles, was in Frankreich nicht spanisch gesinnt war, in lebhafte Besorgniß. Die Ueberzeugung brach sich Bahn, daß die französische Regierung Frieden im Innern schließen müsse, um ihre Aufmerksamkeit nach außen richten zu können. Lesdiguières, der den Frieden von Montpellier zu Stande brachte, war zugleich der vornehmste Vermittler eines engen Verhältnisses mit den italienischen Fürsten. In ihm lebte noch die Politik Heinrichs IV. Auch als Connetable und Katholik forderte er nicht allein Frieden mit den Hugenotten, sondern Herbeiziehung derselben zu den Unternehmungen gegen Spanien. In Avignon erschien der Herzog Carl Emanuel von Savoyen; er war zugleich mit dem venetianischen Gesandten Pesaro bei dem Könige; dort und in Lyon ward dann der Beschluß gefaßt, die Spanier zur Herstellung des alten Zustandes in Graubündten, wenn sie sich nicht in Güte dazu verstehen wollten, mit Gewalt zu nöthigen; bald wurde eine Offensiv-

1) Tractate von Mailand 10. Januar 1622; im Mercure français X, 131, und bei Dumont. Besonders Art. 18 des 2. Vertrages S. 143.

und Defensivallianz zwischen Frankreich, Savoyen und Venedig, die sehr ernstlich aussah, geschlossen.

Lag es aber wirklich im Sinne der französischen Regierung, ihr System so vollkommen zu wechseln, von dem Kriege gegen die Hugenotten so ohne weiteres zu einem Kriege gegen die Spanier überzugehen?

In ihrer Mitte war abermals eine große Veränderung eingetreten. Condé, welcher sich durch die Unterhandlung und den Abschluß des Friedens von Montpellier beleidigt fühlte, verließ das Reich unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Loretto. Er mochte darauf rechnen, daß sein Freund Schomberg in kurzem seine Zurückberufung auswirken werde: aber auch Schomberg ward aus dem Ministerium gestoßen. Man machte ihm Vorwürfe über seine Verwaltung, die eben nicht sehr begründet gewesen sein mögen; seine hauptsächlichste Schuld war, daß er zu den Anhängern Condé's gehörte.

Die Leitung der Geschäfte kam noch einmal in die Hände der alten Minister. Nicolas Brulart de Sillery, der schon zur Zeit Heinrichs III. Gesandter in der Schweiz war, trat nach einer langen, von manchem Sturme bewegten, doch im Ganzen glücklichen Laufbahn als erster Minister in Frankreich auf. Wie oft hatte er das Schwanken der Entscheidung in dem Kampfe der großen Interessen, den Wechsel der Systeme und die Rückkehr des Gleichgewichts beobachtet: darin sah er die Natur der Dinge. Der wahre Werth eines Staatsmannes schien ihm in umsichtigem Bedacht, allseitiger Erwägung zu liegen. Er redete langsam, aber fließend, in gewählten Worten, die einen eben so feinen wie gebildeten Geist verriethen, Absicht aber und Vorhaben mehr verbargen, als offenbarten. Das Feuer seiner Jugend war vorlängst erloschen; nur da wollte man es noch bemerken, wo von einem Vortheil seiner Familie die Rede war [1]). In ihm erschien noch einmal der altfranzösische Patriciersinn, der in der Gründung und Erhaltung eines großen, durch Ehren und Besitz hervorragenden Hauses ein würdiges Ziel der Thätigkeit eines ganzen Lebens erblickte. Die Brularts pflegten, wenn sie alt geworden und nun ihren Tod voraussahen, ihre Kinder bei dem Gott ihrer Altvordern zu segnen. Dem Canzler stand einer seiner Söhne, Puysieux,

1) Dans les actions publiques sa retenue alloit jusqu'à l'étonnement d'un chacun: dans le particulier, qu'il était moins sur sesgar, des beaucoup de marques de promptitude lui échappèrent, bien qu'il les réprimât. Aus dem Fragment einer begonnenen anonymen Geschichte von Richelieu.

als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten zur Seite; der andere verwaltete die damals wichtigste aller französischen Gesandtschaften zu Rom. Nach dem Tode des Großsiegelbewahrers Caumartin ließ sich der Canzler auch die Siegel wieder übertragen; aus den Schriften der Zeit kann man sehen, welche Verehrung er damals genoß: „der getreue Nestor des Königs, der allen Gefahren des Staates wachsam und klug zuvorkomme, der große, gerechte und billige Staatsmann, nach dessen Muster alle anderen ihr Verhalten einrichten" [1]).

Ein Mann dieser Art konnte unmöglich sehr kriegerische Gesinnungen hegen. Er hielt die Ansicht der Regentschaft fest, daß der Friede zwischen beiden Kronen auch für Frankreich das Zuträglichste sei. Indem er Bestimmungen über die Zeit einging, in welcher der Feldzug gegen die Spanier beginnen sollte, ließ er doch in Rom und Madrid zugleich Eröffnungen zu einem friedlichen Vergleich machen. Er dachte nicht, Krieg anzufangen, sondern nur damit zu drohen.

Damit brachte er es auch in der That so weit, daß die von den Spaniern eingenommenen festen Plätze entweder gänzlich verlassen, oder dem Papste als Depositum auf so lange, bis die Sache zur Genugthuung beider Könige entschieden sei, eingeräumt wurden. Dann ward über die Herstellung des früheren Zustandes von Valtellin in Rom eifrig unterhandelt. Die Spanier ließen ihre übrigen Prätensionen fallen; aber sie bestanden auf dem Rechte des Durchzuges. Unter den andringenden Einwirkungen der geistlichen Partei, welche Valtellin lieber ganz in den Händen der Spanier gesehen hätte, gab der Papst Urban VIII. endlich nach, daß den spanischen Truppen der Durchzug, nicht aus Deutschland nach Italien, wohl aber von Italien nach Deutschland, jedoch auch dieser unter bestimmten Beschränkungen, freistehen solle. Der französische Gesandte kam mit dem spanischen überein, dies anzunehmen [2]). Dem Sohne Sillery schien es wie dem Vater, als ob damit der Ehre von Frankreich genuggethan sei. Ihre Friedensliebe überwog in ihnen die Rücksicht auf ihre Bundesgenossen, deren Wünsche damit nicht erfüllt wurden, oder auf künftige mögliche Nachtheile.

1) Esprit des choses principales qui se sont passées en France en l'année 1623.

2) Marquemont 16 Mars 1624 au roi. Der Papst sagt: que les ambassadeurs d'Espagne et de France étoient demeurés d'accord, luy en avoient donnée leur parole et avoient promis d'en signer les articles quand il plairoit à S. Sté. Vgl. Siri V, 559.

Auch noch in einem anderen Punkte aber klagte man sie an, das Interesse von Frankreich aus den Augen zu setzen.

Es gehörte ganz zu der weltumfassenden Politik der Spanier, daß sie die Opposition von England, die sie nicht zu überwältigen vermochten, durch eine Abkunft, eine Familienverbindung, zu beseitigen suchten. In einem Augenblicke, wo sich alle Streitigkeiten in Deutschland um die Sache des verjagten Kurfürsten von der Pfalz, welcher der Schwiegersohn Jakobs I. war, gruppirten und wie die Protestanten, so die Holländer ihren vornehmsten Rückhalt in England sahen, konnte ihnen nichts wichtiger sein. Schon die Aussicht, daß sich der Prinz von Wales mit einer spanischen Infantin vermählen könne, brachte bedeutende Wirkungen in der Welt hervor. In dieser Erwartung leicht gewonnen, gab König Jakob I. zu, daß der letzte noch uneroberte Platz in der Pfalz den Spaniern überlassen wurde. Denn fast hoffte er die Restitution seines Schwiegersohnes mehr von denen, die ihn verjagt hatten, als von der Gegenpartei.

Wenn sich nun aber dergestalt England auf immer mit Spanien verbündete, zu welcher untergeordneten Rolle sah sich dann die Politik von Frankreich verdammt! Es war nichts Anderes zu erwarten, als daß auch Holland zu einem nachtheiligen Frieden mit Spanien genöthigt würde. Von den Niederlanden her hätte sich dann die spanische Autorität durch ihren Einfluß auf die geistlichen Kurfürstenthümer und das pfälzische Gebiet, mochte der Kurfürst wiederhergestellt werden oder nicht, bis nach den Alpen und über die Alpen hingezogen; sie hätte Frankreich zur See und zu Lande von allen Seiten umschlossen [1]).

Es machte einen widerwärtigen Eindruck auf die Franzosen, als sie vernahmen, der Prinz von Wales habe sich, und zwar, was man den Ministern anrechnete, ohne bemerkt zu werden, mitten durch Frankreich nach Spanien begeben, um seine Vermählung persönlich festzusetzen.

So sehr sich Königin Maria dem Hause von Spanien verbunden fühlte, so regte sich doch gegen dieses Vorhaben eine mütterliche Eifersucht in ihr. Schon längst war von einer Vermählung ihrer noch unverheiratheten Tochter Henriette mit dem Prinzen von Wales die Rede gewesen. Ungern sah sie denselben zu einer anderen schrei-

1) In dem Testamentum politicum heißt es von diesen Zeiten: Hispania ex orbe facere unam domum cogitabat, si Galliam efficere posset partem domus.

ten. Und sagte man ihr nicht, daß der Prinz unerkannt einer Festlichkeit bei Hofe beigewohnt, ihre Tochter tanzen gesehen und eine gewisse Bewunderung ihrer Erscheinung zu erkennen gegeben habe?

Diese Fürstin aber besaß jetzt wieder einen nicht geringen Einfluß auf die Geschäfte. Sie war mit den Sillery verbündet gewesen, solange sich diese dem Prinzen von Condé, in dem sie ihren vornehmsten Feind sah, entgegensetzten; diese hatten ihr, mehr jedoch weil sie es nicht verhindern konnten, als weil sie es gewünscht hätten, Sitz und Stimme im Conseil eingeräumt; seitdem hatte sie sich in den Streitfragen, die den Hof theilten, häufig auf ihrer Seite gehalten, zuweilen das Wort für dieselben bei ihrem Sohne geführt; aber nicht immer griffen ihre Interessen zusammen; sie glaubte sogar zu bemerken, daß der Same des Mißtrauens, das noch von den Zeiten Luynes' her in der Seele ihres Sohnes schlafe, von den Sillery genährt werde; ein Antagonismus bildete sich zwischen ihnen, der in tausend kleineren Angelegenheiten bemerkbar war und nun auch die großen Fragen der inneren und äußeren Politik ergriff.

Ihre Schwäche fühlend, von Mißvergnügten aller Art am Hof und im Lande bedrängt, faßten der Canzler und seine Freunde den Gedanken, sich durch die großen Gouverneure der Provinzen zu verstärken und ihnen wieder Eintritt ins Conseil zu geben. Mehr aus einer Vereinigung der Mächtigen des Reiches, als durch energische Repräsentation der Ideen des Staates in dessen Mittelpunkte, suchten sie die höchste Gewalt zusammenzusetzen. Daß dabei die Wiederaufnahme Condé's, der indeß aus Italien zurückgekommen war, in Aussicht gestellt und Unterhandlung darüber eröffnet wurde, reichte schon allein hin, um die Königin zu eifrigem Widerstande gegen dies Vorhaben zu vermögen. Sie stellte ihrem Sohne vor: was sie einst gethan habe als Regentin, um die Großen während seiner Minderjährigkeit zu gewinnen, würde für ihn, da er nun zu seinen vollen Jahren gelangt sei, einen Schimpf enthalten. Sie nahm jetzt wieder Partei für die unumschränkte Monarchie. Unter dem Einflusse des Mannes, der als Bischof zu Luçon ihr schon lange zur Seite gestanden, setzte sie sich der auswärtigen Politik Sillery's entgegen: ein Vorschlag der Spanier, den König von Frankreich zur Eroberung von Rochelle zu unterstützen, wenn er dagegen Holland fallen lasse, ward von Puysieux empfohlen, aber auf den Rath der Königin verworfen. In der Vermählungssache ihrer Tochter ergriff sie eigenmächtig die Initiative. Eines Tages bei ihrem Mittagsessen stellte sich ihr ein Barfüßer dar, der ihr von Seiten des Vertrauten des

Prinzen von Wales, des Herzogs von Buckingham — durch dessen seltsames und noch unerklärtes Betragen so eben jenes Vorhaben einer englisch-spanischen Vermählung gescheitert war —, Anträge hinterbrachte, welche ihrem Wunsch entsprachen, vielmehr ihre Tochter mit dem Prinzen zu vermählen. Der Mönch scheint nicht wirklich beauftragt gewesen zu sein; aber er diente der Königin in diesem Augenblicke, bei seiner Rückkehr nach London, eine Unterhandlung mit Buckingham zu eröffnen. Der französische Gesandte in London nahm dies sehr übel: Puysieux beschwerte sich bei dem König über die Königin und verlangte, daß sie von allen geheimen Staatsangelegenheiten ausgeschlossen würde [1]), da man nicht mehr in voller Sicherheit sie daran Antheil nehmen lassen dürfe. Aber dieser Angriff fiel auf sein Haupt zurück.

Die Sillery hatten die Finanzen einem Mann anvertrauen müssen, der ihnen zum Sturze Schombergs behülflich gewesen war, dem Marquis de la Vieuville; dieser aber, von einem unruhigen Ehrgeiz getrieben und im Gebrauche der kleinen Künste, mit denen das Vertrauen eines Fürsten erschüttert wird, geübt, richtete seine Waffen gegen sie selbst; schon ein paar Mal zurückgeschlagen, begann er mit unermüdlicher Thätigkeit immer neue Angriffe; auf den Rückhalt der Königin gelehnt, durch den Unwillen unterstützt, welchen bei dieser Gelegenheit der König selbst gefaßt hatte, drang er jetzt durch: im Januar 1624 ward dem Canzler Sillery seine Entlassung angekündigt.

Man warf ihm vor, daß er nur mit seinen Verwandten und Freunden regiere und den Dienst des Staates zum Vortheil seiner Familie ausbeute, — Vorwürfe, die sich in jedem Stadium der französischen Geschichte mit mehr oder minder Wahrheit wiederholen; — der alte Mann erklärte, nicht ohne Zweideutigkeit, er wisse recht wohl, was es heiße, einem Fürsten zu dienen: er ziehe sich gehorsam zurück. Gewiß ist es, daß er der Minister nicht war, den die innere und äußere Lage Frankreichs forderte.

War nun aber la Vieuville der Mann für dieselbe?

La Vieuville gab der Politik sofort eine andere Richtung. Die Zugeständnisse Sillery's in Rom wurden nicht anerkannt: denn man

1) Qu'à l'advenir elle ne devoit avoir aucune communication des secrets d'état. Aus dem erst im Jahre 1851 bekannt gewordenen Abschnitt der Memoiren Richelieu's, in den Travaux de l'académie des sciences morales, II. série. Tom. IX, 12.

könne unmöglich selbst den Graubündtnern anmuthen, einen Vortheil, der früher den Franzosen ausschließlich zugehörte, jetzt an eine andere Nation übergehen zu lassen. Auf die ersten Anträge der Engländer in Bezug auf die Heirath ging die neue Verwaltung nicht nur ein, sondern bezeichnete es als eine vorläufige Bedingung, daß England mit Spanien brechen müsse. Den Holländern wurden Subsidien gezahlt. Der Graf von Mansfeld durfte nach Frankreich kommen; er verhandelte mit la Vieuville; wahrscheinlich hat er den König in tiefem Geheimnisse selbst gesehen.

Bald aber zeigte sich doch, daß la Vieuville die persönlichen Gaben nicht besaß, die dazu gehören, einem großen Staat und seinen Kräften eine veränderte Richtung zu geben. Er hatte zu viel in Intriguen gelebt, als daß er große Anschauungen mit Sicherheit fassen und die Politik eines Landes darnach mit fester Hand hätte leiten können. Niemand traute es ihm zu, und er vermochte es nicht. Auch er und besonders sein Schwiegervater Beaumarchais, dem er die Finanzen überließ, geriethen in Verdacht von Habsucht und schlechtem Vortheilsuchen. Und so erschien neben ihm ein Mann, den er in das Ministerium aufzunehmen nicht umhin gekonnt hatte, der in äußeren Würden nicht allein, sondern in Fähigkeit und Gediegenheit des Geistes ihm unendlich voranging und vor dem er weichen mußte: der Cardinal Richelieu. Es ist Zeit, daß wir von dessen Herkunft und Emporkommen ein Wort einflechten.

Unter den streitbaren Männern, die, so gute Katholiken sie auch sein mochten, in den Kämpfen der Ligue der Fahne König Heinrichs III. folgten, bemerkte man den Grandprévôst Franz du Plessis von Richelieu. Er war in der Begleitung dieses Königs, als derselbe, nach dem Tage der Barricaden, die Hauptstadt verließ, und folgte ihm nach Blois. Hier war er einer der Wenigen, die bei der Ermordung des Herzogs Heinrich von Guise in das Geheimniß gezogen wurden. An der Vollziehung dieser That hatte er keinen Antheil; aber sehr charakteristisch ist der Auftrag, den er zu gleicher Zeit auszuführen bekam. In derselben Stunde begab er sich in die Versammlung des dritten Standes und ließ sich fünf Mitglieder, welche der Conspiration schuldig seien, ausliefern. Die Versammlung, hierüber entrüstet, wollte sich auflösen; er duldete das jedoch nicht; man ermißt ihren Schrecken, als in diesem Augenblicke das Gerücht vom Tode der Guisen von außen her in ihre Mitte drang. Nach der Ermordung Heinrichs III. schloß sich der Grandprévôst an Hein-

rich IV. an und folgte ihm in seinen Krieg; bei der Belagerung von Paris ist er umgekommen [1]).

Dies ist der Vater von Jean Armand du Plessis, Cardinal-herzog von Richelieu.

Mögen Andere untersuchen, ob die Altvordern dieser du Plessis sich wirklich unter den Rittern unterscheiden lassen, die im 12ten Jahrhundert das Kreuz nahmen und im 14ten die englische Invasion abwehrten [2]), oder ob sie, wie man ebenfalls ausführlich hat nachweisen wollen, eines sehr bescheidenen bürgerlichen Ursprungs aus der Stadt Poitiers sind. Für uns reicht es hin, die politische Fahne zu bemerken — in einer Zeit, wo alles in Factionen zerfiel, — zu welcher die Familie sich hielt. Ihre damaligen Verbindungen auch mit einigen vornehmen parlamentarischen Familien gaben ihr immer einen gewissen Rang.

Der junge Armand, dem dieser Name von dem älteren Biron, der ihn aus der Taufe hob, gegeben worden, war ursprünglich zur militärischen Laufbahn bestimmt und bereitete sich dazu vor, als die Anwartschaft auf eine schon öfter an Mitglieder der Familie verliehene Pfründe, das kleine, erst im 14ten Jahrhundert aus einer Abtei zum Bisthum gewordene Luçon im Bas-Poitou, an ihn gelangte und ihn bewog, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Seine Angehörigen sahen das auch deshalb gern, weil er bei seinem reizbaren Naturell und schwachen Körper, in der Mitte einer duellsüchtigen, allezeit schlagfertigen militärischen Jugend, sich leicht ein Unglück hätte zuziehen können. Und dem Ehrgeiz bot auch die geistliche Laufbahn große Aussichten dar. Hatte man doch eben du Perron von geringem Stande zu den höchsten Würden der Kirche und einer allgemeinen Autorität aufsteigen sehen. Wie dieser, widmete sich auch der junge Richelieu mit besonderem Eifer den zwischen den beiden Religionsparteien controversen Fragen. Auf die besondere Empfehlung Heinrichs IV. empfing er, noch vor dem canonischen Alter, auch in Folge des guten Eindrucks, den seine Führung und seine Gelehrsamkeit auf Papst Paul V. machten, die bischöfliche Weihe. Dann hat er, ebenfalls auf den Wunsch Heinrichs IV., durch eine

1) Dupleix, Henry III, 184.

2) Hugo Grotius erstaunt über die Genealogie, die von dem Cardinal gemacht wird, nach welcher er mit allen europäischen Fürsten, den Kaisern von Constantinopel und von Deutschland, verwandt ist. Facile avos inveniunt, quibus favet fortuna. Ep. 1291.

Disputation, die denen im Andenken blieb, welche ihr beiwohnten, den Doctorhut von der Sorbonne erworben [1]). Im December 1608 trat er in sein Bisthum ein. Im Sinne des Königs suchte er die Feindseligkeiten zu versöhnen, welche die Gemüther entzweiten; so duldsam er sich aber auch über Andersgläubige ausdrückte [2]), so verwaltete er doch sein Amt mit aller der Hingebung, welche der Geist der katholischen Restauration erheischte. Ein Denkmal dieser Thätigkeit, aus etwas späterer Zeit, ist seine „Unterweisung für Christen", eine für die Pfarrer des Sprengels zur Vorlesung in den Kirchen bestimmte Auslegung des apostolischen Symbols, in der er sich bei aller bischöflichen Salbung doch der einfachsten Darstellung befleißigt: denn auch die Seele bedürfe nur einfacher Nahrung, und man dürfe sie so wenig überfüllen wie den Leib [3]). In dem Buche suchte ich mit besonderer Begierde nach der Stelle, wo sich Richelieu über das Papstthum ausspricht. Er erklärt die Anerkennung des Papstes deshalb für unentbehrlich, weil man unmöglich einer Gesellschaft angehören könne, ohne ihr Oberhaupt anzuerkennen; überdies sei die römische Kirche unendlich viel älter und um vieles verbreiteter in der Welt, als die protestantische. Populäre Argumente, die aber nur auf die bereits Gläubigen wirken konnten.

Wir berührten die Thätigkeit des Bischofs von Luçon bei der Ständeversammlung von 1614, wie beredt er da, im Sinne der Zeit und darum nicht ohne Bizarrerie, die Rechte seines Standes in Erinnerung brachte.

Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als ihn der Marschall von Ancre in jenes Ministerium zog, das sich der emporbrängenden Aristokratie mit Festigkeit und Muth entgegensetzte, dann aber durch das Falsche, das in seiner Stellung lag, unterging; denn gewiß konnte man die königliche Autorität nicht im Widerspruche mit der Person

1) Mr. Avenel hat in den Acten der Sorbonne gefunden, daß Richelieu, nachdem er am 17. April 1607 zu Rom die bischöfliche Weihe empfangen, am 29. October in der Sorbonne respondirte und Doctor wurde. Man braucht nun nicht mehr den weniger verbürgten Nachrichten Aubery's über eine frühere Disputation Richelieu's zu folgen. Correspondance de Richelieu, Introduction XVI.

2) Petite harangue au peuple 21 Déc. 1608 ib. XV.

3) Instruction du Chrétien par Monseigneur l'Eme Cardinal Duc de Richelieu. In den Pressen des Louvre 1642 auf das prächtigste wieder gedruckt.

des Königs erneuern. Richelieu ward in den Sturz Concino's verwickelt und erst in sein Bisthum, dann nach Avignon verwiesen.

Eben da aber bereitete sich seine Erhebung von einer anderen Seite her vor.

Als sich nach der Flucht der Königin-Mutter von Blois jene neue Combination des Widerstandes um sie her bildete, der die ganze Aristokratie umfaßte, suchte man am königlichen Hofe nach einem Manne, der auf die Fürstin selbst, welche in stolzer Erbitterung alle Vorschläge, die ihr geschahen, von sich wies, einen beruhigenden Einfluß ausüben könnte; ein paar geistliche Freunde [1]) leiteten das Augenmerk der Herrschenden auf Richelieu, der ihnen der geeignetste Mann für ein solches Vorhaben zu sein schien und es ohne Zweifel war. Wenn er sich hierauf zur Königin begab, so sah das aus, als thue er dies ganz aus eigenem Antriebe, selbst nicht ohne Gefahr, und sollte diesen Anschein haben; aber in der That war er vom Hofe beauftragt. Die alte Bekanntschaft und das jetzt von keinem Höheren mehr beherrschte Talent des Bischofs sowie die Gemeinschaftlichkeit der erfahrenen Unfälle verschafften demselben das unbedingte Vertrauen der Königin. Man hat ihn von jeher beschuldigt, die Pläne der Partei, zu der er zu gehören schien, durch versteckte Gegenwirkungen vereitelt zu haben; er hat darauf mit Heftigkeit erwiedert, bei weitem mächtigere Männer als er, deren Rathschlägen man habe folgen müssen, seien um die Königin gewesen: von deren Fahrlässigkeit hauptsächlich leitet er die ungünstigen Erfolge her. Aber unleugbar ist, daß er die Sache des Königs vorzog und den Ausgang mit Freuden begrüßte. Seine Meinung war, wie es in den Memoiren heißt, die Königin wäre verloren gewesen, wenn sie gesiegt hätte; durch ihre Niederlage sei sie gerettet worden.

Vor Allen Richelieu führte hierauf die Aussöhnung der Königin mit dem Könige durch. Es liegt etwas Wahres darin, wenn seine Anhänger behauptet haben, nicht die Königin habe ihn mit dem Könige in Verbindung gebracht, sondern er habe die Königin dem Könige genähert. Wer will aber in Lagen, wie diese, das größere gegenseitige Verdienst ermessen? Die Rathschläge des Bischofs kamen der Königin, die Stellung und Würde der Königin hinwiederum dem

1) Abbé Bouthillier und Pater Joseph. Mém. Pet. XXI b, 533. Nach Siri bot Richelieu selbst durch Portcourley seine Dienste dem Herzoge von Luynes an. Memorie recondite IV, 623.

Bischof zu statten. Mit einander stiegen sie seitdem allmählich immer höher empor.

Unter Luynes wurden sie nur eben in der Nähe geduldet. Wie dieser die Königin aus dem Conseil entfernt hielt, so wußte er, wiewohl er amtlich darauf antrug, die dem Bischof zugesagte Erhebung zur Cardinalswürde durch geheime Einwirkung immer zu verhindern. Erst unter dem Canzler erfolgte diese, sowie die Königin alsdann Eintritt in das Conseil erlangte. Die Besorgniß vor dem Ehrgeiz und Talent ihres Rathgebers jedoch bewirkte auch damals, daß ihre Theilnahme an den Geschäften sorgfältig beschränkt wurde.

Nach und nach aber ward die Eifersucht, die noch in dem Herzen des Königs schlummerte, vollends erstickt. Das natürliche Verhältniß einer geschäftserfahrenen und geistreichen Mutter zu einem noch nicht zu voller Mannesreife entwickelten Sohne stellte sich her. Der König gab seiner Umgebung die Weisung, und noch bedurfte es einer solchen, seine Mutter gut zu behandeln: vertrauliche Zusammenkünfte fanden statt. Es war mit Hülfe der Königin, daß la Vieuville den Canzler stürzte; dagegen konnte er aber nicht vermeiden, den Cardinal, zuerst unter gewissen Beschränkungen, ins Conseil aufzunehmen.

Richelieu weigerte sich anfangs wegen der Schwäche seines Körpers und der häufigen Krankheitsanfälle, an denen er litt, die Last einer regelmäßigen Geschäftsführung auf sich zu laden; als er aber einmal in das Conseil getreten war, so zeigte sich auch sogleich, daß er darin die erste Stelle haben müsse. La Vieuville suchte sich seines Uebergewichtes zu erwehren oder es zu verbergen; der Cardinal klagte, der erste Minister verderbe ihm seine Gedanken und mache durch falsche Maßregeln die Ausführung derselben unmöglich.

In einer Flugschrift, die an den König gerichtet ist [1]), wird die Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit la Vieuville's mit dem Talent des Cardinals verglichen: dieses sei ein zweiundzwanzigkaratiges Gold; der Cardinal habe den Muth, das Rechte zu thun, um sich Ruhm zu erwerben, wonach ihn allein verlange; er werde keine andere Stütze als die legitime Autorität des Königs suchen; die Größe seines Geistes werde man in der Führung der Geschäfte erkennen: la Vieuville dagegen rühme sich, eine natürliche Macht über den König zu besitzen, und suche doch dabei noch nach einem anderen Rück-

1) La voix publique au roy, ungefähr im Juli 1624 geschrieben, nicht etwa 1621, wie der Abdruck in den Archives curieuses II, 11 angiebt.

halt: er wolle den Prinzen von Condé wieder an den Hof berufen. Mögen es nun diese oder andere Betrachtungen gewesen sein, welche auf Ludwig XIII. einwirkten, genug im August 1624 ließ er Vieuville festnehmen und übertrug die Summe der Geschäfte dem Cardinal. So gelangte Richelieu zur ersten Stelle in dem Staate von Frankreich. Man könnte nicht von ihm sagen, daß er sein Emporkommen einer Parteistellung oder einer vorübergehenden Gunst allein verdankte; nach und nach erhob er sich, wohl nicht ohne Intrigue, aber doch hauptsächlich durch die natürliche Ueberlegenheit des Genius. Schon vorlängst hatte ihn Jedermann dazu bestimmt; die öffentliche Meinung erkannte in ihm den zur Verwaltung der öffentlichen Geschäfte geeignetsten Mann. Wohin ihn aber dies Amt und seine Verwaltung führen sollten, wer hätte es ahnen können? Wahrscheinlich ahnte er es selber nicht.

Denn daß er von Anfang an und principiell entschlossen gewesen sei, aller und jeder nicht unmittelbar vom Könige herrührenden Autorität im Lande, oder auch nur dem Reste der Selbständigkeit, der den Hugenotten noch übrig geblieben, ein Ende zu machen, davon finde ich keinen Beweis. Sein erster Eintritt erschien sogar am Hof und unter den Mächtigen des Reiches als eine Befreiung von der einseitigen Gewalt, welche sein Vorgänger auszuüben gesucht hatte, und man begrüßte ihn mit Freuden. Der Gouverneur des Herzogs von Orleans ward aus dem Gefängniß entlassen, in das ihn la Vieuville geworfen. Schomberg, der den Namen eines ehrlichen Mannes mitten unter den Veruntreuungen, die an der Tagesordnung waren, behauptete, wurde in das Amt, das er verloren, wiedereingesetzt. Der König, der es ungern bemerkte, daß er für allzusparsam, zurückhaltend und unfreundlich gehalten wurde, gab zu erkennen, daß die ganze Schuld davon seinen letzten Ministern zuzuschreiben sei; von denen nunmehr befreit, werde er zeigen, ob er die vornehmen Männer des Reiches liebe oder nicht. Man glaubte, daß die Autorität und freie Bewegung der Krone mit einem gewissen Grade von Selbständigkeit in den ihr zunächst stehenden Gewalten vereinbart sein werde. Eine neue Aera gegenseitiger Schonung und allgemeiner Wahrheit schien anzubrechen.

Unter den Papieren des Cardinals hat man Aufzeichnungen von seiner Hand gefunden, aus denen sich ergiebt, wohin seine ursprünglichen Intentionen in Bezug auf die inneren Angelegenheiten

gingen [1]). Eine allgemeine Umgestaltung der geistlichen und weltlichen Verhältnisse, besonders auch der finanziellen, im populären Sinne schwebte ihm vor.

Wenn er, um den Clerus weiter zu reformiren, die Einrichtung von Seminarien, Haltung von Provinzialconcilien, würdige Besetzung der Stellen für nothwendig hielt, so dachte er doch auch an eine Verminderung der Klöster, weil ihre große Anzahl dem Aufkommen des Handels nachtheilig sei. Er beabsichtigte, die Ausgaben des königlichen Haushaltes zu verringern, die Domänen wieder herbeizubringen, für die Salzsteuer eine Einrichtung zu treffen, durch welche sie hauptsächlich den Fremden zur Last fallen und dem Könige mehr einbringen sollte als bisher. Die Käuflichkeit der Stellen erschien ihm noch als ein verderblicher Mißbrauch; auch die Paulette und die damit verbundenen Rechte wollte er abschaffen. Es werde zur größten Erleichterung des Volkes gereichen, wenn man die Beamten, welche sich Aemter gekauft, aussterben lasse; die Zahl der Besoldeten überhaupt müsse man vermindern und Niemand wegen seiner persönlichen Verhältnisse etwa zu dem Hof oder zu einem Prinzen, wie es gebräuchlich war, die Exemption von der Taille zugestehen; ein Fundamentalgesetz sollte das Kaufen und Verkaufen der Stellen, ihr Abtreten verbieten; keine Resignation, auch nicht vom Vater zu Gunsten des Sohnes, keine Anwartschaft dürfe ferner geduldet werden: nur Würdigkeit müsse ein Anrecht auf die öffentlichen Stellen geben. Auch den alten populären Gedanken, daß die Gouvernements fortan nur auf drei Jahre verliehen werden sollten, machte er zu dem seinen. Die Summe ist, daß die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten des Reiches, die durch Anmaßung, Kauf oder Erbe und Nachsicht der Regierung in Privathände übergegangen war, aus denselben zurückgenommen, der allgemeinen Theilnahme und Concurrenz eröffnet werden sollte. Eine neue gerichtliche Untersuchung der von den Finanzbeamten begangenen Unterschleife ward sogleich vorgenommen, und der Gedanke regte sich in Richelieu, diese Aemter geradezu abzuschaffen und durch neue, immer zurücknehmbare Commissionen zu ersetzen.

Diese Entwürfe konnten jedoch nicht zur Ausführbarkeit gezeitigt,

1) Projets pour le gouvernement, in der Sammlung Avenels: V. M. ne continuera plus le droit annuel, bannira la vénalité des offices, supprimera par mort le plus grand nombre de ses offices, qui n'ont été créés qu'à la foule du peuple, déchargera le peuple.

geschweige denn ausgeführt werden. Hätte man dazu schreiten wollen, so hätte man sich in keine auswärtigen Unternehmungen einlassen dürfen. Denn unmöglich konnte beides miteinander gehen: die Durchführung der populärmonarchischen Reformen hätte nicht allein alle Thätigkeit in Anspruch genommen, sondern auch einen Ausfall in den disponiblen Kräften veranlaßt, deren man zu den anderen unbedingt bedurfte. Gleich die Untersuchung gegen die Finanzbeamten führte doch nicht weiter als unter Heinrich III. und Heinrich IV. Denn wenn zwischen innerer Reform und auswärtigen Unternehmungen zu wählen war, so ward Richelieu durch die damalige Lage von Europa und durch die Natur seines Genius zu den letzteren fortgezogen. Mit aller Kraft und Anstrengung des Geistes warf er sich in die europäischen Angelegenheiten.

Ob die Spanier wirklich den Gedanken, eine universale Monarchie zu gründen, gefaßt hatten oder nicht, das zu entscheiden hängt von dem Begriff ab, den man mit diesem Worte verbindet. Wie einst Philipp II., so nährten auch die Minister seines Sohnes und seines Enkels ohne Zweifel die Absicht, in den europäischen Angelegenheiten ein unbedingtes Uebergewicht zu behaupten. Zu den Zeiten der Ligue waren die Pläne auf Frankreich, damals, in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges, waren sie auf Deutschland gerichtet, wo ihr Einfluß von Monat zu Monat wuchs. Die Barrière der Alpen sollte den Norden nicht mehr von dem Süden trennen. Des Widerstandes von England hofften sie sich, wie berührt, durch eine Familienverbindung zu entledigen und alsdann die vor sechzig Jahren abgefallenen nordniederländischen Provinzen in ein Verhältniß der Unterordnung zurückzubringen. Von Frankreich, das sie nicht überwältigt, brauchten sie doch wenig zu fürchten, solange es, von bürgerlicher Zwietracht erfüllt, zu keiner festen Verwaltung gelangen konnte; sie hatten es in eine untergeordnete Rolle zurückgedrängt.

Es war der erste und tiefste Gedanke Richelieu's, aus dieser Lage herauszukommen, die Vollendung des spanischen Systems nicht zuzulassen, den Kampf, welchen einst Franz I. und Heinrich IV. bestanden hatten, da wiederaufzunehmen, wo er ihn fand, welche Folgen auch immer daraus entspringen mochten. Sich erst im Innern zu stärken und dann den großen Krieg zu erneuern, war nicht in seinem Sinn; er lebte der Meinung, daß im Kampf auch die Kraft erstarke, und ohnehin waren die Momente kostbar.

Es geschah hauptsächlich auf den Grund seines Gutachtens, denn ein Bischof und Cardinal der Kirche hatte hierin doppeltes

Ansehen, daß alle Scrupel, welche bei der Erneuerung der holländischen Allianz entstehen konnten, hintangesetzt wurden. Richelieu erklärte, in Rom beurtheile man, wenn an irgend einem anderen Orte der Welt, die Dinge nicht weniger nach den Erfordernissen der Macht, als nach dem Interesse der Kirche; allzu ängstliche Rücksichten würde man dort für Schwäche halten; nichts sei für den Ruf eines Fürsten vortheilhafter, als ein großherziger Entschluß.

Mit ganzer Seele war er für die Vermählung der französischen Prinzessin mit dem Prinzen von Wales. Bald kam es nur noch darauf an, ob der Papst die Dispensation zu derselben in einer Form geben würde, wie die englischen Gesetze sie erforderlich machten. Richelieu trat mit dem vollen Selbstgefühle des ersten Ministers einer großen Macht den Bedenklichkeiten der römischen Curie entgegen. Indem er aufs neue um die Einwilligung des Oberhauptes der Kirche bat, erklärte er doch, daß sein König in der Sache weiter fortschreiten werde, möge dieselbe nach einem bestimmten Termin, den er angab, erfolgt sein oder nicht.

Ehe es noch dahin gedieh, war Richelieu auch in der dritten Angelegenheit bereits zur That geschritten. Er könne nicht leiden, sagte er, daß Italien des Schutzes der Lilien, durch den es allein frei athme, beraubt würde und durch jene Plätze in Graubündten und Valtellin Fesseln für ganz Europa entstünden, wie einst — so fügte er mit der antiquarischen Gelehrsamkeit, welche die Zeit liebte, hinzu — durch Akrokorinth für die freien Staaten von Griechenland. Auf weitere Verhandlungen, da der Papst auf dem einst von Sillery angenommenen Vertrage bestand, wollte er es nicht ankommen lassen; ganz im Gegentheil beauftragte er den in der Schweiz fungirenden Gesandten, Marquis von Coeuvres, zur Gewalt zu schreiten. Der Marquis trat plötzlich mit der Erklärung hervor, daß er die Bündtner in den Besitz ihrer festen Plätze und Clausen wiederherstellen wolle, und drang an der Spitze eines aus Franzosen, die den Weg zu ihm gefunden, Schweizern und Bündtnern, die er in der Stille geworben hatte, zusammengesetzten Heeres zuerst in die vom Erzherzog Leopold occupirten zehn Gerichte, die er dann dem alten Bunde zurückgab, alsdann über Poschiavo in Valtellin ein. Ueberall wichen die päpstlichen Besatzungen vor ihm zurück; er trug kein Bedenken, den obersten Befehlshaber derselben, Marchese Bagni, in dem festen Schlosse von Tirano mit eigenem und venetianischem Geschütz anzugreifen, so daß sich dieser genöthigt sah, das Land zu räumen. Die Bevollmächtigten von Valtellin übergaben

dasselbe dem Schirme der Franzosen und ihrer Verbündeten [1]). Nur Riva wußten die Spanier zu behaupten; aber wie Valtellin, so fielen auch Bormio und Chiavenna den französischen Truppen in die Hand.

Was keine Unterhandlung zu Stande gebracht hätte, das ward durch eine kühne That plötzlich erreicht, dieser Landstrich, an dessen Besetzung sich so große politische Entwürfe knüpften, dem Einflusse der Spanier, der auch während der päpstlichen Sequestration fortdauerte, mit rücksichtsloser Gewalt entrissen.

Nun aber liegt am Tage, welchen Eindruck eine Handlung wie diese in der Welt hervorbringen mußte. Der Zustand von Europa beruhte noch auf der Voraussetzung des Friedens und allgemeinen Einverständnisses zwischen Frankreich und Spanien. Der Fortschritt der katholischen Restauration und ihre Aussichten knüpften sich daran; jetzt aber war er unterbrochen. Das Unternehmen in Graubündten war wie die Ankündigung einer neuen Epoche.

Aber noch fehlte viel, daß der große Krieg zwischen den beiden vorwaltenden Mächten damit eröffnet worden wäre. Die nächste Folge war eine ganz andere, ungeahnte, in dem Innern von Frankreich.

1) Der Vertrag ist unterzeichnet von Quadrio, del consiglio und zweien Venosta, Bevollmächtigten dei terzeri sotto e sopra. Mercure français X, 829. Von den Memoiren Richelieu's, auf die ich mich meistens gründe, auch ohne sie zu citiren, werde ich noch besonders handeln.

## Viertes Capitel.

# Hugenottenbewegung von 1625. Friede von Barcelona 1626.

Hätte man nicht erwarten sollen, daß eine Staatsgewalt in Frankreich, die es unternahm, die Macht zu bekämpfen, welche die Unterdrückung des Protestantismus in aller Welt zu ihrer Aufgabe gemacht hatte, an den französischen Protestanten freudige Unterstützung finden würde? Unter Heinrich IV., der die Oberhäupter der Hugenotten persönlich mit sich fortriß und ihr Vertrauen erworben hatte, wäre dies möglich gewesen; jetzt geschah das Gegentheil.

Vergegenwärtigt man sich die Lage der Hugenotten, so läßt sich das wohl begreifen. Seit dem Frieden von Montpellier war der geheime Krieg, der von der Ungunst der Regierung entsprang, immer gegen sie fortgegangen. Vor allem war ein zur Bezwingung von Rochelle in dessen Nähe errichtetes Fort (nach dem Namen des Königs Fort Louis genannt), weit entfernt, wie man nach dem Wortlaute des Friedens erwartete, geschleift zu werden, vielmehr stärker befestigt worden. Was sollte man sagen, wenn der König zwar die Schleifung empfahl, der Commandant Arnauld aber um so eifriger, auch in den Feiertagen, an den Befestigungen arbeiten ließ? Ebenso verfuhr sein Nachfolger. Ich weiß nicht, ob ein Wort, das man Lesdiguières zuschrieb, wirklich von ihm stammt: entweder müsse Rochelle das Fort nehmen, oder Rochelle werde von dem Fort erobert werden; aber eine einleuchtende Wahrheit liegt darin. Sollten die Reformirten dabei ruhig bleiben? Sie waren so eben aus einer sehr bedeutenden Stellung, die ihnen nach innen und außen politisches

Ansehen gab, vertrieben worden, hatten ungeheuere Verluste erlitten: sollte ihnen nicht der Gedanke kommen, da die Allianz gebrochen ward, welche das südliche Europa bis dahin in dumpfer Ruhe gehalten, ihre alte Stellung wieder zu erobern? An ihrer Spitze standen ein paar Mitglieder der Aristokratie, die sich nichts Besseres wünschten, als, im Bunde mit den religiösen Interessen, noch einmal den Kampf gegen die höchste Gewalt, der ihnen zur Gewohnheit geworden war, zu erneuern.

Es waren die alten Führer: Rohan, der in den Orten, wo er einzog, das Bibelbuch vor sich hertragen ließ, denn er meinte, daß das Bekenntniß des göttlichen Wortes in Frankreich von seiner Macht und Größe abhänge, und sein Bruder Soubise, der eigentlich zuerst die Partei in Verbindung mit der antiroyalistischen Opposition gebracht, sie bewogen hatte, die Waffen zu ergreifen, und seitdem immer der Erste auf dem Platze gewesen war, ohne sich viel darum zu kümmern, ob er siege oder nicht. Ehrfurcht vor der Majestät des königlichen Namens war nicht in ihnen; sie hatten nur ihre besondere Parteistellung im Auge. Mit einigen unter dem Vorwand einer Bestimmung nach Amerika an der Mündung der Garonne gerüsteten Fahrzeugen überfiel Soubise im Januar 1625 die im Hafen zu Blavet vor Anker liegenden königlichen Schiffe und bemächtigte sich ihrer. Die auf das rascheste vereinigten Streitkräfte von Bretagne verhinderten ihn, Fortschritte auf dem festen Lande zu machen; aber sie vermochten nicht, ihn in dem Hafen zu überwältigen. Doppelt stark durch die eroberten Schiffe, brach er aus demselben hervor, nahm die Inseln Rhé und Oleron in Besitz, erfüllte alle jene Küsten mit Unruhen und erweckte die anfangs noch zurückgehaltene Kriegslust der ganzen hugenottischen Corporation. Rochelle schloß sich an Soubise, Montauban an Rohan; sie meinten alle, der rechte Augenblick sei gekommen, um sich einen gesicherten Besitz der alten Rechte zu erkämpfen.

Es erhellt nicht mit vollkommener Bestimmtheit, ob sie von den Spaniern hierzu angeregt worden sind, ob in der That, wie man sagt, in Castres, wo der Plan des Unternehmens gefaßt wurde, ein Agent von Spanien bei ihnen gewesen ist[1]); — gewiß aber standen sie mit diesem Hof in Verbindung; einer ihrer Zwischenträger hat dem spanischen Gesandten erklärt, für die Hugenotten

1) So soll sich aus den Aufzeichnungen eines der Ihrigen, Namens August Galland, ergeben. Vgl. Arcère, Histoire de Rochelle II., 205.

bedürfe es nur einiger Hülfe von Spanien, so würden sie dem Könige von Frankreich so viel zu schaffen machen, daß er anderweit nichts solle ausführen können [1]). Wir vernehmen, daß Spanien, das von jeher in dem Innern von Frankreich seine besten Verbündeten gesucht und gefunden hatte, damals auch mit einigen katholischen Großen Verbindungen angeknüpft habe.

Aus der Mitte der streng katholischen Meinung erhob sich eine nicht minder heftige Opposition gegen die Regierung. Ein Cardinal der römischen Kirche hatte einen Bund geschlossen mit den verdammten ketzerischen Mächten; er hatte nicht allein alle Rücksicht auf den Papst aus den Augen gesetzt, ihn zu Dingen genöthigt, welche er ungern that, sondern die päpstlichen Truppen mit offenen Waffen angegriffen. Seit hundert Jahren, sagte der Nuntius, habe die Kirche keinen größeren Schimpf erfahren: man wundere sich in Rom nur darüber, daß der Papst nicht sofort die Excommunication ausgesprochen habe: wie könne er da noch unterhandeln?

Eine kleine Schrift: Ermahnung an Ludwig XIII., die man einem deutschen Jesuiten zuschrieb, drohte mit dem Ausbruche des päpstlichen Zornes in volle Flammen. Der Papst werde sein geistliches und durch den Großherzog von Toscana auch sein weltliches Schwert zücken; er werde die Unterthanen von dem Eide der Treue lossprechen und die Bischöfe zur Bekanntmachung dieser seiner Sentenz auffordern. Und wenn er ja den König noch schonen sollte, so sei doch sein vornehmster Rathgeber durch die That selbst excommunicirt. Wir hören von einem Wortwechsel, der zwischen dem spanischen Botschafter und dem Cardinal vorfiel und nach und nach so bitter wurde, daß der Botschafter ausrief: Richelieu werde den Namen eines Cardinals nicht der Kirche, sondern der Hölle in der Welt zurücklassen.

Wenn so Viele in dem Cardinal Richelieu den einzigen Mann gesehen hatten, der die Monarchie retten könne und werde, so hatten Andere in seiner Sinnesweise eine für den Staat verderbendrohende

1) Schreiben vom 2. März 1625: El gentilhombre que de parte del duque de Rohan ha sollicitado la proposicion, de que ya he dado cuenta a V. Md. otras muchas vezes (so daß schon frühere Berührungen unleugbar sind) a buelto aqui: — espera si son ayudados de V. Md. que podran hazer tal diversion a este rey, que basta por estorvar todos los progresos que yntenta. (Pap. v. Simancas.) Die Einwohner von Rochelle versichern die Engländer: the Spaniard having tempted them by immense sums to continue the war — im September 1625.

Keckheit wahrzunehmen gemeint: er werde ihn in die größten Verlegenheiten verwickeln und, indem er aus denselben herauszukommen suche, immer in neue und abermals neue gerathen. Diese letzteren schienen jetzt Recht zu behalten. Zwischen zwei entgegengesetzten Oppositionen in der Mitte, zu Land in eine Unternehmung verwickelt, gegen Genua, welche auf große Hindernisse stieß, zur See angegriffen, ohne selbst eine Seemacht zu besitzen, befand sich die Regierung in der That in nicht geringer Verlegenheit. Die streng katholische Partei forderte Rückkehr zu der verlassenen Politik und zunächst einen Vertilgungskrieg gegen die Hugenotten. Die Freunde der Protestanten verlangten Erneuerung und unbedingte Vollziehung des ihnen bewilligten Friedens. Unter dem Vorwande der Religion, heißt es in einem Briefe von Lesdiguières, habe man den zwischen den beiden Bekenntnissen festgestellten Friedensstand erschüttert: warum habe man das gegebene Versprechen nicht erfüllt? Möchte man nur noch jetzt ohne weiteres dazu schreiten. Denn das gehöre dazu, um den königlichen Namen unter den fremden Nationen furchtbar zu machen [1]).

Richelieu theilte weder die eine noch die andere dieser Meinungen. Er lebte der Ueberzeugung, daß die Hugenotten immer ihren Vortheil auf Kosten des Staates suchen, daß, solange sie mächtig blieben, die Könige von Frankreich niemals Meister im Innern, noch im Stande sein würden, eine große Unternehmung nach außen hin zu wagen. Aber ebensowenig meinte er mit den Spaniern Frieden machen zu dürfen, da Frankreich schon in Vortheil gegen sie sei, und da sie einen starken Angriff auf verschiedenen Seiten gewiß nicht aushalten würden.

Er rechnete auf die maritimen Feindseligkeiten der Engländer gegen die Spanier, den Widerstand der Holländer, die Erhebung eines nordischen Bundes in Deutschland, die lebendige Theilnahme der italienischen Fürsten. Man müsse jetzt, sagte er in einem seiner Gutachten, jeden Vortheil ergreifen; wenn auch im Anfange die Kirche dabei leide, so werde die Frömmigkeit des Königs später

1) Mr. le Connétable au Baron de Coppet 12 Juin 1625; er erinnert an das Beispiel Heinrichs IV.: il a souvent reculé pour advancer et s'est soumis à des petites pertes, pour faire de grands gains. Den König machte er aufmerksam in einem Schreiben von demselben Datum, qu'il y en a d'autres même catholiques qui sous quelque prétendu mécontentement, mais en effet poussés d'un esprit fâcheux et brouillon n'attendent que l'occasion d'allumer le feu.

alles gutmachen [1]). Soviel Gefahren aus seiner Unternehmung zunächst entsprangen, so war er entschlossen, sie nach allen Seiten hin durchzuführen.

Welches Mittel aber besaß er, um Soubise zu bekämpfen, da die französische Marine in tiefem Verfalle war?

Er beschloß, die Hugenotten durch ihre eigenen Glaubensgenossen zu bestreiten, die Kräfte seiner neuen Verbündeten von England und Holland wider sie aufzurufen. Wenn England etwas für die Herstellung der Pfalz ausgerichtet zu sehen wünschte, mußte es nicht dem Könige von Frankreich vor allen Dingen freie Hand in seinem Lande zu verschaffen suchen? Bei den Holländern kam das Bedürfniß der französischen Subsidien hinzu, ohne welche sie ihren Krieg nicht weiter führen konnten. Einst war die Sache der französischen und die der niederländischen Reformirten eine und dieselbe gewesen; wie so ganz gingen sie jetzt auseinander!

Als der Cardinal seinen für den ersten Blick überaus kecken und gewagten Plan im Conseil vortrug, machte man ihm besonders folgende Einwendung dagegen. Man bestritt nicht die Möglichkeit, eine Verbindung mit den beiden Mächten zu Stande zu bringen; aber wie dann, sagte man, wenn in den Herbeigerufenen das Gefühl ihrer religiösen Gemeinschaft mit denen, welche sie bekämpfen sollen, erwache, so daß zwischen beiden sogar eine Verbindung entstehe? Welche Bewegung der gährenden Elemente würde dies in Frankreich erregen? Die kaum gegründete Herrschaft des Katholicismus, der ganze Zustand der Dinge, wie er jetzt sei, würden wieder in Frage kommen. Richelieu verkannte nicht, daß er selbst verloren war, wenn die Sache mißlang. Aber er sagt, wer sich den öffentlichen Geschäften widme, müsse das Nothwendige thun, ohne an sich selbst zu denken. Ein anderes Mittel gab es in diesem Augenblicke nicht; alles lag daran, nur zugleich mit verdoppelter Umsicht die Gefahren zu vermeiden, die es in sich schloß.

Richelieu bemerkte, man müsse die Regierungen und die Völker unterscheiden: in den letzten überwiege die religiöse Sympathie, nicht in den ersten. Um nicht in die Gefahr zu kommen, daß ein Capitän mit seiner Schiffsmannschaft im Augenblicke des Kampfes

1) Mémoire pour le roi 1625, das noch in der Handschrift des Cardinals selbst oder doch seines vertrautesten Secretärs, denn die Schriftzüge sind fast dieselben, vorhanden ist. In die Memoiren ist es II, 423 bis 431 beinahe Wort für Wort aufgenommen.

den Dienst versage, forderte er von den Engländern bloß Schiffe ohne alle Bemannung, von den Holländern das Zugeständniß, auf ihren Schiffen französische Capitäne und Soldaten einzustellen. So anzüglich das lautete, so leuchtete das Motiv doch den beiden Regierungen ein: sie gaben den Anträgen des Cardinals, die zuweilen mit Drohungen vermischt waren, wirklich Gehör; mißvergnügt entfernten sich die englischen Mannschaften von ihren Schiffen; diese wurden in Dieppe den Franzosen überliefert. Die Holländer nahmen die französischen Seetruppen auf und gaben noch einige Schiffe in Miethe.

Wenn man die Lage des Momentes und die später eingetretenen Erfolge ins Auge faßt, so kann man sich der Frage nicht erwehren, ob Richelieu nicht in der That die beiden Mächte nur zu benutzen wünschte, ohne doch namentlich für England etwas thun zu wollen, ob nicht alles auf Täuschung berechnet war.

Wäre die Politik ein Spiel von Täuschungen, so würde sie der Theilnahme eines Mannes von Gesinnung wenig würdig sein; die Geschichte würde nur einen Wetteifer in schlechten Künsten darzustellen haben.

In unserem Falle wage ich zu behaupten, daß Richelieu es ganz ernstlich damit meinte, wenn er dem Könige von England Genugthuung zu verschaffen versprach. Er machte einen Versuch, durch den römischen Hof zu diesem Ziele zu gelangen.

Einem seiner vertrauten geistlichen Freunde, dem Pater Ezechieli, der sich in Rom aufhielt, war es gelungen, das Vertrauen des Papstes Urban VIII. zu erwerben. In den französischen Archiven hat sich ein Brief gefunden, worin Richelieu dem Pater angiebt, in welchem Sinn er mit dem Papste zu reden habe. Man wird, wenn das Actenstück publicirt ist, mit Verwunderung lesen, durch welche Zusicherungen bequemeren Lebens, leichterer Disciplin er den Pater zu gewinnen suchte: er bittet ihn, Niemand erfahren zu lassen, daß sie über Staatsangelegenheiten correspondiren, am wenigsten den Gesandten, der in diesen Dingen sehr eifersüchtig sei. Für uns ist die Hauptsache, was er auf diesem vertraulichsten Wege an den Papst bringen ließ. In der Angelegenheit von Graubündten schien es dem Papste vor allem auf eine volle Sicherstellung des Katholicismus anzukommen: Richelieu forderte ihn auf, darin nicht zu weit zu gehen; durch allzustrenge Bedingungen würde er nur momentane Heuchelei, keine nachhaltige Wirkung hervorbringen: wenn ein Friede geschlossen werden solle, so müsse dieser ein allgemeiner sein. Für

Italien komme es darauf an, den Herzog von Savoyen zu befriedigen, der ein gutes Spiel zu haben glaube, für Deutschland darauf, eine Auskunft in der Sache der Pfalz zu finden. Der Papst möge seinen Einfluß auf Bayern anwenden, um es zu einem Vertrage zu bewegen, durch welchen England befriedigt werde. Er erklärte, daß Frankreich seine Verbündeten berücksichtigt sehen müsse; sonst könne es nicht mit Ehren auf den Frieden eingehen[1]). Das Geheimniß, in welches diese Eröffnung gehüllt wird, und das volle Vertrauen, das sie athmet, beweisen am besten, wie ernstlich sie gemeint war, und wie viel dem Cardinal daran lag, eine alle Theile befriedigende Uebereinkunft zu Stande zu bringen, namentlich den König von England zur Erreichung seines vornehmsten Zweckes, der Herstellung seines Schwagers, zu fördern.

So sagt Richelieu auch in jenem Gutachten: würde Frankreich seinen Verbündeten keinen Vortheil verschaffen, so würde es in Zukunft niemals auf sie zählen können; wenn ein Friede mit Spanien geschlossen werden solle, so müsse über Valtellin, Genua und wo möglich die Pfalz darin auf eine Weise entschieden werden, daß ein jeder von ihnen dabei seine Rechnung finde.

Wir finden nicht, daß Pater Ezechieli viel bei dem Papst ausgerichtet hätte. Bald darauf erschien der päpstliche Nepote, Cardinal Franz Barberini, in Frankreich, um den Frieden zu vermitteln; aber bei den Unterhandlungen darüber kam es zu keiner Verständigung. Der Papst ließ erklären, er könne Gewissens halber nicht zugeben, daß das katholische Valtellin unter die Herrschaft des ketzerischen Graubündten zurückkehre. Richelieu erwiederte: man dürfe doch auch nicht gestatten, daß die Unterthanen sich wegen Religionsverschiedenheit dem Gehorsam ihres legitimen Herrn entzögen. Er schlug vor, die Graubündtner und Valtelliner über ihre Differenzen ihre eigene Uebereinkunft schließen zu lassen; dann möge die Kirche

1) Dieser Brief ist undatirt; nach allem Anschein muß er in den Mai 1625 gesetzt werden. Toute la difficulté de la paix consistera en deux choses: l'une est l'appetit de M. de Savoye qui voyant beau jeu aura de la peine à quitter les cartes, l'autre est l'affection et liaison que nous avons avec l'Angleterre qui nous feroit désirer que tout d'un coup on pût composer l'affaire du Palatinat . . . s'il ne se fait une paix générale, M. le duc de Bavière aura plus d'affaire qu'il ne saurait penser, c'est pourquoi conservant l'électorat en sa personne, comme cela est du tout nécessaire, je crois qu'il doit tempérer toutes les autres conditions. (Bei Avenel.)

nach ihrer Sitte dulden, was von diesen selbst bestimmt werde. Der Legat wies das nicht ganz von der Hand; aber er forderte, daß alsdann die Forts erst wieder an die päpstlichen Garnisonen überliefert würden. Richelieu fand, daß dies dem Ruhm und der Größe seines Herrn nicht gemäß sei. So war auch Ludwig XIII. selbst gesinnt. Er sprach seine Verwunderung aus, daß Papst Urban VIII., der sein Emporkommen Heinrich IV., seinem Vater, und ihm selbst verdanke, jetzt so ganz und gar spanisch geworden sei: „aber ich", rief er aus, „bin weder bigott noch spanisch, und ich werde meine Sache, welches eine gute Sache ist, vertheidigen" [1].

Um die mannichfaltigen Gegenwirkungen, die aus einem so entschlossenen Ergreifen der französischen und weltlichen Interessen, im Widerspruche mit denen der allgemeinen Kirche, hervorgehen mußten, bestehen zu können, hielt Richelieu für gut, seine politische Haltung durch die Beistimmung der angesehensten Männer des Landes, an deren eifrig katholischer Sinnesweise kein Zweifel aufkommen konnte, zu verstärken. Er berief eine Versammlung von Notablen, die am 29. September 1625 in einem der großen Säle von Fontainebleau zusammentrat. Man bezeichnete sie als das Generalconseil, zur Seite des gewöhnlichen geheimen Rathes, nicht viel anders, als wie sich in städtischen Republiken ein großer Rath um den engeren bildet. Es ging dabei sehr einfach zu: der König und die Königin-Mutter saßen; alle Anderen, Herzoge und Marschälle, Cardinäle und Bischöfe, Mitglieder der Parlamente, standen ohne bestimmte Rangordnung um sie her. Die Frage ward aufgeworfen, ob man den Vorschlägen des päpstlichen Legaten folgen solle oder nicht. Cardinal Sourdis sprach zu Gunsten der päpstlichen Politik; dann näherte sich Richelieu, der wegen seiner körperlichen Schwäche auf einer Bank an der Seite Platz genommen, gab zu erkennen, daß er anderer Meinung sei, und ergriff das Wort. Er entwickelte, daß, wenn der allerchristlichste König für die katholische Kirche sorgen müsse, er doch auch noch andere Pflichten gegen seine Verbündeten und gegen den Staat habe. Eine der vornehmsten sei, seine Reputation in der Welt aufrecht zu erhalten. Was könnte es einem Staate helfen, wenn er noch so groß und reich an Männern und an Vermögen sei, aber das Ansehen einbüße, welches andere einladen könne, sich ihm anzuschließen?

1) Aus der Depesche Lorkins vom 2—12. September 1625: que le Pape étoit tout à fait Espagnol; mais moi, je ne suis ni Espagnol ni bigot, et je défendrai ma cause, qui est bonne.

Frankreich dürfe es niemals dahin kommen lassen. Der Sinn seiner Rede war, daß die Bundesverhältnisse, die man eingegangen, dem päpstlichen Widerspruche zum Trotz aufrecht erhalten werden müßten. Nach ihm haben noch einige Andere gesprochen: zu einer eigentlichen Abstimmung kam es nicht; aber man empfing den Eindruck, daß die Politik des Cardinals im Allgemeinen von allen Großwürdenträgern und den höchsten Beamten des Staates, auch den Vornehmsten des geistlichen Standes, gebilligt werde; er konnte ohne officielles Hinderniß weiter darin fortschreiten [1]).

Das Glück wollte ihm so wohl, daß seine Entwürfe gegen Soubise und seine Anhänger so eben vollkommen gelangen.

Als die holländischen Schiffe in jenen Gewässern erschienen, fragten die Bürger von Rochelle bei dem Befehlshaber derselben, Haultyn, an, ob er als Freund oder als Feind komme. Haultyn antwortete, er habe den Befehl, wenn Ludwig XIII. es fordere, gegen sie zu fechten; das sei der Auftrag, den ihm der Prinz von Oranien vor seinem Tode gegeben; denn Soubise und Rochelle seien allein Schuld daran, daß die Union, welche er seit 30 Jahren gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Stande zu bringen gesucht habe, gestört werde [2]). Der englische Gesandte wiederholte das mit Vergnügen; denn eben so war auch er gesinnt.

Bei einem vereinzelten Zusammentreffen hatte Soubise einen kleinen Vortheil; als aber die holländischen und englischen Schiffe sich mit den französischen vereinigten, sah er sich genöthigt, von der Insel Rhé zu weichen: im Angesichte der Stadt erlitten die Rocheller eine Niederlage zur See. Das war nun die Verflechtung der Dinge, daß die maritime Macht der französischen Protestanten durch die Streitkräfte der Glaubensgenossen, unter deren Einflusse sie sich gebildet hatte, wieder zerstört wurde.

Zur See geschlagen und zu Land durch fortgesetzte Anfälle

1) Die Redaction dieser Rede, wie sie aus einem gedruckten Flugblatt in den Mercure français, Bd. XI. Seite 854 übergegangen und auch in den Memoiren eine Stelle gefunden, stammt ohne Zweifel von Richelieu selbst. Doch beweist das noch nicht ihre vollkommene Authenticität. Man sagt zuweilen Einiges, was man doch nicht gedruckt sehen mag. Aus den Berichten des Nuntius bei Siri VI, 21 ergeben sich noch einige Momente, die in jener Redaction fehlen, die ich aber deshalb nicht geradezu verwerfen möchte.

2) Lorkin an Conway, 15. Juli: for they and they only traversed that union which he these thirty years together had been labouring to knitt against the common enemy. (Arch. z. London.)

bedrängt, mußte Rochelle sich den übrigen Hugenotten beigesellen, die um Frieden baten.

Die streng katholische Partei drang darauf, vielmehr den Krieg bis zu ihrem vollen Verderben, was jetzt sehr möglich sei, fortzusetzen; so werde der König das Ungeheuer der Rebellion und der Ketzerei zugleich vernichten: er werde in Rochelle die Schlüssel aller anderen Städte finden; solle er gegen den Kaiser zurückstehen, der, bei weitem weniger mächtig, dennoch den Katholicismus in Böhmen hergestellt habe[1])?

Richelieu war jedoch nicht dieser Meinung. Er gesellte sich allerdings denen zu, welche das Verderben der Hugenotten wünschten: er bemerkte, daß von allen dem Gehorsam widerstrebenden Großen Rochelle immer als eine Citadelle der Rebellion betrachtet werde und der König noch nicht im Besitze der vollen Gewalt sei, solange es bestehe; aber er meinte, auch im Frieden lasse sich den Hugenotten beikommen; wolle man den Krieg zugleich gegen sie und die Spanier fortsetzen, so werde man nur den engsten Bund zwischen beiden veranlassen und am Ende genöthigt sein, den Hugenotten bessere Bedingungen als jetzt zu bewilligen.

War es doch auch damals sehr schwer, den Frieden mit ihnen zu Stande zu bringen, ihrer Niederlage zum Trotz.

Richelieu gewann es über sich, den englischen Gesandten, welche im Anfang des Jahres 1626 nach Paris kamen, die Erlaubniß und den Auftrag zu geben, mit den hugenottischen Deputirten zu unterhandeln. Durch englische Dazwischenkunft wurden diese in der That dahin gebracht, in den wichtigsten Punkten nachzugeben. Sie leisteten Verzicht auf Oleron und Rhé, waren bereit, einen königlichen Intendanten aufzunehmen und selbst das Bestehen des Forts Louis für's erste sich gefallen zu lassen; nur forderten sie, da der König sich geneigt zeigte, ihnen für fortdauernden Gehorsam künftige Gnaden zuzusagen, daß die Schleifung des Forts Louis ganz ausdrücklich unter diesen Gnaden begriffen werde. Sie bestanden darauf auch deshalb, weil sonst durch die unaufhörlich zu besorgende Störung der Handel von Rochelle die größten Nachtheile leiden würde. Zu den politischen und religiösen Motiven ihrer Hartnäckigkeit kamen diese Motive der mercantilen Existenz. Sie wollten nicht weichen.

In diesem Augenblicke griff eine recht eigenthümlich französische

1) Remonstrances to the french king concerning the bloking up of Rochelle. (Archiv z. London.)

Verflechtnng der persönlichen Interessen mit den allgemeinen in die Verhandlungen ein. Der damals in Paris versammelte Clerus versprach dem König eine reiche Beisteuer, unter der Bedingung, daß er den Krieg gegen die Hugenotten entschlossen fortsetze. Cardinal la Rochefoucauld hatte den Auftrag, den König dazu zu ermahnen, und schon war die Stunde bestimmt, in welcher er eine Audienz zu diesem Zwecke haben sollte. Eine große Faction gab es, welche in demselben Gedanken lebte und webte. Die Königin-Mutter, hierin mit Richelieu noch gleichen Sinnes, ließ die Gesandten ersuchen, alles zu thun, um Rochelle zur Annahme der ihm gemachten Bedingungen zu vermögen; wenn es dieselben zurückweise, werde die andere Partei unfehlbar die Oberhand gewinnen.

Die englischen Gesandten riefen hierauf die Deputirten noch einmal zusammen, um ihnen zu sagen, daß nach einer ihnen gewordenen Mittheilung die königliche Erklärung in der That den Sinn haben solle, den sie wünschten, obwohl die Worte ihn nicht ganz deutlich aussprächen. Die königliche Erklärung lautete, daß sie durch Gehorsam und Dienste sich von dem Könige verschaffen könnten, was sie sonst nicht erwarten dürften, selbst in ihren dringendsten Angelegenheiten. Auf den Wunsch der Deputirten, eine authentische Interpretation dieser Worte zu erlangen, befragten die Gesandten die anwesenden Mitglieder der Regierung noch einmal über den Sinn derselben, und nach deren einstimmiger Aeußerung gaben sie den Deputirten von Rochelle die Versicherung, daß diese Worte sich auch auf die Schleifung des Forts Louis in einer schicklichen Zeit beziehen sollten. Hierauf nahmen die Deputirten den Frieden an, mit der Erklärung jedoch, sie würden sonst nie in das Bestehen des Forts Louis gewilligt haben [1]).

Jene Audienz des Cardinals la Rochefoucauld war so lange aufgehalten worden, bis man zu diesem Ziele gekommen war; ohne Verzug wurden die Deputirten zu dem Könige geführt, dem sie die Unterwerfungserklärung machten, über welche man sich verständigt hatte. Er selbst sowie der ganze Hof zeigten eine außerordentliche Zufriedenheit darüber.

Wie zu dem Siege über die Marine von Rochelle, so trugen die Engländer auch zu dieser Unterwerfung das Meiste bei. Sie

1) Écrit donné par les Ambassadeurs d'Angleterre aux députés des églises, 11. Febr. Den ganzen Vorgang aber entnehme ich aus einer Depesche von Lord Holland und Carleton, 27. Jan. 1626.

waren es hauptsächlich, welche durch das Eine und das Andere den inneren Frieden in Frankreich wiederherstellten.

Ihre Absicht war ganz allein, den Franzosen die Hände freizumachen, um an dem großen Kampfe, der in dem nächsten Jahre gegen die spanisch-österreichische Macht, namentlich auch in Deutschland geführt werden sollte, Theil nehmen zu können. Dazu schien alles sich anzuschicken. Schon finden wir einen Abgeordneten von Dänemark an dem Hofe, der auf die Zahlung der ihm versprochenen Subsidien dringt.

Wer vermag das Erstaunen zu ermessen, das die Gemüther ergriff, als in dem Augenblicke, wo man einen allgemeinen Angriff auf Spanien erwartete, die Nachricht erscholl, daß vielmehr der Friede zwischen Frankreich und Spanien geschlossen worden sei!

Richelieu hat damals so laut wie möglich erklärt und in seinen Memoiren auf das bestimmteste wiederholt, oft wiederholen lassen, daß das hinter seinem Rücken ohne sein Wissen geschehen sei.

Jene streng katholische Faction, welche den Frieden mit den Hugenotten zu verhindern sich vergebens bemüht hatte, wollte es doch nicht zu einem Kriege mit Spanien kommen lassen, der allen ihren Ideen und Sympathien entgegenlief. Richelieu war wohl mächtig, aber keineswegs mächtig genug, um sie zu beherrschen. „Ich weiß", heißt es in dem Brief eines der protestantischen Bewegung Geneigten, „daß er für die gute Sache ist, aber durch tausendfältige Eifersucht in seinen Absichten gehindert wird. Rom und der ganze Clerus schreien gegen ihn; er weist beide mit standhaftem Muth zurück". Aus den eigenen Aeußerungen des Cardinals wissen wir, daß ihm das Achselzucken und Seufzen über den Gang seiner Regierung, das er um sich her wahrnahm, gefährlich erschien. Wie hätten nicht die Vorfechter der Ideen, welche seit dem Tode Heinrichs IV. vorgewaltet und so mannichfaltige Erfolge erfochten hatten, auch ihm gegenüber eine große Macht entwickeln sollen?

Den Cardinal zu stürzen, wovon allerdings die Rede gewesen ist, war bei seinem hohen persönlichen Ansehen nicht möglich; aber die Partei fühlte sich stark genug, um sich eine selbständige Einmischung in die Politik zu erlauben.

Als das Haupt derselben erscheint Pater Bérulle, der sich als Vertheidiger der ultramontanen Doctrinen gegen die Sorbonne einen gewissen Ruf verschafft hatte und auch bei der Königin, in deren Umgebung sich eine devote Gesellschaft zu bilden anfing, viel vermochte. Man bemerkte, daß Bérulle mitten in weltlichen Discussionen

wenn die religiöse Saite angeschlagen wurde, in eine Entzückung und geistliche Ekstase gerieth, welche ihn gegen alle anderen Dinge unempfindlich machte. Seine Seele schwelgte in der Idee einer allgemeinen Wiederherstellung des Katholicismus und dessen vollkommenem Triumphe, der sich ohne Frieden zwischen Frankreich und Spanien nicht denken ließ. Wenn er die Verheirathung der französischen Prinzessin nach England beförderte, so geschah das doch nur darum, weil er darin ein Moment der Wiedereinführung des katholischen Cultus auf der Insel erblickte [1]).

Dem schwärmerischen Theologen trat ein katholisch überzeugter Jurist zur Seite, Michel Marillac, der es nicht gerechtfertigt fand, daß man Valtellin dem ketzerischen Graubündten wieder unterwerfen wolle, und das Interesse, das sich an dieses Land knüpfe, für sehr unbedeutend erklärte, im Vergleich mit dem großen Interesse der Vertilgung der Ketzerei. Man müsse, sagt er, mit Spanien Frieden machen um jeden Preis, nicht wie man wolle, sondern wie man könne.

Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob die Königin in aller Form für sie gewonnen wurde. Konnte sich aber die Partei nicht mächtig genug fühlen, auch ohne die formelle Einwilligung der Fürstin eine Sache zu unternehmen, die im Ganzen und Großen doch nicht ihrem Sinne zuwiderlief?

Schon längst war man in Friedensunterhandlungen mit dem spanischen Hofe gewesen; eine Zeitlang waren sie unterbrochen worden: jetzt ließ Pater Bérulle dem in Spanien fungirenden Gesandten la Fargis, der in dieser Partei eine hohe Stellung einnahm, durch dessen Gemahlin die Weisung zugehen, er möge den Frieden zu Stande bringen, ohne weiteres; und so groß war das Ansehen Bérulle's, von dem man voraussetzte, daß er im Einverständnisse mit der Königin handle, daß der Gesandte dieser Weisung Folge leistete. Das Conseil des Königs, unter Richelieu in Verhandlungen von ganz entgegengesetzter Art begriffen, gerieth selbst nicht wenig in Erstaunen, als ihm plötzlich von la Fargis ein in aller Form bereits abgeschlossener Tractat zugeschickt wurde. Sollte er ihn annehmen oder nicht?

Das Conseil verwarf den Vertrag in seiner ersten Form und

1) Tabaraud (Histoire de Pierre de Bérulle), der Bérulle gegen jede Anklage vertheidigen zu müssen glaubt, um ihn zu einem tadellosen Charakter zu erheben, verwirft, was in den Memoiren von Richelieu, die er bereits kannte, vorkommt, nimmt aber an, was Levassor nach minder zuverlässiger Ueberlieferung meldet.

noch einmal in einer veränderten; aber es fand doch auch, daß dieselbe das Meiste von dem enthalte, was Frankreich gefordert hatte. Der Wortlaut war wenigstens, daß die Verhältnisse in Graubündten und Valtellin auf den Zustand zurückgeführt werden sollten, in welchem sie vor 1617, d. h. vor jenen gewaltsamen Uebergriffen der spanischen Macht, gewesen waren; die festen Plätze, die sie einst innegehabt, sollten weder ihnen, noch päpstlichen Truppen eingeräumt, vielmehr auf immer geschleift werden, Graubündten seine Herrschaft über Valtellin zurückerhalten. Richelieu beklagt sich laut, daß der Gesandte seine Instructionen überschritten habe. Aber er weigerte sich nicht mit Entschiedenheit, ihn anzunehmen. Nicht im März, wie die Unterschrift lautet, noch zu Monson, sondern am 10. Mai 1626, zu Barcelona, ist der Vertrag zu Stande gekommen [1]).

Was Richelieu zur Nachgiebigkeit bewog, war die allgemeine Gährung im Reiche, welche nur im Frieden beruhigt werden zu können schien.

1) Die Berathung des Conseils hierüber ist nicht in den Memoiren; doch hat Siri, der für diesen Zeitpunkt besonders wohlunterrichtet ist, einen Auszug, che scoprivansi molti malcontenti e varie cabale — che il re colla pace di Spagna dissiperebbe i turbini et manterebbe altamente la sua autorità.

## Fünftes Capitel.

## Verschwörung Ornano's. Notablen von 1627.

Wohl konnte sich Richelieu rühmen, jenes Akrokorinth, durch das nach seiner Meinung die Freiheit von Europa in Fesseln geschlagen werden sollte, gesprengt und den Hugenotten die nachtheiligsten Bedingungen, die sie sich bisher hatten gefallen lassen, aufgenöthigt zu haben. Allein Herr und Meister des Schauplatzes war er noch mit nichten. Die Hugenotten hatte er nur dadurch zur Nachgiebigkeit bewogen, daß er das Unternehmen eines großen europäischen Krieges hervorkehrte, nur durch die thätige Dazwischenkunft der Abgeordneten einer fremden Macht. Der Friede mit Spanien war ihm von einer Partei auferlegt worden, die ihm nahe stand, aber, mit seinen vornehmsten Absichten keineswegs einverstanden, ihn auf dem Wege der Politik, den er einschlagen wollte und eingeschlagen hatte, gewaltig aufhielt. Alles war gegen ihn: auf der protestantischen Seite die, welche er angegriffen, und die, welche sich — sie zweifelten nicht, mit voller Absicht — durch ihn getäuscht sahen; auf der katholischen die italienischen Bundesgenossen, welche ihm den Abschluß des spanischen Friedens selbst dann nicht vergeben konnten, wenn er dazu genöthigt war; nicht weniger aber die Spanier, welche die ganze Gefahr ermaßen, welche seine Macht ihnen brachte.

Alle diese Antipathien fanden ihren Wiederhall in Frankreich, wo überdies der Versuch, eine feste, in starker Hand concentrirte Gewalt zu bilden, der zu gelingen schien, feindselige Gährungen erwecken mußte. Wie hätten Diejenigen, welche eine kräftige Monarchie entweder überhaupt nicht zu Stande kommen lassen, oder, wenn das ja nicht zu hindern war, an ihrer Verwaltung persönlich Antheil nehmen wollten, dem Emporkommen des Cardinals in engster

Vereinigung mit dem König und der Königin-Mutter ruhig zusehen sollen?

Condé hatte noch keinen Augenblick darauf Verzicht geleistet, an den Hof zurückzukommen und die Stellung wiederzugewinnen, die er vor dem Frieden von Montpellier innegehabt hatte. In seine Bestrebungen mischten sich religiöse Tendenzen, wie denn die Königin, welche in ihm ihren besonderen Freund sah, während jener Unterhandlungen über das Fort Louis die englischen Gesandten wissen ließ, ein Mißlingen derselben werde leicht die Faction des Prinzen in Besitz der Gewalt bringen [1]); die vornehmste Absicht aber war doch auf die Wiedererwerbung der einst besessenen Autorität gerichtet; Condé ließ vernehmen, er wolle an den Hof zurückkommen, möge man ihn nun daselbst gern sehen oder nicht; der Cardinal, der ihn jetzt verachte, solle sich wundern, wenn er ihn, den Prinzen, plötzlich mächtiger sähe, als er selber sei. Er trug kein Bedenken, auch die Hugenotten zur Erneuerung ihrer Feindseligkeiten aufzufordern. Man findet Spuren, daß der junge Graf von Soissons sowie Epernon und sein Sohn mit ihm einverstanden waren; damals stand auch der Sohn Heinrich's IV., Vendôme, auf seiner Seite, der in seinem Gouverment Bretagne sich keinen Eingriff, keine Beschränkung gefallen lassen wollte und die Meinung festhielt, daß ihm durch seine Gemahlin, die Tochter Mercoeurs, ein erbliches Recht auf diese Provinz zugefallen sei [2]). Während der ersten Monate des Jahres war der Hof von dunklen Anzeichen einer bevorstehenden Bewegung beunruhigt, der Cardinal selbst mehr als einmal gewarnt worden.

Wie sich aber die Gegner der geordneten Gewalt, ungelehrig, zu gehorchen, während der Minderjährigkeit an Condé selbst, später an die Königin-Mutter angeschlossen hatten, so wendeten sie jetzt ihre Augen auf den emporwachsenden Bruder des Königs, Gaston. Denn immer dahin ging ihr Gedanke, die dem Throne zunächststehende, einigermaßen berechtigte Persönlichkeit für sich zu haben. Da der König, von Natur kränklich und schwach, nicht auf langes Leben und,

1) that her particular fortune in withstanding the Prince of Condé's faction hung upon this point. Schreiben vom 27. Febr. In einem Aufsatze Considerations touching France 1626 (ibid.) wird behauptet, daß „the princes of the blood and others of the last conspiration made this (die Schonung der Hugenotten) the colour of their designs."

2) Lewis an Conway, 19. Juni, erwähnt „the pretensions, which Y. Ldsp. knows the duke of Vendome might have to Britanny by Madame de Mercoeur."

nach einigen Jahren einer unfruchtbaren Ehe, auch nicht auf Nachkommenschaft rechnen zu dürfen schien, so gelangte sein Bruder als präsumtiver Thronfolger zu um so größerer Bedeutung. Noch war dieser nichts für sich selbst, und wie lange sollte es dauern, ehe er etwas wurde! aber Andere suchten sich des Ansehens zu bedienen, das ihm seine Ansprüche gaben. Zuerst war es sein Gouverneur, der eben von Richelieu aus dem Gefängnisse befreite und seiner Stellung zurückgegebene Marschall Ornano, der sich vermaß, als das Haupt der Opposition am Hof aufzutreten. Ornano, von Herkunft ein Corse, vereinigte die äußere Ruhe und Feinheit eines Italieners mit dem Ehrgeiz eines melancholischen, von südlicher Gluth erfüllten Temperaments. Man hat ihm Schuld gegeben, er habe den König stürzen, Gaston auf den Thron bringen, an dessen Stelle regieren wollen, denn immer die weitaussehendsten Entwürfe setzt man in diesen Conflicten voraus; in Wahrheit findet sich nur, daß er dem Prinzen, der nun achtzehn Jahre alt geworden war, Sitz und Stimme im Conseil zu verschaffen dachte; die Einwirkung auf die Geschäfte, die daher entspringen konnte, wäre dann ihm zugefallen. Und schon die Möglichkeit, ein neues eigenberechtigtes Element in die Staatsverwaltung zu bringen, erweckte eine allgemeine Bewegung. Bei Ornano hatten Deageant und Modène, welche davon redeten, daß man Condé zurückrufen müsse, um ihn der Königin entgegenzusetzen, vielen Einfluß; es war ganz im Sinne Condé's, wenn Ornano die Vermählung Gastons mit der Prinzessin von Montpensier, welche der König und die Königin wünschten, hintertrieb, obgleich dies die reichste Erbin von Frankreich und zugleich eine der schönsten jungen Damen war, die man sehen konnte. Alles, was mißvergnügt war, schloß sich an ihn an, so im Lande wie am Hofe; Männer und Frauen, die vornehmsten Damen widmeten ihm eine persönliche Aufmerksamkeit, die ihm nicht wenig schmeichelte; als er einst erkrankte, besuchten sie ihn; zahlreich sah man sie um sein Bett her sitzen. Eine Zeitlang sah der Cardinal diesem Gähren und Treiben zu; auf die Länge ward es jedoch unerträglich. Der ruhige Schomberg selbst sagte dem Könige, man könne auf diese Weise nicht weiter leben; bei der nächsten Gelegenheit werde man eine große Faction losbrechen sehen; in Güte sei bei Ornano nichts auszurichten, man müsse sich seiner entledigen. Denn das war die gewöhnliche Waffe der französischen Verwaltung. Der König ward noch durch einen Zufall gegen Ornano gereizt. Der Hof befand sich in Fontainebleau, und man hatte dort den Geburtstag Gastons gefeiert: eines Tages be-

gegnete Ornano dem Könige; obgleich er wußte, wie widerwärtig diesem seine Absicht Gaston in das Conseil zu bringen, war, hielt er doch die Gelegenheit für zu günstig, denn der König begrüßte ihn mit Freundlichkeit, um nicht darauf zurückzukommen. Er sprach ihm von den trefflichen, des Hauses Bourbon würdigen Eigenschaften Gastons und den schädlichen Wirkungen, die ein längeres Verzögern seines Eintritts auf seine gute Gesinnung haben werde. Der König hielt die Ungeduld, die bei diesen Worten in ihm erwachte, zurück und sagte nur: er werde die Sache eher, als man denke, entscheiden. Drei Tage darauf wurde Ornano von dem Capitän der Garden gefangengenommen und nach Vincennes abgeführt [1]).

Niemand hatte von der neuen Verwaltung einen solchen Beweis durchfahrender Energie erwartet: wie von einem plötzlichen Donnerschlag erschreckt, hielt Alles an sich. Gaston stellte den Großsiegelbewahrer über das Vorgefallene zur Rede; dieser lehnte die Verantwortlichkeit ab. Richelieu dagegen, an den sich Gaston darauf wendete, übernahm dieselbe ohne Bedenken: der Unwille des Prinzen imponirte ihm nicht; er hatte kein Hehl, daß er es sei, der den Rath zur Gefangennehmung Ornano's gegeben hatte.

Damit war aber die Faction, die sich um denselben gebildet hatte, noch nicht unterdrückt; an ihrer Spitze erschienen jetzt die beiden natürlichen Brüder des Königs, der Herzog von Vendôme, Gouverneur von Bretagne, und der Großprior von Vendôme. Sie stellten es Gaston als eine politische Pflicht vor, Ornano zu befreien; er müsse die Minister des Königs lehren, größere Rücksicht auf seine Person zu nehmen. Alle Regungen der Autonomie sahen in ihm ihre Stütze. Der Herzog von Vendôme hat Gaston gesagt, man müsse den Cardinal erst durch Bitten, dann durch Drohungen umzustimmen suchen und, wenn das nichts helfe, Gewalt gegen ihn anwenden. Daß man ihn beseitigen müsse, davon ist wenigstens die

1) Ich entnehme dies sowie einiges andere aus einer handschriftlichen Lebensbeschreibung Ornano's: La Vie de Jean Baptiste d'Ornano, die zwar zu seiner Rechtfertigung geschrieben ist, aber namentlich da, wo die Parteiung nicht ins Spiel kommt, Glauben verdient. Sie fügt hinzu: dès qu'il luy eut fait cette courte réponse: Vous me faites plaisir, M. le Maréchal d'Ornano, j'y pourvoyray plutost que vous ne pensez pas, il retourna chez la R. M. en délibération d'effectuer à l'heure mesme sa parolle équivoque; mais elle modéra son émotion en luy représentant que ce seroit un peu précipiter les choses et qu'il falloit en conférer avec le Cardinal.

Rede gewesen: denn nach ihm werde sich Niemand finden, der die königliche Gewalt so hoch erhebe[1]). Der Cardinal trug kein Bedenken, auch diese dem königlichen Hause so nahe verwandten Oberhäupter die Macht der Staatsgewalt, die er repräsentirte, empfinden zu lassen: sie wurden beide gefangengesetzt und einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen.

Aber das unglücklichste Geschick traf einen jungen Menschen, der fast zufällig in diese Sache verwickelt wurde. Henry de Talleyrand, Graf von Chalais, Maître de Garderobe — welche Stelle, denn auch die Bedienungen in der unmittelbarsten Umgebung des Königs wurden mit Geld erworben, seine Mutter um einen für ihre Umstände viel zu hohen Preis erkauft hatte, nur um ihn in der Nähe des Fürsten, mit dem er auferzogen war und von dessen Gnade er alles erwarten durfte, zu erhalten, — war vom Hof ausersehen worden und hatte sich anheischig gemacht, Gaston zur Unterwürfigkeit unter seinen Bruder, namentlich zur Einwilligung in jene Vermählung zu vermögen. Aber ganz das Gegentheil that er. Schon an sich liegt etwas Gefährliches darin, auf irgend eine Weise mit einer Faction in Berührung zu kommen, die von den ersten Männern des Landes unterstützt wird. Bei Chalais kam der Einfluß einer geistreichen und verführerischen Frau hinzu: Marie de Rohan, Wittwe von Luynes, damals Herzogin von Chevreuse. Sie war auf das engste mit Ornano verbunden und konnte als die vornehmste Begründerin der Partei, die sich um ihn bildete und die ihn dann zu befreien suchte, betrachtet werden. Mit Vergnügen sah sie den blühenden und hoffnungsvollen jungen Mann in ihre Netze gehen und gewann ihn für ihre Absichten. Statt den ihm gegebenen Auftrag zu vollziehen, bestärkte Chalais den Prinzen in seiner Abneigung gegen die Vermählung und traf Anstalten, die Entfernung desselben vom Hofe möglich zu machen, worauf eine Bewegung zu seinen Gunsten in Paris und in den Provinzen erfolgen werde. Das Gerücht breitete sich aus, er habe den König selbst umbringen wollen; er habe schon das Messer gezeigt, das ihm dazu dienen solle: „indem er ihm am Morgen das Hemd reiche, werde er ihn verwunden; seine Freunde, in das Gemach stürzend, würden dann das Uebrige thun." Wenn der König und der Cardinal den nächsten Erben schonen mußten, so gab es doch für die, welche sich mit ihm in verrätherische Verbindung eingelassen hatten, keine Gnade; Chalais mußte den Taumel

1) Procès de Chalais. Londres 1781. S. 45. 97.

der Liebe und die wahnsinnigen Entwürfe des Ehrgeizes, in die er sich gestürzt hatte, mit dem Leben büßen[1]). Wie war der armen Mutter zu Muthe, die auf diese Nachricht herbeieilte, als sie den Sohn, der die Freude und Hoffnung ihres Lebens ausgemacht, für den sie die Bedingungen ihrer eigenen Existenz überschritten hatte, eines Attentates gegen seinen Herrn und König beschuldigt und schuldig erachtet, auf dem Schaffot endigen sah!

Ornano ist in dem Gefängniß ohne Zweifel an einer natürlichen Krankheit gestorben[2]): die Vendômes sind nach einiger Zeit wieder freigelassen worden: Condé ergriff den günstigen Moment, um sich mit dem Cardinal in ein gutes Verhältniß zu setzen.

Ueberhaupt konnten alle diese Versuche zu nichts anderem führen, als zu der Befestigung dessen, auf dessen Sturz es dabei abgesehen gewesen war. Auf ein Entlassungsgesuch, das der Cardinal in der Mitte des Sturmes einreichte, empfing er eine abschlägliche Antwort in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, mit den genugthuendsten Zusicherungen. Denn nicht allein die Unentbehrlichkeit seiner Dienste war darin anerkannt, sondern auf das stärkste war ihm zugesagt, daß keinerlei Verleumdung ihm jemals schaden solle. Der König verspricht, wie er das schon bisher gethan habe, so auch in Zukunft ihm die zu nennen, welche feindliche Gesinnungen gegen ihn verrathen würden. Der Cardinal erzählte mit besonderem Vergnügen, daß die Antwort von der Königin-Mutter und dem Könige gemeinschaftlich verfaßt worden sei.

Auch noch andere Unterstützungen der Politik, wie sie sich in

1) Wie eine nach Deutschland gekommene Nachricht sagt, ut simulatque audissent primum vulnus a se inflictum esse regi, quod mane in cubiculo subuculam ei porrigendo se facturum pollicebatur catervatim irrumpentes communibus viribus regem contunderent. Vgl. Procès p. 171—180. Der spanische Gesandte Mirabel behauptet in seiner Depesche vom 1. Nov. 1626, daß der Graf von Soissons, der venetianische und holländische Gesandte, hauptsächlich aber der Gesandte von Savoyen in dieser Sache compromittirt seien: Louvigni habe versichert, daß ihm Chalais das Messer gezeigt habe, mit welchem er den König tödten wolle: der Herzog von Orleans perhorrescire, daß man ihm Mitwissenschaft zuschreibe; er dringe selbst auf die Bestrafung von Chalais.

2) Vgl. die Briefe des Königs, des Cardinals und der Königin-Mutter in den Procès p. 230. Die Vie d'Ornano sagt: Il commença de ressentir son mal au 10 de juillet et le porta jusques au 23 août, que la rétention de l'urine avec un peu de fièvre luy causant des vapeurs, qui montaient au cerveau, il reconnut qu'il tendoit à la fin.

seinem Kopfe immer mehr ausbildete, gewann Richelieu in diesen Unruhen. Es war ein Moment in der Geschichte der Monarchie in Frankreich, daß die Stände von Bretagne den König ersuchten, ihnen niemals einen Gouverneur zu geben, der von den alten Herzogen des Landes abstamme [1]; der reine Royalismus erschien auch in dieser altaristokratischen Provinz überwiegend. Gegen die Ansprüche, welche die ultramontane Doctrin der unbedingten Autorität des Königthums entgegensetzte, wie sie damals in dem berufenen Buche Santarels hervortraten, worin dem Papstthum das Recht vindicirt wurde, Könige und Kaiser von der Kirchengemeinschaft auszuschließen und ihre Absetzung auszusprechen, nicht allein wegen großer Vergehen, sondern auch, wenn sie unfähig seien und die öffentliche Wohlfahrt das fordere, fand Richelieu Beistand in der Sorbonne und dem Parlament. Aber noch eines allgemeiner anerkannten Rückhaltes bedurfte er für die Pläne, mit denen er sich trug. Um sich einen solchen zu verschaffen, berief er gegen Ende des Jahres 1626 eine Notablenversammlung, denn das war jetzt die beliebte Form öffentlicher Berathungen, nach Paris. Der hohe Adel und die Geistlichkeit waren darin sehr unvollständig vertreten, die Herzoge überhaupt gar nicht erschienen; die Mehrzahl der Versammlung bestand aus den Räthen der Parlamente und der anderen souveränen Höfe, überhaupt aus Mitgliedern des höhern Bürgerstandes. Sehr bemerkenswerth, daß eine für eine spätere große Versammlung so unendlich wichtig gewordene Frage, ob man nach Köpfen oder nach Ständen stimmen solle, schon damals auftauchte, obgleich sie noch nicht im Sinne des dritten Standes entschieden wurde. Aber auch ohnedies brachte die Zusammensetzung der Notablen ein unbezweifeltes Uebergewicht der populären und zwar monarchisch-populären Tendenzen hervor. Diese Versammlung verlangte vor allen Dingen eine Verringerung der Pensionen, die eben den Mächtigsten zu Gute kamen, und zwar um die bedeutende Summe von fünf Millionen, deren Wegfall ein jeder von ihnen empfunden haben würde: sie wollte keine Festungen mehr in ihren Händen lassen, sie forderte die Schleifung aller festen Plätze, die nicht zu unmittelbarer Vertheidigung des Reiches nothwendig seien. Was man von dem umfassenden Sturm erzählt, der hierauf in allen französischen Provinzen gegen die festen Schlösser begonnen habe, mag übertrieben sein; aber alles, was in diesem Sinne geschah, entsprach der Stimmung des Volkes. Eben dies hätten die

1) Brienne, Mém. I, 431.

aufgeregten Bürgerschaften noch zuletzt in der Zeit der Ligue gefordert. Die Notablen fügten hinzu, Niemand solle Geschütz besitzen oder gießen lassen dürfen ohne Erlaubniß der Krone. Der Grundsatz brach sich Bahn, daß die bewaffnete Macht allein in den Händen des Königs sein müsse. Richelieu forderte die Aufstellung eines stehenden Heeres von 20,000 Mann[1]; den Zweck desselben hat man gleich damals nicht allein in den auswärtigen Krieg, sondern vornehmlich in die Sicherung der öffentlichen Ruhe und die Befestigung des königlichen Ansehens gesetzt. Nur darüber hat man gestritten, wie viel die Provinzen zu den Kosten beizutragen haben würden; über die Sache selbst findet sich kein Widerspruch[2]. Eigentlich nur in Einem Punkte haben die Notablen die Vorschläge Richelieu's verworfen; das ist jedoch eben der, in welchem er mit ihnen am meisten einverstanden war. Wenn er den Antrag stellte, daß die Strafe des Ungehorsams nicht weiter als bis zum Verlust der Stellen gehen solle, so meinte er das ohne Zweifel nicht ernstlich; Milde gegen Widersetzliche war überhaupt nicht in seiner Seele; er wollte die Sache nur in einer schicklichen Form zur Sprache bringen. Die Versammlung that ihm den Gefallen, seinen Vorschlag zu verwerfen; sie setzte fest, daß jede bewaffnete Erhebung gegen den König, auf die bloße Kundbarkeit der Thatsache hin, also ohne richterliche Untersuchung, mit Amtsentsetzung und, wenn das Verbrechen nachgewiesen sei, an Leib und Gut gestraft werden solle. So vollkommen schlossen sich die Notablen den Ideen des Ministers an; sie billigten in der That sein ganzes System, sie waren nicht allein höchst royalistisch, sondern ministeriell.

Richelieu versprach ihnen, das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme herzustellen; dazu aber, daß dies durch eine Verringerung der ersten geschehen solle, machte er keine Hoffnung; die öffentliche Treue, sagte er, dürfe man nicht verletzen; in dem Credit liege eine unerschöpfliche Hülfsquelle; auf Ersparnisse an den Bedürf-

1) Wie es Vialart ausdrückt, das Heer sei bestimmt gewesen, tant pour la seureté du repos public, que pour l'affermissement de l'autorité royale et pour tenir les étrangers dans la retenue qu'ils doivent avoir.

2) Girardet, Journal de l'Assemblée des Notables convoquée à Paris 1626: Le Jeudi 11 Février 1627 a esté longuement et jusqu'à une heure opiné sur le dit article de l'entretenement des dits 2000 chevaux et 18000 hommes de pied. Tous sont demeurés d'accord de faire le dit entretenement. Mém. pour l'Histoire du Card. Richelieu par le S. Aubéry I. p. 596.

nissen des Staates auch nur zu denken, sei ein Verbrechen; es gebe einen Aufwand in öffentlichen Dingen, über den sich Frankreich freuen müsse. Denn alle Kräfte des Landes zusammenzunehmen und zur Macht zu entwickeln, war sein Sinn.

Besonders auf die Nothwendigkeit, dies in Bezug auf die Seemacht zu thun, lenkte er die Aufmerksamkeit der Notablen.

Vorlängst empfanden es patriotische Franzosen schmerzlich, daß ihr Land zur See so wenig mächtig sei. Bretagne allein, sagten sie, biete mehr sichere Buchten und Häfen dar als ganz Spanien; die Normandie erzeuge treffliche Seeleute; in der Provence finde man beides, ein zur Seefahrt einladendes Gestade und unternehmende Menschen; dennoch vermöge Frankreich weder im Ocean noch in dem Mittelmeere das Geringste. Dort waren sie vor den Engländern und Holländern zurückgewichen und sahen sich dafür nicht allein in der Seefahrt, sondern auch in dem Fischfange benachtheiligt. Hier war noch Franz I. mit stattlichem Geschwader erschienen; aber im Jahre 1600 mußte die neue Königin mit einer fremden Galeere aus Toskana herübergebracht werden. Wohl hatte hierauf Heinrich IV. auch diesen Zweig ins Auge gefaßt; wir berührten, was er in Marseille that, und zuweilen unterhielt er die fremden Gesandten damit, was er noch an der einen sowohl wie der anderen Küste einzurichten beabsichtige; die Venetianer bemerken den eigenthümlichen Bau seiner Galeeren, des Mannes, der „alles sah und alles bedachte". Nach seinem Tod aber gerieth die begonnene Einrichtung wieder in Verfall, die Seeräuber wurden wieder Meister der See und gewissermaßen der Küste; man stellte dem Könige Ludwig vor, wie viel das Reich dadurch an Schiffen und ihrer Ladung, die man nehme, an Menschen, die man raube, und ihrem Lösegelde verliere, und welch einen großen Gewinn seine Unterthanen, welchen Vortheil seine eigenen Kassen erwarten dürften, wenn er durch seebeherrschende Flotten dem Verkehre Sicherheit verschaffe. Auf beides, Handel und Krieg, waren nun die Bemühungen des Cardinals gerichtet, der eben in dieser Epoche sich zum Großmeister, Oberintendanten und Reformator des Handels von Frankreich ernennen, die Rechte der beiden Admirale sich übertragen ließ. Die Notablen billigten auf seinen Vorschlag: erstens, daß sich Frankreich bewaffne, um des Meeres an seinen Küsten Herr zu werden, sodann, daß eine Compagnie für den Handel eingerichtet werde. Der Erfolg hat gezeigt, mit welcher Energie Richelieu Hand an das Werk legte.

Nach dem Tode von Lesdiguières hatte Richelieu auch die Würde

eines Connetable, an welche sich so viele persönliche Rechte knüpften, unbesetzt gelassen. Luynes hatte sie selbst angenommen, aber nicht, ohne sich damit sehr gegründetem Tadel auszusetzen; bei weitem besser war es ohne Zweifel, ihre Befugnisse der Summe der höchsten Gewalt hinzuzufügen. Die Notablen billigten dies nicht allein, sondern drangen darauf, daß in Bezug auf die übrigen großen Kronämter dasselbe geschehe.

Die öffentliche Gewalt mußte aus den Händen der Privatpersonen, in die sie übergegangen war, gleichsam wieder zurückgenommen werden, wenn sie der allgemeinen Wohlfahrt dienen sollte. Die ganze Tragweite dieses Gedankens ermaß man damals vielleicht nicht; aber ihn so weit auszuführen, als es der vorliegende Mißbrauch nothwendig machte, dazu war der Minister mit der Beistimmung der Versammelten entschlossen. Sieger in den inneren Stürmen, hielt er die Regierung nunmehr fest in den Händen; er war schon furchtbar, aber noch populär, und zu weiteren Kämpfen gerüstet und fertig. Man mußte nun sehen, wohin sich diese gewaltige Kraft zunächst richten würde.

## Sechstes Capitel.

# Krieg gegen England und Rochelle.

Als die Hugenotten im Jahre 1624 zur Erneuerung ihres Krieges schritten, hielten sie dafür, daß auch ein unglücklicher Gang desselben sie diesmal nicht verderben könne, da die Verbindung des Königs Ludwig mit ihren Glaubensgenossen ihnen zu statten kommen müsse.

Darin täuschten sie sich insofern, als holländische sowie englische Fahrzeuge dazu hergegeben wurden, um sie zu unterwerfen; die englischen Gesandten drängten sie zu einem Frieden, den sie sonst nicht angenommen hätten. Aber eben in dieser Dazwischenkunft eröffnete sich ihnen eine neue große Aussicht. Sie bemerkten, nie sei von ihrer Partei ein in einzelnen Punkten nachtheiligerer Vertrag eingegangen worden, aber doch zugleich niemals ein im Ganzen vortheilhafterer; denn jetzt sei ihnen ein gesetzlicher Grund gegeben, von dem Könige von England Hülfe zu erwarten und mit dessen Ministern in Verbindung zu treten [1]).

Bei den Einwohnern von Rochelle war es nun schon dahin gekommen, daß sie keine Gnade noch Gerechtigkeit mehr von ihrem König erwarteten. Die Erinnerung erwachte in ihnen, daß sie vor Jahrhunderten selbst unter englischer Herrschaft gestanden, und fast meinten sie, was sie jetzt leiden müßten, sei eine Strafe für ihren damaligen Abfall. Bereits gegen Ende des Jahres 1625 hat sich eine Deputation von Rochelle in aller Form an den König von England gewendet, „als ein ausgezeichnetes Glied der Kirche Gottes auf

1) that they never had a better treaty for the general because they might now lawfully expect assistance from H. M. a justificy have recurs to his ministers. Desp. 27 Jan. 1626.

Erden", um die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Freiheiten, die bei ihrem Fürsten nicht gesichert sei, bei ihm zu suchen, und, wenn er sie unterstütze, ihm zugesagt, ohne seine Einwilligung keinen Frieden anzunehmen [1]).

Man erkennt den klugen und in die Ferne schauenden Cardinal kaum wieder, wenn er den englischen Gesandten zu deren eigener Verwunderung gestattete, in die Unterhandlungen einzugreifen. Hätte er doch wirklich sie zu täuschen gedacht? Oder glaubte er mit England so gut zu stehen, daß er aus dieser Dazwischenkunft keine Unannehmlichkeit zu besorgen brauche? Vor allem kam es ihm ohne Zweifel darauf an, sich durch ihre Vermittlung aus den inneren und äußeren Verlegenheiten jener Tage zu retten.

Die damals verabredeten Friedensbedingungen wurden sehr schlecht beobachtet. Die Truppen blieben in ihren Verschanzungen und verwüsteten das Gebiet der Stadt: an der Rhede lagen, mit neuen Angriffen drohend, die Kriegsfahrzeuge. An die Schleifung des Forts Saint-Louis war so wenig zu denken, daß vielmehr auf der Insel Rhé einige für Rochelle gefährliche Punkte, besonders Saint-Martin, neu befestigt wurden. Hierüber wendete sich die Stadt im März 1626 in dringender Beschwerde an den König von England, dessen Wort und Wunsch sie allein bewogen habe, den Frieden anzunehmen. Carl I. wies die Verpflichtung, für die Ausführung des Friedens zu sorgen, mit nichten von sich: denn allerdings sei derselbe von ihm durch die Person seiner Gesandten vermittelt worden. Sollte Frankreich, so heißt es in seiner Antwort, die Ausführung der gemachten Zusagen verweigern, so werde er sich mit seiner ganzen Macht dafür verwenden, er werde im Nothfalle seine Gesandten aus Frankreich zurückziehen.

Denn auch in England war man durch alles, was seitdem geschehen, tief verstimmt.

In Folge der französischen Unruhen war die ganze Combination gescheitert, durch welche man eine durchgreifende Veränderung in der Lage von Europa zu bewirken gedacht hatte. Der König von Dänemark und der Graf von Mansfeld wurden bei weitem nicht in dem Maße unterstützt, als man ihnen zugesagt hatte und als es nothwendig gewesen wäre. Der erste unterlag dem krieggeübten Heere

1) Mémoires et instructions pour Mr. de Herbières, Salberi et Goyer, députés de la ville de la Rochelle vers le S^me^ roi de la Gr. Bretagne. Unterzeichnet David, maire et capitain de la ville de la Rochelle.

der Ligue, der andere der von Wallenstein rasch zusammengerafften und gut geführten Soldateska. Man hatte gehofft, das obere und südwestliche Deutschland von der österreichisch-liguistischen Uebermacht zu befreien. Statt dessen ward auch das niedere, und nordöstliche diesseit und jenseit der Elbe von der siegreichen katholischen Macht überfluthet, der Protestantismus in den Ländern seines Ursprungs und seiner ersten Siege mit dem Verderben bedroht.

In England selbst führte die Vermählung, von der man die engste Vereinigung erwartet hatte, zu widrigen Irrungen. Die junge Königin ward von ihrer Umgebung veranlaßt, ihre katholischen Gefühle und ihren französischen Patriotismus auf eine Weise zu äußern, daß darüber in dem Hause und der Umgebung des Königs die unangenehmsten Entzweiungen ausbrachen. Zuerst entfernten die Engländer den französischen Gesandten Blainville, nicht etwa, wie es in dem Schreiben des Staatssecretärs heißt, weil er sich als Förderer des Papismus aufstelle: denn so viel Achtung genieße er nicht, um gefährlich zu sein; die Ursache sei, daß er Zwietracht zwischen König und Königin säe und Dinge vornehme, wie kein Gesetz der Nation und kein Völkerrecht es erlaube. Aber immer weiter gingen diese Mißhelligkeiten, bis man in England sich veranlaßt sah — ohne daß Recht und Unrecht immer genau zu unterscheiden wären — den ganzen Hofhalt der Königin nach Frankreich zurückzuschicken, was denn hier als ein Bruch der eingegangenen Verträge betrachtet ward.

Einen unerwarteten Grund dieser Zerwürfnisse giebt Richelieu an. Er behauptet, sie seien von seinen persönlichen einheimischen Gegnern angeschürt und so weit getrieben worden, um ihm, der als der vornehmste Beförderer der englischen Heirath galt, durch die schlechten Erfolge derselben Unannehmlichkeiten zu machen und sie zu seinem Sturze zu benutzen.

Der Partei, welche den letzten Frieden mit Spanien geschlossen, traute man in England die weitesten Pläne zu: die Absicht, die reformirte Religion in Frankreich auszurotten, England durch Trennung von Holland und einen Angriff auf seine Seemacht zu schwächen; aber man urtheilte, England dürfe das nicht geschehen lassen; den Franzosen dürfe es nicht gestatten, Rochelle zu unterwerfen; da König Carl I. den letzten Frieden zu Stande gebracht habe, so erfordere seine Ehre, daß derselbe ausgeführt und aufrecht erhalten werde. Zunächst müsse man mit Soubise unterhandeln, durch diesen Rochelle

veranlassen, den König zu Hülfe zu rufen, endlich Rohan und mit ihm die ganze hugenottische Corporation an sich ziehen [1]).

Man glaubte, geheimen Umtrieben der Franzosen, so in England wie in Schottland und Irland, auf die Spur zu kommen: eine allgemeine Aufregung brachten die auf die Herstellung der Seemacht in Frankreich gerichteten Entwürfe, die in der Versammlung der Notablen zu Tage kamen, hervor.

Jene Partei, welche den Frieden von Barcelona herbeigeführt und dadurch einen so großen Umschwung in den allgemeinen Angelegenheiten zum Verderben des Protestantismus bewirkt hatte, trug sich in der That mit dem Plane, die Gunst des Moments zu einer Unternehmung gegen England zu benutzen, in welchem sie die vornehmste Burg des Protestantismus erblickte. Pater Berulle unterhielt den König von Frankreich und die durch die Unbill, welche ihre Tochter erfahren, besonders aufgeregte Königin-Mutter in vertrauten Gesprächen nicht allein von dem Wünschenswerthen einer solchen Unternehmung, sondern auch von ihrer Ausführbarkeit; er meinte, es werde ein Leichtes sein, die englische Flotte in ihren Stationen an der Küste zu verbrennen. Seine Aufforderungen, welche zugleich weltklug und fromm lauteten, wurden von Rom her mit eifriger Anmahnung unterstützt. Der Papst hat gesagt, Carl I. sei nicht werth, die englische Krone zu tragen, nicht vor Gott als ein Ketzer und nicht vor den Menschen als ein Wortbrüchiger. Er hat den alten merowingischen Childebert, der einst religiöse Bedrängnisse, die seine Schwester von ihrem Gemahl, einem westgothischen König, erlitt, durch einen Kriegszug rächte, dem Könige Ludwig XIII. zum Muster aufgestellt. In den Jahren 1627 und 1628 ist dann viel über eine gemeinschaftliche Unternehmung der Franzosen und Spanier gegen England unterhandelt worden. Man hat die Anzahl der Schiffe festgesetzt, welche die eine und die andere Macht aufzubringen habe; der Herzog von Guise sollte dabei eine Rolle übernehmen, wie sie sein Vater und sein Großvater sich gewünscht hatten; er sollte die Flotte, der kriegberühmte Spinola die Landungstruppen befehligen; die Mächte sollten vor allem jede einen festen Platz in Besitz nehmen und dann die Erneuerung des Katholicismus aus aller Kraft befördern. Die Franzosen sprachen von einer Abzweigung von Irland, das dem Papst unterworfen werden sollte; die Spanier, denen alles an der Erhaltung ihrer Stellung in der Pfalz lag, haben den höchst

1) Considerations touching France Oct. 1626. (Archiv zu Lond.)

außerordentlichen Gedanken geäußert, das pfälzische Haus, das dann katholisch werden müsse, für seine Verluste in Deutschland durch den englischen Thron zu entschädigen.

Wir finden nicht, ob die Engländer von diesen Entwürfen bestimmte Notiz hatten; aber daß etwas gegen sie im Werke war, haben sie allerdings gewußt; sie hörten unter anderem, der Papst habe, wenn es gegen sie zum Kriege komme, den beiden Königen seine Hülfe zugesagt [1]). Sollten aber die Mächte auch nicht so weit gehen, so lag doch eine Verletzung aller englischen Interessen vor Augen.

In einer an den Herzog von Buckingham gerichteten Instruction sagt König Carl I., seine Kriegserklärung gegen Spanien habe alle seine Feinde angeregt, Pläne gegen ihn zu schmieden; den Freunden selbst, die ihn zu jenem Entschlusse getrieben, sei sie zum Anlasse geworden, seine Rechte zu beeinträchtigen, seine Verbündeten zu verderben, die Religion, deren Beschützer er sei, anzugreifen; darum habe er den Entschluß gefaßt, unter dem Schilde Gottes sich zu vertheidigen: und wie die vornehmste Absicht seiner Feinde und schlechten Freunde dahin gehe, Großbritannien der Seeherrschaft zu entsetzen, die es seit undenklichen Zeiten ausübe, so sei er dagegen nicht gemeint, zu dulden, daß der König von Frankreich seine Monarchie über den Ocean ausdehne, zum Nachtheil des freien Handels; schon habe derselbe seine Feindseligkeiten gegen Rochelle begonnen; er, der König von England, sei willens, den Ort zu unterstützen.

Dazu fühlte sich der Mann, mit dessen Rathe der König alle seine Geschäfte verwaltete, der Herzog von Buckingham, auch durch seine persönlichen Verhältnisse angetrieben. Es war ein Punkt der Anklagen, die das englische Parlament, in welchem die protestantischen Sympathien das Uebergewicht hatten, gegen ihn erhob, daß er englische Schiffe gegen Rochelle hergegeben und dann mit allen seinen Unterhandlungen dieser glaubensverwandten Stadt doch keinen haltbaren Frieden zu verschaffen gewußt habe. Buckingham, dessen ganze Politik auf die Erhaltung eines Einverständnisses zwischen England und Frankreich zielte, faßte den Gedanken, sich selbst als Gesandter über den Canal zu begeben, um ein solches herzustellen. Er mochte sich nach Frankreich gezogen fühlen; denn er hatte einst daselbst geglänzt und einen Eindruck gemacht, an den auch nur sich zu erinnern ihm schmeichelte; aber die Hauptsache war doch, daß er durch sein Wort und seine Einwirkung eine Aenderung in den daselbst gegen

1) Gourdon, Advertisement from Spain and France, Juli 1627.

die Hugenotten ergriffenen Maßregeln zu bewirken dachte. In Frankreich aber wollte man ihn nicht wieder sehen [1]). Die Königin-Mutter war am meisten gegen ihn. Man fürchtete nicht allein seine Intriguen, sondern man wollte ihm auch die Gelegenheit nicht geben, sich durch Beschützung der Hugenotten eine festere Stellung in England selbst zu verschaffen. Hierdurch in tiefster Seele beleidigt und mit Rachbegier erfüllt, hauptsächlich gegen Richelieu, wiewohl dieser keine Schuld hatte, zugleich die Nothwendigkeit fühlend, den widerstrebenden Geist der englischen Communen durch irgend eine glänzende Handlung zu versöhnen, überdies von Natur des keckſten Selbstvertrauens voll, warf sich Buckingham, nachdem er schon mit Spanien gebrochen hatte, auch gegen Frankreich in offenen Krieg.

Im Juli 1627 erschien er mit einer Flotte von hundert Segeln in den Gewässern von Bretagne, landete auf der Insel Rhé und schickte sich an, die vornehmste der beiden vor kurzem erst dort errichteten Festungen, Saint-Martin, anzugreifen. Fragt man, was ihn bewog, gerade dahin seinen Lauf zu richten, so war es die Betrachtung, daß diese Insel, wenn sie einmal erobert sei, mit Engländern besetzt, durch die maritime Uebermacht Englands leicht behauptet werden könne und alsdann gegen Spanien wie gegen Frankreich den trefflichsten Angriffspunkt darbiete [2]): man würde die beiden Mächte durch fortdauernde eigene Gefahr beschäftigen und sie von allen Versuchen auf England zurückhalten. Für die Hugenotten mußte nach den übernommenen Verpflichtungen schlechterdings etwas gethan werden: unaufhörlich bedrängt, wie sie waren, wie hätten sie nicht, durch die Aussicht auf Hülfe, wieder zu den Waffen zu greifen bewogen werden sollen? Buckinghams Gedanke war, ihnen entweder einen festen Frieden zu erkämpfen, wofür denn auch die Rückgabe von Rhé kein zu hoher Preis gewesen sein würde, oder, wenn sich Frankreich nicht dazu bequeme, sich ihrer gegen diese Macht eben so zu be-

1) Bouquinquant avoit le désir extrême de faire un voyage en France et que le Roy eust agréable que son Maistre l'envoyast en ambassade vers luy. Le Cardinal conseilloit au Roy de le permettre et de tirer advantage pour ses affaires de l'extravagance de cet insensé. Le Maréchal de Schomberg estoit de mesme advis, auquel la Reyne mère s'opposa avec une invincible fermeté. Response au Libelle intitulé: très humble, très véritable et très importante Remonstrance au Roy 1632. Recueil de diverses Pièces p. 623.

2) Herbert de Cherbourg: Expeditio in Ream insulam, S. 8: „Et Gallum obterere Hispanumque ex vicinia illa cohibere potuit."

dienen, wie sie sich der Holländer gegen Spanien bedient habe. Rohan versichert, diesmal seien die Engländer nicht von ihm aufgefordert worden, sondern er von den Engländern; erst nach ihrer Landung auf der Insel habe er seine Glaubensgenossen in Languedoc und den Cevennen, für die es dieses Stachels bedurft habe, in die Waffen gerufen. — Den Einwohnern von Rochelle, bei denen Soubise nicht ohne Schwierigkeit Eingang fand, ließ Buckingham ankündigen: da Frankreich alle Rücksicht auf die geschlossenen Verträge hintansetze, so biete ihnen der König von England seinen mächtigen Beistand an und fordere sie auf, die Waffen zu ergreifen, ihre Freiheit wiederzuerwerben; würden sie diese Gelegenheit nicht benutzen, so würde derselbe sich aller Verbindlichkeit gegen sie erledigt achten [1]).

Eine höchst bedeutende Stellung war es doch, die Buckingham einen Augenblick einnahm. Er schien bestimmt zu sein, die Verluste, welche der Protestantismus im Norden und Osten erlitten, im westlichen Europa wieder gutzumachen. Er würde sich dadurch nicht allein selbst in Ansehen gesetzt, sondern auch in England den monarchischen Ideen wieder festeren Grund und Boden verschafft haben: um mit der vereinigten Kraft des Königs und der Nation den beiden großen Monarchien die Spitze zu bieten, die Marine von Frankreich in ihrem Keime zu ersticken, dem dort vorwaltenden Minister, welcher der Welt gefährlich zu werden drohte, Einhalt zu thun oder ihn zu stürzen.

Im Anblick der fortdauernden Gährung, die dessen Emporkommen veranlaßte, schien dies erreichbar zu sein. Montmorency hatte sich nach Languedoc zurückgezogen, und man wollte wissen, er unterhandle mit Rohan; Guise, in seiner levantischen Admiralswürde bedroht, war mit Richelieu zerfallen; in Bordeaux sah man den Adel in großer Zahl sich um Epernon scharen; der Herzog von Orleans sprach sich nur mit heftigem Widerwillen über Richelieu aus; den ersten Anfang zu einer Bewegung gegen ihn sollte der Graf von Soissons machen, der sich damals in Lothringen aufhielt und von Savoyen auf diesem Wege vorwärts getrieben wurde. Vor allem mit Savoyen war Buckingham einverstanden und rechnete auf entgegenkommende Bewegungen von jener Seite. Rohan ist der Meinung, wenn ihm sein Unternehmen nur einigermaßen gelungen wäre, so

1) Harangue de Becker, d. i. Sir William Beecher, im Mercure français XIII, 807.

würde eine innere Staatsveränderung durch den Sturz des Cardinals erfolgt sein.

Noch leuchteten die Gestirne Richelieu's und Buckinghams in gleichem Glanze, und man konnte nicht wissen, welches von dem anderen verdunkelt werden, ob Richelieu der französischen Aristokratie, oder Buckingham dem englischen Parlament erliegen, wer von beiden seinem Fürsten oder seinem Lande die größten Dienste leisten würde. Aber schon hatte, wenn wir bei dem Bilde bleiben dürfen, der Stern Buckinghams seine höchste Höhe erreicht; Richelieu's Gestirn, diesem bereits gleich, war noch im Aufsteigen begriffen.

Auf eine sonderbare Weise, zugleich großartig und bizarr, wurde die Lage Richelieu's dadurch, daß in dem Augenblicke, wo die englische Feindseligkeit so unerwartet losbrach und alles gethan werden mußte, um sie abzuwehren, König Ludwig XIII. in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel. Richelieu durfte den Kranken nicht verlassen, um nicht einem fremden, wahrscheinlich widerwärtigen Einflusse Raum zu geben; auch er selbst durfte, um die Krankheit nicht zu verschlimmern, von den Ereignissen des Tages nichts sagen: seine Worte, ja seine Mienen beherrschend, mußte er doch mit nichts anderem beschäftigt sein; er mußte alles, was geschehen sollte, anordnen und leiten, und zwar mit unbedingtem Befehl, gleich als ob der König in voller Thätigkeit sei, in dessen Namen, aber ohne seine Autorisation. Er war sich bewußt, daß er eine ungeheure Verantwortlichkeit auf sich lud, daß ein kleines Unglück, ein Zufall ihn auf immer ruiniren konnte; aber er mußte es darauf wagen. Sein ganzes Dasein schwankte nun einmal zwischen plötzlichem Verderben und einer Einwirkung auf die Welt, die ihr das Gepräge seines Geistes aufdrücken sollte.

Von Rochelle aus wurde der Vorschlag gemacht, daß die Regierung das Fort Saint-Louis, wie sie versprochen habe, schleifen möge; dann werde Buckingham die Insel verlassen und der Friede wiederhergestellt werden. Im Conseil von Frankreich gab es eine Stimme für die Annahme dieses Vorschlages: denn unmöglich könne sich die französische Marine mit der englischen messen; beharre die Krone auf ihrem Sinne, so laufe sie Gefahr, die Wechselfälle des alten englischen Krieges wieder über sich hereinzuziehen. Wenn aber Richelieu über das Verhältniß zu England jemals geschwankt hat, so war er damals unerschütterlich. Unterhandlungen durch den Gesandten konnte er gestatten; aber Nachgiebigkeit, durch offene Waffen erzwungen, würde den König von England zum Protector der Hugenotten

gemacht haben. Richelieu besorgte, auch die katholischen Großen würden sich dann demselben anschließen und Ludwig XIII. alles Ansehen verlieren: nie dürfe ein Fürst zulassen, daß man ihm Mangel an Herz in gefährlichen Umständen vorzuwerfen habe.

Buckingham erschien vor Saint-Martin keineswegs nachlässig; Briefe aus dem Lager können nicht genug rühmen, wie muthig er sich jeder Gefahr aussetze, wie sorgfältig er die geringsten Bedürfnisse einzelner Soldaten zu befriedigen suche, und wie zugänglich für Alle, wie einsichtsvoll im Rath er sich zeige [1]); nur zu einer Unternehmung, wie diese, reichte sein Kriegstalent nicht hin; man hat immer gefunden, daß er dem Feinde nicht rasch noch entschlossen genug zu Leibe gegangen sei; vorsichtigen Kriegsräthen folgend, sah er sich in kurzem dahin gebracht, alles von dem Mangel an Lebensmitteln zu erwarten, welcher mit der Zeit eintreten und den tapferen Befehlshaber Toiras zur Capitulation nöthigen werde. In der That gerieth dieser in die größte Verlegenheit, und ein Tag der Uebergabe war für den äußersten Fall bereits festgesetzt. Aber indeß hatte Richelieu auch aus der Ferne alle Streitkräfte der aquitanischen Küste zu vereinigen gewußt, eine Flotille von großen Barken, Flieboots, Traversins, Pinassen und anderen, unter den starken Armen baskischer Ruderer für diese Meere besonders geeigneten Fahrzeugen, an den Sables von Olonne zusammengebracht und mit ausreichenden Vorräthen an Lebensmitteln und Munition versehen [2]); dieser gelang es, unter den zusammentreffenden Vortheilen der Meeresfluthung und des günstigen Windes, den Vorkehrungen der Engländer zum Trotz bis in den Bereich der Citadelle zu gelangen und die schon verzweifelnde Besatzung zu erfrischen. Hierauf wechselten die Stimmungen: die Vertheidiger faßten Muth, die Freudigkeit der Belagerer setzte sich in Unmuth um, alle verlangten nach Hause. Angeregt von seinen französischen Freunden, hielt Buckingham den Abzug noch einen Augenblick auf; er entschloß sich sogar noch zu einem Sturme, den er aber besser nicht unternommen hätte; unter verdoppelten Gefahren und Verlusten, denn indeß waren neue französische Hülfsvölker gelandet, welche die Abziehenden höchlich belästigten, schiffte sich Buckingham Mitte November wieder ein. In England empfing ihn lautes Miß-

1) De Vic an Lord Conway: Hardwicke papers II, 23.

2) Relation du siége de la Rochelle; archives curieus. II, v. 67. Auch der dem Cardinal abgünstige Biograph von Toiras, Baudier (Histoire du maréchal de Toiras, 1644, p. 75), rühmt das Verdienst desselben hierbei.

vergnügen über die schlechte Ehre, welche man bei der Unternehmung eingelegt, die ungeheuren Kosten an Geld, den Verlust an Menschen, den sie verursacht habe[1]). Hauptsächlich dem Führer gab man sie Schuld. Nicht ohne Besorgniß sah sich das Land den Feindseligkeiten der beiden großen Mächte ausgesetzt, welche die weise Politik der Königin Elisabeth immer auseinandergehalten und jetzt ein allzukeckes Selbstvertrauen auf einmal provocirt hatte.

Was aber sollten die französischen Reformirten sagen, die nun größtentheils wieder zu den Waffen gegriffen hatten, in Languedoc und den Cevennen sowie in Rochelle, und jetzt sich selber überlassen blieben?

Der letzte Grund des Mißlingens, auch abgesehen von persönlichen Fehlern oder Unfähigkeiten, lag doch darin, daß England, zumal in den beginnenden inneren Zerwürfnissen, nicht stark genug war, die seebeherrschende Stellung einzunehmen, nach der es trachtete.

Dagegen trat nun, nach der Zurückweisung der Engländer, für das französische Königthum der Augenblick ein, den entscheidenden Schlag gegen Rochelle zu führen.

Mit geistlicher Salbung verwendete Berulle seinen ganzen Einfluß im Rathe des Königs und der Königin dafür. Er erzählte wohl, vor einigen Jahren habe er sich einmal in Rochelle aufgehalten; indem er in der Kirche betete, habe ihn ein plötzliches Gefühl, in welchem er eine Erleuchtung, eine Art von Eingebung sah, ergriffen, daß dies Unternehmen nur gewagt werden müsse, um zu gelingen. Er hat immer behauptet, daß er es hauptsächlich gewesen sei, der den Beschluß dazu hervorgerufen habe. Eben das war der große Vortheil des Katholicismus in der Verflechtung der Dinge, wie sie sich jetzt gestaltet hatten, daß seine Interessen mit denen der Krone nach innen und nach außen zusammenfielen. Jedermann wußte, daß die Partei der Reformirten, dieses Rochelle, wo der Ungehorsam die Farbe der Loyalität annahm, die geheimen Sympathien eines Theiles der Aristokratie für sich habe. Die letzten Ereignisse zeigten, welche Entwürfe bald die Spanier, bald auch die Engländer an die Selbständigkeit dieser Stadt knüpften. Richelieu rief aus, der König sei nicht wahrhaft König von Frankreich, solange er Rochelle noch nicht innehabe; wenn er es aber überwältige, so werde er der größte Fürst der Christenheit und der Schiedsrichter von Europa sein.

1) Mead an Stuteville, Ellis Letters III, 251.

Die Schwierigkeiten des Unternehmens verbarg man sich nicht. Man fand, daß sie besonders in drei Dingen bestanden: den starken Befestigungen, welche die damalige Belagerungskunst zu überwältigen verzweifelter, der Hartnäckigkeit der Einwohner, die für alles kämpften, was ihnen theuer war, ihre municipalen Rechte, ihre mercantile Weltstellung und ihre Religion, in ihrer Lage am Meere, das ihnen jeden Augenblick Unterstützung und Mittel des Lebens wie der Vertheidigung, namentlich von England her, zuführen konnte.

Richelieu stellte ein Heer von 30,000 Mann vor den Mauern der Stadt auf, über das er selbst den obersten Befehl führte; zu einer eigentlichen Belagerung aber schritt er nicht. Man hat ein paar Mal eine Ueberraschung versucht, aber keine Laufgräben eröffnet, keine Minen gegraben, keinen Sturm gewagt. Circumvallationen konnte man sich ersparen, da man von außen keinen Feind zu erwarten hatte; es war genug an einer Contrevallationslinie, welche eine Anzahl Forts, die man um die Stadt her errichtet hatte, mit einander verband und sich in einer Ausdehnung von vielleicht drei Lieues, von einer Küste des Meerbusens bis zur anderen erstreckte. Alles kam darauf an, ob man diesen selbst zu schließen im Stande sein würde. Dann ließ sich ein glücklicher Erfolg um so eher erwarten, da ein großer Theil der dort für den Nothfall angesammelten Vorräthe den Engländern bei ihrer Anwesenheit überlassen und noch nicht ersetzt worden war [1]). Und sollte es in der That unmöglich sein, den Fluthen des Meeres ihre freie Bewegung zu nehmen? Man erinnerte sich, denn man liebte, die Studien des Alterthums praktisch werden zu lassen, wie einst Alexander die Insel Tyrus vermittelst eines Dammes eroberte, den er auf Meeres Grunde von dem festen Lande nach der Insel zog. In neueren Zeiten, in den letzten Jahren selbst vor Rochelle, war etwas Aehnliches versucht worden. Ein italienischer Kriegsbaumeister, Pompeo Targione, der hierbei beschäftigt gewesen, ward aufs neue von Richelieu herbeigezogen; aber er scheint die Gewalt der Fluthen, welche seine kunstreichen Vorrichtungen zu bestehen hatten, nicht gehörig erwogen zu haben. Ein Pariser Architekt, Clément Metezeau, in Vereinigung mit einem ge-

1) In einer Rede, die Grammont dem Cardinal in den Mund legt, erscheint als ein Motiv der Unternehmung, daß Rochelle durch die Anwesenheit der Engländer von Lebensmitteln entblößt worden sei. Exhausit Buckinghamus omnem frumenti vim et quicquid in urbe comestibile, durante Martinianae arcis obsidione, pretio conducto in castra sua traduxit Anglus. (Hist. Galliae Lib. VIII. p. 765 sq.)

schickten Steinmetzen, rieth die Errichtung eines einfachen Steindammes an und wußte diesen Vorschlag in einem Kriegsrath, in den ihn Richelieu einführte, so gut zu begründen, daß man ihn annahm. Ende November 1627 legte man Hand ans Werk. Von beiden Seiten der Küsten ward ein Bau ins Meer geworfen, der zusammen bei achthalbhundert Toisen betrug, aus ungeheuren Quadern von Saintonge, mächtigem Pfahlwerk, Bruchsteinen; wo die Tiefe und Fluth der Gewässer den Bau unmöglich machten, versenkte man eine Anzahl Fahrzeuge, mit Steinen beschwert, in den Grund und sperrte die Einfahrt durch mannichfaltige Vorkehrungen [1]). Richelieu war mit angebornem Eifer und Ehrgeiz bei der Sache. Es machte ihm ein großartiges Vergnügen, mit der Natur und den Elementen zu ringen; aber er wußte auch, daß sein Glück davon abhing. Seine Feinde hofften auf seinen Sturz, wenn die Belagerung mißlinge.

Der Clerus, der eben zu Fontenay-le-Comte beisammen war, votirte ihm die unentbehrlichen Subsidien; die Küste lieferte die Materialien; die Arme zur Arbeit fand er in dem versammelten Heere. Im Mai 1628 war man mit dem Bau ziemlich zu Stande; der Schade, den ein großer Sturm verursachte, ward ohne Verzug wieder gutgemacht.

Die Engländer vergaßen nicht ganz, wozu sie durch alte und neue Verträge verpflichtet waren. Im Mai 1628 erschien eine Flotille von Kriegsfahrzeugen und Lastschiffen, um Lebensmittel nach Rochelle zu werfen; aber an dieser durch eine zahlreiche Kriegsflotte vertheidigten Wehr prallte sie zurück, der Führer glaubte nicht das Unmögliche versuchen zu sollen [2]).

Auch unter der Aufregung, welche das Erscheinen und das Verschwinden dieser Hoffnung und die immerfort anwachsende Noth in den Bürgern hervorbrachten, wußte der in seiner Gesinnung unerschütterliche Maire, Jean Guiton, Unterordnung und Kriegsmuth zu erhalten. Die Erzählung, er habe bei seiner Installation seinen Dolch auf die Tafel gelegt und jedem den Tod gedroht, der von

1) Georgius Rivellus, de Rupella ter obsessa p. 243.

2) Wie man von ihnen dachte, zeigen die Briefe von Leclerq an die Infantin im Brüsseler Archiv. G. B. 1628, 26. October. Les Anglais auroient pu faire un peu d'avantage à la Rochelle, et en autres endroits grande diversion sans demeurer coy si poltronnement près de la Rochelle.

Unterwerfung rede, mag unbegründet sein [1]); aber wahr ist, daß er eine sich allmählich erhebende, auf Unterwerfung dringende Partei mit Gewalt im Zaume hielt und dafür in steter Gefahr schwebte: nur mit dem Pistol in der Hand und von sechs handfesten Männern umgeben, wagte er noch, sich zu zeigen. Seine Augen hatte er mit unerschütterlicher Hoffnung auf England gerichtet.

Da aber waren die Gemüther in der wildesten Gährung begriffen. Eben als Buckingham sich anschickte, den Kampf persönlich wiederaufzunehmen und sich mit der Flotte nach Rochelle einzuschiffen, ward er zu Portsmouth von einem fanatischen Puritaner ermordet.

Noch einmal, im September 1628, zeigte sich ein englisches Geschwader, mit allen zu einem Unternehmen gegen den Wasserbau nöthigen Werkzeugen ausgerüstet, vor Rochelle. Dreimal hat es sich zum Angriff angeschickt; aber der Befehlshaber klagt, daß ihm von Capitänen seiner Schiffe Widerstreben und Fahrlässigkeit bewiesen worden sei; sie sind später sämmtlich vor ein Kriegsgericht gestellt worden [2]). Auch diese letzte Hoffnung der Bürger von Rochelle scheiterte. Die entsetzliche, ohne alle Aussicht auf Abhülfe anwachsende Hungersnoth ließ ihnen dann keine Wahl: sie mußten sich unterwerfen. Es erschien schon als Gnade, daß der König ihre Unterwerfung annahm. An Bedingungen durften sie nicht denken; nur den Rathschlägen und der Mäßigung Richelieu's hatten sie zu danken, daß ihnen der Besitz ihrer Güter und die freie Ausübung der Religion gelassen wurde.

Bei dem feierlichen Einzug am Allerheiligentage 1628 sah man die drei Marschälle der Armee, Angoulême, Bassompierre und Schomberg, eine Reihe bilden; hinter ihnen schritt der Cardinal einher, denn er hatte Niemand, der sich ihm gleichstellen konnte, hinter ihm der König. Die Privilegien der Stadt wurden cassirt, ihre Güter zu den königlichen Domänen geschlagen, ihre Mauern geschleift; der katholische Gottesdienst nahm wieder eine bevorzugte Stellung ein. Mit

1) Sie ist von Levassor; in den ausführlichen Tagebüchern von Mervault und Colin finden sie sich nicht. Arçère II, 305.

2) The captains of the leading ships, the masters of the fire ships, the commanders of the ships, who carried the water engines — all performed not their duties according to the instructions given by the generals — to the dishonour of H. Maj. The report of the conseil of war. (Archiv zu London.)

der proteſtantiſch municipalen Exiſtenz dieſer Stadt war es auf immer vorbei.

Als hierauf der König Ludwig gegen Weihnachten in Paris einzog, erblickte man auf allen Plätzen große Bilder, in welchen die Niederlage von Rochelle und die Schmach der Engländer dargeſtellt wurden; denn zugleich als einen großen Sieg über England betrachteten die Franzoſen dieſe Erfolge. Unter der Königin Eliſabeth, ſo hörte man ſie ſagen, ſei England allerdings furchtbar geweſen: jetzt aber ſei die wilde Beſtie gezähmt; man führe ſie, wohin man wolle [1]).

1) Lettre de Paris, 23 Decbr.: que cy-devant l'Angleterre étoit une mauvaise bête, mais qu'elle est maintenant bridée.

## Siebentes Capitel.

# Feldzüge in Italien und in Languedoc.

Der natürliche Fortgang der Dinge schien es mit sich zu bringen, daß nun die im Kampf erstarkte Kraft des Siegers die Besiegten weiter verfolgen und zu verderben suchen werde. Konnte man nicht auch in Frankreich zu einer vollkommenen Wiederherstellung des alten kirchlichen Zustandes schreiten, wie eine solche so eben in den österreichischen Erblanden und in Böhmen durchgeführt wurde? Denn welchen Widerstand waren wohl die Protestanten noch zu leisten fähig, nachdem ihr vornehmstes Bollwerk gefallen war? Der Genius des Jahrhunderts schien ihren vollen Ruin zu fordern. Und luden nicht die steigenden Zerwürfnisse in England zu dem Versuch ein, den letzten Angriff jenseit des Meeres zu rächen und die mit Spanien verabredeten Entwürfe wirklich auszuführen?

So durchaus kirchlicher Natur waren nun aber die Absichten des Cardinals einmal nicht: den besiegten Hugenotten gewährte er Religionsfreiheit; mit den Engländern knüpfte er Friedensunterhandlungen an; seine Seele dürstete darnach, auf den Weg zurückzukehren, von dem ihn fremder Einfluß und die Macht der Faction weggedrängt hatten, und den großen Wettstreit mit Spanien wiederaufzunehmen. Ein neues italienisches Zerwürfniß gab ihm dazu die dringendste Veranlassung.

Jene Gonzaga von Mantua und Montferrat, die, noch vor kurzem durch den König von Spanien geschützt, diesem anhingen, waren ausgestorben; von allen geheimen und offenen Gegnern Spaniens unterstützt, hatte sich hierauf die in Frankreich vorlängst angesiedelte Linie Nevers-Gonzaga, wie ihr denn die Erbfolge unzweifelhaft zu-

kam, in den Besitz der Lande gesetzt. Dagegen erklärten sich jedoch, durch die Mißtrauen und üblen Willen verrathende Art und Weise, wie es vollzogen ward, beleidigt, die Höfe von Wien und Madrid; der Kaiser als oberster Lehnsherr, dem noch andere Ansprüche auf die Erbfolge vorgetragen worden, sprach die Sequestration aus; die Spanier trafen Anstalt, sie geltend zu machen. Vornehmlich lag ihnen daran, Montferrat, in welchem Lande sie eine Vormauer für Mailand sahen, nicht in die Hände eines kriegskundigen, unternehmenden, französisch gesinnten Fürsten gerathen zu lassen [1]). Wenn sie früher den Herzog von Savoyen mit aller Macht von diesem Land abzuhalten gesucht hatten, so vereinten sie sich jetzt zur Eroberung desselben mit ihm. Während Carl Emanuel sich in Besitz von Trino, Alba, San Damiano, überhaupt der ihm am nächsten und bequemsten gelegenen Bezirke setzte, erhob sich der Governator von Mailand, Don Gonzalez, um Nizza, Aqui und vor allen Casale, in das der neue Herzog von Mantua eine kleine Truppenschar geworfen hatte, zu erobern. Wahrscheinlich meinten sie, daß der zwischen Frankreich und England ausgebrochene Krieg, in welchem das erste sogar spanischer Hülfe bedurfte und um dieselbe gebeten hatte, und der Einfluß der Königin-Mutter, welche in Nevers-Gonzaga einen Gegner sah und dem Schwiegervater ihrer Tochter eine Gebietsvergrößerung, die ihn für Frankreich nicht gefährlich machen konnte, gern gegönnt hätte, eine ernstliche Einmischung Frankreichs in diese Angelegenheiten verhindern werde. Dieses Unternehmen konnte nun aber nicht anders als die größte Bewegung erregen. Es schmälerte dem Könige von Spanien und dem Kaiser, der sich daran betheiligte, den Ruf von Gerechtigkeit, dessen sie sich bis dahin erfreuten. Den italienischen Staaten, die noch ein Gefühl von ihrer alten Unabhängigkeit bewahrten, vor allen den Venetianern und dem Papst Urban VIII., welcher der Sinnesweise seines Vorgängers Clemens folgte, schien es unerträglich, daß die spanische Autorität, deren Druck sie fühlten, sich nicht allein erhalten, sondern erweitern sollte. Während der Belagerung von Rochelle waren doch die Blicke unaufhörlich auch auf Casale gerichtet. Richelieu ließ den leitenden Minister von Spanien, den Grafen Olivarez, erinnern, nicht so gewaltsam

1) Albizi, Bericht über die Verhandlungen des Nuntius Cesare Monti in Spanien: „da che s'imaginavano, di dover stare in continuo sospetto di novità in quello stato per le antiche pretensioni che vi ha la corona di Francia." (Bibl. Corsini zu Rom.)

gegen einen Vasallen des Königs von Frankreich zu verfahren, dessen Ansprüche von den Rechtskundigen begründet gefunden worden, und denselben nicht zu veranlassen, die Hülfe von Frankreich nachzusuchen, die ihm nicht würde versagt werden können. Aber Olivarez wollte von keinem Stillstande hören, ehe nicht Casale eine spanische Besatzung aufgenommen habe; er erwiederte dem Cardinal, möge Frankreich thun, was es wolle, auch Spanien besitze noch Mittel zum Widerstande sowie zum Angriff. Als Rochelle gefallen, während Casale sich noch hielt, hätten die Spanier vielleicht einen Austrag angenommen: schon zeigten sie sich um vieles gefügiger; jetzt aber war Richelieu entschlossen, die Sache durch die Waffen zu entscheiden. Eine bessere Gelegenheit konnte er nicht finden, um die spanische Autorität in Italien zu brechen und die französische zu erneuern. Ergriffe man sie nicht, so würden, meinte er, die Spanier in Italien auf immer Herren bleiben, ihre dortige Macht mit der deutschen des Hauses Oesterreich vereinigen, selbst die Schweiz sich nach und nach dienstbar machen, den leicht beweglichen Herzog von Savoyen auf ihrer Seite festhalten, weiter und weiter um sich greifen.

Durch den glänzenden Sieg, der eine Frucht seiner Beharrlichkeit war, ermuthigt, faßte Richelieu die großartigsten Pläne, wie für das Innere — noch einmal nahm er sich vor, nicht allein Große und Kleine zum Gehorsam zu bringen, die Parlamente zu beschränken, sondern auch das Volk zu erleichtern, wobei er doch die Einkünfte um die Hälfte zu vermehren im Stande sei, — so hauptsächlich nach außen. Er stellte seinem Könige vor, wie er die Schweiz, vielleicht durch die Besitznahme von Neufchatel, im Zaume halten, in Deutschland, nach dem Elsaß vordringend, sich ein Thor öffnen könne, vor allem, daß er in Italien den Spaniern unverzüglich entgegentreten müsse. Nach der Eroberung von Rochelle sogleich zu einer anderen Unternehmung schreiten, über die Alpen gehen, in einer Jahreszeit, wo ein Anderer im Felde zu erscheinen sich bedenke, ohne Rücksicht auf den noch ununterworfenen inneren Feind, das sei eine Handlung, welche die Thaten der alten Römer übertreffe.

Diesem inneren Feinde, den noch unbesiegten Hugenotten des südlichen Frankreichs, kam das italienische Vorhaben des Cardinals zunächst zu statten.

Von jenen drei großen Bollwerken des französischen Protestantismus waren zwei gefallen, Béarn und Rochelle; aber das dritte, die Cevennen, hielt sich noch. Auf der Tapferkeit der Bewohner dieser Berge, die sich ihren ersten Ruhm im Kampfe für die

französische Krone, gegen die Engländer verdient hatten, so gut wie Rochelle, beruhte es hauptsächlich, daß das südliche Frankreich, wie in den Jahren 1621, 1622, so auch 1627, 1628 nicht hatte unterworfen werden können. Schon Coligny hatte sich ihrer trefflich bedient; Rohan war hauptsächlich auf sie angewiesen. Von den Cevennen her erstreckte sich ein ansehnliches Gebiet, dessen er Herr und Meister war, über Vivarais, durch die beiden Languedoc bis nach Foix. Mit Freuden sahen Rohan und seine Freunde den Cardinal die Straße nach Italien einschlagen: einmal, weil er einen Krieg unternehme, der ihn auf lange Zeit beschäftigen müsse, sodann, weil Spanien nun vollends kein Bedenken tragen würde, mit ihnen förmlich in Bund zu treten. Von Savoyen her unterstützt, begab sich ein Abgeordneter Rohans, Clauzel, nach Spanien. Bei den Verabredungen, die er traf, herrschte merkwürdiger Weise die Voraussetzung vor, daß es Rohan gelingen könne, sich in dem südlichen Frankreich selbständig zu machen und einen Staat zu bilden[1]): für diesen Fall verpflichtete er sich zu voller Toleranz gegen die Katholiken. Die Hauptsache ist, daß ihm Spanien ansehnliche Subsidien versprach.

Man versäumte nicht, den König von Frankreich auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, auf die er bei dem Uebergang über die Alpen stoßen werde, und wie leicht könne er sich indeß die Spanier in sein Reich ziehen! Aber in Ludwig XIII. lebte etwas von dem Unternehmungsgeiste seines Vaters: an Krieg und Waffenthaten fand er natürliches Wohlgefallen; ohne viele Mühe riß ihn der Cardinal, dessen Rathschläge zuletzt von hohem Glück begleitet gewesen waren, mit sich fort.

Auch diesmal führte eine kurze Anstrengung zu glänzendem Erfolge.

In Spanien, wo sich alles in den herkömmlichen Formen bewegte und der Hof in Buenretiro in geistvoller Geselligkeit, dem Besuche des eben damals durch unvergleichliche Talente gehobenen Theaters den Genuß des Lebens fand, hatte man keinen Begriff davon, daß ein König von Frankreich in strengem Winter über die Alpen gehen und einen Krieg für eine Sache, die nicht die seine war, unternehmen könne; man wollte es nicht glauben. Als es sich

1) Cas advenant, que ceux du parti se puissent cantonner et former un état. Art. 3 des Tractates. Mercure français 15, 461.

nicht mehr leugnen ließ, überlegte man wohl, ob nicht auch Philipp IV. sich nach Oberitalien begeben solle, um seinen Schwager gleichsam in seinem Hause zu empfangen.

Mitte Februar 1629 war Ludwig XIII in Grenoble; am 1. März überstieg er den Mont-Genèvre. Herzog Carl Emanuel hatte den Gebirgsweg nach Susa durch ein paar starke Barricaden verlegt; er unterhandelte fortwährend, aber seine Unterhandlungen schienen nur dazu dienen zu sollen, den König so lange aufzuhalten, bis Casale genommen sei. Da die Franzosen hörten, daß dieses in äußerster Gefahr schwebe, entschlossen sie sich, 6. März, zu unverzüglichem Angriff. Sehr eigenthümlich war die Gestalt ihres Unternehmens. Vor den versammelten Scharen ward die Messe celebrirt; die Soldaten wurden ermahnt, ihrem Könige zum Dienste Gottes und der Gerechtigkeit zu folgen; dieser selbst und seine Großen nahmen das Sacrament aus der Hand des Cardinals; dann schritt man zum Sturm wie zu einem festlichen Tanze; im ersten Anlauf wurden die Barricaden genommen [1]).

Es war wieder das Werk eines Augenblicks, wie dort am Pont de Cé, und ebenso entscheidend; nur eben einer Berührung der entgegengesetzten Streitkräfte bedurfte es, um das Uebergewicht des Stärkeren zur Erscheinung zu bringen.

Der König besetzte Susa; Herzog Carl Emanuel mußte sich anheischig machen, den Entsatz von Casale zu unterstützen, aber schon war das nicht mehr erforderlich. In Ausdrücken, welche gleichsam ein ehrerbietiges Zurücktreten athmeten — in Madrid fand man sie nicht ganz angemessen — kündigte der spanische Befehlshaber dem König an, daß er die Belagerung von Casale aufhebe. Ludwig XIII. fühlte sich glorreich: er glaubte eine große That ausgeführt zu haben. „Wir haben hier", schreibt er am 19. April an seine Mutter, „die Gesandten von Venedig, Florenz, Mantua und Genua bei uns, die alle gekommen sind, um mir für die Sorge, die ich für Italien getragen habe, zu danken. Die Venetianer haben die Ligue ebenso, wie ich wünschte, unterzeichnet." Diese Ligue hatte zum Zweck, die italienischen Fürsten vor ähnlichen Uebergriffen, wie der letzte Einmarsch in Montferrat gewesen sei, sicherzustellen und ihre Kräfte gegen Spanien zu vereinigen. Der Herzog von Savoyen unterzeichnete sie, so schwer es ihm wurde.

1) Ich entnehme diese Notiz aus dem Negotiato di Cesare Monti, Mscr. der Bibl. Corsini in Rom.

Man forderte Richelieu auf, das begonnene Werk zu vollenden und auf Mailand loszugehen, das ihm nicht werde widerstehen können; aber in seinem Geiste war eben so viel Umsicht wie Kühnheit; ehe er einen Schritt weiter that, war es unerläßlich, den inneren Feind zu dämpfen, den er nicht einen Augenblick länger sich selbst überlassen durfte.

Wie bald sah sich Rohan in den Hoffnungen betrogen, die er auf die italienischen Verwickelungen und sein gutes Verhältniß zur spanischen Krone gesetzt hatte! Vielmehr brachte eben dies die völlige Unhaltbarkeit seiner Stellung in der Welt an den Tag.

Was schon im Jahre 1624 empfunden worden war, daß die politische Macht der Hugenotten in Frankreich und ihr Gegensatz gegen ihren König den Interessen der großen protestantischen und antispanischen Partei in Europa entgegenliefen, ward jetzt eine bewußte Ueberzeugung. Sollte dieser das Dasein unabhängiger Fürsten und namentlich der protestantischen Staaten und Kirchen bedrohenden Macht Einhalt gethan werden, so konnte es nur dadurch geschehen, daß Frankreich freie Hand bekam und nicht jeden Augenblick innere Unruhen zu befürchten brauchte. Nur so schien das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt werden zu können.

Dies war die Rücksicht, welche die Gesandten der Republik Venedig, die dabei ein so besonderes Interesse hatte, hervorkehrten, wenn sie sich, eigens hierzu beauftragt, auf das eifrigste bemühten, den Frieden zwischen England und Frankreich herzustellen [1]). Sie vermochten Carl I zuerst zu dem Versprechen, die italienische Unternehmung des Königs von Frankreich nicht stören zu wollen: eben als diese glücklich vollendet wurde, brachten sie den Frieden zu Stande. Beide Theile traten von ihrer bisherigen Politik einen Schritt zurück. Der Cardinal drang nicht auf die volle und wörtliche Ausführung der bei der Vermählung getroffenen Stipulationen: der König begnügte sich, in Bezug auf die Hugenotten, mit einer allgemeinen Versicherung, die den Krieg gegen sie nicht verhinderte.

Wie so ganz entgegengesetzt war diese Lage der früheren, als eine gewaltsame Parteiung streng katholischer Großen die französische Regierung auf die Seite von Spanien treiben und dieser Macht unter-

1) Zorzo Zorzi rühmte diese Erfolge in seiner Relation: Ho proposto e persuaso il passagio del monti al re. Ho incaminato il trattato della pace fra il Chrmo et Inghilterra etc.

werfen wollte! Da war es im Interesse des protestantischen Europa's gewesen, die Hugenotten, die an der Idee einer unabhängigen Regierung festhielten und dem Eindringen spanischen Einflusses principiell widerstrebten, zu unterstützen. Jetzt aber hatten sich diese mit demselben Spanien verbündet, das den Anderen noch höchst gefährlich war.

Rohan hatte von seiner spanischen Unterhandlung noch keine Frucht gesehen, keinerlei Hülfe erlangt, weder an Mannschaft noch an Geld, als Richelieu mit überlegenen Streitkräften über ihn kam. In dessen Händen wurde alles zur Waffe. Er sorgte dafür, daß sein Vertrag mit England eben in dem Augenblicke bekannt wurde, als er seinen Angriff begann. Wie mußte es die Menschen erschüttern, daß alle ihre Hoffnungen fehlschlugen, alle ihre Verbindungen zerschellten! Um sie aber ganz und gar niederzuwerfen, ließ Richelieu, dem alles recht war, was zum Ziele führte, die erbarmungslose äußerste Strenge walten. Gleich in den ersten Tagen der ernstlich begonnenen Feindseligkeiten ward das feste Privas genommen: da die Einwohner auch nach dem Verlust eines starken Bollwerks gezögert hatten, sich auf Gnade nnd Ungnade zu ergeben, so wurden alle Schrecken der Gewalt und der Plünderung über sie verhängt; von den Gefangenen, die man gemacht, wurde noch nach der Hand eine große Anzahl mit dem Tode bestraft; denn indem man allen, die sich dem König freiwillig unterwerfen würden, Verzeihung und Gewissensfreiheit anbot, sollte jeder Widerspenstige erfahren, daß ihn das gewisse Verderben erwarte.

Hierauf geschah, was man vorausgesehen hatte. Die Menschen wurden von dem Gefühl ergriffen, daß die Sache, die sie vertheidigten, verloren sei. Die Anwesenheit des Königs brachte ihnen noch mehr zum Bewußtsein, daß ihre politische Stellung den großen Ideen und Lebensformen, welche ihr Vaterland beherrschten, widerspreche. Sie hielten für erlaubt, den Kampf auf Leben und Tod dafür aufzugeben, zumal da man ihnen das Wesentliche, worauf es ankam, versprach: religiöse Toleranz und politische Amnestie. Unter diesen Bedingungen unterwarfen sich die festesten Plätze auch der Cevennen, wie Saint-Ambroix, Alais; aus la Gorse, das von drei Seiten unzugänglich war, gingen die Einwohner dem vordringenden königlichen Heer entgegen und baten um Gnade [1]). Der vor kur-

1) Vergl. die Memoiren, Ausgabe Michaud VIII, 30. Die Angaben

zem übernommenen Verpflichtung, die dies ausdrücklich verbot, zum Trotz dachte jeder Ort an seinen besonderen Frieden. Es wäre vielleicht möglich gewesen, sich auch Rohans, gegen den ein ziemlich sicherer Anschlag gefaßt war, persönlich zu bemächtigen; als dieser aber seine Unterwerfung anbot, hielt der Cardinal für das Beste, dieselbe anzunehmen: denn sie werde die allgemeine Unterwerfung nach sich ziehen, wie diese denn in der That erfolgte. Zuletzt entschloß sich auch Montauban, das seinen Namen und Ruf einer früheren Vertheidigung verdankte, sich zu fügen. Als der Cardinal daselbst anlangte, hielt er mit besonderem Eifer darauf, daß seine Truppen strenge Mannszucht beobachteten; er zeigte sich so leutselig und gütig wie möglich. Den Predigern, denen er eine Audienz bewilligte, sagte er, sie seien gefährdet gewesen, solange sie ihre Sicherheit in den Wällen und Basteien gesehen, welche der König nicht habe dulden können; da sie sich aber jetzt der allgemeinen Ordnung unterwerfen und ihre Sicherheit in dem Worte des Königs suchen wollten, so werde dieser für sie Sorge tragen und zwischen ihnen und den Katholiken weiter keinen Unterschied machen. „Unsere Absicht ist", sagte der König in dem zu Nismes erlassenen Edict, „unsere Unterthanen der angeblich reformirten Religion" — dieser Ausdruck, gegen den sie sich noch in den letzten Zeiten gesträubt hatten, kam nun unwiderruflich in gesetzlichen Gebrauch — „in der ferneren Ausübung dieser Religion und dem Genusse der ihnen gegebenen Edicte zu lassen" [1]). Was sie verloren, war ihnen von Heinrich IV. durch besonderes Brevet zugesichert worden. Das Edict von Nantes, wie es öffentlich vorlag, mit seinen die Verhältnisse der Religionsübung Regelnden Bestimmungen ward in volle Geltung hergestellt. Die Kirchen und Kirchhöfe wurden den Gemeinden, die Güter und Besitzthümer den Privatpersonen zurückgegeben.

Den Eiferern der katholischen Partei war dies bei weitem nicht genug; die Parlamente zeigten sich selbst abgeneigt, das neue Edict so schlechthin zu verificiren: namentlich bei dem Parlamente von Toulouse gehörte der bestimmte, keiner Weigerung Raum lassende Befehl Richelieu's dazu, um die Verification zu bewirken. Aus dem

bei Benoist, Hist. de l'édit de Nantes II, 503, scheinen auf einem Mißverständnisse zu beruhen.

1) Édit, genannt de grâce, Nismes, Juli 1629, bei Benoist II App. 92.

Tone eines Schreibens, das Richelieu an die Königin-Mutter richtete, ergiebt sich, daß man auch in deren Umgebung mehr erwartete; er führte ihr zu Gemüthe, daß der König nicht wieder mit seinen Unterthanen Frieden geschlossen, wie früher, sondern sie begnadigt habe; kein Sicherheitsplatz solle ihnen diesmal bleiben, man werde alle schleifen, die noch in ihren Händen seien.

Eben das war die große Veränderung, welche diese Ereignisse in dem öffentlichen Zustande von Frankreich hervorbrachten. Die Sicherheitsplätze waren von den alten Hugenotten hauptsächlich deshalb gefordert und ihnen eingeräumt worden, weil die Regierung sich nicht stark genug wußte, die Pacificationsedicte aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten. Nun aber hatte sich der Widerstand, welcher einer übermächtigen Partei gelten sollte, gegen die Regierung gewendet, auch als sie von einer solchen nicht geradezu fortgerissen war: in Folge innerer Gährungen unter den Reformirten selbst und des Sieges einer kriegerischen Fraction über die Freunde des Friedens. Das größte Unglück für die Reformirten in Frankreich war es nicht, wenn ihnen durch den Verlust der Sicherheitsplätze die Möglichkeit einer Bundesgenossenschaft, die ihre Sache nichts anging, abgeschnitten wurde. Aber allerdings nahm hiermit auch die Regierung die moralische Verpflichtung über sich, die freie Religionsübung, welche sie gewährt hatte, aufrecht zu erhalten. Richelieu's Politik war nicht die mit sich selbst in innerem Widerspruch begriffene Heinrichs II., welcher, mit den Protestanten in Deutschland verbündet, ihre Glaubensgenossen in Frankreich vertilgen wollte. Weder Holland noch vollends England wären mit ihm in Bund getreten, hätten sie nicht die Ueberzeugung gewonnen, das reformirte Bekenntniß werde in Frankreich bestehen bleiben. „Da der Cardinal", so sagt ein Zeitgenosse, der selbst auf Rhé gegen ihn mitgefochten hatte, „den Bekennern der Religion alle Zweifel an seiner Zuverlässigkeit benimmt, so verlassen sie sich mehr auf seine Versprechungen als auf ihre eigene Kraft" [1]. Die Niederlagen der Hugenotten sind wenigstens zum Theil dadurch herbeigeführt worden, daß so viele von ihnen den bewaffneten Widerstand gegen die in einem großen Unternehmen begriffene Regierung verdammten: auch sie bemerkten, daß nun Frankreich sich der Behauptung des Protestantismus im allgemeinen werde widmen können. Bei dem Beginn der italienischen Unternehmung hatte man gesagt, die vorrückenden französischen Truppen würden sich an den

1) Herbert: Expeditio in Ream insulam c. VII. p. 34.

Grenzen mit den spanischen vereinigen und Genf angreifen. Nun aber waren sie doch über die Alpen gegangen, und ein Zwiespalt war ausgebrochen, welcher der katholischen Restauration gewaltig Einhalt thun sollte.

Hatte es nicht in den Jahren 1628, 1629 wirklich den Anschein, als würde der Protestantismus in Europa ausgerottet werden können? Aber dazu hätte ein systematisches Zusammenwirken von Spanien und Frankreich, wie in den deutschen Angelegenheiten, so gegen Holland und England gehört. Richelieu's Princip dagegen war, die religiöse Differenz, sofern sie den inneren Frieden nicht störte, zu schonen, die ganze Kraft des Reiches in den politischen Gegensatz zu werfen.

# Zehntes Buch.

## Machterweiterungen unter der Verwaltung des Cardinals Richelieu. 1629—1642.

## Erſtes Capitel.

# Urſprung der Conflicte mit dem deutſchen Reiche.

Das erſte Tagewerk der bourboniſchen Monarchie war geweſen, die Unterwerfung von Frankreich unter die Herrſchaft oder doch die beherrſchenden Einwirkungen eines mächtigen Nachbars zu verhindern und zugleich dem bürgerlichen Krieg ein Ende zu machen. Heinrich IV. vollbrachte dies Werk; er gab der franzöſiſchen Nation ein Gefühl ihrer Einheit zurück.

Als er aber weiter ſchreitend den Kampf um das Uebergewicht in Europa, den ſeine berühmteſten Vorgänger aus dem Hauſe Valois gegen Spanien geführt hatten, wiederaufnehmen wollte — womit er die religiöſen Vorurtheile, welch dieſe Macht für ſich hatte, gegen ſich aufreizte, — traf ihn der Mordſtahl eines Fanatikers.

Darauf war der bürgerliche Krieg in Frankreich wieder ausgebrochen, die Monarchie in mannichfaltige Bedrängniß gerathen: wenig geſtört, zu Zeiten ſogar unterſtützt, hatte Spanien ſeine alten Rechte behaupten, erweitern können, und war eben in einer großen politiſchen Combination begriffen, welche ſie auf immer befeſtigen ſollte, — als in Frankreich ein Mann an die Spitze der Geſchäfte gelangte, der, von dem nationalen Ehrgeiz, nicht die zweite Rolle in der Welt zu ſpielen, wie von einer perſönlichen Leidenſchaft erfüllt, auf den Kampfplatz eintrat, an deſſen Schwelle Heinrich IV. gefallen war. Noch fehlte viel daran, daß Richelieu der Factionen ſo gut Meiſter, des Landes ſo vollkommen Herr geweſen wäre, wie dieſer Fürſt; aber wir ſahen, wie wenig ihn dies kümmerte; eben in dem inneren Streite ward der Gedanke der auswärtigen Politik eine Waffe für ihn; die einheimiſchen und äußeren Feinde mußten zugleich bezwungen werden. Und in Bezug auf die geiſtlichen Antipathien,

die sich allerdings auch gegen ihn regten, war er gegen Heinrich IV. in großem Vortheil. Man kannte ihn als Vertheidiger der Hierarchie, eifrigen Bischof, Bekämpfer der protestantischen Doctrinen: man sah ihn mit dem Purpur der römischen Kirche bekleidet, mit dem Papst eher einverstanden: er hatte Rochelle überwältigt, vielleicht mehr aus politischen, als aus religiösen Gesichtspunkten; aber es war der heißeste Wunsch der katholisch Gläubigen gewesen: mit Genugthuung sahen sie die letzten Burgen der hugenottischen Unabhängigkeit zertrümmert. Wie hätte sich gegen ihn das Mißtrauen des Fanatismus mit derselben Leidenschaftlichkeit erheben sollen, das den gewesenen Hugenotten traf? Wenn die katholische Einheit wieder gebrochen, der alte Kampf der Franzosen gegen die Macht, die nun einmal als die Vorfechterin des Glaubens galt, wieder erneuert werden sollte, so war der Priester dazu geeigneter, als der König.

Keineswegs aber war es die Meinung Richelieu's, den Feind mit offenem Visir in der Front anzugreifen, wie das Heinrich IV. beabsichtigte; er hätte es schon um der Persönlichkeiten willen, die ihn am Hofe umgaben, nicht wagen können: er hatte nur den italienischen Fürsten Luft machen, den Einfluß von Frankreich jenseit der Alpen erneuern wollen. Aber jeden Augenblick verwickelten sich diese Dinge weiter; allmählich mußten sie zu einem allgemeinen Conflict führen.

Die Spanier machten die Bemerkung, daß es dem Cardinal Richelieu bei seiner Intervention in Mantua nicht so sehr auf die Einführung von Nevers-Gonzaga angekommen sei, denn darüber würde sich haben unterhandeln lassen, es wäre nicht unmöglich gewesen, die Investitur dem Kaiser abzugewinnen; er habe vielmehr die Grundlage der spanischen Macht in Italien erschüttern wollen. Worauf beruhe die Macht, als auf der Reputation? Nirgends sei dies mehr der Fall, als in Italien. Zugleich das Ansehen Spaniens und die jurisdictionelle Autorität des Kaiserthums habe Richelieu angegriffen; er denke offenbar die alten systematischen Feindseligkeiten von Frankreich gegen das Haus Oesterreich zu erneuern.

Ohne Zweifel war durch die Einmischung in die mantuanische Sache des Kaisers Oberlehensherrlichkeit verletzt worden: Ferdinand II. schickte sich nicht ohne den Antrieb der Spanier an, die ihm geschehene Beleidigung abzuwehren.

Im Sommer 1629 zogen Aldringer, Gallas und Colalto mit 20,000 Mann alter Truppen, die sich ganz im Geheimen in Lindau

gesammelt[1]), durch Graubündten, dessen feste Plätze und Pässe sie besetzten, nach Italien gegen Mantua. Die Befestigungen, in welche Nevers seine Truppen zerstreut hatte, fielen ohne viel Widerstand in ihre Hände, und es schien nicht, als würde er Mantua behaupten können. Der König von Spanien seinerseits schickte den berühmtesten seiner Generale, Ambrosio Spinola, hinüber, der in kurzem ebenfalls 20,000 Mann ins Feld brachte und Casale abermals bedrohte, das jetzt von Franzosen vertheidigt ward. Ohne neue Unterstützung von Frankreich her schien es verloren zu sein.

Richelieu war von seinem Könige so eben zum Principal-Minister ernannt worden, mit ausdrücklichem Bezug auf die Erfolge seiner Rathschläge in Italien zu Gunsten der Freiheit dieses Landes und der unterdrückten Fürsten[2]); nun aber machten die Umstände einen neuen Feldzug dahin nöthig, und da es nicht rathsam schien, den König mitten in der rauhen Jahreszeit abermals über die Alpen zu führen, ließ sich der Cardinal zugleich die oberste Heerführung übertragen[3]); man schildert ihn, wie er zu Pferd, in blauangelaufenem Harnisch von Stahl, eine prächtige Feder auf dem Hut, zwei Pistolen am Sattel, gesehen worden sei: Streithandschuhe nnd Helm habe man vor ihm hergetragen[4]). Unter ihm dienten die Marschälle Schomberg, Crequi und la Tour; ohne Widerstand überstiegen sie die Alpen: Anfangs März waren sie in Susa. Die Welt erwartete, er werde unverzüglich nach der Ebene ziehen, um die bedrohten Plätze, es koste, was es wolle, zu beschützen, nnd darauf wirklich einen Angriff auf Mailand unternehmen, wie Heinrich IV. im Verein mit dem Herzoge von Savoyen beabsichtigt hatte. Es ist gewiß, daß Carl Emanuel darauf drang und ehrgeizige Pläne daran knüpfte, aber eben so gewiß, daß er unmittelbar, ehe die Franzosen anrückten, Colalto und Spinola aufgefordert hat, sich ihrem Eindringen an den

1) So still, daß viele Geheime am kaiserlichen Hofe nichts davon gewußt. Khevenhiller XI, 785.

2) Patent vom 21. Nov. 1629 bei Aubéry Recueil I, 519.

3) In der Réponse au libelle intitulé très humble remonstrance 1632 findet sich im Widerspruche mit der allgemeinen Annahme folgende Stelle: cette imputation de s'être appelé généralissime est si calomnieuse qu'autant de milliers de soldats qui ont été dans les armées du roy autant de témoins il y a de sa fausseté. (S. 602.)

4) Mémoires de Pontis (sonst von mir nicht gebraucht) II, 121.

Eingängen der Gebirge mit bewaffneter Macht zu widersetzen [1]). Denn sein Sinn war, es zum Ausbruche des offenen Krieges zwischen den Mächten zu bringen: in den großen Conflicten, meinte er, werde ihm eine bedeutende Rolle zufallen. Aber von keiner Seite vertraute man ihm. Die beiden Generale lehnten ab, auf seine Aufforderungen einzugehen. Richelieu besorgte, wenn er mit dem Heere vorwärts rücke, werde der Herzog eine feindselige Stellung in seinem Rücken nehmen. Nicht eine Sache der Eitelkeit war es, wenn Richelieu selbst die oberste Heerführung in seiner Hand behielt; die Lage war so zweifelhaft und schwierig, daß die Politik und die strategische Führung in jedem Momente zusammenzuwirken hatten. Die Anordnung der militärischen Bewegungen mußte zugleich das Geheimniß des obersten Staatsmannes sein. Richelieu ging von der Ansicht aus, daß die französischen Waffen sich in Italien behaupten müßten; sollte sich dies nicht im Einverständnisse mit dem Herzoge von Savoyen erreichen lassen, so müsse es, im Widerspruche mit ihm, durch offene Gewalt geschehen. Denn in Richelieu, wenn in irgend einem anderen, beherrschte der politische Gedanke jede andere Rücksicht. Nicht gegen die Spanier in Mailand, was noch nicht rathsam schien, vielmehr gegen den Herzog selbst wandte er seine Waffen. An einer der großen Pforten der Westalpen, durch welche man vom Dauphiné nach Piemont gelangt, am Eingange des vornehmsten der von den Waldensern bewohnten Thäler liegt Pinerolo, das die Franzosen schon im vorigen Jahrhundert besaßen, bis Heinrich III. zu ihrem Verdruß es aufgab; die Befestigungen des Platzes waren meistens ihr Werk: Carl Emanuel hatte dieselben keineswegs vernachlässigt; aber mehr Festungen gehörten ihm, als ihm Truppen zur Vertheidigung derselben verfügbar waren. Dahin warf sich Richelieu unerwarteter Weise und nahm es ein (30. März 1630). Die Welt erstaunte, daß der, welcher gekommen war, Unterdrückte zu beschützen, selbst zur Unterdrückung eines Verbündeten schritt. Die italienischen Fürsten säumten nicht, ihn zur Herausgabe von Pinerolo aufzufordern; er antwortete, er hätte vielmehr erwartet, von ihnen zur Behauptung dieses Platzes ermahnt zu werden; denn wenn Italien nicht unbedingt von Spanien regiert werden wolle, so müsse Frankreich einen sicheren Zugang in dieses Land haben [2]). Konnte er den

1) Gutachten des Cardinals in den Memoiren 25, 441.

2) Correspondenz des päpstlichen Legaten, 6. April 1630: dependendo la sicurezza della provincia dal mantenersi in mano del re di Francia questa fortezza.

Pförtner der Alpen nicht beherrschen, so war er entschlossen, sich der Gebiete desselben soweit als möglich zu bemächtigen. Im Mai 1630 führte er seinen König an der Spitze eines Heeres nach Savoyen und däuchte sich glorreich, als er demselben einst in Pierre d'Albigny einen Anblick zeigte, wie ihn kein früherer König noch gehabt habe: drei Plätze auf einmal von französischen Truppen belagert; von allen Seiten hörte man den Donner der Geschütze. — Bald war ganz Savoyen, ausgenommen Montmelian, erobert. Im Juli 1630 überstieg ein neues französisches Heer von Saint-Maurienne her die Alpen; jenseit Susa's vordringend, unter dem Herzoge von Montmorency, stieß es in der Nähe von Avigliana auf einen piemontesisch-deutschen Heerhaufen — endlich waren, aber zu spät, ein paar deutsche Regimenter den Piemontesen zu Hülfe gekommen — und warf denselben auseinander. Carl Emanuel mußte erleben, daß jenes Saluzzo, das er von den Franzosen um einen so hohen Preis erworben hatte, von diesen wieder besetzt wurde. Diese schien es weniger zu kümmern, daß Mantua in die Hände der kaiserlichen Truppen gerieth; so weit reichte ihre Macht nicht, um dies zu verhindern; schon genug, wenn nur indeß Casale nicht verloren ging, welches den nun von ihnen besetzten Gebieten so viel näher war. Denn nicht auf die Vertheidigung eines oder des anderen Fürsten kam es an, sondern auf die eigene große Position. Richelieu suchte, bewußt oder unbewußt, die politisch-militärische Stellung wiederzugewinnen, welche einst Franz I. durch die Eroberung von Piemont und Savoyen einnahm; er wagte, die Grenzen, welche sich Heinrich II. durch die Verträge von Château Cambresis hatte ziehen lassen und Heinrich IV. im Ganzen ebenfalls angenommen hatte, aufs neue zu überschreiten. Das zweideutige Verhalten des Herzogs von Savoyen und der Hader mit diesem waren ihm eben recht, um diesen großen Machtinteressen Raum zu schaffen.

Nun leuchtet an sich ein, daß eine so rücksichtslose Gewaltsamkeit mächtige Gegenwirkungen hervorrufen mußte. Wie hätte die spanische Monarchie, die noch über den Ertrag von Amerika gebot, mit ihrer Landmacht im Osten und im Westen die französischen Grenzen gefährdete, das Mittelmeer mit ihren Flotten beherrschte, eifersüchtig auf ihr Uebergewicht in Italien, eine so empfindliche Beeinträchtigung ruhig hinnehmen sollen? Aber der vornehmste Gegensatz kam diesmal von einer anderen Seite.

Wenn die Kriege von Frankreich in Folge der geographischen Lage dieses Landes von jeher das ganze continentale Europa in Bewegung gesetzt haben, so läßt sich doch der Unterschied bemerken,

daß die großen Kämpfe und Entscheidungen in der ersten Epoche der neueren Geschichte mehr in dem südlichen und westlichen Europa, in der zweiten mehr an den östlichen Grenzen, im Rheinthal und in Deutschland ausgefochten worden sind. Die belgischen Niederlande, so unzähligemal der Gegenstand französischer Angriffe, haben die Kraft zum Widerstande früher aus Spanien und Italien, später meist aus Deutschland gewonnen.

Fragt man noch, woher dies kommt, so ist es vor allem das Emporkommen von Oesterreich zu selbständiger Macht. In den politisch-religiösen Irrungen seiner Erblande hatte Ferdinand II. die Gelegenheit gefunden, sich innerhalb derselben eine Autorität zu verschaffen, wie sie noch nie einer seiner Vorfahren besessen hatte; von denselben Bewegungen war nach und nach auch das deutsche Reich allenthalben und zwar mit dem gleichen Erfolg ergriffen worden. Ferdinand war mächtiger im Reiche, als Carl V. in dem größten Momente seiner Siege gewesen war: vielleicht nicht so sehr er selbst, aber der Führer seines Heeres erneuerte die Idee des alten waffengewaltigen Kaiserthums.

Ich wüßte nicht nachzuweisen, daß Richelieu von vornherein den Plan gefaßt hätte, diese Macht anzugreifen oder wieder zu zerstören; eher dürfte man sagen, daß sich in dem Kaiserthum der Gedanke regte, die letzten Verluste, die Carl V. erlitten, wieder herbeizubringen; doch war auch darüber keine bestimmte Absicht gefaßt. Man begnügte sich auf der deutschen Seite damit, daß in den drei Bisthümern die Autorität des Reiches noch nicht völlig erloschen war: das Recht ward noch in den alten Formen gesprochen, nicht ohne Recurs an das Reichskammergericht; noch in dem siebzehnten Jahrhundert war die Belehnung der Bischöfe mit dem weltlichen Gebiet nachgesucht und vom Kaiser ertheilt worden; noch waren die Reichsadler in Metz angeschlagen [1]). Frankreich besaß die Protection, nicht die Herrschaft.

Da traten nun diese italienischen Verwickelungen ein. Für ihre Macht in Oberitalien fand die spanische Krone nicht allein ihre legale Grundlage und Autorisation in der Lehenshoheit des Kaisers, sondern auch an seiner Kriegsmacht unmittelbare Hülfe. Die kaiserlichen und die spanischen Heerführer waren keineswegs ohne Eifersucht gegen

1) Vgl. die Ausführungen der Reichsstände beim westfälischen Frieden. Adami Relatio historica c. XI. § 7 und eine Notiz bei Senckenberg, Fortsetzung der Häberlin'schen Reichsgeschichte Bd. XXVII. Vorr. XII.

einander: Wallenstein mißbilligte sogar die italienische Politik seines Hofes, zumal da Nevers-Gonzaga sein großer und guter Freund sei; aber wie hätte er etwas dagegen thun können? Auch die deutschen Generale fanden es unerträglich, daß die Hoheit des kaiserlichen Namens von Richelieu vernachlässigt, beleidigt worden sei. Wallenstein zählte die Regimenter zu Fuß und die Schwadronen auf, über welche er zu Gunsten einer italienischen Unternehmung verfügen könne und wolle. Indem er sein Auge nach Italien richtete, war er doch auch der Meinung, daß ein Angriff auf Frankreich selbst die größten Erfolge verspreche. Die Spanier rüsteten sich in Luxemburg und dehnten ihre Quartiere in die Gebiete von Toul aus; die Kaiserlichen besetzten Moyenvic und traten mit dem Herzoge von Lothringen in Verbindung. Es war von einem Einfall in die Champagne die Rede, den die Spanier, von Roussillon vorrückend, unterstützen sollten.

In der Natur der Sache liegt es, daß die beiden Gewalten, die auf dem Grunde der alteuropäischen Bildungen beruhten, jede in ihrem besonderen Gebiete plötzlich erhoben und erstarkt, an einander stießen.

In jenem Zeitpunkte hätten die Franzosen und ihre Führer nicht gemeint, mit ihren nur des inneren Krieges und seiner momentanen Anstrengungen gewohnten Truppen die in großen Schlachten und umfassender Kriegsübung ausgebildeten deutschen Heerscharen in offenem Felde zu bestehen. Aber noch war auch das Kaiserthum in sich selbst nicht zu fester Begründung gelangt und von anderer Seite von wachsenden Feindseligkeiten bedroht. Wenn sich Frankreich gefährdet sah, so brauchte es sich nur an diese zu wenden.

Das deutsche Reich, seit Jahrhunderten mehr eine Genossenschaft von Territorien, als ein Staat, war eine Institution des Friedens und der Erhaltung. Seine Aufgabe war: nach außen Behauptung seiner Grenzen und seiner Würde, im Innern mannichfaltige und gesetzmäßige Entwickelung. Nicht selten ist die Friedfertigkeit der großen Genossenschaft so weit gegangen, daß ihre allgemeinen Interessen in Vergessenheit geriethen: den Nachbarn ist das nicht anders als angenehm gewesen. Im Laufe der Zeit aber ist es doch auch ein paarmal geschehen, daß sich im Reiche eine Gewalt erhob, welche die Kräfte der Nation anzustrengen und zu großen auswärtigen Unternehmungen aufzureizen suchte: dann hat sich in der Regel halb Europa dagegen geregt; denn den vereinigten Kräften des alten Reiches zu widerstehen, wäre auf dem Continente vielleicht Niemand stark genug.

Damals nun war der König von Schweden, Gustav Adolf, in alte nationale und dynastische Gegensätze mit Polen verwickelt, zugleich mit dem Kaiserthum, das sich Polens annahm, in feindselige Berührung gerathen und von der Ueberzeugung erfüllt worden, was er auch immer in der Welt unternehme, allemal und überall werde er doch das Haus Oesterreich gegen sich haben. Er war der einzige protestantische Fürst, der sich nicht hatte besiegen lassen. Mit dem kaiserlichen Generalissimus, der ihm die Herrschaft über die Ostsee bestritt, befand er sich bereits in Feindschaft und Fehde.

Wenn man nun in Frankreich daran dachte, mit diesem Fürsten in Verbindung zu treten, so gehörte nicht gerade ein tiefer politischer Blick dazu, sondern nur der Entschluß, den katholischen Tendenzen in diesem Falle zu entsagen. Man hat in der katholischen Welt immer dem Capuciner Pater Joseph Schuld gegeben[1]), daß er diesen Entschluß ohne die Rücksicht auf das Heil der Kirche, die von ihm zu erwarten gewesen wäre, befördert habe, und wer möchte leugnen, daß es auf den König Eindruck gemacht haben wird, wenn der verehrte Religiose einer von der Beziehung auf die Religion absehenden Politik das Wort redete! Man wird nicht voraussetzen, daß ihm an der Rettung des im deutschen Reiche so tief herabgebrachten Protestantismus viel gelegen habe; selbst die Absicht einer schon in bestimmten Umrissen vorschwebenden Eroberung dürfte sich kaum nachweisen lassen; das Nächste war das Dringendste. Wie das innere Zerwürfniß auf die Haltung gegen Spanien und diese auf das Kaiserthum zurückwirkte, so konnte Richelieu die nunmehr einmal ergriffene Politik nicht fallen lassen, ohne sich selbst und seine Partei und vielleicht das Land dem Verderben preiszugeben. In den Memoiren hat er selbst den einfachen Beweggrund aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen. Er wollte, sagt er, sich des Königs von Schweden bedienen, um die Streitkräfte des Kaisers von Italien oder von Frankreich abzulenken.

So sah auch Gustav Adolf seine Rettung und Sicherheit darin, wenn er dem Kaiser selbst auf den Leib gehe. Ihm war an dem Bunde der Franzosen nicht weniger gelegen, als diesen an dem Bunde mit ihm.

1) Gli Austriaci portavano fermo concetto, che da suoi consigli si fosse mosso il re di Suecia a danneggiare. Nicoletti, Vita di Urbano VIII, bei Gelegenheit des Widerspruchs gegen die Erhebung P. Josephs zum Cardinalat.

Bei den Unterhandlungen, welche ein Blutsverwandter des Cardinals, Hercule de Charnacé, mit dem König von Schweden eröffnete, suchte sich dieser, der von der Gefahr, in die er sich stürze, wenn er es wage, mit Kaiser und Reich zu brechen, den größten Begriff hatte, vor allen Dingen der Mitwirkung der Franzosen von ihrer Seite her zu versichern. Er forderte die Zusage, daß sie ohne seine Einwilligung keinen Frieden in Italien eingehen würden [1]). Charnacé lehnte dies ab: denn er wisse nicht, welche Verpflichtungen sein König gegen die Italiener selbst übernommen haben möge; aber ungefähr eben so viel hatte es zu bedeuten, daß Richelieu sich entschloß, zum zweitenmal in Person über die Alpen zu gehen und den Krieg in Piemont und Savoyen zu erneuern. Wahrscheinlich war die Rücksicht auf den König eines der Motive, die ihn dazu bestimmten. Und ohne Zweifel hat dann sein Uebergang über die Alpen das Meiste dazu beigetragen, den König zu einem definitiven Entschlusse zu bringen; denn an dem Ernst der italienischen Verwickelungen ließ sich nun nicht mehr zweifeln: Charnacé sagte ihm, daß sein Angriff auf das deutsche Reich hinwieder den Cardinal bei seinen kriegerischen Gesinnungen festhalten werde.

In dem Vertragsentwurf, der damals abgefaßt ward, findet sich ein Artikel, nach welchem der Kaiser aufgefordert werden sollte, die neu errichteten Befestigungen sowohl in Graubünden als an der Ostsee zu schleifen — so eng hingen die italienischen und die nordischen Angelegenheiten zusammen, wir finden einen schwedischen Abgeordneten in Mantua und in Venedig, — doch war die Abkunft noch nicht eigentlich zu Stande gebracht oder unterzeichnet. Nicht ein bestimmtes Versprechen, sondern das Zusammentreffen seiner Politik mit der französischen trug zu dem Entschlusse des Königs bei. Er erschien in Pommern, als Richelieu eben Savoyens Meister geworden war und jenen Zug nach Saluzzo unternehmen ließ.

Dadurch geriethen nun aber Kaiser und Reich in eine sehr bedrohte Lage. Von den entferntesten Grenzen her, zugleich in Italien, Lothringen und an den Küsten der Ostsee, waren sie gefährdet, und zwar in einer Zeit, wo alle einzelnen Landschaften voll von Bitterkeit und Gährung waren.

Denn eben so wenig im Innern, wie nach außen entsprachen gewaltsame Unternehmungen der Natur der Reichsgewalt. In einer jener Aufwallungen, welche die österreichische Macht dann und wann

1) Mémoires de Richelieu 26, 407.

ergriffen haben, wo ihr alles, was sie wünschte, auch erreichbar schien, hatte der Kaiser, weniger von seinen Staatsmännern geleitet, als von seinem Beichtvater und einigen anderen Geistlichen, welche die völlige Wiederherstellung des Katholicismus für möglich hielten, die Zurückgabe der von den Protestanten eingezogenen Kirchengüter verfügt und Anstalt getroffen, sie auch in Norddeutschland durchzuführen. Hier, wo die große welthistorische That des deutschen Geistes, die Reformation der Kirche, vollzogen worden war, hatten die protestantischen Ideen die Gemüther in ihrer tiefsten Tiefe ergriffen. Die gesammte politische Gestaltung hatte die Voraussetzung des guten Rechtes der ergangenen Veränderungen zu ihrer Grundlage und mußte mit ihrer Zurücknahme ebenfalls rückgängig werden. Fürsten und Völker wollten es nicht dahin kommen lassen. Weder den einen noch den anderen kam es in den Sinn, sich von dem Reiche loszureißen; wenn sie aber zwischen dem Gehorsam gegen den Kaiser und dem evangelischen Bekenntnisse wählen sollten, so zweifelten sie nicht, daß sie nach dem Beispiel ihrer Altvordern unter allen Umständen an dem Bekenntnisse festzuhalten hätten. Welch eine Bewegung mußte die Ankunft des Königs von Schweden in ihnen erregen, der die unbesiegte Standarte ihres Glaubens wieder an ihrer Küste aufrichtete, zu der sie sich nur zu scharen brauchten! Alle protestantisch Ueberzeugten athmeten auf.

So sehr die katholischen Kurfürsten die religiöse Richtung, die das Kaiserthum genommen hatte, billigten, so waren doch auch sie übrigens keineswegs mit ihm einverstanden. Unerträglich war ihnen die Erneuerung der alten Ansprüche der kaiserlichen Gewalt, verfochten durch einen General, der, als wäre er ebenbürtig, seinen Sitz unter den Fürsten nahm und den monarchischen Ideen auch in Deutschland im Kampfe mit den uralten Landesselbständigkeiten Raum zu machen Anstalt traf. Sie forderten den Kaiser auf, wenn er ihrer Zustimmung in seinen Angelegenheiten genießen wolle, den Generalissimus ohne weiteres zu entlassen.

Wenn die kaiserliche Gewalt in Italien und in Polen dem Protestantismus und dem deutschen Fürstenthume gegenüber sich wieder geltend zu machen suchte, so sieht man, welche Feindseligkeiten sie auf allen Seiten gegen sich aufregte. Und auch in dieser Fülle der Macht war die Monarchie in Deutschland mit dem Königthum in Frankreich nicht zu vergleichen. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, auf welchem über die Wahl eines neuen römischen Königs verhandelt werden sollte, machten die katholischen Kurfürsten die Fort-

setzung der Verhandlungen von der Gewährung jenes ihres Wunsches abhängig [1]). Der Kaiser mußte in ihr Begehren willigen. Ohne Murren, der Zukunft gewärtig, entfernte sich Wallenstein. Es war, als wenn der König von Frankreich genöthig worden wäre, Richelieu aus seinem Dienst zu entlassen.

Von der kurfürstlichen Versammlung erwartete nun aber noch eine andere Frage, wenn nicht durch förmliche Berathung, doch durch die Beschlüsse, die man überhaupt fassen würde, ihre Entscheidung.

Der Krieg in Italien war noch im Gange; einen zweiten hatte der König von Schweden nach Deutschland getragen; davon war Jedermann durchdrungen, daß man nicht beide zugleich führen könne; aber welchen von beiden sollte man aufgeben?

Der italienische war als ein auswärtiger Krieg anzusehen, bei dem es darauf ankam, die Autorität des Reiches aufrecht zu halten, vor Frankreich, das sie angetastet hatte, nicht zurückzuweichen. Der schwedische hatte wenig Bedeutung, wofern er nicht ein innerer Krieg wurde, was sich noch vermeiden ließ.

Denn das verbargen sich namentlich die beiden protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen nicht, daß der König von Schweden, wenn er im Reiche vordringe, den Fürsten und Ständen ebenfalls überaus gefährlich werden könnte; sie waren nicht blind dagegen, daß er ein fremder Fürst war, und zögerten, sich mit ihm zu verbinden. Noch einmal beschwor der Kurfürst von Sachsen den Kaiser, das Restitutionsedict entweder ganz aufzuheben, oder doch so weit zu ermäßigen, daß es erträglich werde, nicht zu verursachen, daß das heilige Reich deutscher Nation ins Verderben gerathe. Hätte der Kaiser diesem Verlangen Gehör gegeben, so würden sie sich mit Schweden niemals verbunden haben; ohne ihre Unterstützung aber hätte der König nur wenig vermocht. Durch Wiederherstellung der verjagten Fürsten, welche selbst die katholischen Kurfürsten verlangten, würde er den vornehmsten Anlaß, sich in diese Angelegenheit zu mischen, verloren und sich leicht zu einem für Alle annehmbaren Frieden verstanden haben. Man muß dem obersten Minister des Kaisers, Fürsten von Eggenberg, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß er die ganze Bedeutung der Nachgiebigkeit in diesem

1) Gli elettori stabilizono di non passare più avanti nelle resolutioni, se prima Fridland non veniva escluso dal maneggio delle armi. Aus dem Schreiben des Nuntius Rocci 2. Sept. 1630.

Augenblick ermaß und diese anrieth [1]). In seinem Sinne ward eine Antwort abgefaßt, die alles Gute erwarten ließ, wie er denn auch die Schuld des Edicts von dem kaiserlichen Hof abzulehnen suchte. Der spanische Gesandte, welcher die Waffen des Kaisers nach Italien zu lenken wünschte, war sehr auf seiner Seite.

Man sieht die deutschen Geschicke zwischen zwei großen Aussichten schwanken. Wenn das Kaiserthum auf die gemäßigte Politik zurückkam, welche es unter Maximilian II. beobachtet hatte, so konnte es noch die deutsche Nation zusammenhalten. Man konnte die Schweden entfernen und die Franzosen in ihre Schranken zurückweisen. Wenn das aber nicht geschah, so durfte man nicht zweifeln: die Fürsten traten dem Könige von Schweden bei; die Protestanten sammt und sonders erklärten sich für ihn: es mußte über die schon einmal im langjährigen Streite durchgekämpfte Frage zum zweitenmal, und zwar unter der Mitwirkung fremder Mächte, durch Kriegsgewalt entschieden werden.

Die katholischen Kurfürsten schienen von allem dem nichts zu bemerken; sie ließen sich in der religiösen Sache zu keinerlei Nachgiebigkeit vermögen. Viel zu eng waren sie mit dem römischen Stuhle verbunden und vielleicht zu sehr durchdrungen von dem Begriffe der allgemeinen katholischen Kirche, als daß sie die besonderen Anliegen der Nation hätten berücksichtigen mögen. Der Nuntius, der in dem Vorhaben eine dringende Gefahr für die Kirche erblickte, ließ sich von ihnen zusagen, in allen die Religion betreffenden Dingen sich an ihn halten zu wollen; er schreibt es dem Kurfürsten von Baiern zu, daß auf dem Convent die Widerrufung des Restitutionsedictes gar nicht ernstlich in Erwägung gezogen worden ist [2]).

Wenn die Frage war, auf welcher Seite der Kaiser den Frieden durch Nachgiebigkeit erkaufen solle, so gaben die katholischen Kurfürsten nicht allein den Rath, sondern sie drangen darauf, daß

1) que l'empereur révoquât l'édit de la restitution des biens d'église, ce qui en un moment eût appaisé Saxe et les protestans, sans lesquels le roi de Suède ne pouvoit rien. (Mém. de Richelieu.)

2) Rocci 9 Sttbre. 1630: Baviera di buon cuore operò, che in quel convento non si trattò delle propositioni sopra mentovate (der erste ist die Suspension des Restitutionsedicts in Sachsen und Brandenburg), ma tutti gli elettori protestavano che sarebbero uniti con ero nuntio nelle cose spettanti alla religioni cattolica per la sua propagazione — —

es auf der italienischen geschehe. Denn eigentlich nicht ohne sie hätte der Krieg unternommen werden dürfen. Was liege so Großes an Mantua? Aber alles liege an dem guten Vernehmen mit dem Könige von Frankreich, der sich sonst mit Schweden verbinden und diese Macht gefährlich machen werde. Eine französische Gesandtschaft, die in Regensburg anlangte, bei welcher der durch seine geistliche Autorität und seine politische Befähigung doppelt einflußreiche Pater Joseph alles that, bestärkte die Kurfürsten in dieser Gesinnung. Der Kaiser wurde in der That zu einer Abkunft vermocht, in welcher er den Herzog von Nevers-Mantua, dessen Hauptstadt er so eben erobert hatte, mit diesem Lande zu belehnen versprach und sich verbindlich machte, seine Truppen aus den von ihnen besetzten Plätzen in Graubündten und Valtellin herauszuziehen und die errichteten Befestigungen zu schleifen.

Dagegen ward in der Sache der geistlichen Güter weder damals noch später die mindeste Milderung getroffen; vielmehr bekämpfte das Heer der Ligue die Versuche der Protestanten, sich mit bewaffneter Hand der Execution zu widersetzen, mit äußerster Gewalt und warf sie nieder.

Nach einiger Zeit sahen sich die protestantischen Kurfürsten, so ungern sie sich dazu entschließen mochten, durch die Pflicht der Selbsterhaltung dahin getrieben, sich mit dem Könige von Schweden zu vereinigen; die Franzosen dagegen ließen sich durch den Tractat von Regensburg, gegen dessen Formen und Bestimmungen sie mannichfaltige Ausstellungen zu machen fanden, mit nichten abhalten, den früher entworfenen Bund mit dem Könige von Schweden zu vollziehen.

Von Pater Joseph existirt ein Gutachten aus dieser Zeit, worin er als die Regel der französischen Politik aufstellte, zwischen den beiden Bekenntnissen in Deutschland vollkommene Neutralität zu beobachten und beide Parteien gegen den Kaiser zu unterstützen. Als den Triumph seiner Unterhandlungen betrachtet er, daß er die Ligue von dem Kaiser getrennt habe; sonst würden sich auch die Protestanten haben dem Kaiser unterwerfen müssen [1]).

Nicht der dunkle Trieb der Dinge, noch der unberechenbare Urgrund der Lebenskräfte ist es immer, was die Geschicke der Nationen bestimmt. Die Ueberlegenheit des Gedankens, der die Macht besitzt, die Politik, spielt eine entscheidende Rolle in den großen Angelegenheiten.

1) Auszug bei Flassan II, 445.

Die Summe lag hier nicht in den Zweizüngigkeiten, die ein verschlagener Mönch für erlaubt hielt, sondern in dem Uebergewicht der allgemeinen Richtung.

In dem ideologischen Deutschland stürzte man sich noch einmal in die Entzweiungen, welche die Restauration des Katholicismus überall hervorgebracht hatte; die Auffassung eines allgemeinen Interesses ward darüber unmöglich. Dagegen lebte der Cardinal Richelieu nur noch in den Ideen der Einheit und der politischen Macht. Die Partei, welche die Sache der Herstellung des Katholicismus als die erste in der Welt ansah, war in Frankreich nicht viel weniger lebendig, als in Deutschland: in Deutschland siegte sie, in Frankreich ward sie besiegt.

## Zweites Capitel.

# Zerwürfniß zwischen Richelieu und Maria Medici.

Auf das lebendigste wird man an die Königin Maria Medici in dem von ihr erbauten Palast Luxemburg in Paris erinnert. Der Bossagestyl, der in demselben großartiger als in irgend einem anderen Bauwerk diesseit der Alpen zur Anwendung gebracht ist und ihm ein so ungemeines Ansehen von Dauer und Stärke verleiht, ist eine Nachahmung toscanischer Vorbilder; doch vergißt man nicht, daß man in Frankreich ist. Die colossalen Pavillons wiederholen nur, was bei der Construction französischer Schlösser herkömmlich war; das Talent eines geschickten Meisters wußte nach dem Sinne der Königin italienischen und französischen Geschmack glücklich zu etwas Eigenthümlichem und Neuem zu verbinden. Dieser Palast sollte das Denkmal der Königin sein als der ersten Frau der Welt [1]). Sie umgab ihn mit reichen Gartenanlagen, in welche, um die Fontainen, die sie beleben sollten, zu speisen, die Gewässer von Rongis bei siebentausend Klaftern dahergeleitet wurden; die Arkaden der Wasserleitung blieben nicht ohne künstlerische Verzierung. Das Innere des Palastes schmückte ihr der berühmte Maler, der seine Dienste so recht eigen zwischen den Mitgliedern dieser Familie, in Brüssel, in Madrid, London und Paris theilte, Peter Paul Rubens, mit kunstgeübter und gelehrter Hand. Portrait und Allegorie verbindend, denn wie ließe sich sonst Geschichte der Zeitgenossen in das Reich der allgemeinen Anschauungen erheben? stellte er die vornehmsten Momente

1) Zorzo Zorzi, Relatione di Francia et Olanda 1629: Fabrica un palazzo a Parigi che per ogni capo sia degna fattura della prima donna del mondo. Vgl. Quatremère, Geschichte der Architektur II, 134.

ihres Lebens in einer Reihe farbenprächtiger Gemälde dar, welche die Räume einer hierzu eigens gewidmeten geschlossenen Gallerie ausfüllten [1]). Mit besonderer Liebe verweilt er bei den Zeiten ihrer Regentschaft. Auf einem dieser Bilder sieht man die Ungethüme, die den Staat gefährden, vor dem Speer der Minerva und dem Geschosse Apollo's (es ist der belvederische, der hier den Bogen wirklich führt) in die Nacht zurückweichen, von der Fackel, die das Verderben bringen sollte, in ihrem Untergange beleuchtet, während die Vorsicht der obersten Götter die gerettete französische Welt mit den Symbolen des friedlichen Glückes, der Gnade und Liebe, ausrüstet. Auf einer anderen Tafel erscheint die stolze und lebenskräftige Fürstin selbst, die Wage der Gerechtigkeit in ihrer Hand, vom Ueberfluß, der belohnenden Freigebigkeit und den Symbolen künstlerisch wissenschaftlicher Bemühungen umgeben; zu ihren Füßen winden sich, jetzt verspottet, die besiegten Laster, während die Zeit den Genius von Frankreich zu einer besseren Zukunft führt. Ein andermal sieht man diesen Genius die Hydren der Zwietracht und Empörung in den Abgrund schleudern. Denn der Königin schien alles vollendet, als sie ihrem Sohne wieder wirksam zur Seite stand; sie erfreute sich der Erinnerung an die ersten glücklichen Jahre der Regentschaft, deren Andenken durch die späteren Unfälle und Verwirrungen erhöht wurde; sie genoß das Lob, das man ihr dafür darbrachte, als einen Tribut, der ihr gebühre.

In Maria Medici lebte der Sinn ihrer Altvordern für Kunst, Literatur und allgemeine Bildung; um sie her sammelte sich die gute Gesellschaft der Zeit aus den höchsten Kreisen; sie freute sich an Pracht und Wohlleben; aus dem gebildeteren Leben Italiens hat sie manche städtische Ergötzlichkeit in Paris erst eingeführt. Die Aeußerlichkeiten des Kirchendienstes zu beobachten, machte ihr Vergnügen; es gab kein wunderthätiges Marienbild, zu dem sie nicht wallfahrtete; sie stiftete Spitäler und Klöster. Sie liebte, in den großen politischen Angelegenheiten ihre Hand zu haben, nicht unabhängig von wechselnden Einflüssen, noch immer dasselbe Ziel verfolgend: sie warf ihre Leidenschaft und Laune in die Geschäfte; ihre letzte Regel für dieselben war zuletzt die persönliche Genugthuung. Nie vergaß sie eine angethane Beleidigung; es machte ihr Freude, vom Staube

1) La galerie du palais de Luxembourg dessinée par les Srs Nattier 1770. Michel, Vie de Rubens 125.

zu erheben oder vom Gipfel des Glückes herabzuſtürzen, zu keinem anderen Zweck, als weil es ihr ſo gefiel [1]).

Damals nun, Mutter des Königs, der ihr eine große Rückſicht widmete, und unbedingte Meiſterin über ihren zweiten Sohn, den künftigen Thronfolger, da zugleich der vorwaltende Miniſter in Verbindung mit ihr emporgekommen war, ſchien ſie eine beneidenswerthe Stellung zu beſitzen, ihre Macht unerſchütterlich zu ſein.

Um ſo größeres Aufſehen erregte es, daß ſich einige Zeit daher ein Mißvernehmen zwiſchen ihr und dem Miniſter bildete. Von allen zuerſt ſoll die junge Gemahlin des Herzogs von Orleans aus dem Hauſe Montpenſier den Samen des Widerwillens gegen das anmaßungsvolle Betragen des Cardinals in die Seele der Königin geworfen haben [2]). In den Memoiren Richelieu's wird jener Freundin Ornano's, der Herzogin von Chevreuſe, die einmal bekannt hat, daß ſie die Intrigue nicht um eines Zweckes willen, ſondern an ſich ſelbſt liebe, faſt noch ein größerer Einfluß zugeſchrieben. Sie hielt, wie die Prinzeſſin von Conti, geborne Guiſe, die Hinneigung zur lothringiſchen Partei aufrecht.

Denn noch waren die alten Gegenſätze des vorigen Jahrhunderts am Hofe nicht ganz verwiſcht. Bei bedeutenden Anläſſen ſtanden noch immer auf der einen Seite der Herzog von Guiſe und ſeine Verwandten, Epernon, Baſſompierre, wohl auch Crequi, auf der andern Condé, Soiſſons, Longueville [3]). In dieſer, der Partei der Prinzen von Geblüt, erblickte die Königin noch immer, wie von Anfang an, ihre Gegner. Als den gefährlichſten betrachtete ſie Condé. Condé war ein warmer Bewunderer der Verwaltung des großen Staatsmannes: dieſer hielt für gerathen, den erſten Prinzen von Geblüt zu gewinnen, und begünſtigte es, daß derſelbe, was er be-

1) Zorzo Zorzi: non per lunghezza di tempo nè per successione di cose depone mai la memoria delle ingiurie che le vengono fatte. — Non cura punto, anci neglige il beneficio commune. Per altro è generosa splendida e liberale in estremo: ama le lettere ed i letterati e si compiace assaissimo del suono delle proprie lodi.

2) Mémoires de Brienne I, 433.

3) Bagni 8, 15. Nov. 1630: Per la regina dichiaravasi tutta la casa di Guisa, Pernon, Bassompierre, Crequi ed altri simili. Credevasi che il re fosse confortato (gegen die Abſichten der Königin) dal Principe di Condé Conte di Soesson Duca di Longavilla ed altri poco ben affetti alla regina madre.

sonders wohl zu schätzen wußte, zu einem sehr ansehnlichen Besitze gelangte. Insofern Nevers sich zu den Prinzen von Geblüt hielt, berührte die mantuanische Sache diesen Parteigegensatz. Die Königin hätte lieber gesehen, daß man den Anspruch, den die verwittwete Herzogin von Lothringen, Margaretha Gonzaga, die durch ihre Mutter selbst aus dem Mediceischen Hause stammte, auf Montferrat erhob, verfochten hätte. Es finden sich Briefe der Herzogin, aus denen man erkennt, daß ihr sehr bestimmte Versicherungen gemacht worden sind [1]). Sie sagt, nur auf das Fürwort der Königin habe sie sich verlassen, keinen anderen Rückhalt habe sie gesucht; sie denke nicht, daß sie Denen nun werde unterliegen müssen, welche die Gunst anderer Leute gesucht und gefunden; sie drückt sich auf eine Weise aus, als fordere es die Ehre der Königin, sie in Schutz zu nehmen. Wie höchst widerwärtig mußte es nun die Königin berühren, daß, nachdem die Prinzessin von Montpensier in ihrem ersten Kindbett gestorben war, ihr Sohn von Orleans eine Neigung für Maria Nevers-Gonzaga faßte, die Tochter desselben, für welchen Mantua behauptet werden sollte! Sie glaubte nicht anders, als daß es darauf abgesehen sei, ihr den Sohn zu entreißen und mit der ihr widerwärtigen Faction auf immer zu verbinden [2]). Da sie erfuhr, es sei eine Entführung und alsdann eine heimliche Vermählung im Werke, so ließ sie die Prinzessin Marie sammt der Herzogin von Longueville, bei der sich dieselbe aufhielt, nach Vincennes führen, ohne Rücksicht darauf, daß dieses Schloß sonst nur für Staatsgefangene diente [3]). Die öffentliche Meinung erklärte sich gegen die Königin, von der man annahm, daß sie ihren Sohn für eine ihrer Verwandten in Florenz bestimmt habe. Man wunderte sich, daß es sich dieser gefallen lasse: würde er eine kühne That wagen, so würde er 20,000 junge Leute für sich haben, der König selbst nicht gegen ihn sein. Die Königin meinte, doch sieht man nicht, ob mit vollem Recht, daß sich auch

1) In der Sammlung der autographischen Correspondenz der Königin in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Die Herzogin beklagt sich z. B., daß man ihrer bei den Unterhandlungen von Regensburg vergesse, und fordert, daß ein Courier an die Gesandten geschickt werde, pour leur défendre absolument d'attendre à aucun accord que je ne suis satisfaite.

2) per tirarsi dietro le case di Soesson e di Longavilla e d'altri principi e magnati, — adherenti di quella di Nevers. Aus dem Bericht Gondi's an den Großherzog von Toscana bei Siri, Memorie VI, 339.

3) Gondi 17. März 1629 bei Siri VI, 594.

Richelieu in dieser Sache nicht zu ihr, sondern zu ihren Gegnern halte; denn mit den Prinzen von Geblüt denke er selbst in Familienverbindung zu treten.

Ueberdies aber war die Politik des Cardinals der Königin nicht katholisch genug. Einst hatte sie selbst und ihre vertraute Umgebung ihn eigentlich für einverstanden gehalten: aber schon den Frieden von Barcelona hatten sie ihm aufnöthigen müssen; sie meinten zu finden, daß er sich der religiösen Ansprüche der Königin von England nicht warm genug annehme; es empörte sie, daß diese in dem letzten Frieden so gut wie übergangen waren; die den Hugenotten nach ihrer Unterwerfung noch gemachten Zugeständnisse erregten ihren Unwillen. Berulle, der die geistliche Richtung der Königin leitete, sah in Richelieu einen Abgefallenen, einen dämonischen Menschen, vor dem man sich hüten müsse. Nach Berulle's Tode war besonders der Großsiegelbewahrer Michel Marillac der Vertreter dieser Sinnesweise. Es ist derselbe, der einst bei der Erneuerung des salischen Gesetzes die Initiative ergriff: wie damals, so war er noch immer ein eifriger Royalist. Niemals hatte ein Großsiegelbewahrer mehr Edicte, die dem Parlament mißfielen, mit dem großen Siegel versehen. Sein Werk ist der Code Michaud, welcher eine Formulirung der Vorrechte der höchsten Gewalt enthielt, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war; für eine ganze Anzahl durchgreifender Anordnungen hat der Cardinal jede Verantwortlichkeit abgelehnt: denn sie seien in seiner Abwesenheit von Marillac auf eigene Hand erlassen worden. Marillac, von seinem jüngeren Bruder Ludwig, der eben damals zum Marschall von Frankreich ernannt wurde, unterstützt und von der Meinung durchdrungen, daß eine höhere Eingebung alle seine Schritte leite, wollte vor Richelieu nicht zurückweichen. In Gegenwart der Königin ist es einmal zu einem lebhaften Wortwechsel zwischen ihnen gekommen [1]). Er wollte nicht Wort haben, daß die Hugenotten Geld von Spanien empfangen hätten: nur von bösen Menschen könne das verbreitet werden: die Inquisition würde es nicht leiden; der König von Spanien sei der beste Verbündete Frankreichs, seine Allianz mache jede andere entbehrlich.

Man darf der Königin und ihren Freunden nicht eine schlechthin spanische Gesinnung zuschreiben; eine Unterordnung Frankreichs unter

1) Réponse au libelle: il luy donna deux fois de suite un démenti en mots couverts: sur quoy le cardinal sans s'émouvoir luy répondit en riant que c'estoit trop de luy parler ainsi par deux fois.

die Politik von Spanien hätten sie nicht gebilligt; aber einen Bruch mit dieser Macht wollten sie um keinen Preis dulden; in der Allianz mit ihr sahen sie die Grundlage der wahrhaft katholischen Politik.

Und wie hätte es die Königin-Mutter nicht empfindlich berühren sollen, daß der Cardinal auf die Verhältnisse ihrer Töchter so gar keine Rücksicht nahm? Er zerstörte die aufkommende Macht von Savoyen-Piemont. Ein Brief der Königin Isabella von Spanien liegt vor, der das Schmerzliche dieses Verhältnisses recht eigen enthüllt. Sie rühmt darin ihren Gemahl, Don Philipp IV., von dem sie nur Beweise der Liebe empfange, der seit dem Antritt seiner Regierung nichts gethan habe, was den Franzosen unangenehm sein könnte, und vor allem die Uebereinstimmung der beiderseitigen Politik wünsche: dafür aber werde er jetzt auf das rücksichtsloseste angefallen. Sei der Herzog von Nevers, für welchen ihr Bruder das Schwert gezogen, demselben etwa näher als sie, seine Schwester? Sei ihr Bruder etwa gesonnen, gegen seine drei Schwestern Krieg anzufangen, eine nach der anderen [1])?

Die Politik der Königin war von der katholischen Idee beherrscht und vorzugsweise dynastischer Natur, wie es ihre Stellung mit sich brachte; sie wollte Frieden und Freundschaft mit den ihr durch die Bande des Blutes verbundenen Fürsten, inwiefern sich diese nicht etwa selbst, wie einst der König von England, den Ansprüchen ihrer Töchter entgegenstellten. Von dem Parteiverhältniß im Innern, in dem sie seit ihrer Ankunft gestanden hatte, konnte sie sich nicht losreißen. Richelieu dagegen hielt die ausschließend französischen Gesichtspunkte fest [2]). Auf religiöse und dynastische Verhältnisse nahm er keine Rücksicht. Spanien zu schonen, weil eine französische Prinzessin auf dem spanischen Throne saß, konnte ihm nicht in den Sinn kommen; und hätte er daran gedacht, so wäre er verloren

1) Madrid 9. Februar 1629: Quand je pouvois espérer que l'étroit parentage auquel nous sommes feroit étroite aussi l'amitié, il n'y a eu tant de rumeurs qu'asteure; cela me fait aussi croyre et craindre que c'est faute du bon naturel du roy — — — qu'à toutes les trois sœurs il veut faire la guerre, je m'en plains à V. M.

2) Réponse au libelle: un des p us importans sujets de la cholère de la reine mère estoit que le cardinal n'avoit pas ménagé les interestes de Mesdames sœurs du roi qui n'estoit à dire autre chose si non que le Cardinal n'estoit pas Espagnol Anglais ny Savoyard, mais homme de bien, fidèle serviteur du roi.

geweſen. Des ſeinem Grundgedanken Untreugewordenen würden ſich die Gegner bald entledigt haben.

Der Gegenſatz der Politik, der Tag für Tag unangenehme Berührungen hervorrufen mußte, denn die Mutter des Königs hatte Sitz und Stimme in dem Conſeil, war nun aber oder wurde zugleich ein perſönlicher.

Man konnte zweifeln, wer von beiden den anderen am meiſten gefördert hatte, ob die Geſchicklichkeit des Cardinals der Königin bei ihrer Wiederverſöhnung mit dem König, oder ob die natürliche Autorität der Mutter bei ihrem Sohne dem Cardinal bei ſeinem Emporkommen nützlicher geweſen ſei. Das heißt: andere Unbetheiligte konnten zweifeln [1]). Die Königin ſelbſt und ihre Freunde ſtanden nicht an, ihr bei weitem das größere Verdienſt zuzuſchreiben. Sie hatte einſt dem Biſchof von Luçon die Führung ihrer Geſchäfte anvertraut, ſich für ſeine Erhebung zum Purpur dringend verwandt und dazu mitgewirkt, ihm den Eintritt in das Conſeil, die erſte Stelle darin zu verſchaffen: ſie ſah ihn faſt als ihre Creatur an. Ueberdies ſie war die Fürſtin, die Frau, ſie forderte Rückſicht auf ihre perſönlichen Wünſche, die ja am Tage lagen; wenn ſie ſich vollends für eine Sache ausgeſprochen, ſo meinte ſie fordern zu können, daß der Cardinal nicht dagegen ſei.

Sie hatte einmal das Glück genoſſen, Gebieterin eines großen Reiches zu ſein, für jeden Gedanken befliſſenen Dienſteifer, für jeden Befehl unbedingten Gehorſam zu finden: da hatte ſie jeden als einen Feind des Landes betrachten dürfen, der ihrem Willen entgegen war; dieſes ſtolzen Herrſcherbewußtſeins konnte ſie ſich nicht entwöhnen [2]).

Schon als Richelieu von dem erſten Feldzuge nach Italien zurückkam, war er nicht mehr gnädig empfangen worden; als er nach dem zweiten in Lyon eintraf, wohin ihm die Königin vorangegangen,

1) Zorzo Zorzi entſcheidet für den Cardinal: L'autorità del C^le^ l'a portata a dominare il governo. Se il C^le^ istesso, che pur è stato il fabro di tanta mole, volesse abassarla, non lo potrebbe al sicuro.

2) Relation de ce que fit le Card. de Richelieu dans les premiers mescontentemens de la Reyne-Mère, à Lyon au retour d'Italie; au mois de Sept. Aubéry, Mém. pour l'Hist. du Card. de Richelieu VII. p. 257. Bei der Zuſammenſtellung der Memoiren von Richelieu iſt dieſe Aufzeichnung ſonderbarer Weiſe unberückſichtigt geblieben. Vialart, wie immer ſehr parteiiſch, iſt doch auch hier recht gut unterrichtet und bringt noch einige beſondere Umſtände bei.

wurde er mit Beweisen entschiedener Ungnade aufgenommen. Er hat verzeichnet, was er alles gethan habe, um sie umzustimmen: alle seine Dienste der früheren Zeit und deren glückliche Erfolge habe er ihr ins Gedächtniß zurückgerufen und sie nur gebeten, ihm anzugeben, was man ihr zu seinem Nachtheil hinterbracht habe, was sie vermuthe oder ihm vorwerfe: wenn er sie dann nicht eines Andern überzeuge, so wolle er sich schuldig bekennen. Aber es war alles vergeblich. Richelieu bemerkt, es sei unmöglich, eine einmal gereizte, von Leidenschaft erfüllte Frau durch Gründe auf andere Meinung zu bringen.

Indem jene Entscheidungen, deren wir gedacht haben, in Regensburg erfolgten, die italienischen und die deutschen Verhältnisse sich so ganz zu Gunsten Ludwigs XIII. wandten, wurde dieser Fürst selbst von einem Anfall seiner Krankheit heimgesucht, der sein Leben auf das ernstlichste bedrohte. Eines Tages, im September 1630, hat man ihm schon die Sterbesacramente administrirt. Ein Ereigniß von einer unermeßlichen Aussicht, wenn er starb; die gesammte äußere und innere Politik wäre umgewandelt worden. Aber auch um das Bett des Todtkranken her drängte sich die Intrigue. Durch ein unverwerfliches Zeugniß ist es beglaubigt, daß der König seiner Gemahlin versprochen hat, Richelieu zu entfernen, aber allerdings unter einer Bedingung, welche die Erfüllung dieses Versprechens in eine unsichere Ferne rückte: erst alsdann nämlich, wenn der Friede werde geschlossen sein [1]). Für den Fall, daß er sterben sollte, war von den anderen Anstalt getroffen, den Cardinal festzunehmen. Auch um diesen scharten sich seine Freunde, zu denen Montmorency gehörte: mit ihrer Hülfe dachte er sich auf eine jener Privatfestungen zu retten, deren Existenz er vom Standpunkte des Staates aus verdammte.

Aber der König genas von seiner Krankheit; mit seiner Mutter und dem Minister zugleich nahm er seinen Rückweg nach Paris. Auf der Reise hat man den Cardinal und die Königin sich mit einander unterhalten sehen; sie erschien nicht geradezu ungnädig gegen ihn. Aber bald nach der Rückkunft gaben ihr ihre Freundinnen und Freunde den Rath, nicht länger an sich zu halten.

Ob sie dabei berechnete, daß Marschall Marillac, der mit aus-

1) que ce ne seroit qu'après qu'il auroit fait la paix avec l'Espagne. Brienne's Mémoires II, 10. Alle weiter gehenden Angaben darf man als unverbürgt verwerfen.

gedehnten Vollmachten zur Armee in Italien abgegangen war, nunmehr daselbst angelangt sein mußte und daher ein Theil der bewaffneten Macht zu ihrer Verfügung stand, sowie dagegen, daß die Freunde des Cardinals, Schomberg und Effiat, nicht bei Hofe waren? Man hat es damals gesagt: wir lassen es dahingestellt. Bei der ersten Gelegenheit, als der König von Versailles zur Stadt kam und ihr in ihrem Palast einen Besuch machte, schritt sie zu dem Unternehmen, den Cardinal zu stürzen. Der König war in der Absicht gekommen, sie mit demselben zu versöhnen: der Cardinal selbst erschien in dieser Hoffnung in ihrer Mitte; aber bei den ersten Worten zeigte sich, wie ganz unmöglich das war: in Ausdrücken heftigen Unwillens erklärte ihm die Königin, daß sie die Verwaltung ihrer besonderen Angelegenheiten nicht länger in seinen Händen lassen könne. Auf einen Wink des Königs küßte der Cardinal den Saum ihres Kleides: seine Versicherung, er habe ihr treu gedient, fand keine Beachtung mehr bei ihr; sie kehrte ihm den Rücken; auf seine Bemerkung, wie er, so würden wahrscheinlich auch die Seinen in Ungnade sein, entließ sie auch Madame de Combalet, seine Nichte, aus ihrem Dienst: beide entfernten sich. Maria Medici blieb darauf mit ihrem Sohn allein. Mit dürren Worten und geradezu drang sie nicht darauf, daß er Richelieu aus den Geschäften entfernen solle; aber sie sagte ihm, er sei ein böser Mensch und besonders der undankbarste, den die Erde trage; auch Ludwig werde ihn noch kennen lernen, wie sie ihn kenne; er denke seine Nichte mit dem Grafen von Soissons zu vermählen; den König selbst werde er dann stürzen, den Grafen auf den Thron zu erheben trachten. Ludwig antwortete: sein Minister sei ihm unentbehrlich, und er kenne ihn als einen Mann von Ehre und Treue; die Königin deutete an, die beiden Marillacs würden vollkommen fähig sein, ihn zu ersetzen. Eben diese Namen aber brauchten nur genannt zu werden, um den König zu entrüsten; er zweifelte nicht mehr, daß ein Plan geschmiedet sei, ihn zu einer Veränderung des Ministeriums und des ganzen Regierungssystems fortzureißen. In Gegenwart seiner Mutter hielt er an sich und zeigte sich ruhig, denn zur Selbstbeherrschung war er gewöhnt; als er in seine Wohnung, in sein Zimmer kam, brach seine ganze Gemüthsbewegung hervor; er riß seine Kleider auf und warf sich aufs Bett; er fühlte sich, sagte er, wie von Feuer verzehrt; einen einzigen Minister besitze er, der ihm von Nutzen sei; gegen den habe man das Herz seiner Mutter vergiftet; bei der Erwähnung der Marillacs hatte er zu erkennen geglaubt, daß eine schleichende Cabale den einen

ſtürzen, die anderen erheben wolle. Ein junger Menſch, der damals die Dienſte des erſten Kammerherrn bei ihm verſah und als ſein Günſtling angeſehen wurde, St. Simon, machte ihn aufmerkſam, daß er doch der Herr ſei und ſeine Miniſter gegen die Cabale in Schutz nehmen müſſe [1]).

Im Luxemburg und in der Geſellſchaft der Stadt ward angenommen, die Königin habe über den Cardinal, den man hatte weggehen ſehen, den Sieg davongetragen; neben den Marillacs bezeichnete man Baſſompierre, der insgeheim mit der Prinzeſſin von Conté vermählt war, den Parlamentspräſidenten Molé und einige andere als die vermuthlichen Mitglieder der neuen Verwaltung. Von dem Cardinal erzählte man ſich, er bringe bereits ſeine Papiere und ſeine beſte Habe in Sicherheit und ſchicke ſich zur Abreiſe an. Am Abend drängte ſich alles in den Zirkel der Königin, welche das Ruder des Staates in den Händen zu haben ſchien und glaubte. Sie kümmerte ſich nicht mehr darum, daß ihr Sohn wieder nach Verſailles gegangen war, ſie hielt die Wirkung ihrer Worte für unfehlbar.

Wäre Catharina Medici in dieſer Lage geweſen, ſo hätte ſie ſchwerlich gehandelt; ſie hätte ihren Sohn keinen Augenblick aus den

1) Sehr auffallend iſt es, wie ganz abweichende Erzählungen über dieſe Scene in Umlauf kamen. Darnach ſoll Richelieu während der Unterredung der Königin mit dem Könige durch eine Hinterthür ins Cabinet gedrungen ſein und nach einem vergeblichen Verſuche, ſich zu entſchuldigen, ſeine Entlaſſung angeboten und erlangt haben. So hatte auch Siri im Mercurio I, 1543 die Sache vorgetragen; der franzöſiſche Auszug enthält ſie ebenſo. Aber bei der Abfaſſung der Memorie recondite wendete ſich Siri an St. Simon ſelbſt, der ihm nun beſſere Nachrichten mittheilte. Siri bezeichnet ſie als testimonio unico d'udita e di veduta, doch hat man ſie bisher meiſtens überſehen. In neueſter Zeit iſt eine Relation, die von St. Simon dem Sohne ſtammt, bekannt geworden (in der Revue des deux mondes 1834). Der jüngere St. Simon ſoll ſie im hohen Alter, erſt im Jahre 1757, nach der Erinnerung aus den Erzählungen ſeines Vaters aufgeſetzt haben. Schon Griffet hatte Bd. II, S. 66 davon Gebrauch gemacht; im allgemeinen ſtimmt ſie mit dem überein, was ſich bei Siri findet; doch verſteht ſich, daß der Hiſtoriker, der ſeinen Gewährsmann ſelbſt befragte und deſſen Erzählung ſogleich niederſchrieb, mehr Glauben verdient, als der Sohn, der aus ſpäter Erinnerung das Pikante der Scenen, von denen ihm ſein Vater geſagt hatte, zu ſchildern verſuchte. Schon Mad. de Motteville theilte aus dem Munde des älteren St. Simon Einiges mit, das mit Siri übereinſtimmt und ihn ergänzt. Coll. de Petitot XXXVI, 426. Ueber die Scenen im Luxemburg benutzte ich noch eine ausführliche Depeſche von Vic und Angier an den engliſchen Hof, die über das Folgende, das St. Simon allein wiſſen konnte, nichts enthält.

Augen gelassen, bis das angefangene Werk vollendet gewesen wäre. Aber Maria Medici gehörte zu denen, die mehr den Genuß, als die Ausübung der höchsten Gewalt lieben; sie mochte die Ordnung ihres Tages, der mit mancherlei bequemen Beschäftigungen ausgefüllt war, nicht unterbrechen: auch ihre Aerzte wünschten es nicht; sie überließ in den entscheidenden Augenblicken ihren Sohn sich selber und dem geistesmächtigen Cardinal. Vergegenwärtigen wir uns den König in diesem Verhältnisse.

Ludwig XIII. bot nicht im entferntesten den Anblick der stolzen und entschlossenen Persönlichkeit dar, welche man auf dem Throne sucht. Auf ihn war nichts von dem gewinnenden und fortreißenden Naturell seines Vaters, noch von der Prachtliebe seiner Mutter übergegangen. Um ihn her war weder Glanz noch Behagen: seine Vorzimmer waren leer von den Edelleuten des Hofes, die sich sonst um die Könige drängen; seine Tafel war nicht besonders gut besorgt; seine Einladungen bildeten keinen Gegenstand der Eifersucht; in seinem Marstall hatte man Mühe, ein gutes Gespann zusammenzubringen. Er selbst machte den Eindruck des Krankhaften und Schwächlichen, und nicht selten kamen seine Krankheiten eben dann zum Ausbruch, wenn er am meisten der Gesundheit bedurft hätte. Als er einst im Parlament ein Edict bekannt machte, das von allen, die er gegeben, den meisten Widerspruch erfahren hat, in seinem Throngerichte ward er vom Fieber ergriffen. Fast ironisch lautet die Schmeichelei, die ihm einer seiner Begleiter darüber sagte: indem er Andere erzittern mache, zittere er selbst. Er stotterte, wenn er zu sprechen anfing. Aber er hatte, wenn wir so sagen dürfen, einige negative Tugenden. Wie aller unüberlegten Freigebigkeit, so war er auch für sich selbst jedem nicht unbedingt nothwendigen Aufwand abhold. Wie geringfügig und arm nahm sich das kleine Jagdschloß aus, das er zu Versailles bauen ließ, verglichen mit dem Luxemburg! Mehr aber erlaubte er sich nicht. In der Mitte tausendfältiger Verführung, der laxen Moral, die an dem Hofe gäng und gebe war zum Trotz, hielt er sich sittlich immer unbefleckt: wenn er jemals Wohlgefallen an einer Dame gezeigt hat, so ist dies unschuldig geblieben. Das einzige Vergnügen, dem er sich mit Lust hingab, war die Jagd; doch hätte er darüber nie versäumt, der Messe beizuwohnen oder in dem Ministerrath zu erscheinen: er war frei von Leidenschaften. Wir gedachten schon der Vorliebe für das Militärwesen, die ihm von Jugend an eigen war: in der Schützencompagnie, die er aus seiner Umgebung errichtete und in welcher immer derjenige Hauptmann war,

welcher zuletzt den besten Schuß gethan, stellte er sich als Gemeiner ein und gehorchte dann den Anordnungen des Capitäns mit Pünktlichkeit. Und bei den halbmechanischen Uebungen blieb er nicht stehen: er wandte den Regeln des Krieges seine Aufmerksamkeit zu; er lernte, was zur Belagerung eines festen Platzes, zur Aufstellung einer Armee im offenen Felde gehöre; er wußte eine Position zu wählen, und wohl verstand er, in seinen Generalen Verdienst und Talent zu unterscheiden. Doch wäre er auch in den Jahren frischer Manneskraft, in denen er jetzt stand, nicht fähig gewesen, weder eine Armee selber anzuführen, noch die Politik seines Landes selbständig zu leiten. Höchst wunderlich nahmen sich seine Audienzen aus. Er brauchte fast eine Viertelstunde, um ein paar Worte herauszubringen, die er, um seine Meinung verständlich zu machen, mit heftigen Gesten begleitete. Seine Rede und seine Haltung zeugten dann von jenem fast angebornen Begriff von seiner Stellung und seinem Rechte, den er durchzuführen sein Lebenlang bemüht gewesen ist. Ueber das Verhältniß Frankreichs zu Europa dachte er etwa wie sein Vater. Da hatte nun der gewaltige Minister an seiner Seite einen unbeschreiblichen Einfluß auf ihn gewonnen. Cardinal Richelieu war weit entfernt, der Günstling des Königs zu sein; es scheint eher, als habe ihn der König persönlich nicht geliebt. Wenn er dafür sorgte, daß Niemand in der Umgebung des Herrn Ansehen gewann, der ihm entgangen war, so konnte das doch nur den Verlust seiner Autorität abwehren, nicht sie begründen. Sein Ansehen beruhte auf dem Zusammentreffen seiner politischen Tendenzen mit dem angebornen Sinne des Königs, dem unvergleichlichen Talent, mit dem er sie verfolgte, dem Succeß, den er hatte. Kein engeres Band giebt es unter Menschen, als gemeinschaftlich gewollte, begonnene, durchgeführte Unternehmungen. Sollte Ludwig XIII. nicht fühlen, daß diese mächtige Kraft die Mängel der seinigen ergänze? Selbst ohne den Genius eines Staatsmannes, wußte er denselben doch in dem Cardinal wahrzunehmen, anzuerkennen. Und nicht etwa nur von seinen Rechten und Ansprüchen redete ihm dieser, sondern auch von der Anstrengung und Arbeit, mit der er sie zu verfechten habe. Er müsse, sagte er ihm unter anderem, die Dinge von fernher vorbereiten, Herz haben, sie zu unternehmen, Festigkeit und Geduld, um sie auszuführen. Nie dürfe er versäumen, seine Handlungen zu rechtfertigen: alles Heil eines Fürsten beruhe auf der Meinung, die man von ihm hege: keinen Nachtheil in dieser Beziehung möge er aus der Acht schlagen; fortwirkend führe auch der geringste zum Ruin. Die hohe

geistliche Würde, die Richelieu bekleidete, gab ihm, selbst der königlichen Person gegenüber, ein Gefühl von Unabhängigkeit, das ihn nie verließ. Er erscheint zugleich als erster Minister und als Vertrauter und Lehrer. In seinen Gutachten setzt er die obersten Grundsätze fest, wendet sie, der möglichen Einreden gedenkend, auf den vorliegenden Fall an und sucht von der Nothwendigkeit eines Entschlusses erst zu überzeugen, ehe er ihn angiebt. Zuweilen hält er dem Könige seine Fehler, wenn auch in rücksichtsvollen Ausdrücken, doch in der Sache selbst ohne Schonung vor; er sucht ihn immer zum vollen Bewußtsein der Höhe seines Berufes zu erheben. Besonders merkwürdig sind die Stellen, in denen er den Unterschied der persönlichen Pflichten von denen, die das königliche Amt gebiete, auseinandersetzt. Als Menschen, sagte er, seien die Könige den Fehlern anderer Menschen unterworfen; ganz verschieden davon seien die Sünden, deren sie sich als Könige schuldig machen. Mancher möge heilig sein als Mensch, der als König verdammt werde; der Fürst müsse seine Macht zu dem Zwecke brauchen, zu dem sie ihm von Gott anvertraut worden sei, seinen Staat in Ordnung halten, die Gewaltsamkeiten der Mächtigen verhindern, böse Anschläge unterdrücken; würde er es nicht thun, so würde er sich mit persönlicher Schuld beladen. Ein Christ könne Beleidigungen nicht früh genug vergeben, ein König könne sie nicht zeitig genug züchtigen. Denn Gott habe die Rache in die Hände der Könige und Obrigkeiten gelegt; die Bestrafung dürfe nicht etwa einer andern Welt überlassen werden: „denn der Staat", sagt er, „hat keine Existenz nach dieser Zeit; sein Heil ist in der Gegenwart, oder null und nichtig." Er will auch den höchsten Persönlichkeiten hierin keine Schonung angedeihen lassen. Das Verbrechen der beleidigten Majestät selbst nur in Gedanken zu begehen, verdiene Strafe [1]).

1) De croire que, pour être fils ou frère du Roi ou prince de son sang, ils puissent impunément troubler le royaume, c'est se tromper. Il est bien plus raisonnable d'assurer le royaume et la royauté que d'avoir égard à leurs qualités qui donneroient impunité, et par ce moyen engageroient diverses personnes contre le Roi et contre l'État par une mauvaise disposition quasi naturelle et commune à tous sujets qui estiment profiter dans les changemens. Les fils, frères et autres parens des rois sont sujets aux lois comme les autres, et principalement quand il est question du crime de lèse-majesté, qui est si important que même, suivant la disposition de la loi, celui qui en est coupable par une simple pensée, est digne de punition. Mémoires de Richelieu VII. p. 177.

Die herbsten Lehren der ausschließlichen monarchischen Orthodoxie trug der Cardinal dem König in rücksichtsloser Consequenz vor und fand bei diesem, der von Natur zur Strenge neigte und überzeugt war, daß sein Minister keine anderen Gedanken und Pläne hege, als auf die Größe des Reiches und des Königthums zielende, vollkommen Eingang. Wenn man Richelieu über seine natürliche Sphäre hinausreichende Absichten Schuld geben wollte, so erschien das dem König als eine Verleumdung der Cabale, die ihn zu umgarnen suche.

In der damaligen Einsamkeit von Versailles, nicht ohne den Einfluß von St. Simon und Lavalette, entschloß sich der König, den Cardinal Richelieu, der den meisten bereits verloren schien, zu sich zu bescheiden, und wies ihm ein Zimmer zunächst dem seinen an. Richelieu sagte ihm, er wolle sich lieber in die Zurückgezogenheit begraben, als Entzweiung zwischen ihm und seiner Mutter veranlassen: der Hof komme ihm vor, wie ein von Stürmen umgewühltes Meer; sei es nöthig, so wolle er sich opfern, wie Jonas. Der König antwortete, wenn der Cardinal wirklich einen Fehler gegen seine Mutter begangen hätte, so würde er ihn nicht in Schutz nehmen; aber er sehe wohl, daß alles von einer Faction herrühre, welche die Königin als ihr Werkzeug brauchen wolle. Ihm habe der Cardinal immer gut gedient; es würde ungerecht sein, ihn zu entlassen; er könne und wolle ihn nicht entbehren.

Von allem dem, was man im Luxemburg voraussetzte oder erwartete, geschah dergestalt das Gegentheil. Der Cardinal blieb nach wie vor im Besitz der Staatsgewalt, die Marillacs fielen. Jener 11. November ist in der französischen Geschichte als der Tag der Betrogenen bekannt; denn denen, die der Sache von außen zusahen, erschien die Wendung, welche die Dinge nahmen, wie die unerwartete Lösung einer Comödie. Doch mischte sich nach dortiger Gewohnheit mit dem Scherze der Schrecken, mit dem Schrecken der Scherz.

Michel Marillac verlor die Siegel, der Marschall Marillac ward an der Spitze der Armee, deren Oberbefehl er so eben übernommen hatte, der Gefangenschaft und, nachdem er zurückgebracht worden, einem Criminalgerichtshof überliefert, von dem er schwerlich Gnade erwarten durfte.

Bei dem Gerüchte vom Falle des Cardinals ließ die Dame la Fargis, Vertraute der beiden Königinnen, der Nichte desselben sagen: sie bedauere seinen Fall, nicht um seinetwillen, sondern um ihretwillen. Nachdem die Dinge sich so ganz anders gewendet hatten,

ließ die zweite der ersten anzeigen, nicht der Cardinal sei in Ungnade, sondern der Großsiegelbewahrer: es thue ihr leid, nicht um seinetwillen, sondern für Madame la Fargis.

Wie viel tiefer aber ward die Königin-Mutter von dieser Katastrophe betroffen! Ihre Freunde waren gefallen; ihr Gegner, den sie von sich gestoßen und den sie hinreichend kannte, um ihn für unversöhnlich zu halten, hatte den Platz behauptet.

Das Verhältniß war nicht sogleich auf immer entschieden. Hauptsächlich in Folge religiöser Anmahnungen, wie sie zu Weihnacht am Tage der unschuldigen Kinder, an welchem über die Versöhnung mit den Feinden gepredigt zu werden pflegte, vorkamen, gewann es die Königin einmal über sich, den Cardinal zu sehen und selbst im Conseil zu erscheinen; aber die ihr widerwärtigen Beschlüsse, die da gefaßt wurden, z. B. einer, der dem spanischen Gesandten den Zutritt in das Louvre erschwerte, ein anderer, nach welchem sich Madame la Fargis vom Hofe entfernen sollte, verleideten ihr eine Theilnahme, zu der sie sich ohnehin nur zwang. „Ihr florentinischer Geist", sagte der niederländische Gesandte, „kann sich den Geboten der christlichen Geduld nicht unterwerfen."

Noch meinte man, das Ewig-Geheime in den Sternen lesen und in die Kreise des Lebens, das nur auf seine eigene Regel angewiesen ist, hereinziehen zu können. Ein Italiener, der im engsten Vertrauen von Maria Medici war, Luca Fabbroni, beschäftigte sich viel mit Astrologie, und sie hat zuweilen Rath von ihm genommen; wenn etwas Auffallendes in ihrem Hause geschah, so wollte sie erforschen, was es ihr bedeuten könne. Man hat ihr wohl den Tod ihres Sohnes, den Sturz des Cardinals verkündigt; aber auch das Gegentheil ward ihr prophezeit: der Cardinal werde immer mächtig, immer glücklich sein; man rieth ihr, sich mit ihm zu versöhnen. Schon längst hatte sie gefürchtet, er möchte ihr zu stark sein und ihr am Ende noch begegnen wie Luynes; wenn sie jetzt die Autorität erwog, die er wieder erlangt hatte, so ergriff sie eine Ahnung, daß sie sich auf immer unglücklich machen werde, wofern sie sich nicht mit ihm aussöhne. In den Tagen, da sie ihn wieder sah, übte seine Gegenwart, die Nachwirkung der seit so vielen Jahren fast zum Bedürfniß gewordenen Gewohnheit, ihn zu sehen und zu sprechen, einen beruhigenden Einfluß auf sie aus; sobald er sich aber entfernt hatte, brach der einen Augenblick zurückgedrängte Widerwille um so heftiger wieder hervor. Weil sie dafür keinen rechten Grund angeben konnte, so regte sich die Meinung, daß irgend eine geheime dämonische Ein-

wirkung sie beherrsche; auf den Rath ihres Beichtvaters hat sie Almosen gegeben und Gelübde gethan, um sich von derselben zu befreien — natürlich vergebens —; in der Tiefe ihrer Seele, ihrem eigensten Selbst wohnten ihr die dämonischen Gewalten. Sie konnte nicht ertragen, in Frankreich zu leben, ohne zu herrschen; die Erinnerung an die alte Freundschaft machte die Kränkung, die sie erfuhr, ihr nur empfindlicher; sie sah die Gefahr, in die ein neuer Kampf sie stürzen werde; aber ihr Ehrgeiz, nicht nachzugeben, war stärker als ihre Besorgniß; sie ließ die Hoffnung nicht fahren, den Feind noch zu demüthigen; man hörte sie sagen, sie erwarte ihre Zeit, es werde noch einmal eine solche kommen, wo sie handeln könne, wie ihr beliebe.

Der Zustand, der dadurch eintrat, ward zunächst dem König unerträglich. Er sagte, seine Mutter mache oder erhalte ihn krank. Er hatte bisher die Gewohnheit gehabt, wenn er von der Jagd kam, in ihren Gemächern so lange zu verweilen, bis er zur Tafel gerufen wurde; jetzt ließ er sich ein eigenes Zimmer für diese Zwischenzeit einrichten [1]). Im Januar 1631 lud er seine Mutter zu einer Comödie ein, die er zur Ergötzung des Hofes im Louvre veranstaltet hatte; aber weder die Königin erschien, noch eine einzige ihrer Damen. Die Entrüstung, die der König hierüber zeigte, mochte sie veranlassen, der nächsten Einladung Folge zu leisten; allein das gute Verhältniß war damit nicht hergestellt. Man sah Beide Viertelstunden lang neben einander sitzen, ohne daß sie ein Wort wechselten: in plötzlicher Aufregung erhob sich der König und eilte ins Freie [2]).

Eine nicht unbedeutende Rolle fiel unter diesen Umständen dem Herzog von Orleans zu. Wohl ließ er verlauten, er denke nur die Mutter mit seinem Bruder zu versöhnen, ihr Hader mit dem Cardinal gehe ihn nichts an: wie wäre aber noch möglich gewesen, diese Mißverhältnisse von einander zu scheiden? Zunächst stand Gaston mit Richelieu in gutem Vernehmen; der vornehmste seiner damaligen Vertrauten, der Präsident le Coigneux, schloß mit demselben eine Art Freundschaftsvertrag. Richelieu versprach dem Präsidenten den römischen Purpur; Coigneux dagegen sagte ihm zu, daß der Herzog von Orleans niemals gegen ihn sein, vielmehr ihm immer Rückhalt gewähren werde. Aus den römischen Papieren sehen wir, daß Richelieu sich

1) De Vic, 24. Dec. 1630.

2) Aus dem Schreiben von Leclerq an den Infanten, 20. Januar 1631: Le regret des bons en la cour est de voir ces deux cœurs royaux plus en la taciturnité qu'à la réjouissance.

eifrig für die Promotion verwandte, sowie es gewiß ist, daß ihm das gute Verhältniß zu dem Herzoge von Orleans am Hofe sehr zu statten kam. Manche von den Freunden der Königin fielen von ihr ab[1]): die Partei des Cardinals, zugleich die der Prinzen von Geblüt, war die stärkere. Um so mehr lag der entgegengesetzten, den Feinden des Cardinals oder seines Systems, denen, die mit Lothringen zusammenhingen, vor allen anderen der Königin-Mutter selbst, an der Auflösung des Einverständnisses zwischen dem Herzog und dem Cardinal.

Einen unbeschreiblichen Einfluß hat Maria Medici von jeher über ihren jüngeren Sohn ausgeübt; seine Günstlinge waren für ihre Gnadenbezeigungen, ihre Geschenke, zugänglich. Und da nun der römische Stuhl mit jener Promotion vorzuschreiten zögerte, was man der geheimen Einwirkung Richelieu's zuschrieb, wiewohl, soviel wir sehen können, mit Unrecht, da auch andere Anderen aus dem Hofhalte gemachte Versprechungen unerfüllt blieben und durch die geheimen Gegner des Cardinals das Mißtrauen genährt wurde[2]), dagegen aber die Königin keine Liebkosung sparte: so trat endlich Gaston auf ihre Seite zurück. Eines Tages erschien er in der Behausung des Cardinals, um demselben anzukündigen, daß er sein Freund nicht mehr sein könne: bei dem Fortgehen auf der Treppe wiederholte er das so laut, daß Jedermann es hörte; denn eben davon, daß man es wisse, versprach er sich einen großen Erfolg. Er verließ hierauf die Stadt und begab sich nach Orleans, um, wie so oft in alten Zeiten die Brüder der Könige, die Stellung einer offenen Widersetzlichkeit einzunehmen.

Ludwig XIII. war auf der Jagd, als ihm diese Entfernung seines Bruders gemeldet ward. Er eilte unverzüglich zur Stadt zurück, entschlossen, sein Ansehen um jeden Preis zu behaupten. Zuerst suchte er den Cardinal auf und erneuerte ihm die Versicherung, daß er ihn

1) Aus den Briefen des Nuntius Bagni 29. Nov.: Richelieu tornò nel sommo della dominatione fortificato dal medesimo Monsieur et dai principi del sangue di maniera che gli emoli richiedevano humilmente la sua amicitia.

2) Nach dem Mémoire de M. le Cardinal Richelieu contre M. Châteauneuf bei Cousin Mme de Chevreux 234 hat Châteauneuf durch einen Versuch, die beiden Günstlinge Gastons zu entzweien, die Meinung veranlaßt, dies sei eine mit dem Cardinal abgekartete Sache; M. Coigneux verlor hierdurch alles Vertrauen zu Richelieu: il conclut qu'il ne s'y pouvoit fier et partant méditoit la ruine du Cardinal.

gegen Jedermann, wer es auch sei, in Schutz nehmen wolle; dann begab er sich zu seiner Mutter, der er den Schritt seines Bruders zuschrieb. Er bat sie, wie man versichert, mit Thränen, den Weg, den sie einschlage, der ins Verderben führe, zu verlassen. Aber sie blieb unerschütterlich. Von der Manifestation ihres jüngeren Sohnes, an dessen Herkunft und eventuelle Rechte sich ein großes Ansehen knüpfte, erwartete sie eine solche Wirkung im Reiche, daß sie für sich selbst unbesorgt sein und vielmehr in der allgemeinen Erschütterung, welche erfolgen werde, sogar den Sieg erwarten zu dürfen meinte.

Es sah aus, als werde der König ähnliche Unruhen zu bestehen haben, wie die, welche er einst am Pont de Cé gedämpft hatte. Der Gegensatz der Mächtigen und ihres Eigenwillens gegen die oberste Verwaltung, sowohl ihre Zusammensetzung, als den Gang, den sie nahm, tauchte in dieser Form noch einmal auf. Das Gutachten ist übrig, worin Richelieu ausführt, daß es unter solchen Umständen unmöglich werde, zu regieren; im Innern sei die Königin mit der Partei der Guisen, mit allem, was nach besonderen Vortheilen trachte, verbündet; sie rege Parlamente und Communitäten gegen ihn auf; aber man wisse auch, daß sie mit den Höfen von Spanien und Lothringen in Verbindung stehe; sie sende ihnen Botschaften und empfange deren. Durch die innere Gährung werde der Muth der Feinde des Reiches angefacht; dagegen nähre die Einwirkung von außen den Trotz im Innern; sich stützend auf die Widersetzlichkeit des Herzogs von Orleans, vertraut mit dessen Vertrauten und ihren Ehrgeiz bestärkend, erwarte sie nur einen günstigen Augenblick, einen Unfall in den auswärtigen Angelegenheiten, oder eine Krankheit des Königs, um einen Umsturz der Regierung hervorzubringen, und auch ohnedies werde sie niemals ruhen, bis sie Meisterin derselben geworden sei.

Um den Zusammenhang zwischen seinen Feinden bei Hof und in der Stadt zu stören, wahrscheinlich auch voraussehend, was sich begeben sollte, hatte Richelieu, dessen Autorität bei dem Könige durch die Angriffe auf ihn nicht verringert, sondern vergrößert wurde, den Hof nach Compiègne geführt. Beide Königinnen, die Mutter und die Gemahlin, begleiteten ihn; Maria Medici wollte diesmal den eben begangenen Fehler nicht wiederholen [1]). Mancherlei Versuche

1) Augier 24. Februar behauptet, die Absicht des Cardinals bei der

der Versöhnung wurden alsdann gemacht, aber alle vergeblich: es war eben dort, wo jenes Gutachten erstattet wurde. Richelieu forderte seine Entlassung, wenn der König nicht entscheidende Mittel gegen das Uebel anwende; schwache würden es nur vermehren.

Der König wollte des Cardinals nicht entbehren, er faßte den Entschluß, sich von seiner Mutter zu trennen. Der nächste Gedanke war, sie wenigstens auf eine Zeit vom Hof entfernt zu halten; wenn die Faction zerstört sei, durch welche sie verführt werde, möge sie dahin zurückkommen. Ludwig XIII. verließ Compiègne mit seiner Gemahlin, aber ohne seine Mutter mit sich zu nehmen, die sich vielmehr nach Moulins begeben sollte. Die Prinzessin von Conti und die Herzogin von Elboeuf wurden nach ihren Schlössern verwiesen.

Den Herzog von Orleans dagegen hätte Richelieu lieber wieder an den Hof gezogen. Er ließ ihm vorschlagen, sich nun mit Maria Gonzaga zu vermählen, und machte ihm andere vortheilhafte Erbietungen. Auch wäre der eine von den vertrauten Rathgebern des Herzogs, Puylaurens, geneigt gewesen, darauf einzugehen; aber le Coigneux hielt nach allem, was vorgefallen war, eine Aussöhnung, namentlich die seine, für unmöglich [1]). Und da ihnen Orleans keine Sicherheit darbot, entschlossen sie sich, das Reich zu verlassen, nicht etwa, als hätten sie an ihrer Sache verzweifelt; durch ausgesprochene Feindseligkeit hofften sie derselben vielmehr im Innern entschiedene Anhänger zu verschaffen, durch ihre Entfernung auswärtige Hülfe zu gewinnen. In Avignon sie aufzunehmen, trug die dortige päpstliche Regierung Bedenken; sie nahmen ihren Weg durch Burgund nach Lothringen. Darin täuschten sie sich nicht, daß Viele in ihrer Sache ein allgemeines Interesse sahen. Auf dem Wege hat man dem Herzog und zugleich der Freiheit des Volkes ein Lebehoch nachgerufen: das Parlament nahm Partei für sie. In Lothringen fanden sie die beste Aufnahme. Bald erschien dann auch ein Abgeordneter der Infantin Isabella aus Brüssel, um ihnen Hülfe, zunächst Geldunterstützung anzubieten.

Reise sei überhaupt gewesen, dépiter la royne mère et dans ce dépit aigrir S. M. contre elle.

1) Bichi 18. März: consigliando il Piloran la reconciliatione e dissuadendolo il Cognu perche desperava il perdono.

Welches Verhältniß hatte überhaupt Spanien zu diesem inneren Zerwürfnisse in Frankreich?

Noch läßt sich nicht alles übersehen, was dabei vorgekommen sein mag; ein Zusammenhang aber ist unleugbar.

Schon vom Jahr 1629 liegt ein Schreiben Philipps IV. vor, worin er die Erwartung ausspricht, daß sich in kurzem ein Ereigniß zutragen werde, welches mehr bedeute, als die Erhebung Rohans, der damals noch im Felde stand [1]). Welches andere könnte er meinen, als den in Folge der bereits ausbrechenden offenbaren Entzweiung als bevorstehend erscheinenden Sturz des Cardinals?

Der spanische Staatsrath hat später Verpflichtungen gegen Maria Medici zu haben anerkannt, eine Fürstin, welche niemals die französischen Gehässigkeiten gegen Spanien getheilt, den feindseligen Plänen des Cardinals sich vielmehr entgegengesetzt habe. Die Gesichtspunkte der Politik Maria's stimmten mit den Interessen von Spanien vollkommen überein; Richelieu war ihr gemeinschaftlicher Feind.

Eben diese Verbindungen mit Spanien und Lothringen nun waren es, womit Richelieu die Gewaltsamkeiten, zu denen er schritt, hauptsächlich rechtfertigte. Dem päpstlichen Nuntius zeigte er einen Brief, nach welchem sogar ein früherer Günstling des Königs, der Vertheidiger von Saint-Martin, Marschall Toiras, dem jetzt die Behauptung von Casale anvertraut war, auf Verständnisse mit den Feinden eingegangen sein sollte; auch in den spanischen Plänen wird Toiras als ein Gegner des Cardinals bezeichnet und der spanische Gesandte angewiesen, die Verbindung, in der er mit demselben stehe, fortzusetzen [2]). Richelieu behauptete zu wissen, daß Spanien sich des Herzogs von Orleans mit bewaffneter Macht annehmen, ein Heer im Luxemburgischen aufstellen wolle, um unter seiner Führung in Frankreich einzubrechen, nach allen Seiten für ihn

1) que d'un autre coté il arrivera quelque nouveauté en France, qui sera de plus grande considération que l'affaire de Rohan. In der Correspondenz der Infantin Isabella (Archiv zu Brüssel).

2) Baudier, der in seiner Geschichte des Marschalls nur Tapferkeit und Treue auf der einen, auf der anderen Seite nur Neid und Cabale sieht, weiß hiervon nichts: auch bleibt die ganze Geschichte seines Helden nur ein Räthsel.

unterhandle. Und in der That findet ſich ein Brief des Erzherzogs Albrecht, nach welchem der Kaiſer gebeten werden ſollte, einen Ort im Reiche zu bezeichnen, wo man eine Armee verſammeln könne, zu Gunſten des Herzogs von Orleans [1]).

Dem ſpaniſchen Geſandten in Frankreich wurden drei verſchiedene Briefe der Königin Iſabella an ihre Mutter überſandt, von welchen er denjenigen abgeben möge, der ihm der paſſendſte ſcheine. Man ſieht nicht mit Beſtimmtheit, welchen er wählte; aber wie viel liegt ſchon darin, daß ihm freigeſtellt wurde, ein Schreiben zu überliefern, in welchem der Königin von Frankreich jede Art von Hülfe von Seiten Spaniens zugeſichert wurde! Gewiß iſt, daß er die Königin aufforderte, unter keinen Umſtänden Compiègne zu verlaſſen [2]).

Um ſie dazu zu beſtimmen, hat ihr der König das Gouvernement Anjou angeboten, ſo daß ſie wieder in Angers reſidiren könne. Aber ſie erklärte, an einem Gouvernement, das ſie von ihrem Sohne entferne, liege ihr nichts; denn nur in ſeiner Nähe könne ſie zufrieden ſein; nach keinem Orte, als wo er ſei, werde ſie gehen; ſie wolle nicht wie eine Gefangene durch Frankreich geführt werden zum Triumph ihrer Feinde; ſelbſt auch aus dem Zimmer, wo ſie ſei, wolle ſie nicht weichen, wenn man ſie nicht binde und herausſchleppe [3]).

Man erzählt, es ſei ihr prophezeit worden, daß ſie noch in dieſem Monat in Gnade bei ihrem Sohn und wieder zur Macht gelangen werde. Ihre Freunde ſprachen ihr von dem Sturze des Cardinals: zuweilen auch von dem baldigen Tod ihres Sohnes. Sie hielt ihre Sache mit nichten für verloren.

Vielleicht weil ihr engerer Gewahrſam doch einen unangenehmen Eindruck auf das Volk machte, als eine Handlung, die gegen die göttlichen Gebote läuft, vielleicht auch weil man berechnete, was ſie thun würde, gab man ihr nach einiger Zeit in Compiègne größere

1) Il avoit écrit et alloit écrire a l'empereur et au roi d'Angleterre pour qu'ils ayent à fournir des secours dans un temps donné au duc d'Orléans et à désigner une place de l'empire ou on pouvoit réunir une armée. Bei Capefigue, V, 52.

2) Schreiben bei Capefigue, V, 72.

3) che prima di partirsi di quella stanza conveniva di legarla e straziarla. Vgl. Recueil de ce qui s'est passé à Compiègne. Aubéry, Recueil II, 89.

Freiheit. Sie benutzte dieselbe, um zu fliehen, wie einst von Blois. Sie rechnete auf ein Verständniß, das sie mit dem Commandanten von la Capelle angeknüpft hatte, und ihre Aufnahme in diesen festen Platz. Aber schon war das Vorhaben ruchbar geworden; der eigene Vater des Commandanten eilte dahin, um ihn zu entfernen. Sie selbst ließ man ziehen; sie begab sich nach den spanischen Niederlanden.

„Meine Mutter", sagte der König, „ist zu unseren Feinden geflohen und denkt mich zu verderben; aber ihre Wahrsager sollen Lügner bleiben."

Drittes Capitel.

## Zusammenwirken der inneren und der äußeren Feindseligkeiten.

Es war der natürliche Erfolg dieser Ereignisse, daß Richelieu seitdem mächtiger geworden, als er jemals gewesen war. Das Conseil hing vollkommen von ihm ab: der König, der in der Sache des Cardinals seine eigene erblickte, that nur das mit Vergnügen, was derselbe ihm anrieth [1]).

Auch war seine auswärtige Politik, zu deren Mitteln es gehörte, den Feind zu täuschen, um ihn zu verderben, auf allen Seiten von Glück begleitet.

In Italien ward der Friede durch den zweifachen Vertrag von Cherasco hergestellt. In dem ersten hatte Gallas, mehr ein Kriegsmann als ein Diplomat, aber von dem Kaiser für diese Dinge mit Vollmacht versehen, sich durch die vereinten Bemühungen des piemontesischen und des päpstlichen Gesandten zu dem Zugeständnisse bewegen lassen, daß die von den Franzosen besetzten piemontesischen Plätze so lange schweizerischen Truppen in Gewahrsam gegeben werden sollten, bis Graubündten von den kaiserlichen Truppen geräumt sei. Es war das erste Verdienst, das sich Julius Mazarini, der im Namen des Papstes unterhandelte, um die französischen Interessen erwarb; er konnte hierauf, zwischen den schlagfertigen Heeren erscheinend, den Frieden verkündigen. Am kaiserlichen Hofe verwarf man

1) Aus dem Schreiben des Nuntius Bichi vom 30. August 1631: Il re medesimo (era) alla totale sua dispositione, che non faceva con gusto se non quanto esso Cardinale diceva.

jedoch jene Bedingung, und in einem zweiten Vertrag, am 19. Juni, ließen die Gegner sie in der That fallen. Hierauf wurde der Friede zur Ausführung gebracht: Herzog Nevers mit Mantua belehnt, aus dem die Kaiserlichen wichen: diese räumten Graubündten; die Spanier zogen sich aus Montferrat zurück, und es war nichts übrig, als daß auch die Franzosen die piemontesischen Plätze verließen. Aber erst in diesem Momente trat die ganze Politik des Cardinals hervor. Carl Emanuel war mitten in den Verwirrungen gestorben; dessen Nachfolger, Victor Amadeus, hatte dagegen schon vor den beiden Verträgen eine geheime Abkunft mit Richelieu getroffen, in der er sich einen Antheil an Montferrat sicherte, aber dafür ein Zugeständniß machte, durch welches die Nachgiebigkeit der Franzosen in den streitigen Punkten illusorisch wurde. Eben jenes Pinerolo, das seinem Vater so unerwarteter Weise entrissen worden, trat er mit allen Rechten der Souveränetät und des Eigenthums an den König von Frankreich ab. Hätten die Spanier und der Kaiser diesen Preis der Vergrößerung von Savoyen gekannt, so würden sie den Frieden nie bewilligt haben [1]). Mit Erstaunen wurden sie den Zusammenhang der französischen Unterhandlungen inne, als es zu spät war, dagegen einzuwirken. Unter mancherlei kleinen Künsten, welche auch dann noch die geschlossene Stipulation verhüllen sollten, ward Pinerolo den Franzosen eingeräumt.

Hierdurch erreichte Richelieu den Zweck seiner Politik in Italien. Er behauptete den Zugang zu dieser Provinz: selbst im Mantuanischen nahm man französische Besatzungen auf; kaum sahen sich die Graubündtner von den Kaiserlichen frei, so ernannten sie Rohan, der hierüber mit Richelieu einverstanden war, zu ihrem General, und die vielbestrittenen Pässe wurden wieder von französischen Truppen besetzt.

Wie ward da das eben erneuerte Ansehen des Kaiserthums wieder so tief herabgebracht! An Kriegsmacht ohne Zweifel stärker, wurde es durch die wohlberechneten Windungen einer verschlagenen Politik, die ihre Kräfte vollkommen beherrschte, überwältigt.

Und wie des Herzogs von Piemont, so versicherte sich in diesem Augenblicke der Cardinal auch des mächtigsten katholischen Fürsten, des Kurfürsten Maximilian von Bayern. In dem Schwanken aller Weltverhältnisse hielt Maximilian für gut, sich seine Kurwürde und

1) Siri ist hierüber undeutlich, auch Griffet ist nicht präcis genug. Eine authentische Mittheilung findet sich bei Flassan II, 487. Einige wichtige Actenstücke bei Khevenhiller Bd. XI.

den Besitz seiner neuerworbenen Lande durch einen ebenfalls in tiefes Geheimniß gehüllten Vertrag zusichern zu lassen.

Man darf sich nicht wundern, wenn nun die katholischen Kurfürsten den Kaiser ermahnten, sich bei dem zu beruhigen, was in Italien geschehen war, während der Anwesenheit der Schweden und der mit ungarischen Gährungen verknüpften Bewegungen der Osmanen nicht noch einen neuen Krieg gegen Frankreich zu veranlassen; sollte er ja für nöthig halten, zu waffnen, so möge er dies auf eine Weise thun, durch welche der Zorn des allerchristlichsten Königs nicht gereizt werde. Man machte sie auf die Verbindung Frankreichs mit Schweden aufmerksam; sie antworteten: dieses Bundesverhältniß, an sich unnatürlich, werde durch die Einwirkung Sr. Heiligkeit des Papstes leicht aufgelöst werden [1]). Wohl hat auch der Nuntius dem Cardinal über diese Verbindung einmal Vorstellungen gemacht. Richelieu antwortete: die Feindseligkeit der Schweden gegen den Kaiser komme dem päpstlichen Ansehen zu Gute, das sonst in Italien großen Abbruch gelitten haben würde; eben die Rücksicht auf den Vortheil des Papstes beruhige sein Gewissen wegen jener Verbindung mit dem protestantischen Könige [1]). Der Nuntius wußte nichts hiergegen einzuwenden. Während die Kurfürsten dem Kaiser von der zu hoffenden Auflösung des Bündnisses zwischen Frankreich und Schweden sprachen, mußte der kaiserliche Gesandte in Paris erleben, daß in dem Hause, wo er wohnte, die französischen Hülfsgelder an Schweden ausgezahlt wurden. Aber das particulare politische und das einmal ergriffene religiöse Interesse, die gewohnte Verehrung gegen Rom und Besorgniß vor der kaiserlichen Uebermacht, die Umschweife der verwickelten Argumentationen selbst, in welche sich die Canzleien hineingearbeitet, verblendeten die Augen der deutschen Fürsten so, daß sie nicht sahen, was sie mit Händen hätten greifen können. Verabscheuungswürdig ist der Betrug; aber auch der ist der Nachwelt mit seinem Namen verantwortlich, der sich gleichsam muthwillig täuschen läßt.

Im August 1631 ward ein Compositionstag in Frankfurt gehalten, auf welchem noch einmal ein Austrag über die geistlichen Güter versucht wurde. Aber die katholischen Kurfürsten blieben dabei, daß das Restitutionsedict seinem ganzen Inhalt nach ausgeführt, keine mildernde Auslegung desselben gestattet werden solle;

1) Schriftwechsel bei Khevenhiller XI: stante questi rispetti credevano di havere in sicuro la conscienza.

sie brachen die Unterhandlungen ab, weil Sachsen die Suspension des Edictes sowie des geistlichen Vorbehalts forderte [1]).

Hierauf mußten sich die deutschen Geschicke erfüllen. Nicht gegen die Ligue der katholischen Fürsten an sich waren die Absichten Richelieu's gerichtet, wenn er sich mit Schweden verbündete, sondern gegen den Kaiser und die spanische Uebermacht. Allein in den deutschen Angelegenheiten waren die kaiserlichen und liguistischen Interessen so eng in einander verwebt, daß sie nicht von einander gesondert werden konnten. Ein liguistisches Heer war eben in der Durchführung des Restitutionsedictes, an dem der kaiserliche Hof noch festhielt, in dem nördlichen Deutschland begriffen. Da die protestantischen Kurfürsten dadurch vernichtet worden wären, so vollzogen sie endlich den lange verschobenen Schritt: sie vereinigten ihre Waffen mit den schwedischen. Ein großer Schlachttag ward gehalten, der über Sein oder Nichtsein des protestantischen Nordens entscheiden mußte. Eine Krone, wie Gustav Adolf sagt, und zwei Kurhüte standen bei Leipzig auf dem Spiele. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Protestantismus aus: Tilly ward vollkommen geschlagen, das Heer, welches das Restitutionsedict ausführen, den Katholicismus herstellen sollte, mit einem Schlage vernichtet. Die siegreichen Verbündeten ergossen sich nun in verschiedenen Strömungen, die Deutschen nach den kaiserlichen, die Schweden nach den bischöflichen Gebieten.

Wenn man fragt, warum der hauptsächlich mit dem Kaiser entzweite Schwedenkönig doch seine Richtung nach dem westlichen Deutschland nahm, so liegt der Grund eben in seiner Verbindung mit Frankreich, dessen eigenste Interessen gleich hier von der allgemeinen Entscheidung berührt wurden.

Seit den Unfällen Carls V., der das Herzogthum Lothringen mit dem deutschen Reiche wieder enger vereinigt, es zwar nicht dem Kammergericht unterworfen, aber zur Zahlung eines Reichsanschlages verpflichtet hatte, war Lothringen in eine factische Abhängigkeit von Frankreich gerathen, die den Herzogen so lange erträglich schien, als die Unruhen in diesem Land ihnen eine Rückwirkung auf dasselbe möglich machten, aber überaus gefährlich für sie wurde, sobald sich

1) Tagebuch des Freiherrn von Preising bei Aretin 294. Man will vorbedingen, daß man — — — Erstens von Ferdinandi II jungsterem Religionsdecret datiert zu Wien den 6. Martii 1629 gantz nicht weichen, noch daryber ainige nachlassige Interpretation gedulden noch Disputation verstatten sonder dem lautern Inhalt simpliciter nachgeen — solle.

die Krone zu einer auf sich selbst allein ruhenden, nach Ruhm und Vergrößerung begierigen Gewalt umbildete, wie es jetzt geschah. Herzog Carl IV. sagte wohl, das wieder furchtbar werdende französische Heer werde in kurzem sein Land wie ein Bergstrom überfluthen und zerstören, und suchte Hülfe dagegen bei Kaiser und Reich, denen, wenn er erst gefallen sei, dasselbe Schicksal drohe. Er trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, sich zum zweiten Generalcapitän der katholischen Ligue ernennen zu lassen, mit dem Rechte der Heerführung auf dem linken Rheinufer, gleich als sollte die alte mosellanische Erzmarschallswürde in ihm wieder aufleben. Besonders die Spanier, denen für ihre Stellung am linken Rheinufer nichts erwünschter war, als die schützende Vormauer des Herzogthums, stimmten seinen Vorschlägen bei. Die Unterhandlungen waren jedoch noch in weitem Feld, als die Schlacht bei Leipzig geschah und der König von Schweden das liguistisch-spanische System, wie es am Rhein bestand, von Osten her gefährdete. Olivarez trug im spanischen Staatsrathe darauf an, in der Pfalz ein Heer aufzustellen, welches den König zurückzutreiben fähig sei; aber wie wäre das aus weiter Ferne so rasch, als es nöthig war, auszuführen gewesen? Wohl erschien der Herzog von Lothringen, welcher sich mit Vergnügen und Ehrgeiz in die Kriegsbewegung stürzte — wie er denn jede Art leidenschaftlicher Aufregung liebte — in gleicher Absicht mit einem an Zahl ganz ansehnlichen Heere im Felde. Dies war aber in der Eile so eben zusammengerafft, weder disciplinirt, noch in den Waffen geübt, und konnte sich nicht einen Augenblick behaupten, zur Herstellung des Glückes nicht das Mindeste beitragen.

Unaufhaltsam drang Gustav Adolf bis an den Rhein vor, überschritt diesen Strom in kühnem Lauf und eroberte Mainz. Er sprengte die ganze Verbindung der spanisch-kaiserlich-katholischen Interessen, die den Franzosen so widerwärtig war, auseinander. Diese unterstützten ihn hierbei insofern, als sie den Herzog von Lothringen durch einen Angriff auf sein Land in seinem deutschen Unternehmen störten. Zwischen Frankreich und Schweden wurde ein förmlicher Bund gegen den Herzog von Lothringen geschlossen. Der König von Schweden versprach der französischen Krone, wenn sie wegen eines Angriffs auf Lothringen, das auch für Schweden unschädlich gemacht werden müsse, Feindseligkeiten von Spanien oder vom Kaiser erfahren sollte, ihr dagegen mit aller Macht Beistand zu leisten [1]).

1) Die Worte des Vertrages finden sich bei Kemnitz, Königl. Schwedischen

Wie nahe berührten einander da die allgemeinen europäischen Kriege und die besonderen französischen Irrungen! Eben in dem Herzoge von Lothringen, der mit den Mächten, welche Frankreich bedrohten, und den inneren Feinden Richelieu's zusammenhing, griffen sie am lebendigsten zusammen. Der Herzog hatte, indem er das Haus Oestreich-Spanien zur Offensive aufforderte, sich als den Mann dargestellt, der am meisten geeignet sei, den Feuerbrand in das innere Frankreich zu schleudern [1]).

Sollte dieses Haus, in seiner europäischen Stellung so plötzlich angegriffen und erschüttert, nicht dazu die Hand bieten? Die Frage ist dieselbe, welche später in Momenten großer Weltentscheidung die europäischen Mächte noch mehr als einmal beschäftigen sollte, inwiefern es für sie rathsam ist, sich in die inneren französischen Irrungen einzulassen oder nicht.

Für Spanien war sie damals im voraus entschieden. Die so besonnene Infantin Isabella meinte doch, in der Flucht der Königin Maria und des Herzogs von Orleans den Glücksstern der spanischen Monarchie wiederzuerkennen; denn nicht etwas Geringes sei es, daß diese nun die Mutter und den einzigen Bruder des Königs von Frankreich für sich habe. Es war ganz im Sinne der Spanier, daß Gaston, als er am Hofe von Lothringen anlangte, seine Neigung für Maria Gonzaga vergessend, um die Hand der jüngsten Schwester des Herzogs, Margaretha, warb. Mochte es immerhin zweifelhaft sein, ob er ohne Rücksprache mit seinem Bruder zu einem solchen Schritte das Recht habe; genug, daß er sich durch diese Vermählung von dem Cardinal Richelieu und dessen Partei noch weiter trennte. Der König von Spanien entschloß sich, die Sache des Herzogs von Orleans zu der seinigen zu machen, unter der Bedingung, daß sich derselbe nur dann mit seinem Bruder aussöhne, wenn zugleich die spanisch-französischen Irrungen beigelegt würden.

Bei weitem nicht in so naher Beziehung stand der Hof von Wien zu diesen inneren französischen Angelegenheiten; doch faßte er

in Deutschland geführten Krieges Erster Theil S. 281; in französischen Schriften fand ich davon keine Notiz.

1) qui pourra avec facilité mettre le feu dans ses États (du roi de France) par la connaissance qu'il a du pays, et la grande occasion qu'il trouvera continuellement de tant de dégoûts, comme il y a toujours en France. Aus einer lothringischen Denkschrift: Raisons, que le conseiller Bourgeois donne, in der genannten Correspondenz, die mir hier sehr nützlich war.

gleiche Ansichten. Im Sommer 1631 erschien ein kaiserlicher Gesandter in Paris, um die wachsenden Mißverständnisse über die italienischen und deutschen Dinge beizulegen und zugleich den König von Frankreich mit seiner Mutter und seinem Bruder zu versöhnen. Er sah sehr bald, allen guten Versicherungen, die man ihm gab, zum Trotz, daß sich weder das Eine noch das Andere erwarten lasse. Es liege, sagt er in seinem Berichte, nun einmal in der Natur des Cardinals, um sich zu greifen, und dazu seien alle Anstalten gemacht: sollte er Maria Medici und Gaston zurückrufen, das würde eine Art von Abdankung in sich schließen; denn er selber sei ja eigentlich der König. Um ihm Widerstand zu leisten, gebe es nur das eine Mittel, daß man sich der inneren Feindseligkeiten bediene, ihn zu stürzen; man könne das mit gutem Gewissen thun, da Frankreich die Ausbreitung des Katholicismus durch seinen Bund mit Schweden verhindere. Und welch ein Vortheil liege darin, den künftigen König, welches der Herzog von Orleans sei, schon im voraus für sich zu gewinnen: der werde sich dann künftig einmal nicht auch mit den katholischen Kurfürsten vereinigen [1]).

Richelieu sah mit aller möglichen Ruhe diese Verbindungen schließen, die Dinge sich weiter verwickeln. Wohlmeinende Menschen stellten ihm vor, daß er sich ein großes Verdienst erwerben würde, wenn er eine Versöhnung in der königlichen Familie stifte, sie sagten: einen großen Namen im Himmel und auf Erden; denn fortgesetzte Feindschaft könne nichts als Blutvergießen veranlassen. Richelieu antwortete mit seinem geistlich-politischen Pathos: wenn die Sünden der Menschen bewirken sollten, daß die ganze Welt umgekehrt und erneuert werden müsse, so werde die Folge sein, daß Gott besser geehrt und das Scepter der Könige mehr gefürchtet werde. Er verbarg sich nicht, daß eine allgemeine Gährung im Lande gegen ihn herrsche: in den Großen, welche mit der Königin-Mutter und mit Gaston in enger Verbindung standen; dem Adel, der nur ungern alle Gewalt in seiner Hand concentrirt sah; den Parlamenten, welche sich der Vertriebenen auf ihre Anforderung anzunehmen Miene machten; den Provinzialständen und, wo es deren nicht gab, dem gesammten Volke, das eine natürliche Theilnahme für die Vertriebenen empfand. Der päpstliche Nuntius, der sonst auf seiner Seite stand, sprach doch die Besorgniß aus, daß der allgemeine Haß und

1) Kurtz, Relation von der in Frankreich verrichteten Gesandtschaft, bei Khevenhiller XI, 2006.

Widerwille, den er erweckt habe, seinen Sturz erleichtern dürfte [1]). Richelieu selbst ließ keine Anwandlung von Besorgniß an sich spüren. Er erklärte, er wünsche nur, daß seine geheimen Feinde herauskommen möchten, damit er sie schlagen könne; seine Absicht, eine so gute Unterordnung, wie sie in Spanien bestehe, auch in Frankreich einzuführen, wolle er durchsetzen oder darüber umkommen [2]).

Der erste Kampf entspann sich noch im Jahr 1631 zwischen Richelieu und dem Gouverneur der Provence, jenem Carl von Guise, der einst zum Könige von Frankreich bestimmt gewesen war. Richelieu wollte die Admiralitätsrechte, die er sich hatte übertragen lassen, auch auf dem Mittelmeere, für das sie seit langer Zeit mit dem Gouvernement Provence verbunden waren, geltend machen. Guise erklärte, daß er seine Befugnisse auf unwiderrufliche Weise an sich gebracht habe; Richelieu antwortete: Guise werde dadurch doch nicht berechtigt, Befehle des königlichen Conseils, wie er einmal gethan hatte, mit Nichtachtung zu behandeln; man kenne seine Gewaltthätigkeiten und Ränke und werde sie nicht länger dulden [3]). Guise hatte sich, wie von jeher, so bis zuletzt, an die Königin-Mutter gehalten und ihren Widerwillen gegen Richelieu gereizt; so ward er denn auch in ihren Sturz verwickelt. Als Condé im Auftrage des Hofes in die Provence kam, um daselbst eine Versammlung der Provinzialstände zu halten, fühlte sich Guise verdunkelt, beleidigt und ließ sein Mißvergnügen bemerken. Aber damit bewirkte er nur, daß man ihm Empörungspläne Schuld gab, Verbindungen zugleich mit den Hugenotten, die er wieder ins Feld bringen wolle, und mit den Spaniern; der König fand sich bewogen, ihn an den Hof zu rufen, wo er von seinen Handlungen Rechenschaft geben solle [4]). Guise

1) I Spagnuoli si serviranno di questo universale aborrimento (früher totale avversione) che quasi tutto il regno ha contra lui per precipitarlo.

2) Ma gloire en sera plus grande et je mourrai en la peine, ou je réduirai la France au Gouvernement d'Espagne. Mémoire envoyé à l'Infante Isabelle 4 Juin 1631.

3) Aus der noch nicht gedruckten Erklärung des Cardinals, Juli 1630: Il y a long tems, qu'on scait les violences, dont scait user Mr. de Guise, lesquelles il contenue parce qu'on les luy a souffertes, et les ruses, dont il se sert pour à l'avantage de ses intérêts particuliers se prévaloir des tems auxquels il estime, qu'on puisse commodement reprimer ses entreprises.

4) Sollte der bei Bouillé IV, 407 abgedruckte Brief nicht eben der sein, auf welchen sich die Memoiren von Richelieu VI, 512 beziehen, wo es heißt: il disoit n'avoir point d'argent, um die Reise an den Hof zu vermeiden?

erkannte die ganze Gefahr, in die er dort gerathen würde; aber auch zu widerstehen war er nicht fähig; er bat um die Erlaubniß, sich auf einige Zeit zu entfernen, um eine Wallfahrt nach Loretto auszuführen. Der König ertheilte sie ihm, August 1631, indem er sich jedoch vorbehielt, von ihm bei seiner Rückkunft über manche Dinge, durch die er verdächtig geworden, aufgeklärt zu werden. Guise ist nie zurückgekommen.

Nach der Unterwerfung des südlichen Frankreichs im Kriege mit den Hugenotten hatte die Regierung den Versuch gemacht, die administrativen Einrichtungen des Nordens durch die Elections auch in Dauphiné, Provence und Languedoc einzuführen. Namentlich in Languedoc fand dies allgemeinen Widerstand: die Elections mußten widerrufen und die um dieser Sache willen schon einmal aufgehobenen Stände wiederhergestellt werden; aber auch die Commissionen, welche die Elus ersetzen sollten, fanden wenig Beifall; die Stände konnten sich mit den Bevollmächtigten der Regierung in monatelangen Unterhandlungen nicht einigen. Wenn irgendwo, so waren die provinzialständischen Ideen in Languedoc lebendig. Man schlug die alten Geschichten nach und fand, daß das französische Königthum vor Zeiten eine sehr schwache Autorität genossen habe, und in diese ursprünglichen Schranken, meinte man, müsse es zurückgewiesen werden: man suchte auszuführen, daß, wie eine oder die andere von den übrigen Provinzen, so vornehmlich Languedoc nicht in dem Verhältnisse der Unterthänigkeit, sondern nur dem der Schutzverwandtschaft zur Krone stehe [1]).

Ich lasse dahingestellt, ob der Gouverneur von Languedoc, Montmorency, wirklich von solchen Gedanken durchdrungen war: eine Zeitlang hatte man ihm wohl vorgeworfen, daß er gegen den Hof allzu nachgiebig sei. Aber er ergriff sie jetzt als einen Rückhalt für die politische Haltung, die er anzunehmen sich entschloß.

Heinrich II., Herzog von Montmorency, der Sohn und Nachfolger jenes Damville, der so wesentlich zum Siege König Heinrichs IV. beigetragen und ihm dann als Connetable zur Seite gestanden, war eine ritterlich fürstliche Natur, freigebig und glänzend, tapfer und hochstrebend, wie ähnliche Persönlichkeiten aus diesem Hause im Laufe

1) Che molte Provincie della Francia, e particolarmente la Linguadoca non erano suddite de' Re, ma raccommandate con certe condizioni. Dispaccio del nunzio Bichi, 7. Sept. 1632. Vgl. Délibération des états bei Ducros, Vie de Montmorency.

der Zeit so manche hervorgegangen sind. Wie seine Altvordern, schloß auch er sich der königlichen Macht im allgemeinen an; mit Richelieu stand er persönlich in dem besten Vernehmen; man weiß, daß sie mit einander des Abends zu speisen liebten. In einem Augenblicke, wo die Zukunft des Cardinals gefährdet war, hat Montmorency, wie erwähnt, demselben seinen Beistand versprochen; in einem anderen, wo die Treue Montmorency's verdächtig geworden, hat der Cardinal sein Wort für denselben eingesetzt. Davon aber hatte Montmorency keinen Begriff, daß die Macht nun allein dem Cardinal zu Theil werden sollte. Wenn Richelieu, ohne Admiral zu sein, die Befugnisse dieser Würde ausübte, so hätte Montmorency, da er nicht Connetable sein konnte wie sein Vater, als Generalfeldmarschall einen über alle andern erhabenen Rang in der Landmacht zu erlangen gewünscht [1]). Hatte er sich doch in dem Kriege von Piemont, bei Avigliana, militärischen Ruhm erworben. Aber Richelieu war entfernt davon, einem Manne, wie dieser war, das Heer des Königs anzuvertrauen: er selbst übernahm in schwierigen Augenblicken die Anführung. Für Montmorency ist es bezeichnend, was er hierüber für ehrgeizige Gedanken, ganz im Gegensatze mit der von Richelieu ergriffenen Politik, faßte: er dachte einmal den so rasch zu höchstem Ruhm aufkommenden König von Schweden zu bekämpfen, an der Spitze der kaiserlichen und katholischen Kriegsvölker. Nach und nach wendete er sich ganz von Richelieu ab. Seine ursprüngliche Parteistellung war es nicht, ein Anhänger der Königin zu sein. Aber durch seine Gemahlin, Maria Felice Orsina, eine Urenkelin des Großherzogs Cosimo von Toscana, dessen Enkelin Maria Medici war, stand er in einer nahen verwandtschaftlichen Beziehung zu ihr, und wie hätte er nicht Mitleid mit ihrem unglücklichen Schicksal fühlen sollen? War es nicht des ersten Edelmannes würdig, die Königin und den Thronerben gegen die Gewaltsamkeiten der unbedingten Staatsgewalt zu vertheidigen? Schon fiel ihm diese im Fortgang jener ständischen Unterhandlungen selbst beschwerlich; hauptsächlich durch Effiat, seinen alten Gegner, der jetzt die Oberintendanz der Finanzen hatte, wandte sie sich zu seinem persönlichen Nachtheil. Der erste Minister führte dem Gouverneur zu Gemüthe, daß er sich in die allgemeine Regierung nicht zu mischen habe, was ausschließlich dem Könige zukomme. Ueberdies aber nahm sich Montmorency der Stände seiner Provinz an. Besonders der Bischof Alfonso del Bene von

1) Vgl. Vialart, Histoire du ministère du Cl. D. de Richelieu, II, 402.

Albi, der diese Würde der Königin-Mutter verdankte und die Verbindung mit dieser seiner Gönnerin unterhielt, war es, durch welchen die provinzialständischen Rechte und Interessen in lebhafte Erinnerung gebracht und auf dem Landtage zu Pezenas (Juli 1632) die Stände bewogen wurden, die alten Privilegien von Languedoc gegen jede Neuerung aufrechtzuerhalten, namentlich der im Widerspruch mit denselben zuletzt eingesetzten königlichen Commission keine Amtsverrichtung zu verstatten: ein Beschluß, wie man sieht, der offenen Widersetzlichkeit. Montmorency versprach den Ständen, ihre Sache zu der seinen zu machen, sich niemals von ihnen zu trennen [1]).

Es war der Zeitpunkt, in welchem sich alle inneren und äußeren Feindseligkeiten zugleich entladen sollten.

Der Graf Olivarez hielt es für höchst gerechtfertigt, ein Unternehmen des Herzogs von Orleans, des präsumtiven Thronerben, von dem sich nicht anders voraussetzen lasse, als daß er das Beste von Frankreich wünsche, zu begünstigen: Spanien müsse das aber auch thun, um die Franzosen von ihren feindseligen Anschlägen zurückzubringen. Olivarez gab der Hoffnung Raum, daß der Herzog von Orleans sich in kurzem zum Meister von Dauphiné, Provence und Languedoc machen und seinem Bruder werde Gesetze vorschreiben können [2]).

Einige Regimenter von wallonischen, deutschen und polnischen Söldnern waren im Luxemburgischen zusammengebracht, um, den Herzog von Orleans an ihrer Spitze, einen Einfall in Frankreich zu unternehmen. Der Herzog von Lothringen versprach, dazu die Hand zu bieten, unbekümmert um die Uebermacht der Franzosen: er meinte, sich in seine festen Plätze zurückziehen und daselbst sechs Monate vertheidigen zu können. Mit mehreren Gouverneurs waren Verbindungen angeknüpft: wenn der Thronerbe erscheine und ein Mann von dem Range Montmorency's zu ihm übertrete, so erwartete man eine allgemeine Manifestation gegen die Gewaltsamkeiten Richelieu's. Die Spanier rüsteten sich zu Land und See, um dieselbe zu unterstützen. Einzelne Trupps neapolitanischer Soldaten hatten bereits über die französische Grenze zu gelangen gewußt; in Roussillon war ein kleines Heer aufgestellt.

Richelieu sah, wie der Steuermann am Ruder, das Ungewitter

1) Histoire de Languedoc V. Preuves 382.

2) no ay que dudar en que establecera su partido, y que dara leyes al rey de Francia, 12. Aug. 1632. (Pap. von Simancas.)

von allen Seiten aufsteigen; er war entschlossen, es zu bestehen. Nie war er wachsamer, geschwinder, schonungsloser, schrecklicher.

Erst unter dem Beginne dieser Unruhen war es, daß der Marschall Marillac hingerichtet wurde. Die Königin-Mutter ließ der zum Gericht über denselben niedergesetzten Commission sagen, sie mache sie für das Urtheil, das sie fällen würde, verantwortlich. Eben im Gegensatz hiermit drang der Cardinal darauf, daß es ausgesprochen würde. Der Veruntreuung öffentlicher Gelder und der Erpressung, die man dem Marschall zum Verbrechen machte, war er ohne Zweifel schuldig: aber wie viele andere waren in seinem Falle! Gegen ihn aber brachte man ein Gesetz aus den Zeiten Franz' I in seiner schärfsten Auslegung in Anwendung; das Todesurtheil ward — durch die Mehrheit einer einzigen Stimme — ausgesprochen und ohne Gnade vollstreckt. In der Gazette de France, die um diese Zeit zu erscheinen anfing, liest man die Bemerkung: durch jene Einschüchterungsversuche sei der König verhindert worden, seine Gnade walten zu lassen; man würde sie ihm als Schwäche und Furcht ausgelegt haben [1]).

Auf die erste Spur von einer Verbindung des Befehlshabers von Calais mit der Königin-Mutter, die hauptsächlich darum noch keinen Erfolg gehabt hatte, weil die Königin den Platz nicht mit Spaniern, sondern mit eingebornen Franzosen besetzen wollte, führte Richelieu seinen König nach Calais, setzte den Gouverneur ab, veränderte die Garnison.

Indem der Herzog von Orleans durch Lothringen in Burgund eindrang, wo er durch ein Manifest erklärte, daß es nur der Cardinal Richelieu sei, ein Feind des Königs und des königlichen Hauses und das Verderben des Staates, gegen den er zu den Waffen greife, stürzte sich der König bereits an der Spitze eines überlegenen Heeres auf Lothringen, zerstreute die sich noch eben versammelnden Truppen des Herzogs und nahm von den Plätzen, auf die er rechnete, einen nach dem anderen innerhalb weniger Tage in Besitz.

Indessen erklärte das Parlament von Paris den Herzog von Orleans und den Herzog von Montmorency für Rebellen. Man bemerkte, daß Niemand mehr das betrieb, als der Prinz von Condé, obwohl der Schwager Montmorency's; aber er verdammte so laut wie möglich seine Unternehmungen: seitdem sich Richelieu mit der Königin-Mutter entzweit hatte, war die Hingebung Condé's für ihn unbegrenzt.

1) Bei Griffet: am Daniel XIX, 52.

Da wagte dann Niemand weiter, sich für Montmorency auszusprechen. Nicht weniger als auf ihn und auf Guise hatten die Spanier auf Epernon, Gouverneur von Guienne, gerechnet, und noch einmal hätte dieser alte Aristokrat einen großen Erfolg herbeiführen können. Schomberg, der nach Oberlanguedoc geeilt war, um hier den Gehorsam zu erhalten, wäre mit seiner kleinen bewaffneten Macht wahrscheinlich verloren gewesen, wenn ihn Epernon von Guienne aus angegriffen hätte. Aber dieser sah kein Heil bei der Sache; er hielt den gesammten Adel seines Gouvernements im Zaum; ein einziger von allen wagte sich an Montmorency anzuschließen. Epernons Freunde rühmten später von ihm: nichts thuend habe er alles gethan.

Auch des unteren Languedoc war Montmorency mit nichten Herr: die meisten Städte, selbst im Widerspruch mit ihren Bischöfen, alle Protestanten waren gegen ihn. Wenigstens nach Rom hat man berichtet, er habe unter so ungünstigen Umständen an einem glücklichen Ausgange seines Unternehmens vor allem Kampfe verzweifelt und nur darauf gedacht, sich mit dem Herzog von Orleans, der zu ihm gestoßen war, nach Roussillon zurückzuziehen.

Allein den Kampf zu vermeiden, war bei dieser schlachtbegierigen Natur fast der unausführbarste Vorsatz. Als Montmorency, nach Castelnaudari, wo er eine Partei hatte, vorrückend, mit Schomberg zusammentraf, ließ er sich nicht abhalten, sein Glück auf altritterliche Weise gegen ihn zu versuchen.

Schomberg hatte, ungefähr eine Viertelstunde von dem Ort, eine durch einen nahen Bach, Hohlwege und Gräben verstärkte Stellung genommen; aber das war ein Vortheil, den Montmorency, der sich von einer stärkeren Macht umgeben sah, nur wenig achtete; indem er des feindlichen Haufens ansichtig wurde, machte er seinen Freunden den Vorschlag, unverzüglich auf denselben einzudringen. Denn vornehmlich in einem kecken Reiteranlauf sah er den Krieg. Sein erfahrener Gefährte, Graf Rieux, ersuchte ihn, so lange zu warten, bis man mit ein paar Geschützen, die eben herbeigeschafft wurden, die Schlachtordnung des Feindes erschüttert habe. Aber schon war Montmorency von ungestümer Kampfeslust ergriffen. Er meinte, hier sei keine Zeit weiter zu verlieren, und dem ausgesprochenen Willen des ritterlichen Führers wagte der Rathgeber, wiewohl Unglück ahnend, nicht zu widerstehen. „Herr", rief er aus, „ich will zu Ihren Füßen sterben". Montmorency war durch einen mit prächtigen Federn, roth, blau und isabell, geschmückten Streithengste kenntlich; es war nur eine kleine Schar von Gefährten, die mit ihm über den

Graben setzten; sie warfen alles vor sich nieder, was ihnen in den Weg kam; schlagend drangen sie vorwärts, bis sie endlich an die Fronte der eigentlichen Aufstellung des Feindes kamen. Da aber empfing sie ein nahes rasches Musketenfeuer: Pferde und Männer wurden verwundet oder getödtet; Graf Rieux und die meisten Anderen fielen; der Herzog von Montmorency, verwundet, stürzte mit seinem ebenfalls getroffenen Pferd und ward gefangen [1]).

Es mußte das Kleingewehrfeuer sein, das auch hier, wie an so mancher anderen Stelle, dem ritterlichen Anlauf ein Ende machte.

Der Name des Herzogs und die Geschicklichkeit des Grafen hatten die provinzielle Streitkraft beisammengehalten: ihr Untergang löste sie auf. In den Gemüthern war nun einmal etwas, was die monarchische Gewalt begünstigte; unverzüglich trat ein allgemeiner Umschwung zu ihren Gunsten ein.

Die Bürger der Städte nahmen die Citadellen für den König in Besitz; sie verjagten unter der Führung der Jesuiten und Capuciner die Bischöfe, welche von demselben abgefallen waren; als der König anlangte und, nicht zufrieden mit dem Siege, das Niederreißen der Schlösser, deren Herren sich bei dem Aufruhr betheiligt hatten, anbefahl, leisteten sie ihm eifrigen Beistand.

Der Herzog von Orleans, der an der Schlacht keinen thätigen Antheil genommen hatte, sah sich durch ihren Erfolg um alle seine Erwartungen betrogen. Er hatte das südliche Frankreich zum Aufstand gegen Richelieu und dessen Regierung fortzureißen gemeint; jetzt mußte er erleben, daß er vielmehr als ein öffentlicher Feind betrachtet wurde; in den Dörfern hat man sich gegen ihn barricadirt. Er machte noch einen Versuch, um allein nach Roussillon durchzudringen; aber allenthalben waren die Straßen besetzt; in Bezières sah er sich gleichsam belagert [2]); er konnte nicht anders, als auf die Bedingungen eines Vertrages eingehen, die man ihm vorschlug und die abermals für ihn selbst sehr günstig ausfielen.

1) Relation de la défaite etc. par un Capitaine de Cavallerie im Mercure français 18. 565. Die officielle Relation von Schomberg (ib. 559) liegt in den Memoiren Richelieu's zu Grunde. Die Histoire de Languedoc hat noch einige Momente aus den Bekenntnissen im Proceß hinzugefügt, andere Dupleix, der gleich nachher das Schlachtfeld besuchte.

2) Wie einer seiner Vertrauten in seinem Namen in Spanien erklärte: pour s'être trouvé avec le couteau sur la gorge, et pour être prévenu par la force de son frère quand il étoit à Bezières, sans aucum pouvoir

Seine Apanage und seine Besitzthümer wurden ihm zurückgegeben; er ward ermächtigt, seinen nächsten Freunden und Vertrauten die Amnestie des Königs anzukündigen; nur Einen Namen vermißte man unter den Begnadigten, den Namen Montmorency.

Es scheint, als sei dem Herzoge von Orleans gesagt worden, für Montmorency werde er am besten dadurch sorgen, wenn er dessen Rettung nicht zu einer Bedingung des Friedens mache. Gewiß ist, daß der unbeugsame Cardinal aus dem Verhältnisse des Herzogs zu den Großen des Reiches eben den vornehmsten Grund hernahm, um den König zur Verurtheilung seines Gefangenen zu vermögen. Wenn nicht ein großes Beispiel gegeben werde, so lautete seine Argumentation, so werde der präsumtive Thronerbe, sobald er Unruhen beginnen wolle, allemal Anhänger finden. Bei den Alten habe schon der Verdacht zur Verurtheilung hingereicht; hier aber liege das Verbrechen der Rebellion offen am Tage. Das Vermögen des Schuldigen einzuziehen, ihn seines Gouvernements zu berauben, führe zu nichts, da er dann immer die Hoffnung behalte, bei veränderten Umständen seinen Verlust und zwar mit Vortheil vergütet zu sehen. Birons Schuld habe lange nicht so klar am Tage gelegen, und doch habe ihn der sonst so gütige Heinrich IV. hinrichten lassen. Werde Montmorency am Leben gestraft, so sei damit seine Partei in Languedoc und zugleich die Partei Monsieurs in Frankreich zertrümmert; dieser werde — zu seinem eigenen Heil — keine Anhänger mehr finden. Der päpstliche Nuntius hat sich für Montmorency verwendet, der Herzog von Orleans einen Edelmann seines Gefolges an den König gesandt, der demselben zu Füßen fiel und ihn um Gnade anflehte. Ludwig XIII. antwortete, er habe die Sache den Gerichten überwiesen [1]). Es war das Parlament von Toulouse: an dessen Ausspruche konnte kein Zweifel sein. Solange Montmorency einige Hoffnung hegen durfte, zeigte er sich in seinem Verhör moralisch schwach; als er sah, daß keine Rettung war, erhob er sich zur Höhe der auf den Tod gefaßten Resignation; er bat den König nur noch, mit seinem Tode die Schuld ausgesöhnt sein, keine weiteren Bestra-

1) Vgl. das Schreiben des Herzogs vom 21. Nov. 1632, bei Ducros, Vie de Montmorency 515. Der Nuntius Ceva sagt (18. Oct. 1632): Volse Richelieu che la conclusione delle condizioni passasse solo per le mani di Buglione, il quale attendendo a dare grandi speranze all' Orleans se si rimetteva nel re, quando a questo l'hebbe ridotto, restrinse le predette condizioni ad ogni svantaggio di sua altezza.

fungen eintreten zu lassen. Dem Cardinal grollte er nicht; er bestimmte ihm in seinem Testament eines der schönsten Bilder aus seiner Gallerie.

Hierauf, am 30. October 1632, ward der letzte der Montmorency's im Hofe des Stadthauses von Toulouse enthauptet.

Die Provinz hatte ihn wie einen Vater geliebt; es war mehr als ein Jahrhundert her, daß ihr landschaftliches Leben sich an diesen Namen knüpfte; sein Abfall von der Krone hatte die Gemüther zum Theil von ihm abgewendet, sein Tod vereinte sie zu vollster Sympathie. „Unbeschreiblich", sagt der päpstliche Nuntius, „ist die Trauer und Wehklage über diese Hinrichtung in der Provinz, ja in ganz Frankreich; eine allgemeine Bestürzung über ein so gewaltsames Bezeigen, von dem man glaubt, es werde weitere Folgen haben, hat die Gemüther ergriffen; die Furcht selbst vermag die Aeußerungen des Hasses gegen den Cardinal nicht zurückzuhalten."

Sich ihm geradezu zu widersetzen, dazu hatte jedoch Niemand mehr den Muth.

Der Herzog von Orleans ward durch den Schimpf, der in Folge seiner Unterwerfung sowie nun der Hinrichtung seines großen Verbündeten auf ihn fiel, veranlaßt, sich noch einmal zu entfernen, die alten Verbindungen mit Spanien aufs neue zu versuchen. Aber wer sollte nach allem, was vorgefallen war, es wagen, noch einmal seine Partei zu ergreifen? Wenn ja einer oder der andere ein Gelüst dazu bemerken ließ, so war die Regierung stark genug, einen solchen um so nachdrücklicher zu züchtigen. In Gevaudan und den Cevennen sind deshalb einige Schlösser geschleift worden; gerichtliche Commissare durchzogen eine Zeitlang das ganze südliche Frankreich, um alles zu erforschen und zu bestrafen, was mit der Empörung zusammenhing.

Nachdem dies geschehen war, wurde eine Amnestie verkündet, und der Cardinal, der es liebte, sich nachgiebig zu erweisen, wenn er die Oberhand behalten hatte, trat in der Durchführung seiner administrativen Neuerungen einen Schritt zurück. Wie es schon früher in der Provence gegen ansehnliche pecuniäre Leistungen geschehen war, so ließ er auch in Languedoc die Einrichtung der Elections, die so großes Mißvergnügen erweckt hatten, fallen [1]). Die Summe ward festgesetzt, welche die Provinz jährlich in die allgemeine Staatskasse abführen sollte, ihr innerer Haushalt der Aufsicht des

1) Vgl. Papon, Histoire de Provence IV, 468.

Staates unterworfen; aber die ständische Verfassung ward nicht aufgehoben. Es erschien hinreichend, die Rechte der Stände so weit zu schmälern, daß nicht so leicht neue Empörungen möglich waren, und die Personen zu wechseln.

Das Gouvernement Languedoc ging an den Sieger in der Schlacht, den Marschall Heinrich von Schomberg, und, nachdem dieser durch einen plötzlichen Schlaganfall weggerafft ward, an seinen Sohn Carl von Halluin über; sie hatten es sich gleichsam erobert. Die Generalstatthalterschaft ward in vier von einander getrennte Bezirke geschieden und ihre Verwaltung zuverlässigen Anhängern des neuen Systems anvertraut. An die Stelle der Bischöfe, welche sich an dem Aufruhr betheiligt hatten, traten einige der besten Prediger aus Paris, Männer, welche, von royalistischem Eifer durchdrungen, den Gehorsam des Volkes am besten zu erhalten geeignet schienen [1]).

Dem Herzoge von Guise wurde das Gouvernement der Provence abgesprochen und an denselben Vitry, der einst den Marschall von Ancre erschossen hatte, übertragen. Man erinnerte sich jetzt, daß Guise Erbansprüche an die Provinz hatte, und besorgte, er werde sie unter dem Einflusse der europäischen Gegner durchzuführen suchen. Niemand schien geeigneter, einem Einfalle, den er von Italien her unternehmen möchte, Widerstand zu leisten, als jener entschlossene Capitän. Die Guisen und die Montmorency's, deren Hader ein Jahrhundert erfüllt hatte, fielen mit einander.

Auch in Bourgogne, das bei der Flucht Monsieurs von Bellegarde durch den König militärisch in Besitz genommen worden, in Picardie, Angoumois, Bourbonnois, Limousin wurden Veränderungen der Gouverneurs angeordnet, die niederen Beamten der Aufsicht der Intendanten der Justiz unterworfen, welche unmittelbar vom Hofe kamen und besonders in die Finanzverwaltung eingriffen. Die Befehlshaber fester Plätze, welche sich verdächtig gemacht hatten, wurden mit zuverlässigen Freunden vertauscht; unter anderen mußte Toiras von Casale weichen, so tapfer er es auch vertheidigt haben mochte. In jedem Zweige traten die Anhänger des Cardinals an die Stelle seiner Gegner; der Wechsel erreichte die höchsten Aemter und den Hof selbst. Madame Chevreuse, welche in hoher Gunst bei Königin Anna stand und deren Verbindung mit den Königinnen

1) pour maintenir les peuples dans l'obéissance, qu'ils doivent au roi comme au lieutenant de dieu en terre. Vialart, Histoire du ministère de Richelieu II, 509.

von England und von Spanien vermittelte, ward vom Hof entfernt und nach Touraine verwiesen. Ihr Freund, der Großsiegelbewahrer Châteauneuf, der bei einem Krankheitsanfalle, von welchem Richelieu in dieser Zeit betroffen wurde, hatte bemerken lassen, daß er sich für dessen gebornen Nachfolger halte, verlor seine Stelle. Ihre Partei war damit nicht vernichtet — wir werden ihrer noch zu gedenken haben —; zunächst aber beugte sich alles vor dem Cardinal und gehorchte seinem Wort.

Wie sehr man ihn fürchtete, zeigte sich bald darauf an einem Ereigniß in Guienne. Der Gouverneur der Provinz, Herzog von Epernon, hatte sich bis zu thätlichen Beleidigungen des Erzbischofs von Bordeaux fortreißen lassen; ein Schreiben des Königs von ein paar Zeilen reichte hin, daß der Herzog, so sehr er sich in seinem langen Leben an ein selbständiges, unfügsames Gebahren gewöhnt hatte, sein Gouvernement räumte und in seinem Hause zu Passac die Entscheidung des Hofes abwartete [1]). Nicht eher erfolgte diese, als bis der Herzog in anderer Beziehung dem Cardinal seine Forderungen erfüllt hatte; auch in eine Familienverbindung trat er mit ihm.

Denn die Autorität des Cardinals erschien jetzt als die des Staates. Wenn die Angriffe von allen Seiten eben gegen seine persönliche Stellung gerichtet gewesen waren, so mußte die Abwehr derselben und der Sieg ihm auch persönlich zu gute kommen.

Hatte er aber die particularen Interessen zerstört, so war er ganz der Mann dafür, und es lag in seiner Natur, daß er nun seinerseits die allgemeinen mit nachdrücklichstem Eifer förderte.

Die Entwürfe zur Hebung von Handel und Seefahrt, mit denen er sich trug, hatten anfangs etwas zu Weitausgreifendes, fast Abenteuerliches, wie ein Vertrag mit ein paar Handelshäusern [2]) von Alkmar, Brüssel und Redon, welche den Schiffsbau verbessern, auf Entdeckungen ausgehen nnd zugleich unbenutztes Land urbar machen, neue Manufacturen in Frankreich einführen sollten. Man sieht daraus nur die große Intention. Die steigende Macht, der Besitz der beiden Admiralitäten machten allmählich nachhaltigere Unternehmungen möglich. Zuerst ward die nördliche Küste von Calais nach Bayonne bereist, über die maritimen Zustände und Kräfte derselben Bericht erstattet; dann ward auch die südliche Küste untersucht, eine große

1) Girard, Vie d'Epernon III, 250.

2) 29. Mai 1626 unterzeichnet von Richelieu, de Witte, Billotte, Dumeurieu. (Im Archiv zu London).

Charte derselben, einige Lieues ins Land, welche alles Bemerkenswerthe enthalten sollte, aufgenommen; in Marseille mit den vornehmsten Einwohnern über die Wege des dortigen Handels, seine Mängel, die Mittel, denselben abzuhelfen, ausführlich Rath gepflogen [1]). In kurzem gewann alles eine andere Gestalt. Aus den Häfen beider Küsten werden wir ansehnliche Kriegsflotten hervorgehen sehen.

Um diese Zeit war es, daß Richelieu durch einen seiner Gesellschafter, Boisrobert, der ihn mit den Neuigkeiten der Stadt zu unterhalten pflegte und ihm sehr angenehm war, von einer Gesellschaft Nachricht bekam, welche einige literarische Freunde zur Mittheilung und gegenseitigen Kritik ihrer Arbeiten gestiftet hatten. Richelieu ließ ihnen vorschlagen, zu einer Corporation unter seinem Schutze zusammenzutreten [2]). Bisher hatte er einen Ehrgeiz darin gesucht, die Sorbonne, deren Provisor er war, neu zu constituiren; er hatte ihr Gebäude errichtet, in denen, wie er sagte, jede Universität der Welt sie zu beneiden haben werde. Eine bei weitem allgemeinere Tendenz nahm er nunmehr: er gründete zur Ausbildung der Sprache die französische Akademie: denn den Waffen müsse die Cultur zur Seite gehen. Wie in der Führung des Krieges, so in der Förderung der Literatur war der katholische Gesichtspunkt für's erste nicht maßgebend. Gar manchen protestantischen Marschall finden wir an der Spitze der Armee; unter den ersten Akademikern wurden Anhänger des Calvinismus bemerkt [3]). Noch hatte kein Staatsmann die enge Beziehung der Literatur zum Staate so wohl gewürdigt. Es war kurz vorher, im Mai 1631, daß Richelieu die erste regelmäßige Zeitung erscheinen ließ [4]). Denn bei dem Hasse der Gegner, der aus jedem Tagesereigniß Anlaß zur Afterrede nahm, wünschte er nichts mehr, als die öffentliche Meinung für den Gesichtspunkt der Regierung zu gewinnen. Es ist die Gazette de France; sie erschien alle Wochen einmal, in Quart: in der zehnten Nummer erhob sie sich bereits zu starken politischen Anzüglichkeiten im Sinne der Regierung. Einen erlauchteren Mitarbeiter hatte nie ein periodisches Blatt. König Ludwig XIII. hat viele Artikel verfaßt; noch sind die Concepte derselben von seiner Hand übrig.

1) Voyage et inspection maritime de M. d'Infreville, de Mr. de Seguiran, bei Sue: Correspondance de Sourdis III, 176. 224.

2) Pellisson, Histoire de l'académie 8.

3) Jay, Histoire du ministère de Richelieu I, 313.

4) Bazin, Histoire de France sous Louis XIII. III, 116.

Wie greifen diese Dinge so untrennbar in einander, die Errichtung einer alles beherrschenden Administration, — Intendanten in den Provinzen, gerichtliche Commissare, — das Niederkämpfen der alten Selbständigkeiten, das Zurücktreten der ausschließenden religiösen Gesichtspunkte, die energische Kriegsübung, die Begünstigung des Handels, der Literatur, beispielloses Wachsthum der königlichen und der ministeriellen Macht! Die ruhige Erwägung der Späterlebenden mag wählen, was ihnen von diesen Dingen zusagt oder nicht; die Zeit und die Geschichte brachten alle zusammen hervor.

Das Weitaussehendste und für die Nachbarn Gefährlichste war das steigende Uebergewicht Frankreichs in den allgemeinen europäischen Verhältnissen.

## Viertes Capitel.

## Erste Besitzergreifungen der Franzosen in Deutschland; Verhältniß zu Wallenstein.

Gustav Adolf ist insofern in der neueren Weltgeschichte ohne Gleichen, als seine hauptsächlich auf persönlichem Verdienste beruhenden, rasch erfochtenen Siege eine umfassende und bleibende Wirkung in Europa hervorgebracht haben. Er hat das protestantische Element in Deutschland vor dem äußersten Verderben gerettet, ihm die Möglichkeit einer eigenen politischen Entwickelung zurückgegeben; er hat das spanische Uebergewicht eben in den Regionen durchbrochen, wo es von den Franzosen am meisten gefürchtet wurde; dem französischen Königthume hat er Raum gemacht, sich innerhalb seiner Grenzen eine unerschütterliche Autorität festzustellen. Denn einen ganz anderen Ausgang würden die inneren Unruhen genommen haben, wenn Orleans, Lothringen und Montmorency von der niederländisch-deutschen Seite her ernstlicher hätten unterstützt werden können. Für sich selber hat Gustav Adolf nichts erreicht, und selbst seine Pläne sind in Dunkel gehüllt. Damals nahmen die Bestunterrichteten an, er denke das pfälzische Haus sowohl in seinem rheinischen Kurfürstenthum als in Böhmen wiederherzustellen, um durch diese beiden Stimmen, zugleich mit der sächsischen und der brandenburgischen, denn die baierische erkannte er nicht an, dem Protestantismus in dem obersten Reichscollegium die Mehrheit und sich auf gesetzlichem Wege selbst die römische Krone zu verschaffen. Als er im Frühjahre 1632, noch einmal Sieger in einer großen Feldschlacht, Baiern vollends niedergeworfen, faßte er den Gedanken, über die Alpen nach Italien zu gehen. In Rom hielten die Cardinäle Congregationen über diese

Gefahr; der gelehrte Papst gedachte der alten Einbrüche der Barbaren und rief Frankreich dagegen auf. Jedoch Gustav Adolf rechnete sogar auf die Beistimmung Richelieu's, wenn er die Spanier in einem Gebiet angreife, das dieser selbst als die vornehmste Grundlage ihrer Macht bezeichnete. Er forderte für eine Abtheilung seiner Truppen freien Durchzug durch Graubündten; er selbst schien den Weg durch Tirol nehmen zu wollen [1]). Aber ehe er über die Alpen gehen konnte, erhob sich ihm diesseit derselben von Böhmen her, das zu bezwingen seinen Bundesgenossen nicht gelungen war, ein neuer Feind. Der von den Fürsten der Ligue verdrängte General Wallenstein ward nach allen diesen Katastrophen vom kaiserlichen geheimen Rath und von den Spaniern selbst als der einzige Mensch betrachtet [2]), welcher das Erzhaus retten könne, und durch Bedingungen gewonnen, die ihm eine Art von Unabhängigkeit während des Krieges gewährten und nach dem Frieden in Aussicht stellten. Mit Wallenstein erhoben sich auch seine alten Officiere: unerwartet sah man wieder ein großes kaiserliches Heer im Feld erscheinen. Vor allem dieses mußte Gustav Adolf bekämpfen. Indem er es unternahm, bei dem ersten wirklichen Zusammentreffen fiel er in der Schlacht bei Lützen.

Gustav Adolf war noch in vollem Anlaufe gegen das Haus Oesterreich-Spanien begriffen — vor einer neuen Entscheidung mit den Waffen hätte sich nicht einmal ein fester Plan für die Zukunft fassen lassen, — als das Geschick ihn abrief. Er hatte die Alleinherrschaft des Systems gebrochen, das drückend über dem deutschen Geist und über seiner Zukunft lag; er hatte seinen Beruf erfüllt; etwas Neues zu gründen, war ihm nicht beschieden.

Es wäre unnütz, den Stimmungen nachzuforschen, welche die Unternehmungen und Erfolge des Schwedenkönigs in den Franzosen allezeit erweckten. Der Cardinal zog einmal in Berathung, ob er sich dem Könige bei seinem Vorhaben gegen das Haus Oesterreich nicht vollkommen anschließen solle; denn aus den Spolien dieser Macht werde Frankreich sich vergrößern und, dieses so widerwärtigen

1) Bichi, 4. Juni 1632: Lo Sueco sitibondo di passare in Italia haveva mandato a fare instanza al Chrmo, che gli permettesse il passo ne' Grisoni per inviare alcune truppe in Italia con pretesto di volere divertire gli Spagnuoli.

2) Rocci, 8. Mai 1632: la certa credenza, che il Pnpe di Echenberg et gli Spagnuoli avevano, di non poter rimediare agli imminenti pericoli, gli aveva tirati a tutto quello.

Gegensatzes entledigt, die vorwaltende Macht von Europa werden; wie weit auch Gustav Adolf um sich greife, so werde er, da es ihm an eigener fester Grundlage fehle, nie Frankreichs entbehren können. Was ihn hiervon am meisten zurückhielt, war die Besorgniß, daß dieser Fürst das protestantische Element wie in Deutschland, so in ganz Europa wieder beleben und die kaum gestiftete politische Herrschaft des Katholicismus in Frankreich, auf der doch alles beruhte, gefährden dürfte. Den Durchzug durch Graubündten schlug er dem König ab; denn auch in Italien wollte er ihn nicht sehen: er wollte seinen Verbündeten, den Papst, so wenig von den neuen Gothen, wie von einem zweiten Landsknechtszuge bedrohen lassen.

Nun aber war von diesen Erwartungen und Besorgnissen nicht mehr die Rede. Durch die Schlacht von Lützen und ihre nächsten Folgen war das Gleichgewicht zwischen den Kriegskräften beider Parteien hergestellt: Frankreich konnte seine Politik behaupten, welche darin bestand, an dem Kampfe nicht unmittelbar Theil zu nehmen, sondern nur die Truppen in schlagfertigem Stande zu erhalten, um sich der günstigen Gelegenheiten, an denen es nicht fehlen werde, zu seinem Vortheile zu bedienen [1]). Wie in Italien auf Piemont und die Alpenpässe, so war nach der deutschen Seite hin das Augenmerk des Cardinals auf Lothringen, den Elsaß, die Rheinlande überhaupt, namentlich die Uebergänge über diesen Strom gerichtet.

Schon bei Lebzeiten Gustav Adolfs war ihm da eine große Erwerbung gelungen.

Als die von den vordringenden protestantisch-schwedischen Heerscharen bedrängten deutschen geistlichen Fürsten die französische Vermittelung anriefen, die sie wohl hätten erwarten dürfen, die ihnen aber aus Rücksicht auf die allgemeine Lage der Dinge nicht bewilligt ward — eine Sendung nach Paris in dieser Absicht war vergeblich — entschloß sich einer von ihnen, der Kurfürst von Trier, seine Festungen geradezu den Franzosen zu überliefern.

Es war Philipp Christoph von Söttern, zugleich Fürstbischof von Speier, ein katholisch eifriger Jesuitenzögling und dabei, wie manche andere Prälaten nach dem Muster Papst Sixtus' V., ökonomisch, selbstherrisch, kriegerisch gesinnt. Das westliche Deutschland verdankte ihm ein paar namhafte Festungen, Philippsburg, das sei-

1) on n'entreroit point en rupture avec personne, on seroit sur ses pieds et sur ses forces, pour profiter du temps et des occasions. (Mém. Pet. 27. 42.)

nen Namen trug, und den Ehrenbreitstein, den er zuerst zu einem haltbaren Platze machte. Zu diesen Zwecken und zu anderen Unternehmungen hielt er sich für berechtigt so viel Steuern, als er brauchte, aufzulegen: seine Stände, die ihm darin nicht zu Willen waren, wußte er zu zwingen. Er ließ sie von Soldaten umstellen, bis sie unterschrieben, oder einzelne Mitglieder einsperren, bis sie ihren Widerspruch aufgaben; um die Appellation an den Kaiser kümmerte er sich nicht [1]). Er war bereits ein alter Mann, kahlköpfig, mit dem Podagra behaftet; aber unter seiner breiten Stirn mit dichten Brauen funkelten ihm ein paar Augen mit dem Ausdrucke von Entschiedenheit und verwegenem Willen; alles schien ihm erlaubt, um diesen durchzuführen. Da sich seine Stände an die Infantin in den Niederlanden gewendet hatten, welche sich dann seiner Hauptstadt Trier bemächtigte, war er schon um deswillen mit Richelieu in Verbindung getreten. Die Reaction gegen eine Politik, die er an seinem Theil immer lebhaft befördert hatte, führte ihm jetzt den Schwedenkönig in die Nähe; er trug kein Bedenken, da ihn der Kaiser vor demselben nicht schützen könne, sich in aller Form unter den Schutz des allerchristlichsten Königs zu begeben. Seine beiden Festungen, das beste Resultat einer angestrengten Staatsverwaltung, war er bereit den französischen Truppen, ohne alle weitere Rücksicht auf das Reich, zu öffnen. Nur für Territorialgewalt und Religion hatte er gearbeitet; was das Vaterland sei, davon hatte er nie eine Ahnung gehabt. Schon im Mai 1632 besetzten die Franzosen den Ehrenbreitstein. Unter ihrer unmittelbaren Hülfe kehrte im August auch Trier in seine Hand zurück; eine Empörung, die sich erhob, ward im Beginn erdrückt. Wir brauchen nicht auszuführen, welch ein Vortheil von höchstem Werthe für die Franzosen in der Erwerbung dieser großen militärischen Positionen lag.

Nach dem Tode Gustav Adolfs richtete sich ihre nächste Sorge dahin, das protestantische Bündniß nicht zersprengen zu lassen. Vornehmlich den Bemühungen des französischen Gesandten Feuquières ist es zuzuschreiben, daß auf dem Convent von Heilbronn ein Bund zwischen den vier oberen Reichskreisen und der Krone Schweden zu

1) Vgl. die Klagen des Capitels an den Papst 30. Juni 1632 über ihren Erzbischof: capitaneum et nobis ac capitulo nostro adstrictum peregrinae cum rege Sueciae et acatholicis confoederatae miles in arcem deducitur, bei Browerus Ann. Trev. II, 507.

Stande kam [1]). Er meinte damit in dem oberen Deutschland gleichsam ein neues Holland zu schaffen. Aber auch das war sein Werk, daß dem Canzler von Schweden, Axel Oxenstierna, von den Verbündeten nur eine beschränkte Gewalt bewilligt ward. Den Franzosen fiel hierauf ein ganz anderer Einfluß auf die Verhältnisse und Unternehmungen der Verbündeten zu, als ihnen König Gustav Adolf jemals zugestanden hätte.

Da die Schweden den Mittelrhein beherrschten — in Mainz hat man der Tochter Gustav Adolfs den Eid der Treue geleistet — und die vorderen Reichskreise jedes Vordringen kaiserlicher Truppen nach Westen hin abwehrten, so konnte Richelieu ohne Besorgniß, von Deutschland her gestört zu werden, an ein Unternehmen gehen, das er längst im Sinne gehabt hatte.

In den letzten Verwickelungen hatte er den Herzog von Lothringen genöthigt, vier von seinen besten Plätzen abzutreten; aber dies genügte ihm noch nicht. Das Gutachten ist übrig, in welchem er seinem Könige vorstellt, daß der Herzog alle Verträge breche, alle Rücksicht aus den Augen setze; hauptsächlich aber sei er von unversöhntem und unversöhnlichem Herzen, er warte nur auf die Gelegenheit, wo er, mit Spanien und dem Kaiser verbunden, Frankreich in seinem Innern anfallen könne; höchst gefährlich mache ihn die Ehe seiner Schwester mit dem Herzoge von Orleans für die Ruhe des Königs und des Königreiches; man müsse ihn zu Grunde richten, dann lasse sich auch hoffen, daß man diese Verbindung wieder auflöse und den König mit seinem Bruder noch einmal versöhne [2]). Alle Motive der inneren und äußeren Verhältnisse faßte er zusammen, um zu einem entscheidenden Versuch anzutreiben. Der Beschluß war, daß sich der König Nancy's bemächtigen müsse.

Nancy galt damals für einen der festesten Plätze in Europa. Von drei tiefen Festungsgräben und starken Basteien umgeben und mit allem Nothwendigen versehen, schien es eine Belagerung von zwei Jahren aushalten zu können [3]). Man erstaunte, daß der König

1) Le dit Sr. de Feuquières mesnageoit de sorte les esprits des assemblez qu'ils les fit conclurre à des conditions qui modifioyent la direction qu'ils donnèrent au chancelier. Relation du voyage que le Sr. de Feuquières a fait etc. Recueil d'Aubéry II. 150.

2) Gutachten in den Memoiren 27, 417.

3) Siri, Memorie VII, 672, ist eigenthümlich. Wie man das Unternehmen von außen her ansah, zeigt Nani: Fu tra gli arcani di Riscelieu di

von Frankreich in schon vorgerückter Jahreszeit, es war im August 1633, sich davor lagerte. Er selbst leitete mit Richelieu und la Force die Umschanzung des Ortes, die auf das engste gezogen ward; er that den ersten Spatenstich in den Linien. Dem Herzog ist es zum Vorwurf gemacht worden, daß er sich nicht in seiner Festung eingeschlossen und daselbst mannhaft vertheidigt habe: er antwortet, er habe sich nicht wollen zum Kriegsgefangenen machen lassen: die bisherige Saumseligkeit der Spanier und Kaiserlichen habe ihm wenig Hoffnung auf Entsatz eingeflößt; Nancy hätte 6 Monate, oder vielleicht ein Jahr, behauptet werden können, aber nicht länger; dann würde der Feind auf das Kriegsrecht oder auf die aufgewandten Kosten Anspruch immerwährenden Besitzes gegründet haben. In diesen Erwägungen zog es der Herzog vor, Nancy durch förmlichen Vertrag in die Hände des Königs von Frankreich zu deponiren, auf so lange, wie es in der Abkunft hieß, bis sein Betragen oder die Beilegung der Unruhen in Deutschland jeder Besorgniß gegen ihn ein Ende gemacht habe und die Vermählung der Prinzessin Margaretha für null und nichtig erklärt sei.

Militärisch war auch dieser Besitz unschätzbar: Richelieu bemerkte, daß Nancy fortan eines der besten Bollwerke von Frankreich gegen den Kaiser und die Spanier bilden werde, fähig, sie Jahre lang aufzuhalten, noch wichtiger als Metz.

Nur eines gelang ihm hierbei nicht, worauf er doch zählte; die Dame, deren Vermählung mit dem Thronerben von Frankreich ihm so viel Sorge machte, war ihm entschlüpft. Die Sache gewinnt ein sehr persönliches Ansehen, wenn man erfährt, daß die Königin-Mutter die Vermählung Gastons mit der lothringischen Prinzessin hauptsächlich deshalb zugab, weil dieser sich sonst wohl noch bewegen lassen dürfte, die Nichte des Cardinals zu heirathen[1]). Die Prinzessin Margaretha setzte sich selbst zu Pferde, um Gaston in den Niederlanden aufzusuchen. Glücklich entkam sie aus Nancy in Mannesklei-dern, Stiefel und Sporen an den Füßen, nur von drei Dienern

spiantar questa casa (di Lorena). Contra i Guisardi non poteva succedergli il colpo (d'abbatterli) se non gli tagliava la radice di fuori. Per questo portò il Re ad occupar la Lorena, provocato da molti trascorsi del Duca e considerato il suo stato come l'officina e la sede delle caballe tutte e delle machine contro il regno et il governo. Nain, Rel. di Francia 1648.

1) Erklärung Maria's, 8. Sept. 1633, in dem Brüsseler Archiv.

begleitet. Vor einem Trupp schwedischer Soldaten, der ihr unterwegs begegnete, wich sie in ein Gehölz; die Prinzessin verwundete sich die Hände; als sie nach Thionville kam, wo eine spanisch-niederländische Garnison lag, war sie so ermüdet, daß sie auf den Boden fiel. Auf der Erde liegend, in einen Mantel gehüllt, schön wie sie war, erregte sie das Mitleiden der Soldaten, bis die Frau des Gouverneurs erschien und sie bei sich aufnahm. Ihr Gemahl, sofort in Kenntniß gesetzt, eilte ihr entgegen; in Brüssel ward sie von der Infantin und der Bürgerschaft auf das prächtigste empfangen. Sie sagte später wohl selbst, sie habe nie geglaubt, was man von flüchtigen Prinzessinnen erzähle, bis sie es an sich selbst erfahren habe [1]).

Durch die Erinnerung an die Rechte des deutschen Reiches auf Lothringen ließ sich Richelieu in seinen Unternehmungen nicht irren; die Oberlehensherrschaft des Kaisers über dieses Land erklärte er für eine alte Usurpation, die Frankreich habe dulden müssen, solange es nicht anders gekonnt habe: aber zwischen großen Fürsten gebe es keine Verjährung; jetzt habe Gott dem Könige von Frankreich den Weg eröffnet, den vollen Umfang der Rechte seiner Krone wiederherzustellen: die Nachwelt würde ihn tadeln, wenn er es nicht thäte. Es ist, als wollte Richelieu auf die alten Streitigkeiten des östlichen und westlichen Francien über das lothringische Erbe, die im neunten und zehnten Jahrhundert ausgemacht waren, zurückkommen und sie zu Gunsten des letzteren entscheiden. Wovon er noch vor kurzem fast officiell erklärt hatte, daß es nicht in seiner Absicht liege, das führte er jetzt ohne Bedenken aus: am 26. August 1633 ließ er das neue Parlament in Metz mit aller Feierlichkeit installiren. Da die Bisthümer Toul und Verdun in den Händen lothringischer Prinzen waren, deren jurisdictionellen Rechten die Befugnisse des Parlaments entgegenstanden, so sieht man wohl, wie genau dies mit den übrigen Feindseligkeiten zusammenhing. Aber die Hauptsache ist, daß den Beziehungen dieser Länder zum deutschen Reich ein Ende gemacht werden sollte. Statt des Reichsadlers erschienen jetzt die Lilien in den großen Gerichtssiegeln; denn der König, so drückt sich das Edict darüber aus, dürfe nicht dulden, daß in den Ländern seines Gehorsams ein fremdes Wappen als Siegel gebraucht werde [2]).

1) Nachrichten bei Vialart, Histoire du ministère de Richelieu II, 565. Vergl., was in den Mémoires de Gaston XXXI (Pet.) 150 vorkommt.

2) Die Worte bei Michel, Histoire du Parlement de Metz 30.

Kein Zweifel, daß Richelieu, der allen durch die Jahrhunderte geheiligten Verhältnissen zwischen den beiden Reichen so entschlossen entgegentrat, die Rheingrenze bereits ins Auge gefaßt hatte; gegen seinen König hat er davon mehr als einmal unverhohlen geredet.

Und niemals sind wohl territoriale Besitzergreifungen, wenngleich zunächst provisorischer Art, jemand leichter geworden, als damals dem Cardinal.

Den Herzogen von Württemberg, welche ihre Herrschaft Montbelliard gegen die aus der Franche-Comté drohenden Angriffe nicht zu vertheidigen vermochten, ward es als eine Art von Gnade angerechnet, wenn der König eine Besatzung dahin schickte, um sie in Schutz zu nehmen. Die Franzosen besetzten ohne alle weitere Bedingung im September 1633 Montbelliard — Schloß, Citadelle und Stadtthore — sowie Blamont und Héricourt. Gleich darauf eröffnete sich ihnen der Elsaß. Die Schweden und ihre Verbündeten hatten des Landes doch nicht Meister werden können; in den Fluctuationen der Kriegserfolge, welche mit entsetzlichen Verwüstungen verknüpft waren, stellte sich den Bedrängten die französische Kriegsmacht als die einzige Schutzwehr dar. Von dem Grafen Salm mit Vertilgung bedroht, entschlossen sich zuerst die elsassischen Orte Buchsweiler, Ingweiler und Neuweiler, hierin in Widerspruch mit den Schweden, französische Truppen, durch die sie dann geschützt wurden, bei sich aufzunehmen [1]). Aber gleich darauf sah sich der Graf Salm in einem ähnlichen Falle. Von dem Rheingrafen im Felde geschlagen und auf seiner Feste Hohbar belagert, in Gefahr, sich auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen, wußte er sich mit den Franzosen zu verständigen; die Belagerer fühlten sich ihrer Beute schon sicher, als ein französischer Oberst aus dem Schlosse hervortrat und ihnen erklärte, es gehöre jetzt dem Könige von Frankreich an. Der Graf trat nicht allein seine Bergfeste an die Franzosen ab, er bewirkte, daß auch Hagenau und Reichshofen an sie übergingen. Sein Beweggrund war, er gönne die Orte lieber den Franzosen, als den Schweden und den Evangelischen. Und ganz ebenso waren ihrerseits auch diese gesinnt. Als der Rheingraf einige Monate später das Feld gegen die Gegner nicht mehr behaupten konnte, wenn er nicht seine Garnison aus Schlettstadt und Colmar zog, entschloß er sich, auch diese Orte, die sonst ohne Zweifel verloren gewesen wären,

1) Chemnitz, Schwedisch-deutscher Krieg II, 263: „Die verhoffte Ruhe und Sicherheit überwog bei den Einwohnern alle anderen Motive."

den Franzosen zu überliefern: denn er gönne, wie der alte hierüber am besten unterrichtete Geschichtschreiber sagt, die Orte im Elsaß den Franzosen lieber denn dem Feinde.

So gewannen die Franzosen im Elsaß eine Reihe von Plätzen, die ihnen so wenig jemals wieder haben entrissen werden können, als die drei Bisthümer [1]). Sie haben dieselben nicht eigentlich mit den Waffen erobert; sie sind ihnen von den feindlichen Brüdern entgegengesetzter Confession, aus Haß der einen gegen die anderen, überliefert worden.

So weit kam es in Folge des Bruches der alten Satzungen, auf denen der Friede des Reiches beruhte, und der Feindseligkeit der beiden Religionsparteien; aber noch größere Dinge schienen bevorzustehen, da in diesem Augenblick eine Entzweiung in dem Mittelpunkte der katholischen Macht in Deutschland selbst ausbrach: zwischen dem General, der in dem gefährlichsten Moment noch einmal die Waffen in die Hand genommen hatte, und dem kaiserlichen Hofe, der durch ihn gerettet war [2]).

Als Feuquières auf einer Reise zu den norddeutschen Fürsten, die er in den Heilbronner Bund zu ziehen suchte, sich in Dresden befand, stellte sich ihm ein Vertrauter und Verwandter Wallensteins, Graf Kinsky, dar und eröffnete ihm, daß der General mit der Absicht umgehe, dem Kaiser, seinem Herrn, den Rücken zu kehren, in dessen Landen selbst die ihm versprochene Schadloshaltung zu suchen, sich zum Könige von Böhmen zu machen. Als förmlich beschlossen kann Kinsky den Plan nicht bezeichnet haben: Feuquières hielt für rathsam, ihm noch einen Aufsatz in die Feder zu dictiren über die Motive, die den General zu diesem Entschlusse definitiv bestimmen könnten. Das vornehmste liegt in der Unzuverlässigkeit des österreichischen Hofes, die Wallenstein schon einmal erfahren habe; er möge im Kriege für denselben siegen oder unterliegen, so werde er allemal von der spanischen Faction angefeindet werden; wenn er dagegen seine Waffen gegen Oesterreich wende, so werde er nicht allein Rückhalt an Frankreich finden, dies werde das vereinigte Kriegsheer unter seine Führung stellen; es werde ihn so hoch erheben, als er wünsche; am wenigsten werde es ihn hindern, den Kurfürsten von Baiern

1) So schrieb ich im Jahre 1853.

2) Négociations I. 156. Vgl. Relation du voyage que le Sr. de Feuquières a fait en Allemagne; bei Aubéry, Mémoires pour l'histoire du Cardinal duc II, 175.

anzugreifen, der sich einer solchen Undankbarkeit schuldig gemacht habe, daß er eine Züchtigung verdiene[1]).

Man erstaunt noch heute, wenn man von den Eröffnungen Kinsky's liest, und sträubt sich, an ihre Wahrhaftigkeit zu glauben. Was konnte den General auf die Bahn so ausschweifender Entwürfe treiben? War es offenbare Verrätherei, womit er umging, oder momentane Aufreizung, Ehrgeiz und Melancholie, was aus ihm redete?

Ohne das ganze Geheimniß seiner Entwürfe und Stimmungen enthüllen zu wollen, fassen wir das politische Moment auf, von welchem seine Entzweiung mit den Spaniern, die doch seine erste Abdankung mißbilligt und seine zweite Anstellung vermittelt hatten, ausging, besonders inwiefern dasselbe mit den französischen Verhältnissen zusammengreift.

Darin stimmten Wallenstein und die Spanier überein, daß der Friede im deutschen Reiche geschlossen und das Restitutionsedict aufgegeben werden müsse. Der Kaiser war damals geneigt, alle Dinge wieder in den Stand des Jahres 1618 herzustellen, wofern man ihn nur nicht nöthige, auch in den Erblanden das protestantische Bekenntniß zuzulassen. Fürst Eggenberg legte auf die Einwendung des päpstlichen Nuntius hiergegen wenig Gewicht: denn auch der Kaiser habe seine Theologen. Einige der vornehmsten Prälaten, unter anderen Cardinal Pazmany, hatten sich für diese Auskunft erklärt; sie hielten das Gewissen des Kaisers für vollkommen gesichert, wenn er nur das letztere erreiche. Die Repräsentanten Spaniens waren nicht allein dafür, sondern sie drangen auf den deutschen Frieden unter jeder Bedingung. Es geschah im Einverständnisse mit dem Kaiser und den Spaniern, daß Wallenstein fortwährend Unterhandlungen mit den Protestanten pflog.

Fragen wir aber nach den weiteren Absichten, die hernach erreicht werden sollten, so herrschte über diese eine durchgreifende Verschiedenheit der Meinungen.

Die Spanier wollten den Frieden in Deutschland, um alle Kräfte gegen die Franzosen zu wenden; sie waren nicht gemeint, diesen die piemontesischen Plätze oder die lothringischen in den Händen zu lassen oder ihr Umsichgreifen am Oberrhein zu dulden. Na-

1) L'authoriser et l'établir jusques où il peut désirer, en sorte que par Sa personne S. M. se puisse rendre considérable en Allemagne au point qu'elle le pourroit souhaiter. Antwort auf Kinsky's Anfragen ib. 180.

mentlich das letztere war ihnen im höchsten Grade verhaßt, da es den Zusammenhang zwischen Italien und den Niederlanden vollends unterbrach. Noch einmal sollte der Bruder des Königs, Cardinal-Infant Ferdinand, auf der alten Straße nach den Niederlanden gehen; der Herzog von Feria setzte sich von Mailand her bereits in Bewegung, um ihm den Weg zu bahnen. Sie hofften, nach dem Tode des Schwedenkönigs das alte System, das durch dessen siegreiche Waffen durchbrochen war, wiederherzustellen: jede andere Rücksicht, etwa auf Zusagen, wie sie Wallenstein erhalten hatte, trat ihnen vor diesem großen Zwecke zurück.

Dagegen wollte Wallenstein den deutschen Frieden zur Grundlage einer allgemeinen Pacification machen. Er warnte davor, das Gewicht des Krieges in den Elsaß zu werfen, was bei der Schwäche der Kräfte, die man daselbst verwenden werde, die unglücklichsten Folgen haben könne; an der Erneuerung des alten Systems der spanischen Autorität lag ihm nichts; würde er durch dieselbe doch selbst beschränkt worden sein: überdies verlor er die ihm zugesagte „Recompens an Land und Leuten" keinen Augenblick aus den Augen; davon nichts nachzulassen, hielt er für eine Sache der Ehre und der Pflicht gegen sich selbst. Im Juli 1633 suchte ihn der thätigste der damaligen spanischen Agenten, Villani, auf seine Meinung zu bringen. Ihre Conferenz endigte damit, daß Wallenstein sich weigerte, mit diesem Manne länger zu verhandeln. Villani starb auf dem Rückweg aus Verdruß; Wallenstein gerieth in eine Aufregung, die man in seiner Umgebung für eine Art von Raserei hielt [1]). Er mußte besorgen, daß der kaiserliche Hof, wiewohl er noch nicht entschieden war, von den Ansichten der Spanier fortgerissen, seine Entschädigung aus den Augen verlieren und ihm sogar seine gegenwärtige Gewalt schmälern dürfte. Daß ein von ihm unabhängiger Heerführer in Deutschland erscheinen sollte, den mit kaiserlichen Truppen zu verstärken man ihm bereits anmuthete, war ihm widerwärtiger als alles und setzte ihn in Wuth.

Noch aber nahm er an der Spitze eines von ihm abhängigen, auf seinen Namen zusammengebrachten Heeres eine großartige Stel-

1) Rocci, 21. Juli 1633: Le negoziationi del Villani l'havevano fatto morire quasi disperato, poiche Fridland gli fece intendere di non voler piu trattar seco; mentre sollecitava con somma premura la pace di Germania, per voltare l'armi Austriache contra l'Italia e contro la Francia, Fridland erasi protestato di non volere condiscendere a cie perche saria la ruina degli Imperiali e de' Spagnuoli.

lung ein; er hoffte, auf eine oder die andere Weise Freunde zu gewinnen und sich einheimischen oder fremden Gegnern zum Trotze zu behaupten.

Wenn im August Kinsky in seinem Namen den Franzosen Anträge gemacht hatte, so hielt das ihn selber nicht ab, im September mit dem sächsischen General Arnim von einer Vereinigung aller Deutschen zur Verjagung der Ausländer vom Boden des Reiches zu sprechen [1]). Eine seiner vornehmsten Ideen war es, eine Vereinigung der kaiserlichen und sächsisch-brandenburgischen Truppen zur Wiederherstellung des religiösen und politischen Friedens unter seiner eigenen Heerführung zu Stande zu bringen. War dies aber unmöglich und mußte er endlich um seiner persönlichen oder der allgemeinen Interessen willen entschieden mit dem kaiserlichen Hofe brechen, so wies er den Gedanken nicht von sich, dem Reich unter französischer Protection eine neue Gestalt zu geben. Die weitaussehendsten Entwürfe sind hierbei von einer oder der anderen Seite zum Vorschein gekommen. Der Gedanke ist geäußert worden, daß der König von Frankreich selbst von den Deutschen zum Kaiser erhoben werden könne. Herzog Bernhard von Weimar hat einst mit einem französischen Gesandten davon geredet. Dieser antwortete, der König trachte nicht nach dieser Würde; denn er suche nichts für sich selbst; aber er würde sie annehmen, wenn es zum Heil der Christenheit und seiner Verbündeten gereiche. In einem Schreiben von Pater Joseph wird diese Antwort ausdrücklich gebilligt [2]). In Paris sprach man davon, daß man Wallenstein zum römischen Könige machen müsse. Und verknüpfen wir hiermit, daß der Kurfürst von Trier den Cardinal zu seinem Coadjutor und Nachfolger bestimmt und für sein Bisthum Speier beim römischen Stuhle schon in Vorschlag gebracht hatte: welch eine neue Gestalt des Reiches, wenn diese beiden geistesgewaltigen, ehrgeizigen, nach Unternehmungen dürstenden Menschen, Wallenstein und Richelieu, unter einem Kaiser, wie Ludwig XIII. geworden wäre, unruhig und in einem unbegrenzten Begriffe von seinem

1) Arnim 27. Sept. an den Kurfürsten von Brandenburg, bei Förster, Wallensteins Briefe III, 75.

2) Fragment des Briefes aus den Memoiren des Pater Joseph: vous aviez bien faict de respondre au Duc Bernard de Veymar au discours qu'il a avancé, de faire le Roy Empereur que S. M. n'affecte point cette dignité, sy ce n'estoit pour le bien de la Chrestienté et des confédérés, ne prétendant rien pour son particulier.

Rechte lebend, die Reichsgewalt ausgeübt hätten! Ob sich alsdann von den alten territorialen Dynastien im Reich auch nur eine einzige würde behauptet haben? Auch für seine Kriegsgefährten hatte sich Wallenstein schon Ausstattungen mit Land und Leuten ausgesonnen. Bernhard sollte Herzog von Franken, Oxenstierna Herzog von Mainz bleiben. Schweden wie Franzosen, die schwedisch-gesinnten Protestanten und die Kaiserlichen hätten sich verbunden, um eine neue Austheilung der Reichslande, zunächst unter ihre Führer im Krieg und in der Unterhandlung vorzunehmen. Aber auch an Italien ward gedacht. Mailand sollte zwischen Savoyen und Parma getheilt, der Großherzog von Toscana im Gebiete von Genua vergrößert, der Papst mit Neapel ausgestattet werden. So wenigstens versicherte Piccolomini von Wallenstein vernommen zu haben.

Indem Spanien alle Welt in den Krieg mit Frankreich zu verwickeln suchte, regte sich bei seinen Gegnern der Gedanke, unter französischer Führung vielmehr der Macht von Spanien auch in Italien ein Ende zu machen.

Die Entwürfe, mit denen man sich trug, waren zu hirngespinnstartig und unreif, als daß sich ein wirkliches Verständniß daran hätte knüpfen können: mehr Möglichkeiten, in deren Erörterung man sich gefiel, als wirkliche Pläne; nur so viel lag am Tage, daß der General sich mit täglich wachsendem Eigensinn den Wünschen seines Hofes entgegensetzte. Er hörte nicht mehr auf die bestimmtesten Befehle, weder in Bezug auf die von einer allgemeineren Rücksicht unbedingt gebotenen Unternehmungen, noch auf die Verlegung der Quartiere: während er sonst niemals Rath nahm, ließ er jetzt die Weisungen des Hofes von seinen versammelten Officieren prüfen und verwerfen. In alle seinem Thun bemerkte man seinen persönlichen Haß, seine besonderen Absichten. Nach und nach machte das doch das böseste Blut. Man sagte in Wien nicht übel, er wolle den Feldherrnstab über das Scepter erheben.

Wallenstein unterhandelte nach allen Seiten hin, ohne irgendwo oder irgendwie zu einem Abschlusse zu gelangen, mit keinem anderen Erfolge, als daß er das allgemeine Mißtrauen erweckte.

Man hat damals davon geredet, daß er auch mit dem päpstlichen Hofe, besonders in Bezug auf Italien, einverstanden gewesen sei. Doch ist davon nichts weiter wahr, als daß Papst Urban VIII. die Abdankung Wallensteins sehr ungern gesehen hätte, aus Besorgniß, daß ein anderer General das Heer nach Italien führen und

den Krieg daselbst erneuern möchte; der Nuntius Rocci hat ihn aufgefordert, das Generalat nicht niederzulegen [1]).

Seit dem August 1633 waren keinerlei Mittheilungen zwischen Wallenstein und Frankreich gewechselt worden. Als dieselben im Anfange des Jahres 1634 erneuert wurden, war der französische Hof mit nichten so geneigt wie das erstemal, auf die Vorschläge Wallensteins einzugehen, namentlich sich wegen der böhmischen Krone zu verpflichten. Aber mit dem General in Verbindung zu treten, waren die Franzosen auch diesmal bereit, selbst für den Fall, der sehr möglich schien, daß er sich noch nicht offen vom Kaiser losreißen dürfte. Auch dann wollten sie ihm ansehnliche Geldmittel zufließen lassen, wofern er verspreche, weder die von ihnen eingenommenen oder unter ihrer Protection befindlichen Orte anzugreifen, noch die von ihm selbst abhängigen Truppen zu den Spaniern stoßen zu lassen, vielmehr bei den Friedensverhandlungen die Vermittelung des Königs von Frankreich zur Anerkennung zu bringen; dagegen werde dieser dann auch seiner Ansprüche nicht vergessen, sondern ihm zu einem Aequivalent seines früheren Besitzes an Land und Leuten helfen [2]).

Von jenen auf eine Umgestaltung der Welt zielenden chimärischen Entwürfen kam man auf das zurück, was allenfalls möglich und ausführbar war. Und lag nicht in einem geheimen Verständnisse mit den kaiserlichen Heerführern ein eben so großer Vortheil für Frankreich, als in dessen offenem Abfalle? Doch ist auch ein solches nicht zu Stande gebracht worden. Alles hing davon ab, ob der General seiner Truppen so vollkommen Meister bleiben würde, wie er voraussetzte. Es ist bekannt, welchen Versuch Wallenstein gemacht hat, sich ihrer für jeden Fall zu versichern; aber dieser Versuch, zusammentreffend mit beglaubigter und nicht mehr zurückzuweisender Kunde von seiner geheimen Unterhandlung mit den fremden, selbst den feindlichen Mächten, ward sein Ruin. Der Kaiser sprach seine Absetzung aus, seine Officiere fielen von ihm ab; von eben denen,

1) Aus einem Schreiben des Cardinals Barberino 18. Februar 1634: Perchè Rocci col mezzo del Colonello San Giuliano haveva piu volte consigliato Fridland a non lasciare il generalato fugli incaricato ad usare ogni opera, che non venisse in luce questo suo consiglio perche poteva esser mal interpretato.

2) Mémoire envoyé à Mr. de Feuquières 1 Févr. 1634. Bei Rösse, Herzog Bernhard d. Gr. I, 459.

auf die Wallensteins Freunde am meisten trauten, weil es Fremde waren, wurde der General, dessen Abfall nun erst zum Ausbruche kam, ermordet [1]).

Denn bei weitem mächtiger war doch auch in dieser Armee der durch persönlichen Eidschwur befestigte Gehorsam gegen den Kriegsherrn, als die Autorität des Führers. Als der Beauftragte der Franzosen in Böhmen ankam, lebte Wallenstein bereits nicht mehr. Der Gegensatz der beiden großen Mächte, Spanien und Frankreich, beherrschte das damalige Europa und nun auch Deutschland. Indem Wallenstein auf seine eigene Hand damit umging, mehr jedoch in vermessenen Gedanken als mit entschlossenem Herzen, von Spanien zu den Franzosen überzutreten, erreichte ihn das Verderben. Eben aus den Truppen, die er geführt und die Frankreich zu gewinnen gehofft hatte, erhob sich der stärkste Gegensatz gegen diese Macht.

Nach kurzer Zeit gelang es dem Kaiser, die Gährungen der wallensteinischen Regimenter beizulegen und ihren Gehorsam auf immer zu befestigen. Die Confiscationen, die er verhängte, verschafften ihm die Mittel zur Zahlung des rückständigen Soldes und zu neuen Werbungen. Mit Wallenstein fielen auch am Hofe alle die, welche den Einwirkungen von Spanien sich bisher noch widersetzt hatten: diese ganze Richtung der Politik, wohlgemeint, aber schlecht verfolgt, ward verlassen. Was die Spanier immer gewünscht hatten, der junge König von Ungarn, nachmals Ferdinand III., trat an die Spitze der Truppen. So führte der Bruder ihres Königs, Don Ferdinand, obwohl Cardinal der römischen Kirche und Erzbischof von Toledo, ein stattliches, aus Spaniern und Italienern zusammengesetztes Heer über die Alpen herbei. Man hielt für nöthig, daß die dem Throne zunächst stehenden Persönlichkeiten selbst die Armeen befehligten. Ein neues Feuer schien hierauf Officiere und Soldaten zu beleben, sie machten höchst unerwartete Fortschritte. Regensburg fiel in die Hände des Königs Ferdinand. Bei Nördlingen ward dann von ihm und dem Cardinal-Infanten zugleich ein großer Sieg im offenen Feld erfochten.

1) Aus den Depeschen des florentinischen Residenten Sacchetti. Eggenberg sagte ihm: che non potette mai addursi a credere, insino che non l'a toccato con mano, in lui atti d'infedeltà — che l'odio, da Fridland conceputo contra li Spagnuoli da che Feria entrò in Alemagna l'aveva precipitato. Einige neue Momente liegen in dieser Geschichte noch vor. Ich hoffe, sie in kurzem in einer akademischen Abhandlung dem Publicum mitzutheilen. Anmerkung der dritten Ausgabe. Die akademische Abhandlung ist indessen zu einem Buch erwachsen, welches 1869 publicirt ist.

Eben in denselben Gegenden, wo die Macht der Protestanten im schmalkaldischen Kriege auseinandergesprengt worden war, wurden sie auch im dreißigjährigen durch eine sehr ähnliche Vereinigung von Streitkräften besiegt; Schwaben und Franken, alle vorliegenden Lande wurden, was die letzten Jahre daher kaum noch möglich geschienen hatte, von den kaiserlichen und spanischen Streitkräften überfluthet.

Wohl hatte das auch eine Wirkung zum Vortheil von Frankreich. Im Angesicht der ungeheuren Uebermacht der Spanier und des Kaisers, ohne anderen Rückhalt, als die in der Nähe aufgestellte französische Armee, vergaßen die nach Paris geschickten Abgeordneten des Heilbronner Bundes jede Rücksicht auf das Vaterland. Mit Vergnügen willigten sie ein, daß Philippsburg an die Franzosen überliefert ward; auch die in schwedischem Besitze befindlichen Ortschaften des Elsaß wurden an sie überlassen; ein neuer Vertrag zu gemeinschaftlicher Durchführung ihrer Ansprüche ward zwischen Schweden, Frankreich und den dem Heilbronner Bund angehörigen Süddeutschen geschlossen.

Und vielleicht hätte dieser Bund einen neuen Umschlag herbeiführen können, wenn sich auch die Norddeutschen ihm zugesellt hätten. Aber in diesen überwog der Widerwille gegen die Festsetzung der Franzosen auf dem Boden des Reiches wie gegen die Satisfaction an Land und Leuten, welche Schweden forderte. Hauptsächlich aber: der Kaiser bewilligte ihnen jetzt das große Zugeständniß, wegen dessen Verweigerung sie sich einst mit König Gustav Adolf verbündet hatten: die Zurücknahme des Restitutionsedicts. Im Reiche gab es jetzt keine Macht, die sich dem hätte widersetzen können: die Geistlichen selbst waren dafür. Pater Quiroga hat dem Kaiser vorgestellt [1]), er begehe eine Todsünde, wenn er eine Abkunft verwerfe, die ihn fähig machen könne, den Franzosen Widerstand zu leisten. Im November 1634 ward auf dieser Grundlage ein Vertrag verabredet, der einige Monate später zu dem Frieden von Prag ausgebildet worden ist. Den gerechten Forderungen der Protestanten war darin noch keineswegs gebührende Rechnung getragen, aber es war doch ein Anfang eines besseren Verhältnisses; die Idee der Reichseinheit hatte dabei wieder vorwaltenden Einfluß, ohne daß darum jede Selbständigkeit erdrückt worden wäre.

1) Nocci, 23. Dec.: concorrevano alla sudetta pace con Sassonia i voti delli due cardinali Dietrichstain e Pazman: insieme con li due cappuccini, padre Quiroga e padre Valeriano; ma il padre Lamormain sentiva il contrario.

Dadurch gewann nun aber alles eine veränderte Gestalt. Die Schweden erwarteten und bekamen Gegner an ihren bisherigen Verbündeten in Norddeutschland; alle Kräfte von Oesterreich, Spanien, Baiern konnten sich nach dem westlichen Deutschland und der französischen Grenze richten.

Ein erster Uebergang der Franzosen über den Rhein, December 1634, zog ihnen nur Unfälle zu; der ungewöhnlich harte Winter dieses Jahres und eine ausbrechende Seuche bewirkten, daß kaum ein Drittheil ihres Heeres dienstfähig von da zurückkam.

Dagegen überschritt der baierische Generalwachtmeister Johann von Werth in der Nähe von Philippsburg, das den Franzosen wieder entrissen worden war, den gefrorenen Fluß und setzte das Land weit und breit durch kühne Streifzüge in Schrecken; er rühmte sich, daß er zuerst mit seinen Truppen französisches Blut versucht und künftig um so eifriger gegen sie ansetzen werde.

Bei Breisach ging Carl von Lothringen über den Rhein, in der kecken Hoffnung, nicht allein sein Land wiederzuerobern, sondern in kurzem in Paris anzukommen. Er mußte anfangs zurückweichen; bald aber kam er in Gesellschaft des baierischen Führers Mercy wieder; er hatte Münzen schlagen lassen, auf denen man ein bloßes Schwert aus den Wolken erblickte, das die Lilien durchschnitt. Er meinte die Rache Gottes an Ludwig XIII. vollstrecken zu sollen.

Alles ließ sich zum Ausbruch eines allgemeinen Krieges an.

## Fünftes Capitel.

# Ausbruch des offenen Krieges zwischen Frankreich und Spanien und dessen erste Jahre.

Auf die Anmahnungen zum Frieden, wie sie besonders von religiöser Seite häufig wiederholt wurden, hatte Graf Olivarez, der auf die auswärtige Politik von Spanien einen nicht viel geringern Einfluß ausübte, als Richelieu auf die von Frankreich, schon im Jahre 1632 geantwortet, daß er vielmehr erwarte, es werde zum Aeußersten kommen [1]). Denn der Cardinal wolle in Deutschland Meister über Krieg und Frieden und selbst über die Religion sein, in Italien festen Fuß fassen, den Herzog von Lothringen unterdrücken; er unterstütze die Holländer und reize die Schweden, ja selbst die Türken gegen das Haus Oesterreich auf: dieses müsse suchen, ihn abzuwehren.

Die Festsetzung der Franzosen im Elsaß, der Versuch derselben, sich Breisachs zu bemächtigen, erschienen in Spanien als eine weitere große Feindseligkeit und Gefahr. Denn sollte man diesen Platz und den freien Durchzug durch den Elsaß verlieren, so würde Spanien mit den Niederlanden nur noch zur See in Verbindung bleiben, durch den Canal, zwischen feindseligen Küsten, der überdies mit den Schiffen der Holländer bedeckt sei [2]). Nur darum gehe der Herzog von Lothringen zu Grunde, weil er von allen Seiten abgeschnitten worden.

1) acudir al remedio efficaz, aunque sea con la mayor extremidad, de tantos agravios. Papiere von Simancas. Juli 1632.

2) A Flandes ni a Italia puede venir socorro de Alemania, ni a Italia de Flandes, ni de Italia a Flandes, ni a España de Flandes y de España a Flandes.

Der Sinn der Franzosen sei, so viel Eroberungen in Deutschland zu machen, daß das Reich genöthigt werde, ihren König zum Kaiser zu wählen: Ferdinand II. dürfe sich aber die Krone nicht vom Haupte reißen lassen; er müsse sich mit den katholischen Fürsten in Deutschland und noch einmal mit der Partei der Königin-Mutter in Frankreich verbinden.

Im Spätjahre 1633 ward in der That über einen großen antifranzösischen Bund unterhandelt, eine Liga, wie es in dem Entwurfe heißt, „des Friedens, der Herstellung und Aufrechterhaltung" zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien, den italienischen und den katholischen deutschen Fürsten, sowie mit Maria Medici, Gaston von Orleans und dem Herzoge von Lothringen[1]). Im Namen dieser Liga sollte ein Heer von 40,000 Mann zu Pferd und zu Fuß in den Rheinlanden an der Maas und der Mosel aufgestellt werden, unter dem obersten Befehl des Cardinal-Infanten, dessen Generallieutenant der Herzog von Lothringen sein würde; hauptsächlich aus deutschen Truppen sollte es sich zusammensetzen; man war bereit, vom Kaiser, wenn er es verlange, einen General der Cavallerie, vielleicht Gallas oder Aldringer, anzunehmen und zählte auf den Beitritt des Kurfürsten von Baiern. Ich weiß nicht, wie weit die Unterhandlung gediehen, ob dieser Entwurf vielleicht Wallenstein bekannt geworden und ein Motiv zu seiner Opposition gewesen ist. Man beabsichtigte zugleich einen Einbruch in Frankreich im Namen der Königin-Mutter und des Herzogs von Orleans mit einer durchweg aus Franzosen bestehenden Armee von 12,000 Mann zu Fuß, 2000 zu Pferde, welcher dann der König von Spanien mit seiner Seemacht zu Hülfe kommen werde, 12 Galeeren im Canal, 20 im Mittelmeere.

Mit Verwunderung sieht man aus den Briefen Philipps IV., auf wie mannigfaltige und bedeutende Verständnisse im Innern von Frankreich er noch rechnete. Der Herzog von Guise hatte ihm versprochen, Marseille und vielleicht Toulon in seine Hand zu bringen. Der Generalstatthalter in der Normandie ließ die Ueberlieferung erst der wichtigsten Küstenplätze, dann der Provinz überhaupt hoffen. Epernons, der sich vor jeder Kundgebung sorgfältig in Acht nahm, war man doch sicher; man hielt dafür, daß der größte Theil des

1) Entwurf im Archiv zu Brüssel: Le nom de cette ligue sera de la paix et restauration contre les violences et attentats et maintien des alliés.

französischen Adels, durch die Tyrannei des Cardinals empört, sich bei der ersten Aussicht auf Erfolg gegen ihn erklären werde; nur müsse man sich hüten, Jemand bloßzustellen, um nicht die Wuth des Gewalthabers auf einen solchen zu lenken. Des ganzen Poitou, der Inseln und des Landes hoffte man sich leicht zu bemeistern: denn dort sei der Adel besonders für den Herzog von Orleans gestimmt, und Toiras, den man mit Entschiedenheit als einverstanden betrachtet, habe daselbst großen Einfluß: ein Anerbieten war so eben eingegangen, nach welchem Blavet in die Hände der Spanier zurückgebracht werden sollte. Die Ideen der liguistischen Zeiten regten sich wieder, nur ohne religiöse Färbung.

Geradehin Krieg zu beginnen, trug auch Graf Olivarez unter anderem aus Rücksicht auf den nicht sehr wehrhaften Zustand Mailands und der Niederlande Bedenken; doch verbarg er sich nicht, daß es dazu kommen werde. Der Herzog von Orleans ward im Mai 1634 zu einem Vertrage vermocht, nach welchem er für die Hülfsleistung, die ihm zugesagt wurde, im Fall eines Bruches zwischen den beiden Kronen, sich mit seinem Bruder nicht auszusöhnen, sondern bis zu einem allgemeinen Austrage die Partei des Hauses Oesterreich zu halten versprach.

Wenn man die Gründe der Dinge nach den späteren Erfolgen beurtheilt, so hat es das Ansehen, als habe sich die französische Regierung, nachdem ihr so Vieles in indirecter Feindseligkeit gelungen war, durch die Hoffnung auf noch größere Vortheile und definitive Eroberungen, und außerdem hauptsächlich durch die Holländer, die es forderten, zu offenem Kriege bestimmen lassen. Geht man aber auf die authentischen Denkmale, die aus jenen Tagen übrig sind, zurück, so gewinnt man eine etwas abweichende Ansicht.

Bei den dann und wann erneuerten Unterhandlungen hatte Graf Olivarez vor allem folgende vier große Forderungen aufgestellt. Die Franzosen sollten aus Pinerolo weichen, ihren Anspruch auf die Pässe von Graubündten fallen lassen, Lothringen wieder herausgeben und die auf dem deutschen Boden eingenommenen Plätze und Ortschaften räumen. Das waren eben alle Resultate der Staatsverwaltung des Cardinals Richelieu in den auswärtigen Geschäften; er hätte sie nicht aufgeben können, ohne zugleich seine Stellung im Innern zu gefährden. Aber die Spanier waren entschlossen, ihn dazu zu zwingen, und zwar hauptsächlich auf die Rechte des Kaiserthums gestützt und mit den gegen Frankreich bereits in Bewegung gesetzten deutschen Kräften. Am französischen Hofe wollte man wissen, der Kaiser habe

sich anheischig gemacht, den Krieg auch wieder in Italien zu erneuern und die Führung desselben durch Commission dem Könige von Spanien zu übertragen. Unter diesen Umständen und Voraussetzungen mußte ein Ereigniß, wie die Schlacht von Nördlingen, einen unbeschreiblichen Eindruck in Frankreich machen. Der Cardinal Richelieu eilte auf die erste Nachricht davon zu dem Könige, dessen melancholische Stimmung zu erwecken sie ganz geeignet war, und suchte ihn zu beruhigen. Dann begab er sich zu Pater Joseph, um mit ihm über die demnächst einzuschlagende Politik Rücksprache zu nehmen.

Sie waren einstimmig darüber, daß jeder Fortschritt der Spanier die innere Ruhe von Frankreich gefährde; er rege die Großen auf, denen es unerträglich sei, bei ihrer Pflicht festgehalten zu werden. Und wie dann, wenn dem König etwa ein Unglück zustoße? Man erwarte an dem spanischen wie an dem Wiener Hofe, daß Ludwig XIII. in kurzem mit Tode abgehen und sein Nachfolger ihnen dann auf das engste verpflichtet sein werde. Aber auch abgesehen hiervon, unter großen und dringenden Gefahren, gegen die man nicht vollkommen gerüstet sei, würde sich mit dem Könige gar nicht regieren lassen; die Möglichkeit eines Unfalls erschüttere ihn und lähme seine Thatkraft; und für nichts sei er empfindlicher, als für einen Vortheil, den sein Bruder über ihn davontrage. Würde man den Angriffen nichts als ein System der Vertheidigung entgegensetzen, das werde so viel Aufwand verursachen, wie der Krieg selbst; es werde das Land erschöpfen, und der König werde sich dabei nie ruhig fühlen. Wolle man Frieden mit Spanien haben, so müsse man erst einmal Krieg mit ihm führen. Nur wenn man ernstlich zu den Waffen greife, werde man die alten Verbündeten festhalten und Bewegungen in Italien und den spanischen Niederlanden veranlassen können [1]).

Wer wollte sagen, daß die Möglichkeit neu zu erwerbender Vortheile hierbei außerhalb der Gedanken geblieben sei? Aber sie erscheint erst in zweiter Linie. Durch diese allein wäre Frankreich am wenigsten jetzt zum Kriege bewogen worden; denn noch niemals hatte sich der Feind so nachdrücklich kriegerisch gezeigt, noch war er nie so sehr im Vortheil gewesen. Wenn die beiden bedächtigen Staatsmänner den Krieg für nothwenig hielten, so war ihr erster Zweck dabei die

1) Grande délibération du Cardinal et du père Joseph. In den Staatspapieren aus dem Cabinet des Pater Joseph (Memoiren des P. J.) Nr. 9246. Ms. Bibl. Impér.

Behauptung der nun einmal genommenen großen Position nach außen, der zweite die Aufrechterhaltung der im Innern begründeten Autorität. Um den Gehorsam in Frankreich, nach der Weise von Spanien, zu befestigen, mußten sie die Spanier bekämpfen; um ihres Königs und Herrn dabei sicher zu bleiben, den Krieg erklären und den Angriff beginnen.

Der Gedanke des Grafen Olivarez war, unter dem Namen der Vertriebenen und Beeinträchtigten in Frankreich vorzudringen; Richelieu beschloß, dem Einbruche durch einen Angriff auf die spanischen Gebiete zuvorzukommen und von den Vertriebenen oder Ausgetretenen denjenigen, dessen Name allein eine wirkliche Bedeutung hatte, zur Rückkehr zu bewegen.

Das Letztere war ihm nicht so schwer, da sich die nach Brüssel geflüchteten Mitglieder der königlichen Familie daselbst keineswegs sehr wohl befanden.

Zwischen den Umgebungen der Königin-Mutter und des Herzogs und dann zwischen diesen selbst kam es zu Entzweiungen, die ihnen das Leben verbitterten. Zuerst vermochte es Maria Medici über sich, um die Erlaubniß zur Rückkehr nachzusuchen; sie hat dem Cardinal zugesagt, in Zukunft gut mit ihm zu leben, ihn in seinen Zwecken zu unterstützen [1]). Aber Richelieu fürchtete ihren Ehrgeiz, ihre Rachsucht, die Unzuverlässigkeit ihrer Rathgeber und vermied, darauf einzugehen. Eigentlich politische Rechte kamen nicht ihr, sondern nur dem präsumtiven Thronfolger zu. Und schon näherte sich auch dieser. Sein letztes Bündniß mit den Spaniern hatte er hauptsächlich deshalb geschlossen, weil Richelieu ihm die Bedingungen nicht gewährte, die er für seine Rückkehr machte. Nun aber war Richelieu minder hartnäckig, und auch der damalige vornehmste Vertraute und Günstling Gastons, Puylaurens, bestand nicht auf dem vollen Umfange der früheren Forderungen; er ließ sich durch persönliche Zugeständnisse, die denn sehr glänzend waren, und durch eine Familienverbindung mit dem Cardinal, in die er trat, gewinnen. Hierauf, im October 1634, entfernte sich Gaston durch eine Art von Flucht aus Brüssel, erschien bei seinem Bruder, um seine Unterwerfung auszusprechen, und nahm dann seinen Sitz in Blois. Seines Rathgebers war man nicht so

1) elle envoya le sieur de Lalleu sans passeport avec lettre au Roy offrant de faire tout ce qu'il lui plairoit. Elle escrivit aussy au Cardinal l'asseurant de vouloir bien vivre avec luy et se porter à tous ses inthérests. Elle n'oublioit pas le sieur Bouthillier, surintendant luy escrivant aussy. Memoiren des Pater Joseph. (Nr. 9248. Ms. Bibl. Impér.)

sicher wie seiner selbst. Puylaurens zeigte sich doch in Bezug auf jene lothringische Heirath, welche Richelieu aufzulösen wünschte, nicht so gefügig, wie man erwartete; er beging die Thorheit, sich als den unzweifelhaften Nachfolger des Cardinals zu bezeichnen: denn Niemand als ihm könne die Gewalt in die Hände fallen, wenn diesem oder auch dem Könige, die beide bereits von gefährlichen Krankheiten heimgesucht seien, etwas Menschliches begegne. Ludwig XIII., dem man hinterbracht hatte, Puylaurens freue sich seines Unwohlseins und hoffe auf seinen Tod, hielt für recht, dafür Befehl zu seiner Verhaftung zu geben [1]). Daß der tarpejische Fels dem Capitol nahe sei, zeigte sich nirgends häufiger, als an diesem Hof in dieser Zeit. Alles schwankte zwischen Gunst und Macht oder Gefängniß und Tod. Wie sehr täuschte sich Puylaurens, wenn er noch einen Schatten von eigenem Willen zu behaupten sich vermaß, nachdem man seine vollkommene Unterwürfigkeit erkauft zu haben glaubte: er kam im Gefängniß um. Ohne ihn war Gaston — durch sinnliche Genüsse beschäftigt und nicht gemeint, sich abermal einem Exil auszusetzen, denn auch er konnte der französischen Luft nicht entbehren — wenig zu fürchten. Daß sich der französische Hof seiner versichert hatte, war in dem Zusammenhange der Dinge wie ein Kriegsereigniß, und zwar von der glücklichsten Vorbedeutung.

Indem aber machte ein Unternehmen auf Trier, das den Spaniern gelang, das größte Aufsehen.

Ein lothringischer Oberst, Namens Maillard, an der Spitze wallonischer und deutscher Scharen, die aus den luxemburgischen Garnisonen kamen, überraschte den Kurfürsten dort in seiner Hauptstadt und führte ihn gefangen weg. Einmal knüpften sich hieran militärische Vortheile: die Spanier verstärkten die gewonnene Position durch die Besatzung von Sierck und breiteten sich in dem ganzen Lande aus. Der Cardinal-Infant war indeß in Brüssel angekommen und bereitete alles zu der beabsichtigten großen Expedition vor, die hierdurch wesentlich erleichtert wurde. Aber überdies erblickte

1) Il fut accusé d'avoir eu de mauvaises vollontés contre la personne du roy, ayant thémoigné trop clairement et souvent qu'il passionnoit que Monsieur fut Roy et monstra beaucoup de joye de l'indisposition du Roy, aspirant avec passion au gouvernement du royaume ... il entretenoit encore des correspondances à Bruxelles et avec la maison de Lorraine, ne voulant point du tout que Monsieur consentit à la dissolution de son prétendu mariage, afin, disoit-il, d'apuyer de ce côté là Monsieur venant à la couronne. Memoiren des Pater Joseph.

Richelieu in dieser Gefangennehmung einen der Krone von Frankreich, in deren Schutz der Kurfürst sich mit Recht begeben habe, angethanen Schimpf. Auch er hatte nun seine Vorbereitungen getroffen und hielt für gut', eben diese letztere Handlung zum Anlaß nehmend, den Krieg in aller Form anzukündigen.

Am 19. Mai 1635 sah man einen französischen Wappenkönig auf dem großen Sablon in Brüssel in seiner altväterischen Pracht eine Weile halten, um dem Cardinal-Infanten die Kriegsherausforderung, die er bei sich führte, zu übergeben. Da Niemand sie annehmen wollte, warf er sein Pergament auf den Boden und verließ die Stadt.

Nicht in Brüssel, sondern in Madrid empfingen die Franzosen eine Antwort. Der Graf Olivarez begrüßte eine kriegerisch lautende Erklärung des Secretärs der französischen Gesandtschaft als ihm höchlich erwünscht: denn da die beiden Kronen nun einmal nicht im Frieden mit einander seien, so halte auch er für das Beste, den Krieg mit offenem Visir zu führen. Er hatte es in dieser Weise nicht beabsichtigt; da ihm aber die Feinde den Handschuh hinwarfen, nahm er ihn mit Zuversicht und Selbstgefühl auf.

So brach dieser uralte Gegensatz der beiden Häuser und ihrer Monarchien, der niemals aufgehört hatte, Europa in Gährung zu setzen, noch einmal in volle Flammen aus. Die Frage war, ob Spanien das alte Uebergewicht, in dessen Besitz es gestört war, wiedererobern, oder ob Frankreich die überlegene Stellung, die es ergriffen, und zugleich die Form der neuen Verfassung, die es sich gegeben, behaupten und alsdann verstärken würde. Ein großer Theil von Europa war in den Streit bereits verwickelt; das Schicksal aller anderen hing von seinem Ausgange ab.

Indem Richelieu den Krieg begann, war seine erste Absicht auf die spanischen Niederlande gerichtet, wo er in Folge innerer Zerwürfnisse gleich im Anfang einen entscheidenden Schlag zu führen hoffte.

An dem Lobe, welches der Infantin Isabella wegen ihrer Regierung dieser Landschaften gespendet wird, gebührt ihrem Gemahl, dem Erzherzog Albrecht, ein nicht geringer Antheil; er besonders wußte den hohen Adel derselben in Ergebenheit zu erhalten. Nach seinem Tod erneuerte sich der Einfluß der Spanier in der Regierung, und es kam deshalb bereits bei Lebzeiten der Infantin zu heftigen Irrungen. Henry de Berghes, der vornehmste unter den einheimischen Kriegsführern, fand den durch Mißgunst und Uebelwollen erschwerten Oberbefehl der Spanier unerträglich, trat aus dem Land aus und

machte Anstalt, offenen Aufruhr zu beginnen [1]). Den König von Frankreich ließen einige der mächtigsten Herren wissen, wenn er mit einer Armee in Hennegau und Artois erscheine', so würden sie ihm einen und den anderen festen Platz überliefern und sich in seinen Schutz ergeben [2]). Diese Regungen blieben jedoch nicht unbemerkt; der Marquis von Aytona, welcher nach dem Tode der Infantin, der in derselben Epoche eintrat, die Regierung des Landes übernahm, wußte sie mit Entschlossenheit und Gewalt zu unterdrücken. Die Vornehmsten, die sich dabei betheiligt hatten, flüchteten nach Frankreich und trieben nun mit dem Eifer, welcher Ausgewanderten, die zurückgeführt zu werden wünschen, eigen ist, zu dem Unternehmen vorwärts, das sie vorgeschlagen hatten und das sie als nicht gar schwer schilderten: denn das ganze Volk sei der spanischen Herrschaft müde und werde sich mit Vergnügen in französischen Schutz begeben. Richelieu trug im Jahre 1634 Bedenken, die Sache zu unternehmen; sobald aber die Dinge sich zum offenen Bruch anschickten, erklärte er den Ausgewanderten, sein König wolle die Provinzen von der Unterdrückung der Spanier losreißen und sie zu einem Körper freier Staaten vereinigen; er werde keinen Vertrag eingehen, worin nicht für ihre und ihrer Freunde Sicherheit Sorge getragen wäre [3]). Mit den vereinigten Niederlanden ward er einig, daß er Allen, die sich anschließen würden, Städten und Magnaten, Geistlichen und Weltlichen, Schutz verspreche und ihnen gestatten wolle, sich eine freie Verfassung zu geben. Frankreich dachte auf diese Weise seine Schutzmacht in aller Form über diese Provinzen auszudehnen.

1) Ueber diese noch nicht ganz aufgehellte Sache findet sich einiges Bemerkenswerthe in der Apologie du Comte Henri de Berges, in der Histoire de Frédéric Henri de Nassau I, 201. Man hat den König von England angeklagt, daß er der spanischen Regierung von diesen Verbindungen Nachricht gegeben habe; aus den Briefen des spanischen Gesandten ergiebt sich aber, wie aufmerksam dieser selbst darauf war; jeden Versuch, den sie machten, jeden Schritt, den sie thaten, kannte der Hof.

2) Mémoires de Richelieu VII, 97. 106 sq.

3) Le sieur Dubois eut ordre de les asseurer par écrit, de ne point traiter sans y comprendre l'entière seureté de leurs personnes, biens et dignités; aussitôt que les Espagnols sont chassés Sa Majesté traitera les dits Seigneurs comme ses serviteurs plus fidelles et amis et selon qu'alors ils verront eux mêmes, ce qui leur conviendra; cependant qu'ils penseront aux moiens de retirer leurs amis d'avec les Espagnols, pour se tenir prests sans se déclarer ni thémoigner aucune apparence du dessein qu'on a. Memoiren des Pater Joseph.

Welches Verhältniß man im Ganzen und im Einzelnen alsdann einrichten würde, darüber war, soviel ich sehe, nichts festgesetzt. Es war mehr ein Versuch, wie weit man auf diesem Wege kommen würde, als ein in allen Beziehungen vorbereitetes, planmäßiges Unternehmen. Ist doch sogleich für den Fall, daß die Aufforderung zum Beitritt nicht den erwarteten Erfolg hervorbrächte, zwischen den Franzosen und den vereinigten Niederlanden ein vorläufiger Theilungsentwurf verabredet worden.

Und nicht allein nach dieser Seite waren die Unternehmungen der Franzosen gerichtet.

Gustav Adolf hatte seinen Zug nach Deutschland mit ungefähr 16 Schwadronen zu Pferd, 92 Compagnien zu Fuß unternommen; Heinrich IV. entschuldigte es zu seiner Zeit mit der Größe seiner Gefahr, wenn er sich mit 30,000 Mann nach Deutschland werfen wollte. Ein allgemeines Erstaunen erregte es, als man hörte, Frankreich wolle jetzt in Einem Feldzuge 132,000 Mann ins Feld bringen; im Conseil hat man darüber seine Verwunderung geäußert. In verschiedenen Heeresmassen, zugleich in Italien, am Rhein und gegen die Niederlande, sollten sie wirksam sein.

Von Graubündten her erschien Rohan an der Grenze des Herzogthums Mailand, zu Riva und Chiavenna: Vittorio Amadeo sollte ihm von Piemont her zu Hülfe kommen. Pater Joseph versicherte die italienischen Fürsten, den Franzosen komme es nicht in Sinn, sich in Italien einzunisten; der Cardinal denke vielmehr, der Welt würde am besten geholfen werden, wenn man Italien den Italienern überlasse; er schwur es bei seiner Capuzinertracht, die ihn zur Ehrlichkeit verpflichte. Am Oberrhein hatte la Force die Vogesen und Lothringen gegen Herzog Carl zu vertheidigen; der Cardinal Lavalette, mit Herzog Bernhard vereinigt, sollte über den Rhein gehen, zunächst um die fernere Annahme des Prager Friedens, der unter der Einwirkung siegreicher kaiserlicher Heere überall Beitritt fand, zu verhindern. Aber die vornehmste Kriegshandlung war doch der Angriff auf die belgischen Niederlande, und Glück verheißend ließ er sich an. Die Franzosen erfochten unter Chatillon und Brézé einen Vortheil bei Avein und vereinigten sich dann mit den Holländern unter Friedrich Heinrich von Oranien. So drangen sie, ungefähr 60,000 Mann stark, nachdem Tirlemont in ihre Hände gefallen war, gegen Löwen und Brüssel vor. Sie rechneten auf eine Erhebung des Landes zu ihren Gunsten. Allein ganz das Gegentheil erfolgte. Die großen Mißvergnügten waren entfernt oder sonst beseitigt;

manche andere mochten vielleicht schwanken; aber der Angriff selbst, den das Land erfuhr, und die Gewaltsamkeiten, die bei der Eroberung von Tirlemont nicht vermieden worden waren, regten das landschaftliche Selbstgefühl wie zunächst in Brabant, so in allen anderen Provinzen auf; man wollte von einer Protection nichts mehr hören, welche durch Unthaten gegen Mitbürger und Landesgenossen eingeleitet wurde: die Gesammtheit[1]) des Adels und der Städte schloß sich der Regierung an. Nach der Aussöhnung der wallonischen Provinzen mit Philipp II. war dies wieder der erste große Schritt, den die belgischen Landschaften auf der Bahn der Selbständigkeit thaten; sie wollten weder zu Frankreich noch zu Holland gehören, sondern zwischen ihnen etwas für sich selber sein. Als ein kaiserlicher Heerhaufen im Rücken der Verbündeten erschien, sahen sich diese, einander wechselseitig die Schuld an dem schlechten Ausgange beimessend, zum Rückzuge genöthigt.

Auch diesseit des Rheines, den die Franzosen im August überschritten, fanden sie nicht die Unterstützung, die sie erwarteten; Herzog Bernhard konnte sein militärisches Talent nicht durch kühnes Vordringen, wie er hoffte, er mußte es durch einen vorsichtigen und geschickten Rückzug beweisen. In Italien mißlang das erste Unternehmen, zu dem man schritt: die Belagerung von Valenza.

Ueberdies aber nahm man an den Franzosen eine militärische Unbrauchbarkeit wahr, welche alles lähmte. Seit vielen Jahrzehnten hatten sie sich nur in den kurzen, aber heftigen Anstrengungen des Bürgerkrieges bewegt; ihre schon bejahrten Führer waren des Zusammenwirkens und der Unterordnung ungewohnt; wo deren zwei beisammen waren, gab es Hader zwischen ihnen; die Soldaten trachteten nur nach guten Quartieren, in möglichster Entfernung von den Feinden; häufig liefen sie davon, wäre es auch nur gewesen, um sich anderswo anwerben zu lassen; den Capitänen lag wenig daran, ihre Compagnien vollzählig zu halten: es hat Regimenter gegeben, die statt 1000 nur noch 100 Mann zählten. Die beiden Armeen, die gegen Deutschland aufgestellt wurden, sollten zusammen 50,000 Mann betragen: sie zählten kaum die Hälfte, als sie sich vereinigten. Wie wollten diese Truppen ohne Ordnung, Disciplin und Kriegsübung

1) Aitzema II, 275: Veel, die andersints seer luysterden, namen nu andere ende desperate resolutie, liever alles te wagen — als onder de discretie van Vrankrick ende Hollandt haer te begeven. In den Memoiren des P. Joseph heißt es: Les ennemis se fortifièrent de toute la noblesse.

sich mit den Heerscharen messen, die aus der Mitte des deutschen Krieges ihnen gegenübertraten! Ohne den Beistand des Herzogs Bernhard wären die Franzosen auf jenem Rückzuge verloren gewesen. Denn wie die Künste des Friedens, so müssen die Nationen auch die Kunst und Uebung des Krieges eine von der anderen lernen. Damals noch in jeder Beziehung überlegen, bereiteten sich die spanisch-deutschen Kriegsscharen zu einem Einfall in Frankreich vor: vom Niederrhein her Piccolomini, vom Mittelrhein Gallas, vom Oberrhein Carl von Lothringen. In den Papieren des Pater Joseph findet sich die Bemerkung: hätten sie den Zustand von Frankreich gekannt und wären unverzüglich vorgerückt, so würden sie die drei Bisthümer und Lothringen ohne Mühe erobert haben. Der König verfiel in seine melancholische Verstimmung; der Cardinal war durch die Kälte des Herrn und die mannigfaltigen Unfälle tief betroffen; es lag außer seiner Berechnung, daß eine Armee, von der man im Mai große Eroberungen erwartet hatte, im September nicht mehr Widerstand leisten konnte [1]).

Im Jahre 1636 schienen sich alle Besorgnisse, die aus dieser Lage der Dinge entsprangen, erfüllen zu sollen. Wie Herzog Bernhard mit seinem durch neue Werbungen verstärkten deutschen Heere den Franzosen zur Seite stand, ward nicht allein Widerstand geleistet, sondern mancher Erfolg errungen. Aber indessen wälzte sich der Angriff, der alles entscheiden zu müssen schien, von den Niederlanden her in die französischen Gebiete vorwärts. Der Cardinal-Infant, in diesem Augenblick von den Holländern nicht beschäftigt, vereinigte sich mit Johann von Werth, den er von der Belagerung von Lüttich abrief, und drang in die Picardie ein. Die Grenzfestungen la Chapelle und le Catelet geriethen sofort in seine Hände. Unaufgehalten ging das spanisch-deutsche Heer, dessen Stärke besonders in einer zahlreichen Reiterei bestand, die sich auf 16,000 Mann belaufen mochte, über die Somme: nichts war gegen sie vorbereitet; sie erfüllten das Land bis an die Oise mit Verwüstung. Jetzt wurde der Name der Croaten auch in Frankreich furchtbar. Johann von

1) Der Cardinal sagt dem Pater Joseph: qu'il considéroit la France dans un misérable état et avec peu de ressource pour empêcher un grand malheur: que l'argent commençoit à manquer, qu'autant qu'on faisoit de levées elles se dissipoient, et ne voioit plus de fidélité dans les services; qu'il avoit fait délivrer des commissions pour douze mil Suisses et autant de François et quatre mil chevaux pour être prests en Septembre, ne voioit pas de forces pour s'opposer à Galas.

Werth stiftete sich das Andenken des Grauens, das sich Jahrhunderte lang an seinen Namen geknüpft hat. Der Schrecken erreichte Paris, wo Viele auch deshalb in dringender Gefahr zu sein meinten, weil eben ein Theil der Befestigungen der Stadt durch den Cardinal, der des Platzes zu seinen Bauten bedurfte, niedergerissen war. Man gab ihm Schuld, daß sein Ehrgeiz den Feind herbeirufe und seine Prachtliebe die Vertheidigung unmöglich mache.

Es wird oft erzählt, der Cardinal, in dieser Verwirrung selbst erschüttert, habe nur durch die Einreden des Pater Joseph seine ruhige Haltung wiedergewonnen. Ich finde das nicht so glaubwürdig überliefert, daß ich es wiederholen möchte. Wohl ist es gewiß, daß die Spanier gerade ihm zu Leibe gehen wollten: in ihrem Manifest rufen sie die Antipathien gegen den Ehrgeizigen auf, der den Ketzern Geld gebe und sein eigenes Land dadurch in Armuth stürze Mußte aber nicht, wenn es ein Nationalgefühl im Lande gab, ein solcher Angriff ihn gerade fester stellen als bisher? In der Stille und selbst unter innerem Hader reifen die nationalen Gefühle, und plötzlich sind sie da. Jetzt war nicht mehr an eine Empörung im Sinne der eindringenden Feinde, wie einst in den burgundischen Zeiten oder zuletzt in den Zeiten der Ligue, zu denken; die genealogischen und religiösen Sympathien hatten die alte Kraft nicht mehr; unter den Großen selbst gab es keinen, der das Haupt hätte erheben können. Und war es nicht einleuchtend, daß die Unternehmungen Richelieu's, wenngleich gewaltsam und vor dem Richterstuhle der Moral nicht immer zu rechtfertigen, doch nicht in einseitig selbstsüchtigen Motiven, sondern immer in den großen und allgemeinen Interessen des Landes wurzelten? Was so eben in den Niederlanden geschehen war, daß der Angriff von außen den Abfall im Innern verhindert hatte, wie sollte das nicht in noch stärkerem Maße in Frankreich der Fall sein? Richelieu traf eben das Rechte, wenn er sich an die Stadt Paris selbst wandte, um ein Heer aufzubringen, das den Spaniern Widerstand leisten könnte. Entrüstung wegen dessen, was geschehen war, Besorgniß wegen dessen, was geschehen konnte, und nationaler Ehrgeiz, der zuerst in dieser neuen Gestalt energisch in der Hauptstadt erschien, wirkten zusammen, um ihm Gehör zu verschaffen. Die Körperschaften für Justiz und Administration, die Sorbonne, andere geistliche und gelehrte Gesellschaften [1]), der

1) Der Decan versammelt z. B. die medicinische Facultät, où il fut conclu que nous donnerions pour cet effet au roi ex aerario nostro mille écus comptants. Guy Patin, Lettres I, 37.

Magistrat und die Bürgerschaft gaben jede selbst die Zahl der Mannschaften an, die sie stellen und besolden wollten; wenn dann die Gesellen ihren Meistern weggenommen, eine Menge Dienstboten und Arbeiter unter die Waffen gebracht wurden, so schreibt man dem auch die Absicht zu, die Menge der Unbeschäftigten zu vermindern, die sonst in einem ernsten Momente hätten gefährlich werden können; sie traten gern ein, da sie ein gutes Handgeld empfingen. In den Tagen Heinrichs IV. hatte sich der dritte Stand dem Königthum angeschlossen, im Anfang Ludwigs XIII. demselben sehr wirksame Dienste geleistet, und diese Haltung war durch die mancherlei beschwerlichen Anforderungen des Cardinals nicht gestört worden. Das katholische Paris hatte nicht nur nichts dagegen, daß ein alter Protestant, Marschall la Force, die Bewaffnung und Besoldung der Truppen leitete, sondern dies geschah, da Niemand einen so unbescholtenen Ruf von Rechtlichkeit genoß, auf seinen Wunsch. Den ganzen Tag arbeitete la Force mit Prévôt des marchands und Schöffen im Hôtel de Ville. Die Antipathien, die sonst aus dem religiösen Zustand entsprangen, verschwanden vor der Nothwendigkeit der Vertheidigung. Dem Beispiele von Paris folgten die anderen Städte; diejenigen, in denen die protestantische Bevölkerung überwog, blieben keineswegs hinter den übrigen zurück: den Protestanten gereichte es damals zu großer Genugthuung, daß so Mancher der Ihren zu einem hohen Range im Heere gestiegen war. Es war schon ein Nachlassen des unbedingten Gebotes, in welchem die Regierung allein zu leben schien, daß sie der Bevölkerung eine selbstthätige Theilnahme an der Bewaffnung gestattete. Als sich Richelieu in Bezug auf diejenige von den neuen Auflagen, über welche man sich mit dem meisten Grunde beklagte, nachgiebig erwies, wurde er sogar populär in der Stadt. Wenn er bisher nie ohne 200 Mann Garde erschienen war, so sah man ihn jetzt, nur von ein paar Edelleuten umgeben, von seinem Hause nach dem Hôtel de Ville, von da nach dem Arsenal fahren, wo die Waffen ausgetheilt wurden. Niemand hätte gewagt, ihn anzutasten; ruhig konnte er die Beschwerden, mit denen das Parlament hervortrat, hinnehmen; er sagte, er erwarte den Richterspruch der Welt über seine Handlungen [1]).

1) Die glaubwürdigsten Nachrichten über den ganzen Verlauf dieser Dinge finden sich in den Briefen des Hugo Grotius, der damals als schwedischer Gesandter in Paris war, Pater Joseph gut kannte und von Richelieu nach und nach einen besseren Begriff bekam, als den er Anfangs hatte. Dagegen verschwinden die anekdotenartigen Erzählungen, die sich von einem

Den Spaniern gelang es, auch Corbie zu erobern: aber an der Oise hielten sie inne. Schon Ende August hielt man in Paris nicht mehr für nöthig, die Thore zu bewachen, wie bisher; Anfangs September begab sich der König zur Armee, die sich in Compiègne versammelte. Wie in alten Zeiten, vereinigten sich noch einmal die städtischen Truppen und ein zahlreich herbeieilender Adel zur Vertheidigung des Landes. Die Spanier suchten hauptsächlich ihre Stellung an der Grenze zu befestigen; zu einem entscheidenden Kampfe im Felde kam es nicht. Im November hatte Chatillon die Belagerung von Corbie so weit vorbereitet, daß er den König einladen konnte, sie in Person zu Ende zu führen. Allen Einwendungen, die man von der schlechten Jahreszeit und der Ungeübtheit der Truppen hernahm, zum Trotz, war der König dazu entschlossen, und der Cardinal bestand darauf. Noch vor Ende des Jahres ward Corbie wiedererobert. Indessen war auch ein Einfall in Burgund, den der Herzog von Lothringen versucht hatte, unter eifriger Theilnahme des Herzogs Bernhard zurückgewiesen worden.

Frankreich hat sich noch heute Glück dazu zu wünschen, daß es den Gewaltsamkeiten eines seiner Natur nach verwüstenden und culturzerstörenden Krieges in seinem Innern nicht verfiel, wie Deutschland.

An Verständnissen mit französischen Großen fehlte es den Spaniern auch diesmal nicht, und es zeigte sich ein Versuch der Empörung; aber die Sache kam erst zum Ausbruch, als die Gefahr bereits beseitigt war, und sie ist nie recht bekannt geworden.

Man hatte von mißliebigen Aeußerungen Ludwigs XIII. vernommen, der es, mochte er es auch Anfangs selbst gewollt haben, nicht gut vertragen zu können schien, daß sein Bruder und der Graf von Soissons an der Spitze der Armee standen, und plötzlich sah man diese beiden Prinzen sich von Hof und Heer zurückziehen.

Nach einer verbreiteten Annahme wäre ihre Absicht gewesen, sich der Person des Cardinals zu bemächtigen, aber im Momente der Ausführung beiden Prinzen der Muth dazu entfallen; der Cardinal sei glücklich entronnen und nun den Prinzen ein doppelt gefährlicher Feind geworden [1]). Der Erzählung des venetianischen

Buche in das andere fortpflanzen. Vgl. die Briefe vom 8. Aug., 22. Aug. 1636 u. s. w.

1) Montréfor, der jedoch vielleicht nicht in das Geheimniß eingeweiht war, Mém. Pet. 54, 295; aus ihm schöpfte Siri.

Botschafters zufolge ging die Sache von dem Herzoge de Lavalette aus, dem der Plan zugeschrieben wird, daß der eine der beiden Prinzen sich in Guienne mit spanischer, der andere in Champagne mit österreichischer Unterstützung der Regierung feindlich gegenüberstellen solle; alle Großen würden ihnen beifallen. Mit den Waffen in der Hand hätte man dann den König auffordern wollen, der Welt den Frieden zu geben und den Cardinal Richelieu, als den Urheber alles Uebels, von sich zu treiben. Gleich aber den ersten der Großen, an welchen Lavalette sich gewendet habe, seinen eigenen Vater, den alten Epernon, habe er nicht überreden können: der habe ihn vielmehr warnend an das Schicksal von Chalais erinnert.

Nach einem später gegen den Herzog von Orleans vorbereiteten Erlasse hat sich derselbe von Lavalette und Soissons zu einem Versuche, die Treue der Truppen zu erschüttern, fortreißen lassen, aber ohne allen Erfolg. Merkwürdig, wenn es auch in Frankreich wie in Oesterreich die legitimen Hinneigungen des Kriegsheeres waren, an denen die großen Empörungsversuche in ihrem Beginne scheiterten.

Der Graf zog sich nach Sedan, der Herzog nach Blois zurück, doch war damit ihr Ungehorsam erst recht ausgesprochen; um sich wieder zu unterwerfen, forderte der erste, der mit dem Hause Lothringen in enger Beziehung stand, einen festen Platz wie Stenay oder Verdun — minder bedeutende verwarf er —, der andere Blavet oder Nantes. Der König war mißvergnügt, beinahe melancholisch über sie; er hätte sie beide aus dem Reiche zu verjagen gewünscht; im Anfang des Jahres 1637 setzte er sich gegen seinen Bruder mit einer kleinen bewaffneten Macht in Bewegung, um ihn mit Gewalt zum Gehorsam zu nöthigen.

So weit aber wollte doch wahrscheinlich auch der Cardinal nicht gehen, dem der Herzog von Orleans in diesem Augenblick besonderes Vertrauen zeigte: noch vollends Pater Joseph; sie fürchteten, eine offene Entzweiung der königlichen Brüder werde nur dienen, den Muth und die Anstrengungen der Feinde zu verdoppeln. Der Herzog ward endlich gegen den Wunsch eines Theils seiner Umgebung vermocht, sich damit zu begnügen, daß man seine Ehe anerkannte und ihm einige pecuniäre Vortheile bewilligte; dann kam er, am 8. Februar, nach Orleans, aß am Abend mit dem Könige, sah den Cardinal; er entschloß sich, seine Bekanntschaft mit Pater Joseph zu erneuern, dem er in seiner Jugend sehr nahe gestanden hatte, und versprach, ihn jede Woche einmal zu sehen. Auf diese persönliche

Annäherung ward der größte Werth gelegt; denn Feinde und Freunde sollten erfahren, daß die Aussöhnung ernstlich gemeint sei [1]).

Längeren Widerstand leistete der Graf von Soissons, der sogar mit dem Cardinal-Infanten und der Königin-Mutter in neue Verbindung trat; aber als ihm Richelieu seine Emolumente auf vier weitere Jahre zusagte, ohne daß er deshalb Sedan zu verlassen brauche, beruhigte auch er sich und nahm die angebotenen Bedingungen an.

Indessen war der Krieg in vollem Gange.

Im Jahre 1637 gelang es den Franzosen, la Chapelle wiederzuerobern und sich einiger niederländischer Plätze zu bemeistern. Wenn sie nun aber von hier aus den Niederrhein zu erreichen suchten, so mißlang das vollständig; man sah sie in kurzem, in nicht sehr glänzender Gestalt, ihren Rückzug antreten. Ebensowenig richtete Herzog Bernhard am Oberrhein aus; er verlor seine Rheinschanzen und wich nach den Grenzen der Franche-Comté zurück. Der Ehrenbreitstein ward endlich durch den unternehmenden Johann von Werth wiedererobert und dem Kurfürsten von Cöln vorläufig eingeräumt. In dem ganzen Rheingebiete hatten die deutschen und katholischen Waffen bei weitem das Uebergewicht.

Im deutschen Reiche schloß sich, in Folge des Prager Friedens, der es den gemäßigten Protestanten möglich machte, alles dem Hause Oesterreich wieder an. Den entgegengesetzten Einwirkungen der Franzosen zum Trotz bestieg Ferdinand III. den kaiserlichen Thron.

Und indessen wichen die Schweden vor den vereinigten kaiserlichen und sächsischen Waffen, denen sich die brandenburgischen anschlossen; gegen Ende des Jahres 1637 war Baner bis an die Küsten der Ostsee zurückgedrängt [2]), und der schwedische Reichstag dachte sehr ernstlich, mit einer Geldentschädigung, und als Hypothek für dieselbe bis zur Zahlung mit dem einstweiligen Besitz eines Seeplatzes, zufrieden zu sein.

So war Rohan durch eine plötzliche Erhebung seiner bisherigen Freunde gegen die französische Politik genöthigt, Graubündten zu räumen. Die Spanier gaben auf, Valtellina loszureißen, und begnügten sich, einige die Religion und rechtliche Sicherheit des Landes schützende Formen festzustellen; der graue Bund, zufrieden, in

1) Der Bericht hierüber aus den Papieren des Pater Joseph ergänzt allenthalben die Excerpte, welche die Memoiren des Cardinals erfüllen.

2) Les troupes de Banier n'étoient pas plus, que 14m et Gallas en avoit 30m, qui tenoient la campagne dans la h. Poméranie. (Mem. des P. J.)

seinem alten Besitze bestätigt zu sein, eröffnete den Spaniern seine Pässe wieder.

Wenn dergestalt Frankreich zwar gerettet, aber keineswegs im Vortheil war, sollte es nicht, als nun der römische Stuhl einen Legaten nach Cöln schickte, um den allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen, die Hand dazu bieten? Nicht gerade officiell, aber insgeheim und auf seine Weise zeigte sich der Cardinal Richelieu geneigt dazu.

Durch einen in Diensten des Prinzen Thomas von Savoyen in Madrid verweilenden Franzosen, Namens Pugeol, war ein besseres Verhältniß zwischen Richelieu und Olivarez eingeleitet: sie wechselten Briefe unter einander; man sprach von einem an der spanisch-französischen Grenze zu eröffnenden Friedenscongresse, dem ein Waffenstillstand vorausgehen müsse.

Fragen wir aber, unter welchen Bedingungen man auch nur an einen Stillstand dachte, so leuchtet sofort die Unmöglichkeit einer Uebereinkunft ein.

Noch konnte der Friede ohne Herausgabe der französischen Eroberungen nicht zu Stande kommen. Hatte doch der letzte Kurfürstentag den Kaiser aufgefordert, auf die Räumung des Elsaß, Lothringens und selbst der Bisthümer zu dringen. Die Franzosen waren entschlossen, darauf nicht einzugehen: sie gaben an, daß sie alsdann namentlich von Lothringen her unaufhörlich gefährdet sein würden; aber der vornehmste Grund war: die große Stellung, die sie eingenommen, wollten sie nicht wieder aufgeben. Wenn nun Richelieu dennoch Eröffnungen machte, welches waren seine Vorschläge? Er forderte für den Stillstand, daß Jeder das, was er innehabe, noch zehn Jahre behalten solle[1]); nach geschlossenem Stillstand sollte die Unterhandlung über den Frieden erst anfangen. Er verlangte den Preis des Krieges, den er für jetzt durch einen Friedensschluß zu erhalten verzweifelte, zunächst in einem Stillstande. Wie hätten aber Kaiser und Reich sich das gefallen lassen, oder wie hätte sich Spanien von diesen trennen können? Olivarez schickte einen geheimen Unterhändler, Salamanca, nach Paris, der nach einiger Zurückhaltung mit der Erklärung hervorkam, auch Spanien wolle einen Still-

1) On envoya ce gentilhomme (Pugeol) un project pour la trèfve à demeurer garni de ce, qu'on possédait par dix ans, qu'on commenceroit dès la conclusion de la trèfve à traiter de la paix, et qu'on y entreroit sincèrement. Mém. du père Joseph 1638. 167 f.

ſtand, aber nur einen ſolchen, bei deſſen Abſchluſſe ſogleich über alle gegenſeitigen Anſprüche entſchieden würde [1]). Ein Stillſtand mit Erhaltung des damaligen Zuſtandes auf zehn Jahre, oder ein Stillſtand mit augenblicklicher Entſcheidung der ſtreitigen Fragen, — da war keine Verſtändigung möglich.

In Frankreich kümmerte man ſich nicht um die Erſchöpfung der Hülfsquellen, die der Krieg nach ſich zog. Ludwig XIII. ging von dem Grundſatz aus, Soldaten und Geld gebe es genug in ſeinem Reiche, man müſſe nur beide zu finden wiſſen. Die Finanzen wurden nicht ehrlicher verwaltet als früher; die Soldaten wurden nicht beſſer bezahlt, aber ſie lernten ſich ſchlagen: in der allgemeinen Unordnung hielt doch alles zuſammen.

Ein Moment dafür war, daß dem Könige nach dreiundzwanzigjähriger unfruchtbarer Ehe im September 1638 ein Sohn und Erbe geboren wurde [2]). Hugo Grotius iſt über die freudige Bewegung, die ſich hierüber in der ganzen Nation kundgab, erſtaunt. Richelieu beſchenkte den, der ihm die Nachricht brachte, mit einer diamantenen Roſe; er ſah darin eine Befeſtigung ſeines Syſtems auf immer [3]).

1) Pour la trêfve disoit, qu'il ne la pourroit faire, que pour quatre jours ou bien, qu'on fit une trêfve où les points et décisions des prétentions et intérests fussent déclarés et arrestés.' Ibid. 175. 42.

2) Der engliſche Geſandte ſchildert 12 22. Januar 1638 die Freude, welche der König bei der erſten Notiz von dem veränderten Zuſtande ſeiner Gemahlin zeigte. Il ne l'abandonne presque point etc.

3) Ad Ludovicum Camerarium Epp. 462.

## Sechstes Capitel.

# Politik und Krieg 1638—1641.

In dem Gegensatz zwischen den beiden großen Mächten Spanien und Frankreich, der Europa seit anderthalb Jahrhunderten beschäftigte, war wieder ein Waffengang gehalten worden. Die spanische Monarchie, in ihrer Autorität erschüttert, in ihrem Bestande gefährdet, hatte noch einmal ihre Kräfte zusammengenommen, das deutsche Kaiserthum, dessen Versuche, sich seine eigene Politik zu bilden, abermals gescheitert waren, mit sich fortgerissen und einen entschlossenen Anfall auf den Feind gemacht, von dem sie alle Unbill herleitete. Aber Frankreich war nicht bezwungen worden; vielmehr hatte die dort aus den inneren Kämpfen emporgestiegene und Unzähligen an sich widerwärtige Gewalt die Sympathien der Nation für sich gewonnen. Nicht gewohnt noch gemeint, zu weichen, erhob sich diese zu neuen Angriffen.

Daß sie nun aber ihrerseits durch ihre eigene Anstrengung allein der spanischen Monarchie, die noch über gewaltige Kriegskräfte unter den namhaftesten und geübtesten Führern gebot, Meister werden würde, ließ sich nicht erwarten; auch war es nicht der Sinn des Mannes, der an der Spitze stand. Von jeher hatte Richelieu die Kräfte naher und entfernter Bundesgenossen für sich aufgerufen. Da es nun zu keinem Frieden kam, so vereinigte er dieselben wieder in den verschiedenen Ländern um sich her, oder, unaufgerufen, durch ihre eigenen Interessen getrieben, gesellten sich ihm neue Verbündete zu. Betrachten wir die einen nach den anderen.

## Der Krieg in Deutschland und Herzog Bernhard von Weimar.

Der Moment, von welchem die Unternehmungen einen frischen Anlauf nahmen, lag in dem Abschlusse neuer Verträge mit den alten Kriegsverbündeten.

Wiewohl die Schweden des Krieges müde waren, so wollten sie sich doch nicht ohne Entschädigung aus Deutschland entfernen lassen: auf dem Reichstage faßten sie die Meinung, daß das Land auf keinen ehrenvollen Frieden rechnen könne, wenn man sich nicht noch einmal aus allen Kräften anstrenge und den Bund mit Frankreich erneuere. Denn auch Frankreich hatte gedroht, seinen Vertrag mit dem Kaiser allein zu schließen. Nicht mehr, wie früher, die gemeinschaftliche Gefahr, sondern der gemeinschaftliche Vortheil vereinigte diese Mächte. Die eine oder die andere will den Preis des Krieges, den sie schon großentheils in Besitz genommen, durch den Frieden nicht verlieren; sie verpflichteten sich, den Krieg mit gemeinschaftlichen Kräften zu führen — Frankreich zahlt auf drei Jahre jährlich eine Million Livres Subsidien — um nur gemeinsamen Frieden zu machen. Die Abrede war, daß Frankreich von dem oberen, Schweden von dem niederen Deutschland her nach den kaiserlichen Erbländern vordringen sollte [1]).

Da fanden sie nun in dem oberen Deutschland einen Bundesgenossen, wie sie ihn wünschten, den Herzog Bernhard von Weimar, der sich zu einem ähnlichen Vertrage mit Frankreich verstand und nun ihnen zur Seite zu der Höhe seines Ruhmes und Ansehens aufstieg.

Bernhard war der Urenkel des großmüthigen Johann Friedrich, der, für die Religion die Waffen erhebend, darüber einen beträchtlichen Theil seiner Lande und seine kurfürstliche Würde verlor. In dem sächsisch-ernestinischen Hause konnte man das nie vergessen. Weil sich aus den ihm und seinem Bruder gelassenen Besitzungen der fürstliche Stand nicht erhalten ließ, entschloß sich der Großvater Bernhards, Johann Wilhelm — denn das erlaube die in Deutschland hergebrachte Freiheit [2]) — dem Könige von Frankreich Kriegsdienste zu thun; von den Hülfsgeldern, die ihm dafür gezahlt wurden,

1) Pufendorf, rerum Suecicarum lib. X, 315.

2) Schreiben Johann Wilhelms an Albrecht von Baiern 27. Sept. 1558, bei Albin de Wette, Lebensgeschichte der Herzoge zu Sachsen 108.

baute er sich in Weimar ein fürstliches Haus. Nach dieser Richtung hin bewegte sich die politische Thätigkeit auch der verwandten Fürsten. Jener Christian von Anhalt, welcher das deutsche Heer befehligte, das dem Könige Heinrich IV. im Jahre 1591 zu Hülfe zog, war der mütterliche Oheim Bernhards. Wie mußte seine mannigfaltige und großartige Thätigkeit, die alle deutschen Angelegenheiten umfaßte, die muthig aufwachsende Schar seiner weimarischen Neffen anregen! Sowie der Krieg ausbrach, stürzten sie sich in denselben: Bernhard finden wir, kaum 16 Jahre alt, neben seinen älteren Brüdern mitten im Getümmel. Besonders auf dessen jugendliche Kraft richteten sich die Erwartungen der Menschen. Man trug sich mit der Ueberlieferung, in der Stunde seiner Geburt habe man zum guten Vorzeichen einen Adler mit ausgebreiteten Fittigen über dem Ilmthale bei Weimar schweben sehen.

Bernhard nahm zuerst Antheil an dem Widerstande, den die deutschen Protestanten leisteten, in Tagen des tapfersten Heldenmuthes, wie der bei Wimpfen einer war. Bald aber gab es keine deutschen Fahnen mehr im Felde: der junge Fürst trug kein Bedenken, für die protestantische Sache auch unter fremder Fahne zu fechten.

Es erscheint wie eine Bundesgenossenschaft des gesammten Hauses, das durch den Krieg entweder vollends zu Grunde gerichtet zu werden oder wieder hoch emporzukommen erwartete, wenn Bernhard sich dem Könige von Schweden zugesellte, der in ihm zugleich seine Tapferkeit und seine fürstliche Herkunft zu schätzen wußte. In der Schlacht von Lützen befehligte Bernhard den linken Flügel des schwedisch-deutschen Heeres; als der König gefallen war, erwarb er sich den Ruhm, die Schlacht durchzukämpfen und die Wahlstatt zu behaupten. Dann schienen sich sofort auch die Wünsche seiner wieder emporstrebenden Familie eher erfüllen zu sollen; in der Nähe ihrer alten Lande nahm Bernhard Würzburg und Bamberg in Besitz und richtete sich als Herzog von Franken ein. Aber in kurzem zeigte sich doch, daß diese Verbindung mit den Schweden in sich selbst kaum haltbar sei; der Hader zwischen den Heerführern beider Nationen brachte zuweilen gegenseitige Vernachlässigung, zuweilen auch unzeitigen Wetteifer hervor; die ganze Combination ward durch die Niederlage bei Nördlingen gesprengt. Die Schlacht, von Herzog Bernhard hauptsächlich herbeigeführt, wurde der tapfersten Anstrengung zum Trotz verloren und kostete ihm sein neues Herzogthum.

Eben der Rückschlag dieses Ereignisses brachte nun, wie wir sahen, die Franzosen ins Feld, und Bernhard gesellte sich ihnen um so leichter bei, als er, von den oberdeutschen Fürsten zum Oberbefehlshaber ihrer Truppen ernannt, dieselben doch ohne die französischen Subsidien keinen Augenblick zu erhalten vermocht hätte. Niemand hat mehr zur Abwehr der Angriffe der Kaiserlichen auf Lothringen und die französische Grenze beigetragen, als Herzog Bernhard; indem er den Franzosen zur Seite focht, glaubte er zugleich seine eigene Sache zu führen; sie hatten ihm den eigentlichen Besitz der Landgrafschaft Elsaß zugesagt[1]). War es schon die Absicht anderer Kriegsführer, sich mit den Waffen große Ausstattungen an Land und Leuten zu erwerben, wie viel mehr konnte ein geborner Reichsfürst daran denken, dessen Haus in dem Kriege der Religion, den man jetzt fortsetzte, herabgebracht war! Er lebte in dem dynastischen Ehrgeiz, dem Kaiser zu zeigen, daß das ernestinische Sachsen nicht ungestraft mißachtet und mißhandelt werden dürfe; er wollte es durch seine eigene Kraft und seine Verbindungen wieder zu Glanz und Macht erheben. Welch ein Triumph für ihn, wenn es ihm gelang, dort am Oberrhein, in dem altösterreichischen Gebiete selbst, ein sächsisches und evangelisches Fürstenthum zu gründen! Eine Einrichtung der Reichsgewalt — freilich wohl eine sehr unstatthafte und gefährliche — schwebte ihm vor, bei der auch so die Autorität des Reiches aufrechterhalten worden wäre; er sprach verwunderte Entrüstung aus, wenn ihn Jemand an seine Pflichten gegen das Reich erinnerte, welche er als Reichsfürst gleichsam von Natur im Bewußtsein trage: nicht Feinde des Reiches seien die Mächte, mit denen er im Bunde stehe, sondern nur Feinde des Kaisers, wie auch er.

In Herzog Bernhard lebte noch der volle religiöse Eifer seiner Altvordern, bekräftigt durch das Beispiel des protestantisch frommen Schwedenkönigs. Auch er ließ in seinem Lager täglich zweimal Betstunde, häufig regelmäßigen Gottesdienst halten; unter dem Absingen geistlicher Lieder beim Halle der Feldmusik ging es gegen den Feind; mit dem Feldgeschrei „Immanuel oder Gott mit uns" griff man ihn an. In dem heißesten Kampfe hörte man den Herzog den göttlichen Namen anrufen; man erzählt, wenn eine dringende Gefahr eintrat, mitten in der Schlacht, habe er sich einen Augenblick von den Seinen entfernt, um in der Stille zu beten. Nach der Schlacht hat er wohl einen Verwundeten, Sterbenden mit Bibelsprüchen getröstet, bis der-

1) Vertrag bei Röse, Bernhard der Gr. II, 475.

selbe den Geist aufgab. Davon war er in seiner Seele durchdrungen, daß er die rechte Partei habe und eine gute Sache verfechte. Mitten in den Gefahren und Bedrängnissen erwartete er immer den Ausschlag Gottes.

Der wildeste aller Kriege hatte ihn nicht verwildert. Er liebte weder, noch begünstigte er Ausschweifungen: er leuchtete durch eine in allen Zeiten seltene Sittenreinheit hervor; am französischen Hofe fand man mit Erstaunen, daß der tapfere Kriegsfürst zugleich ein gebildeter feiner Mann war, der mit den Italienern in gutem Betragen wetteiferte.

Bernhard hatte sich zur Maxime gemacht, den Franzosen auf ihr Andringen nicht nachzugeben, weil sie ihn deshalb um so höher schätzen würden. Wie ihm bei seinem fürstlichen Selbstgefühl alles daran lag, nicht als in einem persönlichen Dienstverhältnisse stehend betrachtet zu werden, so ließ er sich nicht nehmen, sich in Gegenwart des Königs zu bedecken, als dieser selbst es that. Der Cardinal hat ihm das zugestanden [1]); dem Hof erschien es als eine eigenmächtige Ueberraschung, und so sollte es auch fortan in der Welt erscheinen. Die Franzosen bemerken selbst, daß Bernhard mit ihnen umzugehen, sie zu behandeln verstand.

An mancherlei Mißverständnissen konnte es zwischen ihnen nicht fehlen. Anfang 1638 aber ward eine neue Verabredung getroffen, durch welche sich Ludwig XIII. mit größerer Bestimmtheit als früher verpflichtete, keinen Stillstand noch Frieden einzugehen, ohne darin für das Interesse des Herzogs und seiner Truppen — denn eben auf das Zusammenhalten mit seinem Heere gründete der Herzog seine Selbständigkeit — Sorge zu tragen. Die verfallenen Subsidien wurden ausgezahlt: hierauf unverzüglich, diesmal der erste von allen, erschien Herzog Bernhard im Felde.

Das vornehmste Ziel seiner Anstrengungen war die Rheinfestung Breisach, die alle Jahrhunderte hindurch in dem Kampfe zwischen dem Osten und Westen von Europa eine große Rolle gespielt hat [2]).

1) Pour l'honneur de la maison de Saxe, wie es bei Richelieu IX, 176 heißt. Der englische Gesandte Leicester suchte dieselbe Vergünstigung für den jungen Pfalzgrafen in seiner Begleitung nach und berief sich auf dieses Beispiel; aber man antwortete ihm: that the duke of Weymar surprised the king who presently took of his hat, to oblige the duke to do the same. (Archiv zu London.)

2) Mémoire bei Röse II, 510, nr. 6.

Schon die Römer haben es befestigt; es bildete einen Mittelpunkt für ihre Militärstraßen; der letzte westliche Eroberer trug sich kurz vor seinem Falle mit dem Gedanken, es aufs neue zu einem großen festen Platz zu erheben. Damals legte man von allen Seiten den größten Werth darauf.

Die Spanier wollten es nicht missen, weil es den Elsaß und Lothringen beherrsche und, wenn es verloren gehe, der Zusammenhang zwischen Italien und den Niederlanden auf diesem Wege nicht mehr hergestellt werden könne. Dagegen meinten die Franzosen, daß sie von da aus jeden auf ihre alten oder neuen Landschaften gemachten Angriff ohne Mühe abwehren und einen großen Einfluß auf das innere Deutschland ausüben würden: sie haben es wohl für die wichtigste Festung von Europa erklärt. Die oberdeutschen Katholiken sahen darin ihr Capitol; um so größere Begier fühlte Herzog Bernhard, es ihnen zu entreißen: er dachte, hier an einem auf allen Seiten bestrittenen Grenzlande seine Macht auf immer begründen zu können [1]).

Aus den Dellsperger Winterquartieren, wo sich seine Truppen erfrischt hatten, unerwartet hervorbrechend, warf er die baierischen und kaiserlichen Scharen, vor denen er vor ein paar Monaten hatte zurückweichen müssen, durch einen einzigen herzhaften Anfall bei Rheinfelden auseinander; fast alle ihre Führer, Johann von Werth selbst, fielen in seine Hand. Ein für diesen Feldzug und den oberdeutschen Krieg überhaupt entscheidender Tag. Weder Rheinfelden, noch das nahe Freiburg vermochten sich hierauf gegen ihn zu halten: er konnte sich allen Ernstes gegen Breisach richten. Da die kaiserlichen Truppen während des Winters die dortigen Vorräthe aufgezehrt hatten, hing der Erfolg der Umlagerung, die er unternahm, nur davon ab, ob es ihm gelingen werde, keine Zufuhr in den Ort gelangen zu lassen [2]). Seine Infanterie war größtentheils barfuß, eine Seuche hatte einen guten Theil seiner Pferde hingerafft; dennoch

1) La place de la Brisac, la plus importante de toute l'Europe, heißt es in der Relation bei Aubéry, Mémoires VI, 416.

2) Montglat, Mémoires 49, 186: l'armée de Jean de Verth avoit consommé tous les vivres qui étoient dedans. Vgl. le Laboureur, Histoire du maréchal de Guébriant, 100. Schade, daß bei Rebmann, Geschichte der Stadt Breisach, die sich mit diesem Ereigniß ausführlich befaßt, weder die ausführliche Relation von Laboureur, noch Montglat benutzt werden konnte. Es wäre gerade erwünscht, die speciellen Berichte durch Localkenntniß belebt zu sehen.

bewegte sich das kleine Heer mit unerwarteter Geschwindigkeit nach jener Stelle, wo der Feind gefährlich werden konnte. Im August ward der General Götz bei Wittenweier nach einer wechselvollen Bataille zuletzt doch aus dem Felde geschlagen; achthundert Proviantkarren, für die Belagerten bestimmt, fielen den Belagernden in die Hände. Im October wurde ein bei weitem zahlreicheres lothringisches Heer von den weimarischen Truppen bei Thann auseinandergesprengt. Noch einmal ist Götz bis in die Verschanzungen derselben vorgedrungen und hat einige Bollwerke erobert, endlich aber doch der Geistesgegenwart und Energie Herzog Bernhards weichen müssen; man hat in diesem Gipfelpunkte seines Lebens den Adler wieder über ihm in den Lüften zu erblicken gemeint. Hierauf fiel Breisach in seine Hände: am 19. December 1638 hielt er daselbst seinen Einzug; er nahm die Huldigung in seinem eigenen Namen an und ließ im Dom ein lutherisches Siegesfest halten. Frickthal und Schwarzwald, Ortenau und Breisgau sowie ein Theil des Elsaß gehorchten den von ihm gesetzten Befehlshabern. Einen anderen dachte er den Franzosen dadurch zu entwinden, daß er ihnen dafür die in der Franche-Comté eingenommenen Landstriche und Festen überließe. Eine seiner Denkmünzen zeigt, daß er ein Herzogthum Sachsen-Breisach zu gründen, eine andere [1]), wie sehr er dadurch das Glück und den Glanz seines Hauses in Aufnahme zu bringen meinte.

Fast noch größere Schwierigkeiten bei diesem Vorhaben als seine Feinde setzten ihm seine bisherigen Verbündeten entgegen.

Die Franzosen hatten ihm durch Subsidien, Hülfstruppen und Beschäftigung des Feindes an anderen Stellen die größten Dienste geleistet; Turenne that sich damals zuerst in seiner Nähe hervor: nach der Schlacht von Wittenweier hat Bernhard dem französischen Führer Guébriant, der ihm sehr nützlich geworden war, Waffenbrüderschaft geschworen. Ihre Sache war damals eine und dieselbe. Nun aber bemerkten die Franzosen, daß ihnen die Aufstellung eines unabhängigen Fürstenthums an ihren Grenzen nicht so durchaus vortheilhaft sei; leicht könne Bernhard sich einmal des Herzogs von Lothringen annehmen, denn einen solchen Nachbar an seiner Seite zu haben, läge in seinem Interesse; leicht könne er sich auch mit den Hugenotten in Bündnisse einlassen, wie denn immer davon die Rede gewesen war, daß er sich mit einer Dame aus dem Hause Rohan vermählen wolle. Weit entfernt, ihm ihre Plätze im Elsaß einzu-

1) Mit der Inschrift: sic reviresco.

räumen, forderten sie ihn vielmehr auf, da er ja versprochen habe, sein Heer unter der Autorität des Königs von Frankreich anzuführen, nun auch die gemachten Eroberungen unter die Hoheit desselben zu stellen.

In Bernhard, der seinen Vertrag nicht so verstanden hatte, erwachte hierüber das Gefühl seiner vaterländischen Pflicht; er erwiederte, er wolle nicht der Erste sein, durch welchen das deutsche Reich zerstückelt werde [1]).

Man hat ihm die Absicht zugeschrieben, sich mit der Landgräfin Amalie von Hessen zu vermählen und eine mittlere Partei aus Katholiken und Protestanten, im Gegensatze mit den beiden auswärtigen Mächten, zu bilden. Von dem ersten Gedanken findet sich in authentischen Schriften keine Spur, von dem letzten das Gegentheil; er verwarf einen dahin abzielenden Vorschlag mit zweifelloser Entschiedenheit: denn das würde nur neue Zwietracht unter den Deutschen und gewaltsameres Eingreifen der Fremden zur Folge haben [2]). Seine Politik war, den Krieg gegen den Kurfürsten von Baiern, welcher der Urheber des ganzen Uebels sei, und gegen den Kaiser fortzusetzen, bis sie zu einem Frieden genöthigt wären, bei dem die Protestanten volle Freiheit genießen und Alle und Jede bestehen könnten.

Durch die junge Mannschaft, die in Folge jenes Reichstagsschlusses in Schweden ausgehoben und, sowie die See aufging, nach Deutschland geschickt wurde, verstärkt, hatte Baner das Uebergewicht über Gallas davongetragen. Nicht wenig kam ihm zu statten, daß die kaiserlichen und die baierischen Streitkräfte durch Bernhard am Oberrhein beschäftigt wurden; im Frühjahr 1639 drang er in Böhmen ein. Bernhard beeilte sich, ihm von seiner Seite her zu Hülfe zu kommen; auch er überschritt den Rhein. Seine Ueberzeugung war, man müsse dem Kaiser selbst zu Leibe gehen; wenn man ihn einmal schlage, so werde er vielleicht noch Stand halten: schlage man ihn zum zweitenmale, so werde er die Hand zum Frieden bieten.

1) Je ne souffrirai jamais que l'on me puisse justement reprocher, que j'aye été le premier pour démembrer l'empire. Aus der Relation Guébriants über sein Gespräch mit Bernhard, Lettre de 25 Juin 1639; bei Röse II, 545.

2) In Rommels Hessischer Geschichte VIII, 539 findet sich ein Auszug aus dem Berichte Bernhards von Vicquefort, Rheinfelden 6. Juni 1639, der alle Zweifel hierüber hebt.

Noch waren jedoch die deutschen Geschicke ihrer Erfüllung nicht so nahe, noch weniger war es ihm bestimmt, sie zu reifen. Anfangs Juli 1639 ging er mit einer stattlichen Truppenmacht über den Rhein [1]), um zunächst durch eine Diversion Baner zu unterstützen; schon befand er sich nicht wohl; aber noch einmal hielt er Kriegsrath in Neuenburg; da zeigte sich, daß er von einer tödtlichen Krankheit befallen war. Im Gefühle der Gefahr sprach er seine Verwunderung aus, daß sein Herz noch frisch sei und sich zum Tode nicht schicken wolle; aber nur allzubald unterlag seine durch Anstrengungen und Krankheiten bereits erschöpfte Körperkraft (8. Juli 1639).

Wie so recht sichtbar tritt in Bernhard der Conflict hervor, in welchen zur Selbständigkeit emporstrebende und protestantisch-deutsche Naturen von jeher in sich selber gefallen sind! Indem sie ihr Recht und ihre Religion verfechten, gerathen sie mit der Autorität, welche die Einheit der Gesammtheit persönlich darstellt, in Widerstreit. Sie glauben nur die Person zu bekämpfen; aber es ist unmöglich, daß nicht die vaterländische Einheit und Macht dadurch angetastet werde. Es wäre nun eine Lebensaufgabe für Bernhard gewesen, seinen protestantischen, dynastischen und zugleich seinen deutschen Gefühlen gerecht zu werden; aber indem er zu einer Stellung gelangte, in der ein großer Charakter sich hätte entwickeln können, ward er hingerafft.

Bernhard traf in seinen letzten Stunden eine testamentarische Anordnung, welche dazu dienen sollte, die Landschaften, die ihm Gott gegönnt, auch nach seinem Tode bei dem Reiche zu behaupten, für das sie von großer Wichtigkeit seien; aber war das möglich ohne ihn?

Directoren, Officiere und Soldaten der weimarischen Armee stellten sich als besondere Corporation, als die Erben des Herzogs, die Fortsetzer seiner Politik dar; sie traten in seine Verträge ein; aber die französische Krone, die mit Geldgeschenken für alle und mit den bestimmtesten Zusicherungen für die Obersten nicht sparsam war, bewirkte jetzt ohne Mühe, daß die streitigen Artikel die ihren Ansprüchen günstigste Auslegung erhielten. Französische Truppen wur-

1) Gazette manuscrite $^{19}/_{29}$ Juill.: s'estant résolu, d'y aller (à Hohentwiel), et de faire par même moyen une diversion en faveur de Bannier, avec 5$^{m}$ chevaux et 6$^{m}$ piétons. Ueber die Controverse, mit welchem Rechte der Bruder Bernhards auf dem Denkmal desselben von einem morbus malignus et venenatus redet, wüßte ich dem Bekannten nichts hinzuzufügen.

den in Breisach aufgenommen; die Obersten versprachen, dem Commando des Führers zu gehorchen, den ihnen der König geben werde; doch behielten sie sich einen gewissen Antheil an der Beschlußnahme vor. Der erste ihrer Führer war der Herzog von Longueville, der ihnen auch deshalb angenehm sein zu müssen schien, weil er Neufchatel, so recht in der Mitte ihrer am Rhein und in Burgund gemachten Eroberungen, besaß.

Und von dem größten Erfolge ward es nun, daß dieser fast mehr auf ihren Antrieb als aus eigenem Entschlusse sie noch gegen Ende 1639 in die Lahngegenden und in die Wetterau führte.

So eben war Baner unter mancherlei Unfällen aus Böhmen nach Sachsen und Thüringen zurückgedrängt; die Kaiserlichen und die Baiern schienen abermals Norddeutschland überfluthen zu sollen.

Da bewirkte nun die Nähe des weimarischen Heeres unter einem französischen Führer, daß Hessen und Lüneburg, um sich zugleich gegen die religiösen Beschränkungen des Prager Friedens und gegen territoriale Nachtheile zu sichern, ebenfalls mit Frankreich in Bund traten, das ihnen versprach, keinen Frieden noch Stillstand ohne ihre Theilnahme zu schließen. Der schon früher entworfene Vertrag mit Hessen kam im Mai 1640 zu Stande; den Vertrag mit Lüneburg schloß Longueville. Auch Motive der inneren Politik empfahlen wenigstens bei der Landgräfin, welche von den Rathschlägen ihrer Landstände nichts wissen wollte, diesen Bund.

Im Mai 1640 vereinigten sich vier Heerhaufen, ein hessischer und ein lüneburgischer, der schwedische und der weimarische, unter den Mauern von Erfurt. Soviel Hader es zwischen ihnen gab, so gelang ihnen doch, dem Vordringen der Kaiserlichen nach Norddeutschland Einhalt zu thun.

Ja, sogleich entschlossen sie sich wieder zu einem großen Angriff. Die weimarischen Truppen, die noch immer an ihrer Selbständigkeit festhielten, verbanden sich mit Baner, der ein Mann nach ihrem Herzen war: sie erklärten ihm, es gebe keinen Ort der Welt, dahin sie ihm nicht folgen würden. Zu verwegenem Zuge vereinigt, erschienen sie im Januar 1641 vor Regensburg, wo der Reichstag beisammen war. Von einer benachbarten Anhöhe nahmen der schwedische und der französische Führer der weimarischen Truppen die Stadt in Augenschein und begrüßten sie mit ein paar hundert Stückkugeln.

Vor vier Jahren hatte man in Deutschland hoffen dürfen, sich wieder zu einer festen Einheit zusammenzuschließen, die Fremden noch

auszustoßen. Jetzt aber waren zwei der angesehensten Fürstenhäuser abermals mit denselben in Bund getreten; eine von einem großen Kriegsführer gebildete Armee durchzog unter ihrer Führung, den schwedischen Scharen zur Seite, das Reich. Noch waren sie nicht vollkommen die Meister; aber wo gab es Kräfte, die sie hätten überwältigen können? Frankreich, das die Sache der weimarischen und der schwedischen Armee sowie die der beiden Fürstenhäuser zugleich mit der seinen verfocht, hatte ohne große Anstrengung eine Alles beherrschende Stellung erlangt.

Und wie das Reich in Italien und Deutschland immer zusammenhing, so geschah etwas Aehnliches auch dort.

## Verhältniß zu Piemont.

Vittorio Amadeo war im Herbst 1637 gestorben; Christine von Frankreich, seine Wittwe, trat als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes und Regentin des Landes auf. Sie wollte sich gern als gute Landesfürstin zeigen und hätte lieber an dem Kampfe der beiden großen Mächte keinen Antheil genommen; aber Cardinal Richelieu ließ ihr erklären, Frankreich wolle Piemont entweder ganz für sich oder geradezu gegen sich haben: in die Verhältnisse ihres Hofes eingreifend, die Männer entfernend, welche seiner Politik widerstrebten, brachte er sie endlich dahin, mit ihrem Bruder ein offensives Bündniß gegen Spanien einzugehen. Es ist dem analog, das damals mit Schweden, dem Herzoge Bernhard und der Republik Holland, dann mit einigen deutschen Fürsten geschlossen wurde; doch bestand ein großer Unterschied. Das eigene Interesse der Uebrigen drängte sie zu einem Angriffskrieg: einer Frau und Wittwe, die nur auf die Erhaltung ihres Besitzes zu denken hatte, lag ein solches unendlich ferner. Auch war der nächste Erfolg mit nichten wie dort eine Unternehmung auf Feindes Land, sondern ein Einfall der Feinde in das ihre. Mit spanischer Hülfe drangen ihre beiden Schwäger, Prinz Thomas und Cardinal Moritz, welche ihre Vormundschaft nicht anerkannten, ins Piemontesische ein. Ihre Ansprüche wurden durch ein kaiserliches Decret gutgeheißen; und nicht geringen Eindruck machte das doch namentlich unter der Mitwirkung der Geistlichen, die in demselben Sinn arbeiteten. In ein paar Monaten fielen zwei Dritttheile des Landes in die Hände der Prinzen; von den festen Plätzen ging einer nach dem anderen über, endlich auch die beiden bedeutendsten, die Schlüssel des Landes, Turin und Nizza; nur

diejenigen hielten sich, welche die Herzogin vorher auf das dringende Verlangen Richelieu's an die Franzosen überliefert hatte. Auch Turin und Nizza waren von ihm gefordert, aber von der Herzogin verweigert worden. Ihr allein, ihrer unsicheren Haltung, ihrem Mangel an Vertrauen gab er das ganze Unglück Schuld. Merkwürdig sind die Schreiben, die in diesen Verwirrungen zwischen ihnen und ihrer Umgebung gewechselt wurden [1]; die Angst, Unruhe, Hingebung der Fürstin, ihre flehentlichen persönlichen Bitten stehen in sonderbarem Contrast mit dem ruhigen Gefühle von Ueberlegenheit, das die Aeußerungen des Ministers charakterisirt, einer Ueberlegenheit des Geistes nicht weniger, als der Macht. Die Herzogin flüchtete endlich selbst nach Savoyen, wohin sie schon ihren Sohn, den Erben des Landes, geschickt hatte. In Grenoble sah sie den König und den Cardinal; auch für sie trat da ein großer Augenblick des Lebens ein.

Die Franzosen forderten sie auf, ihren Sohn an den französischen Hof zu senden, wo er mit dem jungen Dauphin erzogen werden könne, und ihnen wie das übrige Savoyen, so auch die vornehmste Festung Montmelian zu überliefern; denn nur dann, wenn ihre Schwäger sie vollkommen mit Frankreich vereinigt sähen, würden sie an der Ausführung ihrer Ansprüche verzweifeln und sich zu einer Abkunft mit ihr verstehen. Sollte aber die Herzogin den Erben des Landes, die einzige Festung, die ihm noch einen Ueberrest von Selbständigkeit rettete, wie man sagte, den letzten heiligen Anker des Fürstenthums, und damit sich selbst und ihr Land den Franzosen auf Gnade und Ungnade überliefern? Man ließ nichts unversucht, um sie dazu zu stimmen. Aber schon bei ihrer Abreise von Montmelian hatte sie den Gouverneur verpflichtet, diesen Platz bis in den Tod für ihren Sohn zu behaupten und sich um keine Gefahr zu kümmern, in die sie selbst darüber gerathen könne: lieber wolle sie sterben, als erleben, daß daselbst eine andere Autorität anerkannt werde, als die ihres Sohnes. Daran hielt sie fest [2]. So forderte ihre Umgebung und die einmüthige Stimmung von ganz Savoyen: so rieth ihr die Erfahrung, die der Herzog von Lothringen vor kurzem gemacht hatte. Sie war doch zuletzt mehr Herzogin von Savoyen als französische Prinzessin. Richelieu zeigte sich entrüstet; aber

1) Lettres et Négociations pour les affaires de Piedmont, im Anhange zu Vialart, Bd. II.

2) Lettera di 24 Septbre. 1639, bei Siri, Memorie recondite VIII, 750.

ihre Unterthanen faßten wieder ein Herz zu ihr; die italienischen Geschichtschreiber sprechen ihre Bewunderung aus [1]).

Und was hätte sie auch zu einem so gefährlichen Schritte vermögen sollen? Sie wußte, daß ihr Bruder sie nicht verlassen konnte; ihr Gesandter Saint-Mauris hatte sie versichert, daß Richelieu auch ohnedies entschlossen sei, die Kräfte von Frankreich zur Wiedereroberung von Piemont anzustrengen.

So eben machte der Governator von Mailand, Leganes, einverstanden hierzu mit der Regentin von Mantua und Montferrat, jener Erbin des Landes, welche einst mit dem jungen Nevers-Gonzaga verheirathet worden war, einen Versuch auf Casale: er rühmte sich, noch alles französische Wesen in Italien zu vertilgen. Aber Richelieu stellte den fähigsten der damaligen französischen Generale, Grafen Harcourt, aus dem Hause Lothringen, den er durch ein Verwandtschaftsband unauflöslich mit seinen Interessen verbunden hatte, an die Spitze der Truppen. Den Feldzug Harcourts im Jahre 1640 kann man als die erste jener glänzenden Campagnen ansehen, durch welche so mancher französische General sich ein unsterbliches Andenken gegründet hat. Er schlug Leganes, der gar nicht glaubte, angegriffen werden zu können, vor Casale und eroberte nach viermonatlicher wechselvoller Belagerung die Hauptstadt des Landes wieder. Im November 1640 kehrte die Herzogin nach Turin zurück: da sie unglücklich gewesen war und sich ein Verdienst erworben hatte, ward sie mit ungeheucheltem Jubel empfangen. Im nächsten Jahre wurden den Spaniern die wichtigsten festen Plätze, die sie noch innehatten, entrissen, wozu die piemontesischen Truppen unter ein paar geschickten Führern nicht wenig beitrugen.

In welche Achtung Frankreich sich hierdurch in Italien setzte, davon gab noch im Jahre 1641 der Fürst Honorato Grimaldi von Monaco einen Beweis. Er fand die Belästigungen, die ihm eine spanische Besatzung seit mehr als 30 Jahren zufügte, nachgerade unerträglich; durch eines der keckſten Strategeme — er öffnete die Gefängnisse und bewaffnete die losgelassenen Verbrecher gegen sie — wußte er sich ihrer zu entledigen. Er schickte den Orden des goldenen Vließes zurück und trug den des heiligen Geistes fortan. Eine französische Besatzung, die er bei sich aufnahm, hielt seitdem den

1) Capriata, Historia II, 571 schreibt ihr animo e costanza più che virile zu. Richelieu schüttet seinen ganzen Unwillen in dem letzten Abschnitte der Narration succincte aus, die sein politisches Testament eröffnet.

Ort anderthalb Jahrhunderte hindurch in französischer Abhängigkeit.

Doch war das eine Wirkung zugleich der maritimen Anstrengungen von Frankreich, deren Erfolg alle Küsten von Spanien und Italien in Aufregung setzte und die denkwürdigsten Veränderungen hervorbrachte.

### Aufschwung der französischen Seemacht.

So recht zum Gegenstande seiner besonderen Thätigkeit hatte Richelieu die Marine erkoren. Er wollte die Küste im Osten und Westen vor den Seeräubereien, die sie noch immer erfuhr, sicherstellen, den Handel erneuern, Colonien ausführen; aber den dringendsten Antrieb gab ihm auch in dieser Richtung der Kampf mit Spanien. Noch hatten die Spanier zur See bei weitem das Uebergewicht; im Jahre 1635 nahmen sie von Neapel her die beiden größeren leriniſchen Inseln an der Küste der Provence ein und befestigten sich daselbst: König Ludwig sah es als eine Sache der Ehre an, sie wiederzuerobern. Doch war die Aufstellung einer starken Seemacht nicht allein zur Vertheidigung nothwendig, sie eröffnete zugleich eine große Aussicht für den Angriff. Denn welch ein Vortheil lag darin, wenn die Franzosen das vornehmste Communicationsmittel, das die spanischen Länder zusammenhielt, ihre Schifffahrt auf beiden Meeren unterbrachen! Von Anfang an ward ins Auge gefaßt, daß sich alsdann die Nebenlande, die sich gedrückt fühlten, außerhalb der Halbinsel und selbst innerhalb derselben zum Widerstande gegen die Monarchie erheben würden.

Im Jahre 1636 führte der Erzbischof von Bayonne, Henri d'Escoubleau de Sourdis, der einst das Haus Richelieu's verwaltet, an den italienischen Feldzügen, der Eroberung von Rochelle Theil genommen hatte und ein angebornes Talent für die Marine entwickelte, die vereinigten Geschwader von Normandie, Bretagne und Guienne durch die Meerenge von Gibraltar; man sah wieder eine französische Flotte im Mittelmeer und nahm an, daß sie sich sogleich zu einem Angriff auf Neapel wenden werde; allein schon waren auch die Spanier zu gut vorbereitet; obwohl durch eine Anzahl Galeeren aus den provençalischen Häfen verstärkt, vermochten die Franzosen doch nicht die gewöhnlichen Ueberfahrten spanischer Truppen nach Italien zu verhindern: vor ihren Augen landeten diese bei Finale. Lange lagen die Flotten an der Riviera von Genua einander gegen-

über, ohne daß es zu einer ernstlichen Action gekommen wäre, wieviel schwächer auch die spanische war[1]); die Franzosen machten noch einen Versuch auf Sardinien, der nicht weit führte, dann nahmen sie ihren Lauf nach der Provence.

Zuerst bei dem Unternehmen gegen die beiden ihnen entrissenen Inseln, von welchem der König erklärte, es liege ihm zu seiner eigenen Genugthuung mehr daran, als an jedem anderen[2]), im Frühjahre 1637, zeigte die französische Marine eine nachhaltige Ueberlegenheit. Es ist als ein Moment für die Seegeschichte zu betrachten, daß die neapolitanische Flotte, die unter Don Melchior de Borgia zum Entsatz der Belagerten herbeikam, vor den Kanonen und Brandern der französischen Flotte zurückwich. Harcourts erste große That, die dem piemontesischen Feldzuge noch voranging, war es, daß er die Inseln wiedereroberte. Im Spätjahre 1637 machten die Spanier mit den Milizen von Aragon und Catalonien einen Angriff auf die Landzunge und Feste von Leucate. Die französische Flotte konnte der Landmacht zur Abwehr desselben nicht so gut zu Hülfe kommen, wie Sourdis gewünscht hätte; er selber erschien bei dieser und nahm an ihrem Kampf und Siege Antheil; ein Gewinn auch für die Seemacht war es, daß diese bedeutende Position nicht in die Hände des Feindes gerieth.

Im Jahre 1638 wagten dann die Franzosen bereits eine spanische Flotte anzugreifen, die eine Anzahl von Truppen herüberbrachte; unmittelbar vor dem Hafen von Genua, am 1. September, kam es zur Schlacht. Die beiden Geschwader waren an Zahl der Schiffe gleich; von vierzehn Galeeren, sieben zu jeder Seite, begleitet, stießen die beiden Admiralschiffe auf einander; den Capitän des spanischen, Velasco, sah man mit der Tartsche in der einen, dem Schwert in der anderen Hand an der Spitze seiner 400 besten Männer einen Versuch machen, das französische zu erobern; aber die Franzosen waren besser mit Geschütz versehen, das in dieser Nähe eine ungeheure Wirkung that[3]). Velasco selbst ward, zum Tode verwundet, gefangen. Die Franzosen hatten ungemein gelitten, aber die Oberhand behalten; langsam nahmen sie ihren Rückweg.

1) Capriata, Historia II, 380.

2) à la réputation de mes affaires et à mon contentement. (23 Février.) Bei Sue, Correspondance de Sourdis I, 293.

3) Französische Relation bei Sue, Correspondance II, 80. Brusoni, storia d'Italia 162.

Unzählige französische Caper bedeckten das Mittelmeer; sie nahmen auch alle neutralen Schiffe weg, bei denen sie spanisches Gut vermutheten: sie fingen an, die See zu beherrschen.

Und in denselben Tagen erfocht der Erzbischof, der wieder an die Spitze der westlichen Flotte getreten war, in jenem Meer einen großen Vortheil; am 23. August 1638 verbrannte er eine Anzahl spanischer Galeeren an der Rhede von Guetaria, im Golf von Biscaya; er weiß die Herzhaftigkeit, Treue und den Gehorsam seiner Capitäne nicht genug zu rühmen [1]). So weit war die doppelte Seemacht der Franzosen noch nicht gediehen, daß sie sich einer zahlreichen spanischen Flotte, die im Jahre 1639 von Corunna nach den Niederlanden ging, hätten entgegensetzen können; allein deren warteten, durch die französischen Nachrichten aufmerksam gemacht, die Holländer, die sie dann an den englischen Küsten ohne Rücksicht aufsuchten, angriffen und so gut wie vernichteten. Man fand, der Verlust der Spanier sei nicht geringer, als der vor 50 Jahren durch die Niederlage der unüberwindlichen Armada erlittene. Und eine Epoche des anfangenden Wechsels der Seeherrschaft wird in der That durch dieses Ereigniß bezeichnet. Im Jahre 1588 wurde dem Anfalle der Spanier auf England, ihren auf eine Universalmonarchie gerichteten Ideen ein Ziel gesetzt. In den Jahren 1638 und 1639 suchten sie nur die Communication zwischen Spanien und Mailand, Spanien und Flandern zu erhalten; aber schon vermochten ihre Feinde auf beiden Meeren dieselbe mit Gewalt zu unterbrechen. In dem Canal war dies schon seit einiger Zeit zu erwarten gewesen; von der größten Bedeutung wurde, daß es endlich geschah. Auf dem Mittelmeere hätte man es vor wenig Jahren noch nicht für möglich gehalten.

Nothwendig brachte das nun einen großen Umschwung in den Gefühlen und Gesinnungen der Menschen hervor.

## Empörung in Catalonien und in Portugal.

Bisher hatten die Franzosen der spanischen Macht in Spanien selbst durch ihre Angriffe zu Lande noch keinen Abbruch zu thun vermocht. Ihr Angriff auf Fuenterabia im Jahre 1638 war trotz jenes glücklichen Seegefechts gescheitert; im Jahre 1639 hatten sie Salces eingenommen, aber es gleich darauf wieder verloren.

1) Schreiben des Erzbischofs 23. Aug. Corresp. II, 69.

Wohl aber wußte man in Frankreich, daß im Innern der pyrenäischen Halbinsel alles in Gährung sei. Die drei Bestandtheile, aus welchen das Reich zusammengesetzt war, Castilien, Portugal und das mit den Südfranzosen verwandte Catalonien, das den besten Theil von Aragon bildete, waren noch keineswegs mit einander verschmolzen. Die durchgreifende Staatsgewalt, welche die Castilianer liebten, weil sie sie selbst handhabten, weckte in den beiden anderen Reichen eben deshalb zugleich einen landschaftlichen Widerwillen auf.

Schon bei den Erwägungen, die zur Kriegserklärung der Franzosen führten, kam dieser Zustand in Betracht. Man rechnete in Frankreich besonders auf Portugal, wo das Bestehen des Geschlechtes, dem das bessere Erbrecht zugeschrieben ward, den nationalen Geist in lebendiger Anregung hielt. Der Lehrer des Völkerrechts, Hugo Grotius, fand es schon im Jahre 1636 rathsam, das Haus Braganza auf den portugiesischen Thron zu erheben: denn es sei wohlgethan, denen, durch welche bisher allenthalben Verwirrung genährt worden, in ihrem eigenen Gebiet Unordnungen zu erwecken. Man wird nicht erstaunen, daß Pater Joseph ebenso gesinnt war: er ist wahrscheinlich der erste, der im diplomatischen Verkehr die Meinung ausgesprochen hat, daß man die Rebellion in Portugal nähren müsse. Im Jahre 1638 bekam der Erzbischof-Admiral den Auftrag, den Portugiesen mit einer Anzahl von Schiffen zu Hülfe zu kommen, wenn sie es wünschen sollten, und ein geheimer Agent ward dahin geschickt, um die Mißvergnügten zu einer Verbindung aufzufordern: Frankreich suche dabei nichts für sich selbst; sie möchten sich einen König erwählen; es werde gern gesehen werden, wenn ihre Wahl auf den Herzog von Braganza falle.

Indessen war es nicht hier, wo die Gährung zuerst zu einem Ausbruche kam, sondern in Catalonien.

Auch den Fremden erschien die Regierungsform in dieser Provinz noch gleichsam republikanisch [1]), und Graf Olivarez wollte den Krieg an den Grenzen benutzen, um die Freiheiten, die ihm unerträglich waren, zu brechen. Er sprach den Grundsatz aus, daß, wenn die Rüstung des Landes durch die Privilegien desselben auch nur um eine Stunde aufgehalten würde, der ein Feind Gottes und seines

1) Mocenigo, Relatione di Spagna 1630: Catalani, — essendo il loro governo quasi di republica, non ammettono cosa, che possi derogar punto i lor privileggi e franchizzie.

Königs sei, der sich auf diese Privilegien beziehe. Ihm standen nur die großen Bedürfnisse des Ganzen vor Augen; die Provinz dagegen lebte lediglich in dem Gefühl ihrer Besonderheit. Zwischen der catalonischen Miliz und den regelmäßigen Truppen des Königs war es schon während des letzten Feldzuges zu Irrungen gekommen; daß diese Truppen jetzt im Lande eingelagert mancherlei Gewaltthätigkeiten ausübten, brachte die Gemüther in Gährung: als endlich Olivarez zu einer Aushebung schritt, die hier nicht herkömmlich war, und zugleich die Bestrafung der Ungehorsamen anordnete, brach ein Aufruhr aus, der Schritt für Schritt dahin führte — denn die Provinz wolle sich nicht der Rache der Castilianer aussetzen — daß sie beschloß, sich lieber unter den französischen Schutz zu stellen [1]).

Es war die seltsamste Verbindung, die sich hierdurch anbahnte, zwischen einer ihre provinzialen Ideen hartnäckig festhaltenden Landschaft und dem Cardinal Richelieu, der die Idee einer alle ihre Grenzen erfüllenden höchsten Gewalt mit unerbittlicher Strenge durchführte. Aber um diesen Widerspruch kümmerte man sich nicht. Die Catalonier hatten keinen anderen Rückhalt: mit unendlichem Vergnügen sah der Cardinal, daß die Häfen, die Pässe, die Hauptstadt einer großen benachbarten Provinz sich durch ihren Abfall den französischen Truppen öffneten; die Deputirten von Catalonien wurden Anfang 1641 von dem Hof in aller Form als Gesandte anerkannt; sie erlangten so viel Auszeichnungen, wie der venetianische. Der französische Minister Chavigny, dem man seine Verwunderung darüber aussprach, erklärte, wenn noch andere Provinzen, etwa Aragon oder Artois, von dem Könige von Spanien abfallen und sich für Freistaaten erklären wollten, so würde man auch von ihnen Gesandte annehmen und sie ebenso behandeln.

Zunächst sah man eine ähnliche Bewegung in Portugal zum Ausbruche kommen.

Das Beispiel der Catalonier schürte daselbst das in der Tiefe glimmende Feuer an; statt gegen diese Provinz zu ziehen, wie die spanische Regierung forderte, beschlossen die Hidalgos von Portugal sich vielmehr selbst von dem Gehorsam der Krone loszureißen: sei es doch höchst wahrscheinlich die hinterlistige Absicht des Grafen Olivarez, den portugiesischen Adel auf die Schlachtbank zu führen und

1) In der unterrichtenden gleichzeitigen Schrift: Origine des mouvements en Catalogne wird S. 60 den Franzosen ein Antheil an dem Ausbruche der Unruhen zugeschrieben, von dem sonst nichts verlautet.

alsdann daſſelbe Syſtem der unbedingten Herrſchaft über die ganze Halbinſel auszubreiten. Den erſten Gedanken, eine ariſtokratiſche Republik zu errichten, verwarfen ſie, weil das Volk dagegen ſein werde; aber ſie blieben dabei, daß der Herzog von Braganza, dem ein Drittheil des Landes gehörte und der die allgemeine Verehrung genoß, auch die Krone des Landes tragen müſſe; ſie ſtellten ihm vor, ſie würden ihn zum König ausrufen: würde er ſich weigern, ſo werde doch ſchon ein ſolcher Act ihn der Rachſucht der Caſtilianer eben ſo gut ausſetzen, als wenn er ſich kühnlich an ihre Spitze ſtelle. Frühere Vorſchläge dieſer Art hatte der Herzog immer zurückgewieſen: jetzt, und zwar, wie verſichert wird, nicht ohne die directe Einwirkung franzöſiſcher Agenten, gab er nach [1]).

Niemals aber iſt eine Umwälzung mit geringerer Anſtrengung vollbracht worden. Der Herzog von Braganza brauchte ſich nur dazu zu entſchließen, ſo war er König von Portugal. Am 15. December 1640 empfing er den Eid der portugieſiſchen Vaſallen als ihr legitimer König, deſſen Erbrecht bisher nur wegen einer gewaltſamen Invaſion der Caſtilianer nicht zur Anerkennung gekommen ſei; mit dem Scepter in der Hand, das einſt über einen caſtilianiſchen König in offener Feldſchlacht erbeutet worden war, durchzog er die Straßen der Hauptſtadt. Die überſeeiſchen Beſatzungen, mit einer einzigen Ausnahme, folgten dem Mutterlande; bis in das ferne Macao vibrirte die Ader portugieſiſcher Selbſtändigkeit nach. Der erſte politiſche Schritt des neuen Königs war, daß er den Bund mit Frankreich ſuchte und ſchloß. Nicht ganz auf gleichmäßige Bedingungen jedoch geſchah das. Die Franzoſen verſprachen dem Könige von Portugal ihren Beiſtand bei einem künftigen Frieden für ſeine gerechten Forderungen; dieſer ſelbſt dagegen verpflichtete ſich, ohne Zuſtimmung von Frankreich keinen Frieden mit Spanien zu ſchließen.

In noch unmittelbarere Abhängigkeit traten die Catalonier zu Frankreich. Durch die portugieſiſchen Nachrichten, die ihnen der Biſchof von Lamego überbrachte, in ihrem Abfalle beſtärkt, aber bei dem erſten Verſuch überzeugt, daß ſie allein unvermögend ſein würden, ſich aufrechtzuerhalten, beſchloſſen ſie, in das Verhältniß zurückzutreten, in welchem ihre Altvordern in früheren Jahrhunderten zu der weſtfränkiſchen, franzöſiſchen Krone geſtanden hatten.

1) Nani: nè mancarono i Francesi, conscii di quanto si tramava, con segretissimi mezzi di confortarlo et animarlo con ampii promessi. Historia Veneta 636.

„Da sie sich dem König überliefern", heißt es in einem Schreiben von Richelieu, „so ist es billig, daß wir alles thun, um sie aufzunehmen." Ein französisches Heer drang in kurzem gegen Tarragona vor; der Erzbischof von Bordeaux vereinigte die maritimen Kräfte des südlichen Frankreichs, um die Küsten zu blokiren.

Mochte das nun gelingen oder nicht, wie es denn nicht gelang, so war doch so viel erreicht, daß die Kräfte der spanischen Monarchie, von der sich bisher alle anderen Selbständigkeiten bedroht gesehen hatten, in sich selbst beschäftigt waren und die Franzosen einen großen Theil der pyrenäischen Halbinsel wie ihr eigenes Gebiet betrachteten.

## Beziehungen zu England.

Indem alle Verhältnisse von Europa sich dergestalt zu ausschließendem Vortheile von Frankreich umkehrten, suchen die Blicke unwillkürlich England; und man ist erstaunt, daß diese Macht solche Dinge ruhig konnte geschehen lassen. Der Grund davon ist: England war in der größten inneren Entzweiung begriffen, von der es jemals betroffen worden ist. Als die Holländer es wagten, jene große spanische Armada an der englischen Küste anzugreifen, während der König von England gewünscht hätte, sie zu beschützen, verließen sie sich auf die Sympathie der englischen Nation, die vielmehr für sie als für ihren König sei [1]).

Niemand könnte es beikommen, die Motive dieser Bewegungen, welche ihren Ursprung in der Tiefe des nationalen Lebens hatten, in der Einwirkung einer auswärtigen Macht zu suchen; aber hatte nicht Frankreich einen Antheil daran, daß sie zum Ausbruche kamen? Ich denke, daran kann kein Zweifel sein.

Schon bei dem Jahre 1635 versichert einer der französischen Staatssecretäre jener Zeit, daß der Widerstand, den Schottland der Einführung der bischöflichen Kirchenverfassung entgegensetze, auf der Ueberzeugung beruhe, daß es dabei auf den Beistand von Frankreich rechnen dürfe [2]).

Die Unruhen in Schottland waren ausgebrochen, England voll

1) Aitzema II, 621: Men wißt hier wel, dat die sterkste party tegen dat hof d. i. tegen den Koninck was.

2) Brienne, Mém. II, 51: Les Écossais se tenant comme assurés de France refusèrent au roi de la Grande-Bretagne de recevoir des évêques; les ministres d'Écosse prirent des mesures contre l'état.

von Gährung, als Richelieu, der sich mit den Holländern zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen gegen die spanischen Niederlande verbunden hatte, im Jahre 1637 den Grafen Estrades nach England schickte, um sich der Neutralität Carls I. zu versichern. Als Gegendienst versprach er dem Könige Hülfe gegen alle, welche übelgesinnt gegen ihn sein möchten. Carl antwortete stolz und würdig: die Eroberung der Küsten von Flandern werde er nicht allein nicht zugeben, sondern zu hindern suchen; gegen seine pflichtvergessenen Unterthanen werde ihm seine Autorität und das englische Gesetz genügen. Richelieu meinte durch die Königin auf den König zu wirken; aber Estrades fand die Königin, bei der damals Madame de Chevreuse lebte, so abgeneigt, daß er es gar nicht wagte, den ihm mitgegebenen Brief ihr zu überreichen. Richelieu hat gesagt, kein Jahr solle vergehen, so werde es beide gereuen, seine Erbietungen verschmäht zu haben.

In der nächsten Umgebung des Cardinals als sein Caplan und Almosenier lebte ein Schotte, Namens Chambers; diesen schickte er jetzt, alle persönlichen Rücksichten auf Carl und dessen Gemahlin aus den Augen setzend, nach Edinburg, um mit den Führern der Mißvergnügten, von denen ihm Estrades einige genannt hatte, Verbindung anzuknüpfen. Chambers hat diese Reise mehr als einmal gemacht [1]). Darf man zweifeln, daß der Rückhalt, den Frankreich, so katholisch es war, den Bewegungen des schottischen Protestantismus gewährte, diesen in seinem Unternehmen bestärkte und vorwärts trieb? Oft hat man die Erzählung wiederholt, daß ein aus Deutschland zurückgekommener schottischer Führer, mißvergnügt über seinen König, von dem französischen Gesandten 50,000 Kronen gefordert habe, um ein Heer in Schottland unter die Waffen zu bringen; Richelieu habe ihm 100,000 Kronen zustellen lassen. Ich weiß das so im Einzelnen weder zu bestätigen noch zu verwerfen. Aus den Berichten des englischen Gesandten ergiebt sich nur, daß auch ihm gegenüber die französischen Minister sich nicht scheuten, ihre Genugthuung über die schottischen Unruhen zu bezeugen. England, sagte ihm Chavigny eines Tages, unterstütze Dünkirchen mit Proviant und Kriegsbedarf; aber das sei auch das Einzige, was es jetzt noch vermöge: Frankreich kenne die Mittel, um England zu verhindern, sich in seine Angelegenheiten zu mischen [1]). Noch dienten viele Schotten in der französischen Armee.

1) Lord Scudamor 9 Jul. 1638: He (Chavigny) spoke of the Scottish affaires in confident terms (zuversichtlich) as yf they were assured that those would find us such worke, as that England can

Andere erschienen häufig in Paris, unter ihnen auch junge Männer von hohem Rang; aber den Gesandten begrüßten sie nicht: von den Einen, sagte er, — denn es war ihm empfindlich, — werde die Messe, von den Anderen die Predigt zu Charenton besucht; zu seiner anglicanischen Capelle komme keiner; er gelte ihnen als der Gesandte von England; der Gesandte für Schottland sei für sie jener Chambers.

Es ist ganz wahr, daß, als trotz der ersten Abkunft zu Berwick die Unruhen sich erneuerten und Carl I. seine Waffen abermals gegen die Schotten zu wenden Anstalt traf, im Jahre 1640 diese die Hülfe des Königs von Frankreich in aller Form nachzusuchen für erlaubt hielten. In einer von dem Secretär des Covenant abgefaßten und von dem Befehlshaber der bewaffneten Macht und einigen anderen ihrer vornehmsten Männer, wie Rothes, Montrose, Montgommery, unterzeichneten Eingabe an Ludwig XIII. beklagen sie sich über den Bruch der ihnen bei der letzten Pacification gemachten Versprechungen und fordern ihn auf, ihnen durch seine Dazwischenkunft den Genuß ihrer althergebrachten Freiheiten, Gebräuche und Gesetze zu verschaffen. Der französische Gesandte in England, Bellièvre, und der Cardinal Richelieu waren im voraus von der Absicht eines solchen Ansuchens unterrichtet. Der Gesandte rieth, es anzunehmen: der Cardinal urtheilte, die Sachen seien noch nicht so weit, daß dies geschehen dürfe; man müsse erst abwarten, daß Carl I. einen gegründeten Anlaß gebe, indem er etwa, wie er vorhabe, einen Vertrag mit Spanien schließe [1]). Das Schreiben der Schotten fiel der englischen Regierung in die Hand, und diese beklagte sich bei der französischen; aber Ludwig XIII. konnte erklären, daß er von der Sache nichts wisse.

In kurzem aber entbrannte die Bewegung in England selbst, und ein ähnliches Verhältniß bildete sich auch hier. Königin Henriette verließ sich darauf, daß sie die Schwester des mächtigen Königs von Frankreich sei und dieser sie an ihren Feinden rächen werde [2]). In

hardly prejudice France further than by those convoys of Dunkerke. And said with all that they know well, how the English went about to embroyle their affaires, they know, how to hinder it.

1) Vû que S. M. ne manque pas de bonne volonté pour l'Écosse, mais de sujet et de prétexte, qu'elle aura alors tout entier. Richelieu an Bellièvre Ende Februar oder Anfang März 1640 in der Sammlung von Avenel.

2) Auszüge aus den Depeschen von Montereuil bei Mazure, Histoire de la révolution de 1688. III, 414. 429.

der That aber ſtand Richelieu eben mit dieſen in gutem Vernehmen; der franzöſiſche Geſandte in London war in Verbindung nicht allein mit Lord Holland, welcher ſich im Anfange des langen Parlaments zur populären Partei hielt, ſondern auch mit den eigentlichen Führern derſelben. An jenem entſcheidenden Tage, als Carl I. in dem Parlament erſchien, um ſeine fünf vornehmſten Gegner aus demſelben hinwegzuführen, waren ſie durch den von dem Vorhaben unterrichteten franzöſiſchen Geſandten — wenigſtens rühmt er ſich deſſen ſelber — gewarnt worden und deshalb ausgeblieben. So fanden die dem Königthume widerſtrebenden Elemente in ihren erſten Anfängen, wo ſie noch ſchwach waren, den Rückhalt franzöſiſcher Unterſtützung. Carl I. hat in Richelieu immer einen der vornehmſten Urheber ſeiner Unfälle geſehen [1]). Da der engliſche Hof ſich zu Spanien neigte, ſo hielten die Franzoſen für nothwendig, ſich hiergegen durch Verbindungen in dem Parlament zu ſichern. Im November 1641 haben ſie ſich gerühmt, daß in dem Parlament nichts vorkommen könne, was einigen Bezug auf Frankreich habe, ohne dem Geſandten ſogleich hinterbracht zu werden [2]).

1) Il re della Gran Bretagna tiene il re di Francia per fabbro principale delle sue calamità. Correro, Relatione di Francia 1641.

2) That they are so strong in the house of commons, as that whatsoever business shall be moved concerning France, will be presently reported to the Ambassador, and that he had power enough to sweeten and appease any thing shall be proposed there. Disp. of Richard Browne, 29 Nov. 1641.

## Siebentes Capitel.

# Richelieu und die Monarchie in den Jahren 1641, 1642.

Vergleicht man nun den Zustand, in welchem Richelieu einst die französische Staatsverwaltung übernommen, mit dem, in welchen er sie gebracht hatte, welch ein Unterschied! Damals die Politik der spanischen Monarchie in allen Grenzen fortschreitend, nicht mehr wie einst in stürmischen Angriffen, aber in ruhiger systematischer Umfassung, und eben im Begriff, die französische Macht ganz und gar einzuschließen: jetzt dagegen an allen Punkten geworfen. Damals waren durch die vereinigte Autorität des Kaiserthums, der katholischen Ligue und der spanischen Streitkräfte das linke Rheinufer und der Strom selbst, die große Pulsader des mitteleuropäischen Lebens, in Abhängigkeit von ihr: jetzt beherrschten die Franzosen Lothringen, den Elsaß, den größten Theil des Rheingebietes; in dem innersten Germanien kämpften ihre Heere. Damals waren die Franzosen von den Zugängen zu Italien und der Seemacht im Mittelmeere so gut wie ausgeschlossen: jetzt hatten sie ein großes oberitalienisches Land inne, in Folge nicht etwa eines flüchtig gelungenen Ueberfalles, sondern oft wiederholter Kriegsunternehmungen in großen Feldzügen; ihre Flotten waren siegreich im ligurischen Meere und erschienen drohend vor den spanischen Häfen. Auf der pyrenäischen Halbinsel selbst, deren vereinte Kraft so lange den europäischen Mächten das Gesetz vorgeschrieben oder hatte vorschreiben wollen, war ein Kampf zweier großer Provinzen, von denen die eine sich als ein Königreich darstellte, zum Ausbruche gebracht; die französischen Vorposten standen bis 60 Leguas vor Madrid. Und wie hingen alle diese Dinge so genau zusammen! Auf dem Reichstag in Regensburg machte die

Nachricht von dem Abfalle Portugals einen für die Dauer noch nachhaltigeren Eindruck, als die Nähe der feindlichen Truppen, die sich bald entfernten. Der Kaiser ließ sich deshalb zu religiösen Concessionen bereit finden, die er bisher immer abgeschlagen hatte.

War es nun die Gewalt der Waffen, die Ueberlegenheit eines großen politischen Talentes, der niemals rastende, jedes Mittel für erlaubt haltende Kunstgriff geheimer Einwirkungen, was diese Umwandlung hervorbrachte? Alles dies hatte Antheil daran; aber der eigentliche Grund der Erfolge liegt in einem anderen Moment.

Was war und ist mächtiger in Deutschland, als der religiöse Gedanke: in Italien, als der Widerwille gegen die Alleinherrschaft fremden Einflusses: in Spanien, als das provinzielle Selbstgefühl? Alle diese Elemente des Lebens ergriff Richelieu im Laufe der Dinge bewußt oder unbewußt und rief sie zu Hülfe. Seine Politik gehörte dazu, um den protestantischen Tendenzen wieder Raum zu machen; er fand dann an ihrer Ursprünglichkeit und Macht, der man von der anderen Seite niemals Gerechtigkeit widerfahren ließ, einen um so nützlicheren, durch halbe Zugeständnisse nicht zu beseitigenden Verbündeten. In Italien hatte er die uralte Abneigung des Papstthums gegen eine vorherrschende Macht und den Ehrgeiz der mittleren oder der kleinen Staaten abwechselnd für sich. In Spanien erweckte er den Hader der sich gegenseitig abstoßenden landschaftlichen Bevölkerungen. Als das mächtigste Element des politischen Lebens in England darf man, wenn ich nicht irre, das Bestreben ansehen, dem Gesetz ausschließend die Herrschaft zu verschaffen, von keinem einseitigen Willen abzuhängen: in demselben begegneten sich protestantische und parlamentarische Ideen. Wenn sich Richelieu mit ihnen verbündete, so rief er dem englischen Königthum einen Krieg hervor, durch welchen es in allen auswärtigen Unternehmungen gelähmt wurde.

Indem die in jedem Lande herrschenden Staatsgewalten von einer Macht, welche ihnen die Spitze bieten konnte, angegriffen wurden, erhoben sich allenthalben die in dem Innern ihnen entgegengesetzten Kräfte und traten mit dieser in Verbindung.

In Frankreich selbst hatte Richelieu die Idee der Monarchie für sich. In den blutigen Bürgerkriegen des vorigen Jahrhunderts hielten es die Träger der königlichen Gewalt schon für einen Ruhm, sie nur nicht fallen zu lassen: ein Genius ersten Ranges, durch seine Geburt dazu berechtigt, hatte sie dann glänzend und tapfer, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, geltend gemacht; nach ihm waren die Bür-

gerkriege wieder ausgebrochen; wie oft und wie dringend hatte dann die nationale Stimme die Herstellung einer kraftvollen höchsten Gewalt gefordert; diesem tiefen Bedürfnisse monarchischer Autorität lieh Richelieu seinen Arm in Frankreich. Das war die eigenthümlich großartige Stellung dieses Staatsmannes, daß die nationalen Bestrebungen der verschiedenen Länder ihn unterstützten: der Ehrgeiz von Italien, die Religion von Deutschland, in England der Sinn für parlamentarische, in Spanien die alte Gewohnheit provinzialer Selbständigkeit, in Frankreich der eingeborne Geist der Monarchie.

Bleiben wir wieder bei dieser stehen, so ward an beschränkende Formen nicht gedacht. Sollte man die Generalstände wieder beleben? Aber sie hatten sich immer als ein Tummelplatz der Factionen, keineswegs als Stützen der Schwächeren und Gefährdeten, sondern noch zuletzt als deren gefährlichste Widersacher gezeigt. Die Parlamente schlossen sich der Regierung lange Zeit lebhaft an; aber die Factionen, welche nach der höchsten Gewalt trachteten, hatten auch bei ihnen Eingang gefunden. Um sie zu dämpfen, durchbrach die Regierung alle alten Schranken. Sie ließ sich nicht nehmen, die, deren Treue ihr verdächtig war, vor besondere Gerichtshöfe zu stellen: denn das sei das Recht des Königs; von ihm gehe die richterliche Gewalt aus. Die Gültigkeit ihrer Edicte wollte sie nicht mehr von der Verification der Parlamente abhängen lassen: denn nur der Gottheit allein sei der König für seine Absichten und Handlungen verantwortlich; wenn das Parlament zu entscheiden hätte, ob dieselben gerecht oder ungerecht seien, so würde er unter der Vormundschaft seiner Unterthanen stehen; der König wäre dann nicht mehr König. Die Idee von der königlichen Gewalt ward wie ein religiöses Dogma aufgefaßt, wer davon abwich, mit derselben Strenge und selbst unter ähnlichen Formen verfolgt, wie sonst die Ketzer.

Nun aber gab es im Reiche noch eine mächtige Körperschaft mit Gerechtsamen, die sich nicht vom Staate herleiten ließen, die katholische Geistlichkeit; eine der wichtigsten Fragen ist, wie sich die zu unbedingter Autorität aufkommende Staatsgewalt zu dieser verhielt.

## Beziehungen zwischen Kirche und Staat.

Unter allen Nicht-Protestanten, die jemals gelebt haben, hat keiner ein größeres Verdienst um den Protestantismus, als dieser Cardinal, der seine politische Macht in Frankreich brach. Er hat ihn dagegen in Deutschland erneuert und in England auf die Bahn

geführt, die ihn zu dem größten Welteinflusse fördern sollte. Im Kampfe gegen die kirchliche Uebermacht der durch Spanien geförderten katholischen Restauration erscheint er als der Nachfolger nicht allein Heinrichs IV., sondern selbst der Königin Elisabeth. Nach seinem Sieg über die hugenottischen Festungen und Kriegsmannschaften ließ er doch die Ausübung des reformirten Gottesdienstes dem Edict von Nantes gemäß mit bewußter Absicht bestehen.

Von Zeit zu Zeit war davon die Rede, die Reformirten dennoch zur Einheit des Glaubens zurückzubringen. Der Cardinal nannte dem römischen Stuhle die Summe, welche er zur Bestechung der reformirten Prediger bestimmt habe; eine große Conferenz zwischen den Vorkämpfern der beiden Parteien dachte er zu veranstalten, überzeugt, daß das Resultat derselben zu Gunsten des Katholicismus ausfallen werde; dies könnte man dann durch Edicte fixiren und deren Ausführung durch die öffentliche Gewalt handhaben. In Rom hielt man jedoch den Erfolg nicht für so sicher und wollte denselben wenigstens erst abwarten: ein Religionsgespräch vorläufig zu autorisiren, lief den alten Maximen der römischen Kirche entgegen, welche jede nationale Selbstbestimmung in religiösen Dingen verwirft. So viel entnehmen wir aus authentischen Mittheilungen[1]). Der Cardinal Richelieu mag dennoch an seinem Gedanken festgehalten haben; eine nicht zu verwerfende Ueberlieferung ist, er habe sich Auszüge aus den Kirchenvätern über die Streitfragen, auf die es ankam, anfertigen lassen und dabei diese erst recht kennen gelernt; er habe reformirten Predigern sogar dogmatische Zugeständnisse, z. B. in Bezug auf den Begriff der Transsubstantiation, angekündigt[2]). In der That erschienen bald von der einen, bald von der anderen Seite Controversschriften in versöhnendem Sinne, welche die Aufmerksamkeit wie der eifrigen reformirten Theologen, so der päpstlichen Nuntiatur erregten. Der Nuntius Scotti rechnet es sich in seinem Berichte zum Verdienste, daß er Schriften dieser Art dem heiligen Officium, von dem sie dann verboten worden seien, angezeigt und Predigten in demselben Sinne, die schon vieles Aufsehen machten, in Paris selbst Einhalt gethan habe. Denn die römische Curie wollte überhaupt von keiner Vermittlung hören; man forderte dort einfach ein Verbot der Ausübung des reformirten Ritus, und die Artikel des Edictes von Nantes untersuchend, glaubte man Bestimmungen darin zu ent-

1) Bei Nicoletti: Vita di Papa Urbano. (Ms. Rom.)

2) Rich. Simon, Lettres choisies I, 1. Bayle s. v. Amyraut.

decken, durch welche sich das motiviren lasse. Ich finde nicht, daß Richelieu darauf eingegangen wäre. Es schien ihm genug, daß durch die kirchlichen Synoden selbst jede Einmischung der Prediger in die politischen Angelegenheiten verpönt, diesen ohne Erlaubniß ins Ausland zu reisen verboten ward, alle fremden Prediger von ihren Stellen ausgeschlossen wurden [1]). Sein Sinn war, sie zu nationalisiren und allein auf den Kirchendienst anzuweisen. Dagegen konnten auch seine Verbündeten nichts einwenden, denen er sich als den Beschützer der reformirten Kirche darzustellen liebte. Die Reformirten selbst, mancher Unbill zum Trotz, die sie von untergeordneten Behörden erfuhren, schlossen sich dem Königthume mit Eifer an. Wie bei der Abwehr der Angriffe von 1636, so haben sie in dem Krieg an der spanischen Grenze mit den Anstrengungen der Katholischen gewetteifert. Die Regierung gestattete ihnen, zerstörte Orte, wie Privas, wieder aufzubauen, wohl nicht aus Zuneigung, aber um den Ausfall in den Steuerraten zu decken, der durch die Verwüstung entstanden war. Nicht mehr die eigene Macht, sondern die Autorität und der Wille der Regierung, ihre politischen Verhältnisse und finanziellen Interessen bildeten jetzt die Sicherheit der französischen Reformirten. So wünschenswerth auch immer der Cardinal die kirchliche Vereinigung fand, so urtheilte er doch und sprach es aus, daß dieselbe nicht durch Mittel zu suchen sei, die dem Staate Gefahr oder Schaden bringen könnten.

Mit dem Papstthume ging Cardinal Richelieu ohnehin keineswegs so durchaus Hand in Hand.

Den Grund und Ursprung der Differenzen, die niemals beizulegen waren, erkennt man, wenn man aus den Berichten der Nuntien ersieht, daß der Cardinal nach seinen Siegen über Rochelle und den Herzog von Rohan, auf das große Verdienst sich stützend, das er sich dadurch erworben habe, den Wunsch zu erkennen gab, zum Legaten des römischen Stuhls in Frankreich ernannt zu werden, wie einst der Cardinal von Amboise. Wie die weltliche, so wollte er auch die geistliche Regierung des Reiches verwalten und sie beide in Einer Hand vereinigen. Ob er, wenn ihm dies gewährt worden wäre, nicht vielleicht strengere Maßregeln gegen die Reformirten genommen hätte, wer will es sagen? Die ganze Lage hätte sich dann verändert. Aber in Rom wollte man, wie sich denken läßt, davon nichts hören. Man brauchte dort das einleuchtende Argument, daß

1) Vialart, Histoire du ministère du C. de Richelieu II, 298.

ein solcher Vorgang die gleichen Forderungen an dem spanischen, selbst an dem kaiserlichen Hofe veranlassen, die universale Autorität der höchsten geistlichen Macht auf das Spiel setzen würde.

Ebenso wies man in Rom den Antrag zurück, den Cardinal zum Coadjutor des Kurfürsten von Trier zu machen, der von beiden gemeinschaftlich gestellt wurde. Denn das würde, so sagte man dort mit Recht, den Concordaten der deutschen Nation, nach denen nur ein Deutscher zu einer Stellung dieser Art befördert werden könne, entgegenlaufen.

Und nicht allein in diesen äußersten Spitzen seines geistlichen Ehrgeizes setzte sich Papst Urban VIII. dem Cardinal entgegen: er versagte ihm auch minder bedeutende Gnaden, z. B. das Generalat der drei alten Orden von Clugny, Citeaux und Prémontré, zu dem er bereits gewählt worden war; er lehnte standhaft ab, den Pater Joseph mit dem Purpur der Cardinäle zu bekleiden: denn eben das sei der Mann, welchem die Welt die Fortsetzung der Kriege, die Verbindung Frankreichs mit den Protestanten, den Ruin unzähliger Kirchen zuschreibe; er beklagte sich überhaupt über die Verwendung hoher Geistlicher zu weltlichen und militärischen Geschäften, die zumal dann Anstoß gab, wenn man einen Cardinal wie Lavalette zur Seite des lutherischen Herzogs von Weimar streiten sah. Er weigerte sich ferner, die geistlichen Prärogativen französischer Könige in den neu unterworfenen Ländern in Uebung kommen zu lassen. Wenn Richelieu die unter Beobachtung der kirchlichen Formen vollzogene Vermählung des Herzogs von Orleans mit einer Prinzessin von Lothringen für nichtig erklären ließ, so widersprach dies allen Grundsätzen von Rom; der Papst konnte es nicht billigen.

In diese immer steigenden Mißverhältnisse griff ein Gegensatz am päpstlichen Hofe selbst, der Hader zwischen den beiden Nepoten des Papstes, ein. Der ältere, Francesco Barberini, dem die Regierungsgeschäfte oblagen, galt für spanisch gesinnt; der jüngere, Antonio, der nach höherem Einflusse strebte, hielt sich an Frankreich. Da nun Ludwig XIII. die Comprotection von Frankreich eben auf Antonio übertragen wollte, so fand das in Rom officiellen Widerstand. Die außerordentliche Nuntiatur in Frankreich verwaltete damals Julius Mazarini, der hauptsächlich durch Antonio's Einfluß befördert worden war und sich nun mit Leib und Seele an die Männer anschloß, die damals die französische Regierung in der Hand hatten. Daß er in Folge spanischer Gegenwirkung von Francesco Barberini plötzlich abberufen ward, hielt König Ludwig XIII. beinahe für eine Beleidi-

gung. Eigentlich geschah es auf den vereinigten Rath Antonio's und Mazarini's, welche beide die nachgiebige Haltung des bisherigen Gesandten für schädlich hielten, daß ein Mann von härterem Stoffe, der Marschall d'Etrée, der schon einst in der valtellin'schen Sache der Curie widerwärtig geworden war, nach Rom geschickt wurde, um die Rechte der französischen Krone kräftiger wahrzunehmen [1]). Hierüber aber erfolgte, was nicht ausbleiben konnte: in kurzem brach die offene Entzweiung aus. Ein unter dem Schutze der französischen Krone stehendes Asyl ward verletzt, ein der Hausgenossenschaft des französischen Gesandten angehörendes Individuum in Rom meuchelmörderisch umgebracht. Dagegen wollte die französische Regierung den Nuntius nicht anerkennen, den man ihr von Rom schickte; sie verbot den Prälaten allen Verkehr mit demselben: dieser ließ verlauten, daß es in Frankreich Prälaten gebe, auf deren Ergebenheit der römische Stuhl zählen könne.

In der That bemerkte man schon seit einigen Jahren in dem französischen Clerus eine wachsende Widersetzlichkeit gegen den Cardinal.

Der vornehmste Grund derselben lag in den immer höher steigenden Geldansprüchen der Regierung an die Geistlichkeit, während diese doch die ihr eigenthümlichen Gesichtspunkte in der Politik zurücktreten sah. In der Versammlung von 1641 begegneten sich abermals gleichsam zwei verschiedene Zeitalter. Die Bischöfe haben in Erinnerung gebracht, daß sie dem König in seinem Krieg eigentlich nur mit ihren Gebeten zu Hülfe zu kommen verpflichtet seien; sie mißbilligten es, daß man sich bei dem Krieg allzusehr auf weltliche Mittel verlasse. Dagegen aber ist es von Einem aus ihrer Mitte als eine Meinung, an der kein guter Franzose zweifle, bezeichnet worden, daß das gesammte Kirchengut dem Könige gehöre, der es einziehen könne, wenn er den Geistlichen nur so viel lasse, um davon zu leben. Die Zeit der ersten Ansicht war für Frankreich nicht mehr, die der anderen sollte erst um Vieles später eintreten. Der Cardinal erlangte endlich eine sehr ansehnliche Bewilligung, aber nicht ohne heftigen Kampf. Zwei Erzbischöfe, vier Bischöfe hat er von der Versammlung geradezu ausgeschlossen, um in derselben Meister zu bleiben.

Man warf dem Cardinal vor, er wolle die Geistlichen ihrer

1) Richelieu an Mazarin: il ne s'est rien fait en cela que par votre conseil. Aubéry, Histoire du Cl Mazarin.

Immunitäten berauben, wie die Güter dem Fiscus, so die Personen dem weltlichen Gericht unterwerfen; er sehe in der Ehe nur einen Civilcontract; sehr absichtlich lasse er das Gedächtniß an die alten gallicanischen Freiheiten auffrischen; sein Sinn sei, ein Schisma zwischen Rom und Frankreich hervorzubringen, durch List und Gewalt sich zum Patriarchen von Gallien zu erheben.

Richelieu trug Sorge, diese letzte Beschuldigung nicht Wurzel schlagen zu lassen; sehr ausdrücklich ließ er sie widerlegen; aber sie hielt ihn nicht ab, die Ansprüche der clericalen Unabhängigkeit mit allen Waffen der Staatsgewalt zurückzuweisen und in der Literatur zu bekämpfen. In Schriften, die unter seiner Autorität erschienen sind, so gemäßigt sie sich übrigens halten, wird doch selbst auf den Grund altpatristischer Aussprüche die Lehre erneuert, daß die Kirche im Staate, nicht der Staat in der Kirche sei [1]).

Die Opposition Edmund Richers gegen die Prärogativen des Papstthums zu dämpfen, hatte Cardinal Richelieu selbst vorzüglich beigetragen. Eine Formel der Retractation wurde Richer vorgeschrieben, kraft deren es unmöglich werden sollte, die Idee der Kirche von der Idee des Papstes zu trennen, in der Sorbonne ein Eid eingeführt, in welchem auch die päpstlichen Decrete beschworen wurden. Richelieu meinte jedoch damit nicht sich ganz auf die Seite des Papstthums zu stellen. Auch die Beschlüsse der allgemeinen Concilien wurden beschworen, zum Zeichen, daß die Decrete der Päpste diesen nicht entgegenlaufen dürften, ja sogar die Decrete der Sorbonne selbst, weil darin die Vorrechte der Krone wahrgenommen seien.

In der Sorbonne gab es noch einzelne Richeristen; aber im allgemeinen hatte die Partei Duvals die Oberhand. Der päpstliche Nuntius macht eine ganze Anzahl von Doctoren namhaft, gute Prediger oder treffliche Federn in lateinischer oder französischer Sprache, welche parteiisch für die Vorrechte des römischen Stuhles eingenommen seien; nur Einen oder Zwei bezeichnete er als Vertheidiger der königlichen Autorität. Dagegen hatte der Cardinal in der Literatur andere Verfechter gefunden. Wir wissen, wie eifrig sich die Jesuiten bisher für die Strenge der kirchlichen Idee ausgesprochen hatten: ein Mitglied des Ordens, Nicolas Caussin, der zum königlichen Beichtvater ernannt worden war und dann dieselbe mit großer

1) De consensu Hierarchiae et Monarchiae lucubratio Isaaci Haberti, lib. V. p. 6.

Rücksichtslosigkeit hervorkehrte, wurde dem Cardinal, den er dadurch bei dem König in Mißcredit zu bringen und zu stürzen suchte, wenn nicht eigentlich gefährlich, doch sehr widerwärtig. Indem Richelieu ihn entfernte, hielt er jedoch für gut, ihm einen Nachfolger aus demselben Orden zu geben, zufrieden, daß dieser versprach, wenn ihm in der Staatsverwaltung etwas verwerflich erscheine, zuerst sich eine Erläuterung von dem Conseil darüber auszubitten, dann auch nöthigenfalls eine geistlich-weltliche Berathung darüber zu veranlassen und sich an den Ausspruch zu binden. Ueberhaupt — wer hätte es glauben sollen? — in dem Streite der beiden Gewalten waren die Jesuiten jetzt für den Staat. Der Nuntius Scotti beklagt sich, von diesen alten Vertheidigern der päpstlichen Prärogative werde diese jetzt am meisten hintangesetzt; ihn selbst wage Keiner zu besuchen, aus Besorgniß, damit den Unwillen der königlichen Minister auf sich zu laden; er billigt, daß einige ihrer Schriften in Rom verboten worden seien, und spricht den Wunsch aus, daß die Revision der zu druckenden Bücher den Provinzialvorstehern der Gesellschaft, als in deren Händen sie keinen Nutzen stifte, wieder entzogen werden möge. Zu seinem Verdrusse schlossen sich die Jesuiten auch den Reunionsideen des Cardinals an. Die Rollen waren gleichsam vertauscht. Je mehr sich die Sorbonne der Anerkennung der kirchlichen Ideen hingab, um so mehr entfremdeten sich die Jesuiten derselben [1]).

Bei dem unberechenbaren Einfluß einer herrschenden Doctrin auf die Gemüther und die allgemeinen Ueberzeugungen war es schon immer ein Gesichtspunkt der Staatsgewalt gewesen, einen solchen Gegensatz zu schaffen und zu erhalten. Franz I. hatte deshalb den Humanisten eine Stelle an der Universität verschafft und die Regungen kirchlicher Abweichung in den Gelehrten begünstigt. War es aber nicht ein ähnlicher Gesichtspunkt des Widerstrebens gegen einen allein herrschenden Lehrkörper, dem die Jesuiten, wenn auch nicht ihre erste Beförderung in Frankreich, aber doch ihre Wiederherstellung durch Heinrich IV. verdankten? In den wichtigsten Fragen hatte dieser Fürst den mächtigen Orden auf seiner Seite. Aber zuerst mit vollem

1) Scotti, Relatione della nunziatura de Francia, April 1641: Gesuiti professando una totale ritiratezza, dubbiosi sempre nell' accostarsi al nuntio di non perdere appresso ministri regii — — J Gesuiti che dovrebbero essere come altre volte defensori della santa sede più degli altri la pongono in compromesso, ma con non poca confusione, venendo a soggiacere alla censura de Sorbonisti per mostrarsi questi presentemente partialissimi della medessima. (Bibl. Corsini zu Rom.)

Bewußtsein von der Sache sah Richelieu, wie das politische Testament zeigt, den Vortheil der Regierung und des Landes in ihrem Gegensatze. Denn wenn, so heißt es da, die Universitäten das Lehramt ausschließend besäßen, so würden sie auf ihre alten widerwärtigen und nachtheiligen Anmaßungen zurückkommen. Allerdings dürfe man dasselbe eben so wenig einer Gesellschaft überlassen, die, so genau in sich verbunden, von einem in der Fremde lebenden Oberhaupt abhänge und dabei so viel Gewandtheit in den Dingen der Welt besitze; sie würde sich sonst leicht durch ihre Schule aller Stellen im Staate bemächtigen und diesem, einem auswärtigen Einflusse nachgebend, vielleicht einmal furchtbar werden [1]). Seine Meinung und sein Rath sind, die beiden Corporationen neben einander bestehen zu lassen; denn selbst durch ihren Wetteifer würden sie dem Lande nützlich werden.

Indem aber erschien in ihrer Mitte noch eine dritte Schule und Partei, die der Jansenisten, die eine nicht minder eigenthümliche Stellung in Bezug auf die kirchliche Verfassung einnahmen, als in Bezug auf die Lehre.

Während Jansen in Löwen die Begriffe von Gnade, Sünde und Vergebung in dem Sinne der ältesten Kirche wieder zu erneuern suchte, war zu Paris dessen einverstandener Studiengenosse und Freund, du Verger de Hauranne, Abbé von Saint-Cyran, eifrig bemüht, sie durch strenge Askese, die von der Nothwendigkeit innerlichster Umwandlung ausgeht [2]), zu bewähren. Aber überdies machte er zu seiner besonderen Aufgabe, die ursprüngliche Idee der alten Kirche von den hierarchischen Gewalten in gelehrten und lebendigen Flugschriften zur Anschauung zu bringen. Er that dies in ausdrücklichem Gegensatze mit den Jesuiten, die damals mit dem die bischöfliche Autorität in England vertretenden Ordinarius zerfallen waren und die Absicht verriethen, die regelmäßigen Kirchengewalten zu erniedrigen. Der Clerus, hierdurch beleidigt und gefährdet, war glücklich, zu seiner Seite einen so tiefsinnigen und schlagfertigen Verfechter zu finden, wie Saint-Cyran, „der sich an dem Mark der alten Kirchenlehrer genährt habe." Saint-Cyran hält an dem göttlichen

1) Une compagnie, qui se gouverne plus qu'aucune n'a jamais fait, par les lois de la prudence — s'adonnant à dieu sans se priver de la connoissance des choses du monde (chap. II, sect. X).

2) Ueber die doctrinelle Grundlage sei es mir verstattet mich auf meine Geschichte der Päpste zu beziehen, Bd. III.

Rechte des Bisthums fest, das er überall voraussetzt; er erklärt die bischöfliche Ordnung für unerläßlich in jeder kirchlichen Gemeinschaft; in der geordneten Hierarchie sieht er eine Repräsentation des Erlösers[1]). Das wiedererwachte Studium der Kirchenväter hatte, wo es mit ernstlicher Aneignung geschah, die Ueberzeugung hervorgebracht, daß die Kirche, wie sie bestand, von ihrem Urbilde selbst in der alten lateinischen Welt weit abgewichen sei und dahin zurückgeführt werden müsse. Auch Saint-Cyran war davon durchdrungen; er wünschte und glaubte, daß eine Reformation der Kirche durch die Prälaten, die von dem Lichte der Wahrheit erleuchtet sein würden, bevorstehe.

Bei einer solchen Ansicht von der Autonomie und Würde des Bisthums mußte nun Saint-Cyran mit allen bestehenden Zuständen brechen. Er war nicht für die Alleinherrschaft des Papstthums in der Kirche; aber noch lebhafter verwarf er eine Transaction, wie das Concordat, auf welcher die französische Kirchenverfassung schon so lange Jahre beruhte. In dem Streit über die Gültigkeit der Ehe des Herzogs von Orleans nahm er gegen den Hof, der sie anfocht, Partei; die Rechte des Staates verschwanden ihm vor der Bedeutung des Sacraments.

Und täglich gewann Saint-Cyran in Paris größeres Ansehen. In einem reformirten Nonnenkloster, dem vor kurzem nach Paris verlegten Portroyal, dessen geistliche Leitung ihm zu Theil geworden, ward jedes seiner Worte wie ein Orakel verehrt. Er war einer von den Männern, die im ernsten Gespräch oder im Briefwechsel, sowie die unmittelbarer Beziehungen zu dem individuellen geistlichen Leben hervortreten, noch größere Gaben entwickeln, als in der Literatur. Ein ungeheures Aufsehen machte es, als ein junger Parlamentsadvocat, dessen Reden alles herbeiströmte und der in dem Selbstgefühle zu schwelgen schien, das die allgemeine Bewunderung hervorbringt, plötzlich unter Saint-Cyrans Leitung sich entschloß, auf den Glanz der Gegenwart und die Aussichten der Zukunft Verzicht zu leisten und sich einem Einsiedlerleben nach dem Begriffe zu widmen, wie ihn sein Meister in dem Studium der Kirchenväter sich gebildet hatte.

Einen Mann von so viel Eifer, Autorität und von einer solchen Macht über die Gemüther konnte eine Regierung wie diese in einem ihr doch sehr entgegengesetzten Sinne nicht lange wirken lassen.

1) Episcopatus fons omnis sacerdotalis operationis; ut episcopus refert Christum, sic episcopum refert parochus. (Aurelius.)

Pater Joseph, wie seine Freunde sagen, „die getreue Schildwache, welche die Feinde der Kirche von fern entdecke“ [1]), hielt dafür, daß Saint Cyran, der abweichende Meinungen hege und verbreite, seine Freiheit nicht länger genießen dürfe. Er wirkte bei dem König einen Befehl zu seiner Verhaftung aus. Mit dem Cardinal, dem man gewöhnlich diese Gefangensetzung zugeschrieben hat, war er ohne Zweifel einverstanden.

Man sieht, was sich auf diesem Gebiete noch regte: die Regierung hielt einen Act der Gewalt für gerechtfertigt, um sich einer noch erst keimenden kirchlichen Opposition zu entledigen.

## Letzte Empörungsversuche und Kriegserfolge.

Im Jahre 1641 traten die Spanier noch einmal mit einem Prinzen von Geblüt, dem Grafen von Soissons, und einigen anderen französischen Großen in Verbindung.

Wir berührten, wie Soissons sich nach Sedan zurückzog, wo ihm dann auf vier Jahre sich aufzuhalten gestattet wurde; ein höchst anomaler Zustand, denn er blieb zugleich im Besitze seiner Hofcharge und seines Gouvernements und traf von dort aus Anordnungen in diesen Eigenschaften, z. B. auch für den königlichen Hofhalt. Beim Ablaufe der Zeit ließ ihm Richelieu die Erwartung ausdrücken, daß er zurückkommen werde. Aber Soissons hatte keine Neigung, weder auf seine Stellung Verzicht zu leisten, noch sich in den Bereich der Gebote des Cardinals, den er persönlich haßte, zurückzubegeben. Indem er an dem Besitzer von Sedan, Bouillon, hierbei Rückhalt suchte und fand, gesellte sich ihm auch das damalige Oberhaupt des Hauses Guise zu. Herzog Carl von Guise und dessen ältester Sohn waren beide in Italien gestorben: die Nachfolge im Hause fiel auf Heinrich von Guise, Erzbischof von Rheims und Inhaber von gar manchen anderen überaus reichen Pfründen. Er leistete jetzt auf seine geistlichen Rechte und Vortheile Verzicht und vermählte sich; aber bei der Vertheilung seiner Pfründen gerieth er in Zwist mit Richelieu; unternehmend wie seine Altvordern bis zum Abenteuerlichen, weigerte auch er sich, dem Gewalthaber Gehorsam zu leisten, und

1) Ce père eut avis, que l'abbé de St. Cyran Basque, qu'il connoissoit de long temps, continuoit à publier plusieurs opinions nouvelles — d'une dangereuse consequence — — de sorte que le roy en étant averty commanda, qu'on le mit prisonnier dans le bois de Vinconnes. Mem. des P. Joseph.

begab sich nach Sedan. So vereinigten sich die Fortsetzer des vornehmsten katholischen und eines der vornehmsten protestantischen Häuser mit einem unternehmenden Prinzen von Geblüt; man wolle sie, so heißt es in einem Briefe Guise's, von einander trennen und treibe sie zum Aeußersten; ihr Heil hänge nur noch von der Kraft ihrer Entschlüsse und ihrer Schwerter ab.

Kein Wunder, daß die Spanier diese Bewegung beförderten und anschürten. In der That hätte ihnen zur Abwehr der eben gegen die Niederlande gerichteten Angriffe nichts erwünschter kommen können. Noch waren sie, unterstützt von den Kaiserlichen, stark genug, um den Franzosen im offenen Felde zu widerstehen, wie sie 1639 bei Thionville die Oberhand behielten; aber seitdem hatte Richelieu sein Augenmerk auf Artois gerichtet: denn diese Provinz, so bemerkte er, gehöre zu den alten Domänen der Krone und könne behalten werden, wenn man sie erobere; er hatte unter großen Anstrengungen Hesdin, Arras und so eben Aire in seine Hand gebracht. Die Spanier glaubten mit Grund, daß die in Sedan ausbrechende Empörung den französischen Waffen eine andere Beschäftigung geben würde; aber noch viel größere Erwartungen und weitreichende Pläne knüpfte man auf allen Seiten daran. Bouillon erklärte, er wolle Frankreich und die Welt von der Tyrannei des Cardinals Richelieu befreien und nicht ruhen, bis ihm dies gelungen sei. Die Absicht ward gefaßt, eine allgemeine gegenseitige Herausgabe der Eroberungen zur Bedingung des Friedens zu machen [1]). Die Spanier hielten sich ihrer Sache so sicher, daß sie sagten, sie würden nicht mehr begehren, wenn sie auch die Hälfte von Frankreich einnehmen sollten.

Die Manifeste, in denen die verbundenen Großen ihren Krieg ankündigten, sind vor allem gegen den Cardinal gerichtet. Merkwürdig, wie sich der Graf von Soissons über die Gelderhebungen aus den geistlichen Gütern ausdrückt. Man halte mit dem Ertrage Corsaren auf dem Meer unter Führung eines Erzbischofs und kirchenräuberische Soldaten zu Land unter Führung eines Cardinals. Die Anklage schismatischer ehrgeiziger Absichten wird auch von ihm wiederholt.

1) Artikel 4 des Vertrages im Archiv zu Brüssel: qu'il sera déclaré et donné des assurances suffisantes de restituer toutes les places du pays que l'on pourroit occuper en France, toutefois que sera fait le même des places qui sont maintenant occupées par les armes de France des Suédois de Weymar en l'empire, Bourgogne, Lorraine et dans les provinces des pays bas.

Es ist versichert worden, daß in Paris, ja in der Bastille selbst, wo die von Richelieu Verbannten lebten, eine Erhebung gegen ihn vorbereitet worden sei. Hugo Grotius findet auffallend, daß eine Bewegung, die offenbar den Spaniern zum Vortheile gereichen müsse, dennoch in der Hauptstadt Beistimmung und Sympathien fand; er bestärkte sich dadurch in der Meinung, daß das Volk ohne Urtheil sei und nur nach Veränderungen verlange.

Die Unternehmung hatte einen Moment großer Aussicht. Ein namhafter kaiserlicher General, Lamboy, war mit einer stattlichen Truppenmacht bei Sedan angekommen; als er Miene machte, oberhalb der Stadt über die Maas zu gehen und dann in Vereinigung mit dem Prinzen in die Grenzen der Champagne einzubrechen, kam es zu einem Zusammenstoß — auf der Höhe von Marfée, 6. Juli 1641 — bei welchem die Franzosen, Anfangs im Vortheil, bald darauf in plötzlichem Schrecken in die Flucht getrieben wurden. Ihre Reiterei, der man einen Theil ihres Soldes abgezogen hatte, wollte nicht fechten. Oder machte, wie man gesagt hat, die Anwesenheit eines Prinzen von Geblüt in den Reihen ihrer Feinde wirklich noch einmal Eindruck auf sie? Aber über allen Unternehmungen gegen den Cardinal schwebte gleichsam ein vom Schicksal bestimmtes Unheil. Dieser Prinz hat seinen Erfolg nicht einmal erlebt. Als er, gleich am Beginne der Schlacht, seine im ersten Anlauf auseinandergetriebenen Reiterscharen wieder zusammenbrachte und diese dann nochmals zersprengt wurden, in dem Getümmel, wo man Freund und Feind nicht unterscheiden konnte, hat ein französischer Gens-d'arme, der ihn nicht kannte, seine Pistole, sie ihm beinahe vor die Stirn setzend, abgefeuert und ihn umgebracht [1]). Der Sieger erlag noch vor dem Siege, und mit seinem Tode ward jeder Vortheil der Seinen unnütz. Guise wandte sich nach Brüssel; Bouillon war glücklich, seinen Frieden machen zu können.

Wie ein fortdauerndes Ungewitter begleiten diese Stürme das Leben des Cardinals. Früher hatten sie ihre vollen Schrecken und Gefahren unmittelbar über seinem Haupt entladen: jetzt, indem sie sich schon zertheilen und ihre Donner verhallen, suchen sie ihn mit einzelnen Schlägen heim; aber sie treffen ihn nicht.

Von Zeitgenossen, die in einer ähnlichen Lage waren, wie Lerma,

1) Die Hauptberichte von beiden Seiten, Bouillons, bei Montrésor II, 309, und Chatillons, stimmen hierin zusammen.

Olivarez, Eggenberg, Buckingham, Concini, Luynes, unterschied sich Richelieu dadurch, daß er nicht eigentlich als Günstling seines Königs angesehen werden konnte, noch viel weniger seine Autorität auf persönliche Gunst gebaut hatte. Vielmehr hatte er unaufhörlich mit denen zu streiten, welche diese Gunst besaßen und ehrgeizige Pläne darauf gründeten. Barradas, der schon einmal den König ganz in seinen Händen zu haben meinte, Saint-Simon selbst, der sich um den Cardinal große Verdienste erworben, ihm aber später Widerstand geleistet hat, der tapfere Toiras und der Beichtvater Caussin in seiner ehrgeizigen Frömmigkeit, junge Damen, zu denen der König eine unschuldige Neigung hegte, aus der Umgebung seiner Gemahlin, und die dann den Gegnern des Cardinals ihr Ohr liehen, die Damen Hautefort und Lafayette: alle erfuhren nach einander die Macht seines Unwillens und mußten vor ihm weichen. Endlich gab Richelieu einen jungen Mann aus seiner näheren Verbindung, Sohn des Marquis Effiat, der ihm besonders durch strenge und geordnete Verwaltung der Finanzen nützlich geworden war, dem König an die Seite.

Henri d'Effiat, Marquis de Cinqmars, war ein ungewöhnlich wohlaussehender junger Mensch; er besaß jene Anmuth des Betragens, die durch die bloße Erscheinung fesselt; in kurzem gewann er die volle Gnade Ludwigs XIII. und erlangte durch die vereinigte Unterstützung des Königs und des Ministers die Würde eines Oberstallmeisters, eine der obersten in der Rangabstufung des Hofes. Richelieu sah ihn als seine Creatur an und meinte unbedingt auf ihn zählen zu dürfen. Aber gar bald zeigte Cinqmars einen sehr unbequemen, nicht zu befriedigenden Ehrgeiz. Er wollte Duc und Pair sein, Truppen führen, im Conseil sitzen, sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Gonzaga vermählen. Richelieu suchte ihn auf seine Stelle zurückzuweisen, gab ihm seine Unterordnung zu fühlen, spottete wohl über seinen Mangel an militärischem Talent. Hierdurch persönlich gereizt, schlug sich Effiat zu den Gegnern des Cardinals; er schmeichelte sich, den König selbst auf diese Seite zu ziehen. Wie man von einem Kalifen erzählt, er habe, als er den Zusammenfluß des Volkes an dem Hause seines Wesirs sah, sich zuerst glücklich gepriesen, weil dieser ihm die Last der Regierung abnehme, aber am anderen Tage doch die größte Empfindlichkeit dagegen kundgegeben, weil ihm die Würde und Ehre der Herrschaft auf diese Weise verloren gehe: so war auch Ludwig nicht ohne Anwandlung übler Laune über die Macht des Cardinals; er hörte wenigstens auf die Afterreden des Günstlings, zumal wenn dieser dem Sparsamen die

Geldausgaben des Ministers in Erinnerung brachte[1]). Hat nun aber Cinqmars, hierdurch ermuthigt, auf den Sturz oder gar den Tod des Cardinals gedacht, so darf man mit Sicherheit sagen, daß der König so weit nicht mit ihm ging; er hat ihm oft erklärt, er könne den Dienst des Cardinals nicht entbehren[2]). Ludwig streifte zuweilen hart an Handlungen hin, die seine Moral oder seine Politik verwarf; aber niemals beging er sie. Cinqmars dagegen ward durch die Besorgniß, von Richelieu durchschaut zu sein und seine Rache fürchten zu müssen, auf dem einmal betretenen Weg immer weiter getrieben. Er hat schon mit Soissons in Verbindung gestanden: nach dessen Untergange wußte sein Freund de Thou, der Sohn des Geschichtschreibers, durch seine Beredtsamkeit den kaum versöhnten Bouillon wieder in das gefährliche Geheimniß einer Verschwörung zu verflechten; Sedan sollte aufs neue der Mittelpunkt einer Unternehmung werden. Und da das damalige Frankreich ohne einen Prinzen von Geblüt eine solche nicht denken konnte, so ward der Herzog von Orleans herbeigezogen; dann begab sich ein Vertrauter von Cinqmars, Fontrailles, im tiefsten Geheimnisse nach Spanien und brachte daselbst nach dem Muster des mit Soissons geschlossenen Vertrages einen Bund zu Stande, kraft dessen diese Macht die Verschworenen mit Geld und Volk zu unterstützen versprach, gegen die Bedingung, daß bei einem künftigen Frieden alle von Frankreich über seine Nachbarn gemachten Eroberungen herausgegeben würden. Richelieu befand sich bereits in einer ziemlich unangenehmen Lage; man bemerkte in der Nähe des Königs einen ihm entgegengesetzten Einfluß; Manche hielten seine Ungnade, seinen Fall für möglich, und überdies riefen die Nachrichten, die man in den Zeitungen las oder durch die eingehenden Briefe erhielt, sowie die umlaufenden Gerüchte eine unbestimmte Besorgniß hervor, ein Mißbehagen, wie es einem stürmischen Ereignisse vorauszugehen pflegt. Da fiel aber dem Cardinal, man hat niemals erfahren, auf welche Weise, dieser Vertrag in die

1) In einem wahrscheinlich zur Fortsetzung der Memoiren bestimmten, ganz im Style derselben verfaßten Aufsatze (bei Avenel) bezeichnet Richelieu als die Absicht Effiats: de faire oster l'autorité, la liberté et la vie non seulement à son bienfaiteur, mais à celui de toute sa maison.

2) Mémoire de Mr de Fontrailles: qu'il ne vouloit en façon quel conque l'éloigner des affaires et se priver du service qu'il croyoit recevoir de luy et qu'il ne luy avoit célé que lorsque S. Em. se déclaroit ouvertement son ennemi, il ne le pourroit plus conserver. Mémoires de Monpesat I, 305.

Hände. Er säumte nicht, ihn dem Könige zuzusenden, der davon auf das tiefste betroffen wurde. Einen Augenblick zweifelte Ludwig XIII. an der vollen Wahrheit der Thatsache: als er überzeugt war, hörte man nur noch Aeußerungen des Erstaunens von ihm [1]). Mochte nun die Gunst, in welcher Cinqmars bei ihm stand, so entschieden und ausgesprochen sein, wie sie wollte, so war er nach dieser Entdeckung verloren. Der König erklärte, er überlasse ihn den Richtern, um nach ihrem Gewissen mit ihm zu verfahren. Cinqmars und de Thou haben sich durch die Rückhaltlosigkeit, die sie bei ihrem Verhöre, die Zuversicht und den Muth, den sie bei ihrer Hinrichtung bewiesen, ein Andenken auf immer gesichert. Die Richter fühlten sich von Mitleiden für ihre Jugend, von Theilnahme für das Talent, das sich in ihren Aeußerungen zeigte, von Bewunderung für ihre moralische Haltung durchdrungen; aber Gnade ließen sie ihnen darum nicht widerfahren.

Indem der Cardinal noch einmal über die inneren Feinde triumphirte, hatten die von ihm geleiteten Truppen auch im Feld allenthalben die Oberhand.

In Deutschland hielten es im Herbste 1641 die französischen und die schwedischen Heerführer für das Beste, sich wieder von einander zu trennen, unter anderm auch deshalb, weil sonst die Deutschen, die im Dienste der beiden Kronen standen, das Unwürdige eines solchen Verhältnisses gewahr werden und sich unter einander vereinigen dürften. Guébriant wandte sich nach dem noch unerschöpften Jülicher Lande. Auf dem Wege gelang es ihm, die Directoren, Officiere und Mannschaften des weimarischen Heeres dazu zu bringen, daß sie ihren Anspruch auf Selbständigkeit wieder fallen ließen und in ihm einen General ganz mit den Befugnissen anderer militärischen Führer anerkannten. Noch stolz über das, was ihm bei Sedan gegen die Franzosen gelungen, suchte Lamboy auch dieses Heer auf: von dem aber — bei Kempten, Januar 1642 — ward er völlig geschlagen, er gerieth hier selbst in Gefangenschaft. Guébriant eroberte Neuß, wie Kempten, und stellte nun dort in langem Aufenthalt die Kräfte seiner Truppen wieder her. Es war eben die rechte Zeit, als er sich im Herbste 1642 entschloß, den Rhein aufs neue zu überschreiten und sich den Gebieten zu nähern, wo die Schweden und die Kaiserlichen schlugen. Torstenson nämlich war nach Mähren ge-

1) des Noyers à Chavigny, 13. Juni, bei Cousin, Mme de Chevreuse 106.

drungen, zurückgewiesen worden, wieder vorgedrungen und der Kaiserlichen in Sachsen bei Leipzig Meister geworden. Doch hätte er sich nicht behaupten können, wäre nicht Guébriant so eben in Thüringen erschienen. Hierauf aber überließen ihm die Kaiserlichen Leipzig; Richelieu erlebte, daß die Franzosen und ihre Verbündeten die deutschen Gebiete, die durch den Frieden von Prag hauptsächlich hätten gesichert werden sollen, beherrschten; die Truppen wandten sich nun nach Franken, um auch den Kurfürsten von Baiern, jetzt ihren vornehmsten Gegner, heimzusuchen.

Näher den eigenen Grenzen nahmen die Franzosen Sedan ein, das ihnen Bouillon in Folge seines Antheils an der Verschwörung von Cinqmars überlassen mußte: sie erfochten einen Sieg in der Franche-Comté.

In Piemont traten jetzt die beiden Prinzen Thomas und Moritz auf die Seite ihrer Schwägerin und der Franzosen. In kurzem sah man Prinz Thomas an der Spitze eines französischen Heerhaufens ins Mailändische eindringen; er eroberte Tortona, das ihm als besonderes Fürstenthum eingeräumt wurde. Nur in der großen Ausdehnung der Unternehmungen Richelieu's erblickten die damaligen Italiener ihre Rettung [1]).

Zur See waren die Spanier im Angesicht von Barcelona zweimal hinter einander geschlagen worden; sie konnten jetzt weder in Catalonien etwas ausrichten — vergebens griffen sie noch einmal Lerida an — noch Roussillon behaupten. Salces und Perpignan fielen in die Hände der Franzosen; in Perpignan huldigten die drei alten Stände, der erste, der dem Adel des Landes an Rang gleich zu sein behauptete und sich von den römischen Curialen herleitete, und der mittlere, jeder unter zwei Consuln, der dritte unter einem Consul der französischen Krone, dem sie schon früher angehört hatten und von da an immer gehorchen sollten.

Nach Portugal waren viele französische Officiere gegangen, für Cavallerie, Dragoner und Fußgänger [2]); sie leiteten dort die Ver-

1) Se ben il desiderio de stender il dominio nel Cardinale non ha misura, i suoi animi però come huomo bisogna che l'abbiano; e siccome l'impresa di Fiandra, del Rossiglione, di stabilirsi il dominio di Catalogna e la ricuperatione della Navarra, più degli interessi d'Italia per buone ragioni di stato gli premono — così il tempo non gli permetterà, di soggiogare questa provincia. Cornero, Relatione 1641.

2) Santarem, Quadro elementar IV, theilt ihre Namen mit.

theidigung der Grenzen. Die Eroberung von Perpignan erfuhren die Castilianer, denen dieselbe verheimlicht worden war, durch die Freudenschüsse der Portugiesen: in Lissabon beging man dies Ereigniß mit einem Tedeum.

Nur dadurch ward der volle Ruin der spanischen Niederlande damals noch aufgehalten, daß die französischen Kräfte sich hauptsächlich nach den Pyrenäen hin gewandt hatten. Nicht unnöthiger Weise wollte Richelieu die schon sich regende Eifersucht von Holland erwecken.

Indessen führte derselbe Kampf die Franzosen in die westindischen Gewässer. Der Eifersucht und dem Widerstande der Spanier zum Trotz faßten sie auf den Antillen festen Fuß; aus dieser Epoche sind ihre Ansiedlungen auf St.-Christoph, Martinique und Guadeloupe; 1641 bemächtigte sich ein kühner Hugenotte Tortuga's an der Küste von St.-Domingo.

Alles bedingte sich, hing zusammen, das Nächste und das Entfernteste; über den unermeßlichen Schauplatz hin waltete Ein Gedanke, der die Welt umfaßte.

## Persönliche Stellung des Cardinals Richelieu.

Das war das eigenthümlich Große in seiner Stellung, die sich über die Regionen des Privatlebens erhob, daß sich alle inneren und äußeren Feindseligkeiten immer persönlich gegen ihn richteten. Von den früheren Irrungen mit England war er wenigstens selbst überzeugt, daß sie von seinen Feinden, um ihn zu stürzen, erweckt seien; von den späteren berührten wir, wie sie sich an den Widerwillen anknüpften, den die Königin unter dem Einfluß einer persönlichen Gegnerin des Cardinals diesem zu erkennen gab. Vom ersten Augenblick waren alle Bestrebungen der Spanier dahin gerichtet, ihn zu stürzen; sie standen in Verbindung mit der Königin-Mutter, mit Montmorency und dem Herzoge von Orleans, zuletzt mit Soissons und Effiat. Aber dadurch ward dann der Cardinal auch angetrieben, ganz Europa in diese Feindseligkeiten zu ziehen. Um in Frankreich zu bestehen, mußte er den Bund mit den Schweden schließen; um bei fortdauernder Gefahr feindselige Einwirkungen auch von dem melancholischen Temperament des Königs abzuwenden, kündigte er den Spaniern den offenen Krieg an. Jeder Unfall der Waffen machte ihn für sich selbst besorgt; jeder gute Erfolg stärkte seine Sicherheit. Ich finde aufgezeichnet, daß die Belagerung von Hesdin

der Nichte des Cardinals, Ducheſſe d'Aiguillon, ſchlafloſe Nächte machte; denn wenn ſie mißlang, ſo wäre die Stellung ihres Oheims bedroht geweſen. Die Eroberung von Perpignan ſollte der Preis ſein, für welchen der König Cinqmars hätte entfernen müſſen, wäre dies durch die Nachricht von jener Verſchwörung nicht ohnehin geſchehen. Der Hader und Gegenſatz der Parteien im Innern Frankreichs ergriff die Nachbarn, indem ſie ſich deſſelben zu bedienen ſuchten, und zog ſie in das Verderben. Es giebt Menſchen, an denen der Haß, den ſie erwecken, faſt das Großartigſte wäre, würde er nicht durch den Widerſtand übertroffen, den ſie dagegen einſetzen.

Richelieu hatte eine Ader von Liebenswürdigkeit in ſeinem Weſen, er galt für unwiderſtehlich, wenn er es ſein wollte; aber dieſer gebildete und feine Geiſt war zugleich bitter, einſeitig, von einer Härte zugleich und Schärfe, die für das Amt eines Großinquiſitors genügen würden. Ueber geheime Dinge war niemals ein Miniſter beſſer unterrichtet. Der päpſtliche Nuntius wollte ihm einmal Mittheilung über gewiſſe Anträge machen, die der Herzog von Orleans an den Vicelegaten in Avignon gerichtet hatte: Richelieu erwiederte ſein Vertrauen damit, daß er ihm die Antwort gab, die von dem Vicelegaten darauf ertheilt worden war. Indem einer der Großen des Reiches zu ihm kommt, um ihm von ſtaatsgefährlichen Anmuthungen, die ihm geſchehen ſind, Anzeige zu machen, zieht der Cardinal bereits ein Papier hervor, worin die einzelnen Punkte derſelben verzeichnet ſind. Man hat geſagt, er habe die Beichtväter zu ſeinen Dienſten gehabt; das beweiſt jedoch nur, welches Erſtaunen die Art von politiſcher Allwiſſenheit erweckte, die man an ihm wahrnahm; eben durch die geheime Kunde, die er ſich verſchaffte, ward er allen gegen ihn gerichteten Anſchlägen überlegen. Mit Vergnügen ſieht er die Feinde, an die er will, in die ihnen gelegten Netze gerathen und ſich verſtricken: nicht anders als ein Jäger, der ein Wild verfolgt. Ueber ihre geheimſten Aeußerungen hält er Buch; mit unbarmherziger Strenge zieht er die Summe ihrer Vergehungen. Wenn die politiſchen Proceſſe zweifelhaften Rechtes in allen Zeiten einen eigenthümlichen Beſtandtheil der franzöſiſchen Geſchichte bilden, ſo waren ſie niemals häufiger, von unerwarteterem Anfang, unzweifelhafterem Ende, als unter Richelieu; er benutzte ſeine geſellſchaftliche Stellung, um ſie durchzuführen. Eines Tages ſah man den Grafen Cramail bei dem Cardinal zur Audienz vorfahren; als er von ihm zurückkam, beſtieg ein ihm Fremder den Kutſcherſitz und fuhr den Grafen ſofort nach der Baſtille. Cramail war einer der belieb-

testen Cavaliere des Hofes; aber man warf ihm vor, daß er den König bei dem letzten Feldzug über die militärische Lage unnöthiger Weise bedenklich gemacht habe. Der Cardinal gewann es über sich, mit dem Marquis Fargis erst zu Mittag zu speisen, ehe er ihn festnehmen ließ; während eines Gespräches, das er mit Puylaurens hielt, wurden die Vorbereitungen zu dessen Gefangennehmung getroffen. In seinem Hause zu Ruel ist Marillac verurtheilt worden: dafür haben sich Erinnerungen der Gewaltsamkeit, durch die populäre Auffassung mythisch übertrieben, aber von den Historikern gern wiederholt, an diesen seinen Aufenthalt geheftet. Es war einer der Grundsätze des Cardinals, daß, wenn man frage, was für den Staat wichtiger sei, Belohnung oder Strafe, der Strafe der Preis gebühre: gegen die öffentlichen Interessen begehe man ein Verbrechen, wenn man Nachsicht gegen Diejenigen übe, welche sie verletzen; Gewissenhaftigkeit müsse Muth haben, ein furchtsames Gewissen begünstige das Böse. Er befolgte die Maxime des Schreckens, daß bei Staatsverbrechen das Verfahren mit der Execution anfangen dürfe, was keine Gefahr in sich schließe, wenn diese nur in Gefangensetzung oder Verbannung bestehe. Von Formen, welche den Einzelnen gegen Ungerechtigkeiten sichern, war hier nicht die Rede: der Begriff der unnahbaren Staatsgewalt hing wie ein bloßes Schwert über allen Gegnern. Wie Viele waren umgekommen! Andere, wie die Marschälle Bassompierre, Vitry, lebten in der Bastille; Andere waren geflüchtet, wie Vendôme noch zuletzt nach England, sie erwarteten die Veränderung, welche die Zeit bringen müsse. Die meisten großen Gouverneure waren gestürzt; Epernon, der sich so lange gehalten, wurde doch zuletzt nach einem seiner Schlösser verwiesen. Diese altrepublikanische Sitte, Mißliebigen von der entgegengesetzten Partei einen bestimmten fernen Aufenthaltsort anzuweisen, war in voller Uebung. Denn in allen Kreisen um die höchste Gewalt her, welche Einfluß auf sie ausüben konnten, sollte der Gedanke derselben ausschließend herrschen.

Es ist ein Mißverständniß, wenn man annimmt, daß Richelieu alles im Lande zu gleicher Tiefe habe erniedrigen wollen. War es doch vielmehr sein persönlicher Ehrgeiz, seine eigene Familie unter der Aegide der königlichen Gnade zu hohem Range zu erheben, den Großen des Reiches ebenbürtig zurückzulassen. Soviel er mit der Macht der großen Gouverneure für die Prärogative der königlichen Gewalt, die Provinzialverwaltungen, wenn es ihr gut scheine, auch wieder zu wechseln, hatte kämpfen müssen, so gab er doch dem popu-

lären Wunsche, diesen Wechsel periodisch fixirt zu sehen, nicht Raum; er blieb vielmehr dabei, die angesehensten Männer, namentlich solche, die durch ihren Besitz in persönlicher Beziehung zu den Landschaften standen, an die Spitze der Provinzen zu stellen. Selbst die Führung der Armee vertraute er am liebsten Männern von hoher Abkunft an. Es schien ihm fast, als sei die königliche Autorität doch nicht stark genug, um für sich allein durch den Begriff der Ordnung im Dienst zu unbedingter Geltung zu gelangen. So warf sich der niedere Adel, durch die Umwandlung der Kriegführung jener Willkür der Heeresfolge, über welche sich Heinrich IV. noch so lebhaft beklagt hatte, und mancher anderen feudalen Vorrechte beraubt, mit Eifer in den regelmäßigen Dienst, wie ihn das Jahrhundert forderte; es eröffnete sich ihm damit gleichsam eine neue Bestimmung und Lebensform; man darf nicht bezweifeln, daß dadurch namentlich in den ersten Zeiten auch auf den Dienst ein gewisser Glanz zurückgefallen ist. Wir sahen oft, mit welchem Nachdruck Richelieu die politischen Ansprüche des Parlaments niederhielt, beseitigte; er nahm auch in den Streitigkeiten dieser Körperschaft mit dem Clerus eher gegen sie Partei; aber weit entfernt, sie in ihrer hergebrachten Stellung zu beeinträchtigen, hat er vielmehr beigetragen, diese zu befestigen; nachdem er eine Zeit lang zweifelhaft darüber gewesen war, hat er die Erblichkeit der Stellen durch seine Anordnungen erneuert; der Begriff der Noblesse der Robe setzte sich seitdem noch entschiedener durch.

Richelieu suchte hauptsächlich mit seinen Freunden, seinen Verwandten und denen, die sich an ihn anschlossen, mit dem, was er seine Allianz nannte, zu regieren.

Eine große Rolle spielte seine Familie in Staat und Krieg. Der Marquis de Pontcourlay, Sohn seiner ältesten Schwester, dessen Kinder den Namen Richelieu fortgepflanzt haben, war General der Galeeren; er ist es, der die Spanier im Angesichte von Genua besiegte. Sein Schwager, Gemahl seiner jüngeren Schwester, Urbain Marquis de Brézé, führte die Landtruppen nicht ohne Auszeichnung; wir finden ihn als Vicekönig von Catalonien; schon that sich auch dessen Sohn Fronsac zur See hervor. Ein Brudersson der Mutter des Cardinals war der Duc de Meilleraye, der vor Perpignan commandirte; er bekleidete das sehr vortheilhafte Amt eines Großmeisters der Artillerie. Noch finden wir immer Schweizer in französischem Dienste, wie denn im Jahre 1635 vier Regimenter schweizerischen Fußvolks geworben wurden; ein anderer Vetter Richelieu's, Cäsar de

Cambout, erhielt die Stelle eines Colonels dieser Truppen, mit der das Recht verbunden war, die Officiere derselben mit ihrem Patent zu versehen. Harcourt, der Savoyen wiedereroberte, war mit einer Schwester dieses Cambout vermählt. Die glänzendste Vermählung aber schloß Richelieu für seine Nichte, die Tochter Brézé's: er verheirathete sie mit dem ältesten Sohne Condé's, Enghien, nachmals dem großen Condé. Welch ein Erfolg, zumal nach den Begriffen der Zeit, daß die tapfersten Sprößlinge der beiden großen Häuser Lothringen und Bourbon in die engste Verbindung mit dem Cardinal traten!

Nichts war ihm überhaupt nützlicher geworden, als das gute Verhältniß zu dem Prinzen von Condé, der zugleich hohen Glanz und tiefe Ergebenheit in diese Allianz brachte. Er rechnete es einem Jeden als die höchste Gunst an, wenn er ihn durch Bande der Verwandtschaft in dieselbe zog [1]).

Wie viele andere, die durch den Umschwung der Ereignisse in hohe und niedere Aemter gekommen waren, schlossen sich ihm mit gleicher Hingebung an!

Zu den dem Cardinal persönlich am genauesten Verbundenen gehörte Franz Leclerc de Tremblai, in dem Capuzinerorden genannt Pater Joseph. Er hatte schon Kriegsdienste gethan, als er in denselben trat; dann als Prediger, Missionar, Professor ungemein wirksam, eifriger Verfolger jeder Abweichung innerhalb und außerhalb des Katholicismus, hatte er sich ein großes geistliches Ansehen und durch eine mit Gewandtheit gepaarte strenge Außenseite Einfluß auf die bedeutendsten Persönlichkeiten des Hofes verschafft: Richelieu dankte ihm zum Theil sein Wiederemporkommen. Zuerst in geistlichen Geschäften hatten sie einander kennen gelernt und sich verbündet: später trat der Pater auch in den weltlichen dem Cardinal zur Seite. Er ließ sich von dem Ordensgeneral und dem Papste Dispens dazu ertheilen. Mit vier anderen Capuzinern, für deren Unterhalt der König sorgte, bildete er dann eine Art von ministeriellem Bureau für die geheimen Sachen diplomatischer, geistlicher und selbst militärischer Natur, wo die Geschäfte zur Kenntnißnahme und Entscheidung des Cardinals vorbereitet wurden. Oft arbeitete Pater Joseph mit demselben; in Ruel war eine Wohnung für ihn

1) Wenn er vom Duc de Lavalette sagt: le choix que le Cardinal avoit fait du duc de la V. pour le recevoir dans son alliance lui donnoit encore une affection plus grande.

bereit gehalten sowie in den königlichen Schlössern Saint-Germain, Fontainebleau, selbst im Louvre. Seinen Einfluß auf den König wendete er ganz im Sinne des Cardinals an, er theilte seine Parteistellung. „Wir müssen," sagte er einmal in Beziehung auf Herzog Bernhard, als dessen bester und nützlichster Freund er galt, „unsere Freunde fördern; denn sie sind die, die uns aufrechterhalten." Einst hatte man ihn mit seinem Sacke auf dem Rücken als armen Klosterbruder auf der Landstraße wandern sehen: jetzt fuhr er in einem königlichen Wagen von Palast zu Palast. Die Abgeordneten der fremden Mächte machten ihm ihren Hof und waren nur unglücklich, ihn oft nicht finden zu können. Der Pater war unerschöpflich, Auswege zu entdecken, Hülfsmittel aufzufinden; er besaß nicht das treffende Gefühl für das Ausführbare, was den großen Staatsmann charakterisirt und den Cardinal so eigen auszeichnete [1]); aber zusammen arbeitend, entwickelten sie die größte Intelligenz, die damals in politischen Dingen thätig war. Der Pater hatte aber, wenn ich so sagen darf, nicht allein Kopf, sondern auch Stirn für alles; nichts brachte ihn außer Fassung, für alles fand er Entschuldigungen, das Gehässigste nahm er ohne Bedenken über sich. Er hat die labyrinthischen Gänge einer vor nichts zurückscheuenden Politik und dunklen Gewaltsamkeit eröffnet. Alle Scrupel hatte er noch weiter von sich geworfen als der Cardinal; in Himmel und Erde beschäftigte ihn nichts weiter, als die Politik des Momentes. Es war mitten in einer Unterredung mit einem geheimen spanischen Agenten, daß er den Schlaganfall erlitt, der ihn zum Tode führte. Auf dem Todbette sah er den Fall von Breisach gleichsam im Geiste, nicht gerade durch Inspiration, wie man annahm; aber er lebte und webte in nichts anderem und wußte, daß dort alles bis zum Aeußersten gekommen war; er meldete das Ereigniß als geschehen dem päpstlichen Nuntius, als ein solches, das den Frieden befördern werde [2]). Der

1) Aus den römischen Papieren ergiebt sich, daß die Erzählung, Richelieu habe P. Joseph zwar zum Cardinal vorgeschlagen, aber insgeheim dagegen gewirkt, in das Reich der Erfindungen gehört. Richelieu nahm dem römischen Hofe seine Weigerung sehr übel.

2) Scudamore, 24. December. The evening he fell sick, he told the C. Bichi, as by inspiration the say, that Brissac was taken and that it was behoovefull to find some means to make peace. Darauf wird sich wohl die Wahrheit jener Scene, in der Richelieu dem Sterbenden die Eroberung kundgethan haben soll, reduciren. Scudamore würde das erwähnen, wenn er davon erfahren hätte.

Cardinal sagte, er verliere in ihm den Mann, auf den er sich am meisten verlassen und der ihm am meisten genügt habe. In seiner Familie betrauerte man Pater Joseph.

In dem Ministerium gab es zuweilen Bewegungen, wie wir denn finden, daß Buillon und Chavigny sich einmal verbanden, um Servien, der nicht mit ihnen übereinstimmte, auszustoßen: den Cardinal berührte das nicht. Auch des Noyers, der nach Pater Josephs Tode die Last der vorbereitenden Geschäfte über sich nahm und Tag und Nacht über den Acten lag, galt doch mehr für einen scharfsinnigen Gehülfen als leitenden Kopf [1]). „Unter dem Cardinal," sagt der venetianische Gesandte, indem er dieser Minister gedenkt, „führen sie die Geschäfte; er öffnet ihnen seine Hinneigungen und Absichten, sie sind Werkzeuge in seiner Hand."

Will man wissen, wie er mit ihnen umging, so muß man eine Instruction ansehen, die Bouillon empfing, als er die Leitung der Finanzen übernahm. Der Cardinal erinnert ihn, dem öffentlichen Vermögen jetzt dieselbe Sorgfalt zuzuwenden, die er bisher auf die Vermehrung des eigenen gewandt habe, von nun an sich mit dem Einkommen, das ihm der König bewillige, zu begnügen und alle seine Gedanken auf die Reform der Finanzen und die Erleichterung des Volkes zu richten, allen Leidenschaftlichkeiten, die er bisher gegen einen Zweiten oder Dritten gehegt habe, abzusagen und die Geschäfte nur nach vernünftigen Gründen zu entscheiden. Bullion versprach ihm auf seine Ehre, dieser Anordnung Punkt für Punkt genau nachzukommen [2]). So erinnerte Richelieu den Erzbischof Sourdis, den Vorwurf zu widerlegen, den man ihm mache, daß er sich mit Niemand vertragen könne, der Welt zu zeigen, daß er ein Mann von Thaten, nicht allein von Worten sei; der erste Unfall, an dem er Schuld war, reichte für den Cardinal hin, um ihn zu entfernen. Da Pontcourlay, dem ein seine Mittel übersteigender Aufwand mit Grund Schuld gegeben wurde, darin keine Aenderung traf, verlor er trotz jenes glänzenden Sieges seine Stelle. Richelieu billigte, daß Jemand, indem er dem Staate diene, auch für sich selber sorge; er hat einst den König mit den Worten eines alten Kaisers erinnert, daß er die Angelegenheiten der Menschen nicht vernachlässigen dürfe, welche die seinigen verwalten. Aber wollte Jemand, fährt er fort,

1) Uomo sagace più nel secondare che di gran maneggi capace.

2) Mémoire de Mr. le C. de Richelieu pour Mr. de Bullion. Surintendant des finances, 11. Januar 1639, in der Sammlung Avenel.

die öffentlichen Angelegenheiten zum Vorwande nehmen, um sein persönliches Interesse durchzuführen, der würde eine Pest im Staate sein. Fehler, welche der Sache schadeten, duldete er auch in seiner nächsten Umgebung nicht.

Richelieu war wie ein zweiter König im Lande. Schon beim Jahre 1629 schildert man ihn, wie die sollicitirende und diensteifrige Menge sein Haus erfüllt, die Thüren seiner Gemächer; wie sie ihn ferner, wenn er etwa in seiner Sänfte herausgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßt, der Eine niederkniet, der Andere eine Bittschrift überreicht, ein Dritter sein Kleid zu küssen sucht; jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blickes von ihm rühmen kann. Denn die Summe der Geschäfte lag schon damals in seinen Händen; er bekleidete die höchsten Würden, deren ein Unterthan fähig ist; aber noch höher stellte es ihn, daß er damit den Purpur der Cardinäle verband; der vornehmste Prinz von Geblüt, Condé, ließ ihm den Vorrang.

Seitdem war er nun noch um Vieles mächtiger und vor allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Ruel, in einem vor dem Nordwind einigermaßen geschützten Park, wo man mitten in dem revolutionären Ruin doch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hierher verpflanzt worden sein sollen [1]). Wenig zugänglich — die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten, — war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte; der König kam oft von Saint-Germain zum Staatsrathe herüber. Fuhr er selber hinüber, so war er von einer Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch in dem Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben; eine ganze Anzahl junger Edelleute aus den vornehmen Häusern, die sich ihm angeschlossen, versah den persönlichen Dienst bei ihm: er hat eine Schule für sie errichtet. Er hielt einen vollständiger besetzten Marstall, glänzendere Dienerschaft, eine kostbarer besorgte Tafel als der König; er wohnte besser. In Paris besaß er das kleine Luxemburg und baute sich Palais Royal, das damals in großen Schriftzügen die Aufschrift Palais Cardinal trug, auch das Hôtel Richelieu: er hatte da jene goldene Capelle, deren Kirchengeräthschaften sämmtlich

1) Mad. de Motteville II, 81: Maison fort agréable par la beauté des jardins et par la quantité des sources, qui sont fort naturelles.

von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen zusammengesetzt waren, ferner eine herrliche Sammlung ausgesuchter Kunstwerke, eine Bibliothek und sein eigenes Theater. Eine berühmte italienische Sängerin, Signora Leonora, ließ er nach seinem Landhause kommen. Für das aufkommende französische Schauspiel hegte er eine Art von Leidenschaft; wer ihm da Vergnügen machte, wie die kleine Jacqueline Pascal, dem stand eine Bitte an ihn frei; seinen Freunden selbst hat es wohl geschienen, als widme er der Durchsicht der Stücke, die er geben ließ, allzuviel anstrengende Aufmerksamkeit. Unentbehrlich war ihm das Gespräch mit geistvollen und angenehmen Freunden; — der Umgang mit einem von ihnen ist ihm von den Aerzten förmlich als Heilmittel vorgeschrieben worden. So war ihm auch eine natürliche Vorliebe und Hinneigung zur Literatur eigen. Wir werden noch berühren, welche mächtigen, productiven Geister ihn umgaben: mit der Monarchie selbst entsprangen auch die literarischen Tendenzen, welche sie verherrlichen sollten. Die Absicht Richelieu's war zunächst auf die Reinigung der Sprache gerichtet. In seinen zur Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen zeigt sich noch das Uebertriebene der bisherigen Schreibweise; der Styl seiner Briefe dagegen ist rein und richtig; die Worte sind wohlgewählt und treffend; in dem Wurf der Sätze prägt sich der Wechsel seiner Stimmungen aus. Bei der Gründung der französischen Akademie war sein vornehmster Gedanke, die französische Sprache von allen Verunstaltungen, die sie durch willkürlichen und regellosen Gebrauch erlitten habe, zu reinigen, sie aus der Reihe der barbarischen Sprachen für immer zu erheben: sie sollte den Rang einnehmen, wie einst die griechische, dann die lateinische; sie sollte in dieser Reihe die dritte sein. Der Begriff des Modernclassischen, den er mit Bewußtsein förderte, hat zugleich eine politische Beziehung, sowie die Zeitung, die er zuerst regelmäßig erscheinen ließ, ein monarchisches Institut war. Wie Richelieu die Literatur mit dem momentanen Leben in Verbindung brachte, so schwebte ihm auch die Nachwelt und ihr Urtheil unaufhörlich vor Augen. Auf seine Veranlassung hat man mancherlei Zusammenstellungen aus den officiellen Papieren versucht, von denen die wichtigste, an eine von ihm selbst unternommene Arbeit anschließend, als eine Geschichte der Zeit erscheint; sie enthält, wiewohl noch formlos, doch schon mancherlei Spuren seiner Durchsicht. Da finden sich auch von allen Productionen, die von ihm herrühren, ohne Zweifel die merkwürdigsten: zahlreiche Gutachten, die er dem König in wichtigen Momenten vorlegte. Man mag sie an Schärfe den Arbeiten Machia-

velli's, an Umsicht und ausführlicher Erörterung den motivirten Rathschlägen des spanischen Staatsrathes vergleichen; an Kühnheit, Größe der Gesichtspunkte, offener Darlegung des Zweckes und dann auch an welthistorischem Erfolg haben sie ihres Gleichen nicht. Sie sind ohne Zweifel einseitig; Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen; er verfolgt die Gegner von Frankreich mit derselben Gehässigkeit, wie seine eigenen; von einem freien, auf die obersten Ziele des menschlichen Daseins gerichteten Schwung der Seele geben sie keinen Beweis; sie sind ganz von dem Horizont des Staates umfangen, aber sie zeugen von einem Scharfblick, der die zu erwartenden Folgen bis in die weiteste Ferne wahrnimmt, der unter dem Möglichen das Ausführbare, unter mancherlei Gutem das Bessere und Beste zu unterscheiden und festzustellen weiß. Der Ehrgeiz Richelieu's war, daß der König ihm folge durch eigene Ueberzeugung, nicht durch Autorität. In ausführlicher Darlegung und strenger Schlußfolge sucht er ihn bei dem Rathe zu fixiren, den er ihm ertheilt. Alle diese Gutachten sind von einem einzigen Gedanken erfüllt, der sich in immer größerer Ausdehnung des Gesichtskreises und der Zwecke entwickelt: Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen — Ausbreitung der Autorität von Frankreich über Europa. Niemals hat sich eine Politik durch glänzendere Erfolge bewährt.

Er war aller Feinde Meister geworden.

Wo war der Graf Olivarez mit seinen Drohungen und persönlichen zugleich wie nationalen Feindseligkeiten geblieben? Die spanische Monarchie war an allen Grenzen zurückgeworfen, in ihrem Innern zersprengt. Wohin war es, um Buckinghams nicht mehr zu gedenken, mit dem Widerstande gekommen, den ihm König und Königin von England entgegensetzten? Carl I. wich so eben nach York, seine Gemahlin verließ das Land. Die Verbindung mit Spanien, welche dem Kaiserthum in den letzten Decennien eine erhöhte Kraft gegeben, war ihm jetzt verderblich geworden. Richelieu hatte eine Partei in Europa und in Deutschland, die den Kaiser Ferdinand III. in dieser Würde nicht anerkannte.

Und wohin waren diejenigen gerathen, unter deren Leitung die inneren Stürme sich so oft gegen Richelieu gesammelt hatten? Seit ihrer Entfernung von Frankreich hatte Königin Maria Medici keinen Augenblick der Zufriedenheit und Genugthuung genossen; sie war von Land zu Land geflüchtet, nirgends willkommen; sie hatte es einmal über sich gewonnen, um die Erlaubniß der Rückkehr nachzusuchen; ihre Bitte war aber vom versammelten Conseil erwogen und abge-

lehnt worden. Indem der Fürst, dem sie das Leben gegeben, neue Provinzen eroberte, war sie in einem Privathause gestorben. Es war das Haus in Cöln, wo der Maler Rubens geboren sein soll, der einst in glücklichen Tagen den ruhmreichen Wechsel ihres Geschickes, wie dort eine Inschrift sagt, „die Epopee ihres Lebens in prächtigen Schildereien" vergegenwärtigt hatte. Die Dämonen, deren Besiegung der Meister damals verherrlichte, hatten sich seitdem einer um den anderen wider sie und ihr Glück gewendet. Der Mann, den sie am meisten befördert und zu seiner Höhe gehoben hatte, war der gefährlichste ihrer Feinde geworden, dem sie erlag.

Der Herzog von Orleans, in der Verschwörung von Cinqmars aufs neue betheiligt, war nach Savoyen gegangen. Um zurückkehren zu dürfen, willigte er ein, fortan lediglich als Privatmann ohne administratives oder militärisches Amt leben zu wollen, ganz wie es dem Könige gefalle, ohne andere Umgebung, als wie dieser sie genehm halte.

Richelieu traf Anordnungen im Haushalte des Königs, selbst welche diesem mißfielen, denen er aber nicht wagte sich zu widersetzen.

Das war nun einmal der Charakter seines Lebens. Jeder seiner Schritte trug Spuren von rücksichtsloser Gewaltsamkeit; das Glück war ihm günstig, wie kaum je einem anderen Sterblichen. Oder war vielmehr alles der Erfolg vordringender Kenntniß, richtiger und unfehlbarer Berechnung? Seine Bewunderer versichern, er habe das Glück selbst dem Schicksal abgezwungen.

Indem Richelieu aber einen so großen Theil der Welt mit dem Winke seines Willens regierte, war er an allen seinen Gliedmaßen gelähmt, von der schmerzhaftesten, gefährlichsten Krankheit heimgesucht; er konnte seine Hand nicht mehr zur Unterschrift anstrengen; er hätte keinen Wagen mehr besteigen dürfen. Um ihn von Ort zu Ort zu bringen, hatte man ihm eine Sänfte eingerichtet mit einem Bett, einem Tisch und einem Stuhle für den, mit dem er sich etwa unterhalten wollte. Darin trugen ihn seine Leibgarden, die sich das nicht nehmen lassen wollten, immer achtzehn und achtzehn, und immer mit entblößtem Haupte, mit einander abwechselnd, von Narbonne nach Paris. Hier und da wurden die Mauern der Städte aufgerissen und ihre Graben mit Brücken bedeckt, um ihm einen minder unbequemen Weg zu bereiten.

Noch dachte er jedoch nicht am Ziele zu sein, weder persönlich noch in Bezug auf die Angelegenheiten der Welt oder Frankreichs,

noch lenkte er das Ruder des Schiffes mit weithinaus spähendem Blick und in gewohnter Sicherheit, als er (Dec. 1642) einem erneuerten Anfalle seiner Krankheit erlag. Er hat sterbend erklärt, er habe nie einen Feind gehabt, der nicht der Feind des Staates gewesen sei. Die Identificirung seiner persönlichen Interessen mit denen des Staates, die seine Stärke im Leben ausgemacht, begleitete ihn in den Tod.

„Da ist," sagte Ludwig XIII. bei der Nachricht von seinem Tode, „ein großer Politiker gestorben"; persönliches Bedauern hörte man ihn nicht aussprechen. In dem Worte liegt die Erklärung oder Entschuldigung seiner ganzen Haltung im Leben.

Was denn nun auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurtheilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Abscheu und Verehrung getheilt, — es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hatte er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreich war heraufgeführt.

---

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

667003

HF
R1934fr

Ranke, Leopold von
Französische Geschichte vornehmlich im
sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert
Bde. 1-2 4.Aufl.

DATE | NAME OF BORROWER

Saunders

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED